F. C. Schlosser's Weltgeschichte

für das

deutsche Volk.

Verfaßt und unter G. L. Kriegk's Mitwirkung bei der Redaction

herausgegeben

von

F. C. Schlosser.

Siebenzehnte Lieferung.

Frankfurt a/M, 1849.

Franz Varrentrapp's Verlag.

Ph. Krebs.

Neuere Geschichte.

Von

Friedrich Christoph Schlosser.

Erster Theil.

(Geschichte des fünfzehnten Jahrhunderts.)

Frankfurt a/M., 1849.
Franz Varrentrapp's Verlag.
Ph. Krebs.



F. C. Schlosser's

Weltgeschichte

für das

deutsche Volk.

Verfaßt und unter G. L. Kriegk's Mitwirkung bei der Redaction

herausgegeben

von

F. C. Schlosser.

Neunter Band.

Frankfurt a/M. 1849.

Franz Varrentrapp's Verlag.

Ph. Krebs.

Druck von Aug. Osterrieth
in Frankfurt a. M.

Geschichte der neueren Zeit.

I. Geschichte des fünfzehnten Jahrhunderts mit besonderer Rücksicht auf den Einfluß der Literatur.

Einleitung und Uebersicht der Verhältnisse des Ostens vor dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts.

Wir sollten die Geschichte des fünfzehnten Jahrhunderts eigentlich mit der italiänischen Geschichte beginnen, weil in Italien damals die ganze neuere Wissenschaft, die schönen und die nützlichen Künste, die Gewerbe, der Handel und die Schifffahrt, wie jetzt in England, blühten; oder auch mit Deutschland, weil die Kirchenversammlungen zu Constanz und Basel die Reformation vorbereiteten und der Hussiten-Krieg ein Vorspiel der Religions-Kriege des sechzehnten Jahrhunderts war. Wir ziehen aber aus Gründen, welche weiter unten angegeben werden sollen, vor, zuerst von den Gefahren zu reden, die dem Christenthum und der Civilisation von Osten her drohten. Wir gehen von den Zügen der Türken und der tatarischen Horden aus, handeln dann von Italien und Deutschland, Frankreich, England und Belgien, und zuletzt von Spanien, Aragonien und Neapel. Die Geschichte der skandinavischen Staaten und Rußlands werden wir, soweit es zum Verständniß des allgemeinen Zusammenhangs der Begebenheiten nöthig ist, mit der Geschichte des sechzehnten Jahrhunderts verbinden, welche wir mit den nordischen Völkern zu beginnen gedenken. Da wir auf den Zusammenhang der literarischen Bildung mit der fortschreitenden bürgerlichen und politischen Entwickelung der einzelnen Nationen und auch auf unsere Sammlungen über das Verhältniß Beider zu einander vorzugsweise Bedeutung legen, so werden wir dem Abschnitt über Literatur einen größeren Raum

widmen, als gewöhnlich zu geschehen pflegt. Man gibt in der Regel nur das Allgemeine an, wir werden dagegen so viel Einzelnes und Specielles aufnehmen, als sich nur immer allgemein verständlich vortragen läßt, da dieses Werk die Fortsetzung einer für gebildete, aber nicht gerade gelehrte Leser bestimmten Geschichte ist.

Aus dieser Ursache dürfen wir auch die asiatischen und türkischen Geschichten, sowie die griechischen und die der Donau-Provinzen nur leise berühren, weil wir nur der Geschichte der fortschreitenden Civilisation der europäischen Völker Schritt vor Schritt folgen, nicht barbarische oder ritterliche Kriegsgeschichten erzählen wollen. Es scheint uns daher auch, daß schon aus dieser Ursache die Geschichte des fünfzehnten Jahrhunderts mit dem fernen Osten begonnen werden muß; denn durch die Kriege der Türken und Tataren wurde das Fortschreiten der Civilisation in Italien gefördert, in Deutschland dagegen gehemmt. Die Eroberungen der Türken und die Verwüstungen der Tataren veranlaßten nämlich einerseits griechische Gelehrte und Künstler aus allen Gegenden des Ostens nach Italien zu flüchten, und hatten andererseits die nachtheilige Folge, daß die deutschen Kaiser, weil sie zu den Türkenkriegen der Päbste bedurften, in den kirchlichen Angelegenheiten das Bestreben der deutschen Nation, sich von römischem Druck und mönchischer Unwissenheit zu befreien, nicht kräftig unterstützen konnten.

Ehe wir zur Geschichte der Osmanen und der lateinischen und griechischen Christen des oströmischen oder byzantinischen Reiches übergehen, müssen wir noch einmal auf die Züge der Tataren und Mongolen einen Blick werfen. Wir wollen nicht auf das Einzelne der früher erzählten asiatischen Geschichten zurückkommen, sondern nur die Hauptpunkte zu einer allgemeinen Übersicht vereinigen, um zu erklären, warum die Türken ein neues mohammedanisches, in sich einiges und starkes Reich in Europa und Asien errichten konnten, während Mongolen und Tataren blos als raubende Horden furchtbar waren. Die Osmanen waren nur ein Stamm, an den sich andere Stämme anschlossen, sie wurden durch Religion und Organisation ein militärischer Staat; die zahllosen Horden von Tataren und Mongolen dagegen kehrten zu ihrer alten Sitte und Vereinzelung zurück, sobald der Führer, der sie zusammen getrieben und gehalten hatte, gestorben war.

Wir setzen als bekannt voraus, daß der Name Türken und Tataren Völkerschaften von kaukasischer Abkunft und Natur bezeichnet, welche äußerlich den germanischen Stämmen gleichen, daß dagegen die Mongolen der Abkunft und der äußeren Gestalt nach von den Letzteren wesentlich verschieden sind. Wir nehmen ferner als bekannt an, daß in den Zeiten, als Dschingiskhan und seine Nachfolger ihre Mongolen in Bewegung setzten, und als nachher Timur seine Kriege führte, die Horden der Tataren von den Mongolen mit fortgerissen und so theils tatarische, theils mongolische Reiche durch die mongolischen Züge begründet wurden. Wenn wir von Türken reden, so werden entweder Stämme verstanden, welche das Reich der Seldschukken gebildet hatten, oder wilde und rohe, aber auch kräftige und tapfere Turkmannen. Im siebenten Bande ist ausführlich berichtet worden, wie zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts Temudschin, der Fürst einer mongolischen Horde am Altai-Gebirge in Oberasien, alle die Nomaden, welche südlich vom Baikal-See umherzogen, unter seiner Herrschaft vereinigte und als ihr Kaiser den Titel Dschingiskhan annahm. Er unterwarf auch die Tataren und den nördlichen Theil von China bis an den gelben Fluß, ehe er den reißenden Strom seiner Mongolen nach Nordwesten und nach Südwesten richtete, und dort auf türkisch-tatarische Stämme traf. Die Letzteren nennt Dschingiskhan's Geschichtschreiber Turkmannen, welches in persischer Sprache Leute bezeichnet, die den Türken ähnlich sind. Diese Stämme wurden von den Mongolen mit fortgerissen. Dschingiskhan wandte sich hierauf mehr nordwärts, und vertrieb die türkischen Stämme der Kankali oder Kankli, welche östlich vom Jaïk wohnten (s. Th. VII. S. 216), aus ihren Sitzen. Die im Westen am kaspischen Meer wohnenden Türken des Kaptschack hatten bald nachher dasselbe Schicksal. In Persien bestand damals das Reich der Chowaresmier, dessen Beherrscher wegen ihrer großmüthigen Unterstützung der Literatur und Kunst und wegen des Antheils, den sie selbst an Poesie, Wissenschaft und Bildung nahmen, auch in Europa berühmt sind (s. Th. VII. S. 212 ff.). Sie waren nach Außen hin nur durch die türkischen Heere in ihren Diensten furchtbar, der Krieg der Mongolen mit den Kankali-Türken führte die Ersteren auch in das Land Mohammed's III., des Schah von Chowares-

mien. Takasch, der Vater Mohammed's, war nämlich mit der Tochter des Khan's eines Zweiges der Kankali-Türken verheirathet, welche unter dem Namen Turkan-Khatune in den persischen Annalen als Amazone und geniale Herrscherin über Gemahl und Sohn berühmt ist, und diese hatte Stämme der oghusischen Türken, denen die Osmanen angehören, sowie Horden von Turkmannen und Kankali nach Persien gezogen, mit deren Hülfe Mohammed das berühmte Reich der Chowaresmier gründete. Diese Stämme waren roh und wild, sie bedrängten nicht blos den Khalifen in Bagdad, sondern sie waren auch dem Sultan selbst gefährlich; deshalb gab Mohammed seiner Mutter Turkan-Khatune, in welcher die Türken das Blut ihrer Herrscher ehrten, einen sonst im Orient nicht gewöhnlichen Einfluß auf die Regierung. Er eroberte kein Land, ohne ihr eine Provinz desselben anzuweisen; sie hatte ein Ministerium von sieben Männern von ausgezeichnetem Verdienste, und ihr Tougra oder Monogramm, welches sie mit eigener Hand auf alle Verordnungen schrieb, bestand aus den Worten: „Beschützerin der Welt und des Glaubens, Fürstin der Türken, Königin der Weiber des Weltalls.“ Ihr Wahlspruch war: „Gottes Gnade ist meine Zuflucht.“ Sie nannte sich Gebieterin der Welt (Khudavend-Dschihan). Ihr Schicksal und das ihres Sohnes ist an einem anderen Orte (Th. VII. S. 221 ff.) erzählt worden. Wir fügen nur noch hinzu, daß die türkischen Stämme vernichtet oder mit den Mongolen fortgerissen wurden, welche Central-Asien unterjochten, das Land jenseit des Oxus (Dschihun), sowie Khorasan und ganz Persien verwüsteten. Noch bei Dschingiskhan's Leben erreichten die Mongolen im Südosten den Sind, im Westen den Euphrat, drangen nördlich am schwarzen Meer nach Georgien, überschwemmten die Krimm, verwüsteten einen Theil von Rußland und befehdeten die Bulgaren an der oberen Wolga.

An der oben angeführten Stelle des siebenten Theils ist im Einzelnen berichtet, wie der Mongolen-Fürst nach seinem Zuge gegen den Westen sich wieder gegen China wandte und, als er starb, schon die westlichen Provinzen dieses Reiches unterworfen hatte. An demselben Orte ist ferner nachgewiesen, auf welche Weise unter den ersten Nachfolgern Dschingiskhan's die Mongolen

sich nördlich vom kaspischen Meer, vom Kaukasus und vom schwarzen Meer festsetzten, und Rußland verwüsteten. Später (unter Timur) wurden diese Angriffe erneut, und die Tataren gründeten im Kaptschack und in Kasan dauernde Reiche. Auch Polen und Ungarn wurden von den Mongolen verheert, sowie andererseits die Länder am Euphrat und Tigris, Armenien, Georgien und Kleinasien unterworfen, nachdem Bagdad, der Sitz der Khalifen, vernichtet war. Endlich eroberten sie auch China ganz, und besetzten Tübet und den Theil von Indien, welcher jenseit des Ganges liegt. Auf diese Weise waren ein halbes Jahrhundert nach Dschingiskhan's Tode seine Nachkommen Beherrscher des größten Theils von Asien. Sie zerfielen in vier Dynastieen, und eine derselben, welche in der jetzt Peking genannten Stadt ihren Sitz hatte, führte dem Namen nach die Herrschaft über die anderen: diese mußten ihr Reich von dem Oberkaiser in Peking zu Lehen nehmen (s. Th. VII. S. 229 f. und 238 ff.). Dschingiskhan's berühmte Reichs-Statuten setzten fest, daß in keiner der vier von ihm stammenden Dynastieen das Erstgeburtsrecht gelten solle, sondern daß, wenn einer der vier Regenten sterbe, jedes Mal alle Prinzen des Hauses sich versammeln und aus ihrer Mitte einen neuen wählen sollten. Diese Einrichtung, welche in kleineren Staaten, selbst im Abendland, unausführbar sein würde, ward die Veranlassung ewiger Kriege. Der Prinzen waren mit der Zeit unzählig viele, alle hatten ein ansehnliches Gebiet und gemiethete Heere in ihrem Dienst oder kriegerische Nomaden der Wüste zu Verbündeten; der Tod eines Regenten rief daher gewöhnlich einen allgemeinen Krieg hervor. Die einzelnen Fürsten griffen zu den Waffen und führten Krieg unter einander oder auch mit den obersten Regenten. Die Geschichte der Nachkommen von Dschingiskhan's beiden ältesten Söhnen, Tschagataï und Tschutschi, erzählt von nichts Anderem, als von den blutigen Kriegen der Thron-Prätendenten. Die eine dieser Dynastieen wurde daher schon in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, die andere am Ende des fünfzehnten vernichtet. Anarchische Verwirrung führte auch in Persien gegen das Jahr 1336 den Untergang der Herrschaft von Dschingiskhan's Nachkommen herbei. In China wurden sie um 1370 vertrieben, und den Nachkommen des mongolischen Eroberers

blieb zuletzt nur die Herrschaft über die Nomadenstämme und Horden von Mittelasien übrig. —

Schon lange vor dem Untergang der von Dschingiskhan und seinen Söhnen gegründeten Reiche schüttelten die Stämme kaukasischen Ursprungs und kaukasischer Bildung, welche wir in den früheren Bänden als Tataren und als Türken bezeichnet haben, das Joch der mehr wilden Thieren als Menschen ähnlichen mongolischen Horden ab. Die seldschukkischen und osmanischen Türken und andere Stämme befehdeten die Christen in Kleinasien; die sogenannten Mamlukken, d. h. gekaufte und als Soldaten gebrauchte Türken, Tataren und andere Kaukasier herrschten in Egypten und breiteten sich nach Syrien aus (s. Th. VII. S. 246), wo sie nachher mit den osmanischen Türken zusammentrafen. Dieser Türken haben wir vorher bei Gelegenheit von Dschingiskhan's Unternehmungen gegen Persien unter dem Namen der Oghusen oder Oighuren gedacht. Eine etwa fünfzigtausend Seelen starke Horde der Letzteren hatte in Hoch-Armenien Zuflucht gesucht. Sie wurde auch dorthin verfolgt, ihr Führer Soliman ertrank in einem Flusse, und seine vier Söhne suchten nach türkischer Art jeder einen Sitz, wo sie mit ihrem Säbel sich und dem Islam nützlich sein könnten; nur einer derselben aber, Ertoghrul, hat als Gründer des osmanischen Reiches welthistorische Bedeutung erhalten. Ertoghrul unterstützte nämlich mit der an Zahl geringen Schaar Türken, welche ihm gefolgt war, den seldschukkischen Sultan Alaeddin, einen der vielen kleinen türkischen Fürsten, welche damals in Kleinasien die Griechen oder auch sich selbst untereinander unaufhörlich befehdeten. Er erhielt zur Belohnung dafür ein Lehen im Gebiet von Angora, machte sich aber bald unabhängig, breitete seine Herrschaft nach Norden hin aus, und schuf eine Reiterei, welche nachher von seinem Sohne Osman und seinem Enkel Urchan vermehrt wurde, und durch Disciplin und Fanatismus furchtbar war. Unter Osman strömten alle kühnen türkischen Räuber nach der von Ertoghrul eroberten Feste Karahissar, dem Sitze seiner Herrschaft. Die neue Macht der Osmanen war den Griechen durch Talent und Muth der Führer, den zahlreichen kleinen türkischen Fürsten des Landes durch Disciplin und Einigkeit um so viel mehr überlegen, als jene Kleinasien vernachlässigten und diese keine eigentliche Organisation

hatten. Die Letzteren waren getheilt und uneinig, ihre Heere glichen Räuberbanden; die Osmanen dagegen organisirten sich nach und nach förmlich als Feudalritterschaft, und ihr Sultan Osman vertheilte ihnen die Eroberungen fast unter denselben Bedingungen, unter welchen Wilhelm der Eroberer den normannischen Rittern England vertheilt hatte (s. Th. VII S. 21 ff.). Erleichtert wurden den Osmanen ihre Eroberungen im nördlichen Kleinasien dadurch, daß gleichzeitig mit ihnen andere türkische Stämme den Süden und die Westküste dieses Landes verheerten, und daß die griechischen Kaiser die Vertheidigung von Bithynien vernachlässigten. Seit Michael Paläologus die Lateiner aus Constantinopel vertrieben, und den Sitz des Reiches von Nicäa wieder dahin verlegt hatte (s. Th. VII S. 187 ff.), wurden alle Streitkräfte des byzantinischen Reiches durch Kriege in Macedonien, in Thracien und im eigentlichen Griechenland aufgerieben. Dies benutzten die Führer der türkischen Banden in Kleinasien. Herr von Hammer, welcher seine Geschichte der Osmanen aus den sehr reichen türkischen Quellen schöpft und diese oft wörtlich wiedergibt, hat aus denselben eine bedeutende Zahl kleiner türkischer Fürsten genannt, die zu Osman's Zeit im südwestlichen Theile von Kleinasien den Griechen Städte und Provinzen entrissen. Die byzantinischen Geschichtschreiber sagen uns, daß Kenchreä, Tripolis am Mäander, Sardes und Ephesus damals entweder erobert oder ganz verwüstet wurden. Während andere Türken die Küste des ägäischen Meeres besetzten, die Inseln verheerten und plünderten, richteten die Osmanen ihre Züge gegen Bithynien, und landeten von Zeit zu Zeit an den Küsten von Thracien. Nur drei Städte Bithyniens, Prusa, Nicäa und Nikomedien, vertheidigten sich über ein Vierteljahrhundert gegen die Angriffe der Osmanen, Smyrna allein bis auf Timur's Zeit, Philadelphia fiel früher. Erst kurz vor Osman's Tode (1326) ergab sich das ganz enge eingeschlossene Prusa, die Hauptstadt Bithyniens, welche von diesem Augenblicke an Hauptstadt des neuen osmanischen Reiches ward. Urchan, der in seines Vaters Spuren trat, eroberte nachher noch Nicäa und Nikomedien, besetzte ganz Bithynien und Paphlagonien, und faßte endlich auch in Europa festen Fuß. Seine Raubschaaren besetzten nämlich im Jahre 1357 den thracischen Chersonesus und das diesem nahe liegende

Küstenland östlich bis nach Rodosto hin, westlich an der Maritza hinauf bis nach Ipsala, und nördlich bis an das Gebiet von Tschorli und Hieraboli. Soliman, Urchan's ältester Sohn, begab sich als Stellvertreter seines Vaters, welcher nie nach Europa kam, in den neueroberten Landstrich, und nahm seine Residenz in Kallipolis oder Gallipoli, welches damals noch eine der bedeutendsten Städte des sinkenden byzantinischen Reiches und der glänzendste Handelsplatz der Seeküste war. Soliman starb vor seinem Vater, und Urchan's zweiter Sohn, Murad I., folgte dem Vater in der Regierung. Von Murad und von seinem Nachfolger ist zwar schon an einer anderen Stelle dieser Weltgeschichte (Th. VIII. S. 554—557) die Rede gewesen; wir müssen aber hier auf seine Geschichte zurückkommen, weil wir dort nur des Verhältnisses der Türken zu den Ungarn und zur Geschichte des Königs Siegmund gedacht haben, hier dagegen ihrer Unternehmungen in Beziehung auf das christliche Reich zu Constantinopel gedenken müssen.

I. Türkische und byzantinische Geschichten bis auf die Eroberung von Constantinopel.

1. Das byzantinische Reich bis auf die Besetzung von Gallipoli durch die Osmanen.

Obgleich in Constantinopel und im ganzen byzantinischen Reich der griechische Charakter entartet, die griechische Wissenschaft und Kunst erloschen war, so behielt doch immer noch die alte Civilisation und ganz besonders die alte Literatur einen mächtigen Einfluß in der alten Hauptstadt des griechischen Reiches, selbst während der militärischen Herrschaft der Lateiner. Kunst und Wissenschaft blühten wieder auf, als Michael Paläologus Constantinopel aufs neue zum Sitz des Reiches machte. Die Venetianer und Genuesen, welche in den Vorstädten von Constantinopel einen unabhängigen Staat bildeten, viele Niederlassungen im griechischen Lande hatten und ihren Handel in der Krimm, am ganzen östlichen Ufer des schwarzen Meeres und von dort aus, wie Marco Polo's Reisen beweisen, bis nach China und nach Indien hin trieben, verbreiteten byzantinische Kunst und griechische Gelehrsamkeit im Westen. Wir dürfen daher die höchst unerfreuliche Geschichte der Nachfolger des Kaisers Michael Paläologus nicht ganz übergehen. Michael (s. Th. VII S. 186 ff.) hatte in Europa noch zwei griechische Regenten neben sich, welche in Aetolien, Epirus und Thessalien als Fürsten regierten; diese erkannten seinen kaiserlichen Titel an und nannten sich nur gebietende Herren (despotae). In Asien war zu Trapezunt ein Kaiserhaus, welches Michael und die Seinigen nicht als legitim erkannte. Mit den Resten der lateini=

schen Herrscher im griechischen Lande war Michael fortdauernd im Kriege. Er unterhielt deshalb ganze Schaaren gemietheter Slaven, Bulgaren und Türken, welche den Krieg als Handwerk trieben. Fallmerayer in seiner Geschichte von Morea ist der Meinung, daß Michael trotz der großen Anzahl schwer zugänglicher Ritterburgen, welche die Franken in der Morea errichtet hatten, sie von dort gänzlich vertrieben haben würde, wenn er sich nicht zugleich mit den Despoten von Arta und mit den über Neu-Patras, über Athen, über den Euripus herrschenden Baronen in Krieg eingelassen und die Inseln des ägäischen Meeres zu erobern gesucht hätte. Von Chios, Lesbos, Rhodus und einigen anderen Inseln vertrieb er in der That die Lateiner. Die Pisaner und Genuesen und ihr Handel wurden von ihm sehr begünstigt, die Venetianer und der Pabst begünstigten daher den Sprößling des Hauses Anjou, der sich stellte, als wenn er sich der Rechte des vertriebenen lateinischen Kaisers Balduin annehmen wolle (s. Th. VII. S. 327). Michael suchte den Sturm eines gegen ihn zu richtenden Kreuzzuges dadurch abzuwenden, daß er den Pabst gewann. Er nahm den Schein an, als wenn er den lateinischen Gottesdienst im griechischen Reich einführen wolle. So betrachteten wenigstens sowohl die Griechen als der Pabst anfangs das Anerbieten, welches Michael auf einer Kirchenversammlung der abendländischen Geistlichen den Letzteren machen ließ, daß er nämlich das oberste Ansehen des Pabstes auch im Orient anerkennen lassen wolle. Die Griechen widersetzten sich nicht sehr heftig, so lange nur davon die Rede war, daß des Pabstes Namen neben dem der vier anderen Patriarchen im Kirchengesang erwähnt werden müsse, daß der römische Bischof den ersten Rang haben solle, und daß man an ihn appelliren könne. Darunter litt nur der Patriarch Joseph. Anders war es, als dem Glaubensbekenntniß vom heiligen Geist die Worte angehängt werden sollten: derselbe gehe aus vom Vater und vom Sohne; die letzten zwei Wörtchen (filioque) brachten Alles in Bewegung. Der Pabst ahnte nämlich wahrscheinlich, daß Michael ihn blos abhalten wolle, die lateinische Ritterschaft zu Gunsten des Prätendenten, welcher den Anspruch des lateinischen Kaisers an sich gebracht hatte, gegen Constantinopel aufzubieten, er beruhigte sich daher auch mit dem Zugeständnisse der drei erwähnten Artikel nicht.

Auch läßt der Geschichtschreiber Nikephorus Gregoras den Kaiser in der That sich so gegen seine Geistlichkeit aussprechen, daß er zu verstehen gibt, es habe mit der Unterwerfung unter den Pabst nicht viel auf sich. Als daher der Pabst Legaten schickte und andere Forderungen machte, gerieth der griechische Kaiser in große Verlegenheit. Er selbst wollte Wort halten, die Geistlichen und das Volk aber wollten ihm in Rücksicht auf Glauben und Cultus nicht gehorchen. Es entstand Streit und Verfolgung, und Michael blieb bis an seinen Tod (1282) mit seinen eigenen Unterthanen in einem noch härteren Kampf, als mit den Türken, welche sich überall festsetzten. Die griechischen unabhängigen Fürsten (despotae) in Aetolien, Epirus und Thessalien, der Beherrscher von Trapezunt, welcher den Kaisertitel wieder angenommen hatte, ja sogar die lateinischen Barone, die noch auf der Insel Negroponte, in Theben, in Athen und im Peloponnes herrschten, nahmen sich der von Michael um des Pabstes willen verfolgten Griechen an; seine eigenen Geistlichen verfluchten, seine Generale verriethen ihn; fast alle seine weiblichen Verwandten begünstigten die Partei ihrer Landsleute, welche die Unterwerfung unter den Pabst verabscheute. Michael verhängte grausame Verfolgungen über diejenigen seiner Unterthanen, welche nicht glauben oder doch wenigstens nicht in ihr Glaubensbekenntniß setzen wollten, daß der Geist vom Sohne wie vom Vater ausgehe. Er gerieth dadurch in einen so heftigen Kampf, daß er zugleich von seinen Geistlichen mit dem Bannfluch belegt und vom Pabste, weil er das ihm gegebene Versprechen nicht hatte erfüllen können, ebenfalls aus seiner Kirche ausgeschlossen ward. Er starb daher von beiden Kirchen ausgestoßen. Vom griechischen Patriarchen war Michael als Ketzer so verflucht worden, daß sein Sohn und Nachfolger, der sich bisher hatte verstellen müssen, sich gleich bei seinem Tode von seinen Grundsätzen lossagte und seine Leiche nicht in Constantinopel beizusetzen wagte, sondern nach Selymbria bringen ließ.

Michael's Sohn und Nachfolger, Andronikus der Ältere, war, wie fast alle byzantinischen Kaiser der letzten Zeit, ein gründlicher Philosoph, Philolog und besonders Theolog; aber in Büchern vergraben überließ er die Geschäfte Anderen, und war für sich selbst unablässig mit den Streitigkeiten der Geistlichen,

namentlich der Erzbischöfe seiner Hauptstadt, beschäftigt. Unter seiner Regierung streiften eines Theils die Banden der Ritter, welche in den inneren Kriegen Spaniens und in den Kriegen der Engländer und Franzosen als Miethlinge (condottieri) gedient hatten, unter dem Namen Catalonier auf den Inseln und Küsten des mittelländischen Meeres (s. Th. VIII. S. 111) umher, anderes Theils machten die Johanniter-Ritter, die sich nach dem Untergang der christlichen Herrschaft in Palästina auf der Insel Cypern niedergelassen hatten, Rhodus zum Bollwerk der Christen gegen die Türken; die Letzteren aber setzten sich auf den Inseln und auf den Küsten fest, und unternahmen grausame Streifzüge in das Innere. Die Insel Rhodus war, als die Johanniter sich vom Könige von Cypern trennen wollten, zwischen Griechen und Türken getheilt, der Großmeister Falko von Villaret reiste daher nach Frankreich, um ritterlichen Beistand zu erhalten, und nach Rom, damit der Pabst den Glaubenskrieg der Ritter durch Geld fördere. Der Pabst zahlte neunzigtausend Goldgulden, der griechische Kaiser sollte abgefunden und als Lehensherr anerkannt werden; davon wollte aber Andronikus nicht hören, sondern er schickte ein Heer und eine Flotte gegen die Ritter. Villaret griff die Griechen an, schlug sie und eroberte zuerst die Hauptstadt (Aug. 1310), dann die ganze Insel, welche von diesem Augenblick an Eigenthum der Johanniter blieb.

Andronikus hatte die Schwäche, stolz darauf zu sein, daß er die erste Person einer Trias von Kaisern sei; er gab nicht blos seinem Sohne Michael II., sondern auch dessen Sohne, Andronikus dem Jüngeren, den Kaisertitel. Schon vor dem Tode Michael's entzweite sich Andronikus der Ältere mit seinem Enkel, nach demselben (Oktober 1320) schien er Anstalt zu machen, ihn ganz von der Regierung zu entfernen. Er zog einen anderen Enkel, Constantin, hervor, und ließ sogar dessen natürlichen Sohn, Michael, welchem nicht blos Johann Kantakuzenus, sondern auch Nikephorus Gregoras alle Anlagen und Fähigkeiten abspricht, als seinen künftigen Erben behandeln. Der verächtliche Beiname des Katharers, welchen Michael seiner Mutter wegen erhalten hat, scheint ihn sogar als Sohn einer argen Ketzerin zu bezeichnen. Der jüngere Andronikus war in Wollust und Zerstreuung versunken, und

hatte weder Verstand zum Regieren noch Kraft zur Empörung; es gesellten sich aber zwei Männer zu ihm, welche seinen Argwohn gegen den Großvater weckten und ihm nachher mit Rath und That beistanden. Diese beiden Männer, von welchen der eine ein gelehrt gebildeter Hofmann war, der andere über die in griechischen Diensten stehenden Slaven und Bulgaren viel vermochte, waren Johann Kantakuzenus und Syrgiannes. Von dem Ersteren besitzen wir ein dickes, gelehrt und sophistisch geschriebenes Buch über die Geschichte seiner Zeit und besonders über seine eigene. Diese Schrift hat viele Ähnlichkeit mit den Büchern, welche von den Großen der Zeit Bonaparte's, sowie von Thiers und Anderen über die Geschichte ihres Kaisers und seines Kaiserthums geschrieben sind, d. h. Johannes stellt sich und seine Partei überall ins vortheilhafteste Licht. Ein Unterschied besteht freilich zwischen Kantakuzenus und jenen Franzosen: die Letzteren sind nämlich ungelehrt, aber unterhaltend, Johann Kantakuzenus dagegen ist grundgelehrt, aber langweilig. Syrgiannes, der sich neben ihm eindrängte, wird von dem damals lebenden Geschichtschreiber Nikephorus Gregoras, welcher als Schriftsteller völlig ein Kind seiner Zeit ist, der uns ganze Seiten hindurch von Weibern und Pfaffen unterhält, und die Kabalen und Intriguen derselben der Länge nach in seine Geschichte aufnimmt, als sehr praktisch und brauchbar, aber auch als ein Mann ohne Treue und Gewissen geschildert. Des Syrgiannes Großmutter war eine Prinzessin aus griechisch-kaiserlichem Blute, sein Großvater ein Kumane; er selbst hatte sich durch einen zweimal in einer hohen Stelle geübten Verrath bei dem alten Kaiser so verhaßt gemacht, daß dieser ihn in den Kerker hatte werfen lassen und nachher nur auf flehentliche Bitten seiner Mutter wieder frei gab. Der Verräther verband die Schlauheit der Griechen, von welchen er mütterlicher Seits abstammte, mit der Rohheit und Treulosigkeit der Kumanen, denen sein Großvater angehörte. Er hatte nicht sobald vom älteren Andronikus den Auftrag erhalten, den jüngeren zu beobachten, als er diesen reizte, sich gegen seinen Großvater zu erheben. Auch Johann Kantakuzenus rieth als Freund des jüngeren Andronikus diesem, seinen Großvater zu zwingen, daß er ihm die Huldigung von den Großen leisten lasse, was bei seines Vaters Tode Andronikus der Ältere verhindert hatte. Die

beiden Männer, denen sich der jüngere Andronikus ganz überließ, vertheilten dann die Rollen: Syrgiannes blieb an der Donau zurück, um unter dem Vorwande eines von den jenseit der Donau wohnenden Barbaren drohenden Einbruchs ein Heer zu sammeln, Kantakuzenus begab sich nach Gallipoli, von wo aus er mit dem jungen Kaiser und mit Syrgiannes Briefe wechselte. Synadenus, der Protostrator oder Oberbefehlshaber der Reiterei, welcher in Adrianopel sehr mächtig war, wurde ebenfalls für eine Verschwörung gewonnen, welche vorgeblich nur den Zweck hatte, den jungen Kaiser gegen den nichtswürdigen Sohn der Kathara zu schützen. Die Verschworenen sammelten sich nachher in Constantinopel, sie gewannen auch den Kral (König) von Servien für sich. Der schlaue Kantakuzenus, der sich als einen ächten Patrioten darstellt und diese Geschichten mit großer Breite erzählt, rühmt von sich, daß er damals Syrgiannes mit großer Mühe von offener Empörung zurückgehalten habe. Der Geschichtschreiber gesteht aber, daß er und die anderen Verschwornen sich trotzig neben den jungen Kaiser gestellt hätten, sobald diesen sein Großvater zur Rechenschaft gezogen habe. Der alte Kaiser ließ sich einschüchtern, er schien seine Rache gegen seinen Enkel aufschieben zu wollen, bis er die beiden Häupter der Verschwörung aus der Residenz entfernt hätte; das warteten aber diese nicht ab, sondern sie bewogen den jüngeren Andronikus, mit ihnen nach Adrianopel zu gehen (um Ostern 1321). Von diesem Augenblicke an standen sich zwei Höfe, zwei Heere, zwei Kaiser in dem von Türken, Lateinern, Bulgaren, Kumanen und Slaven verschiedener Stämme und Zweige verheerten und geplünderten Lande in unmittelbarer Nähe feindlich gegenüber. Wer unter den beiden Kaisern der schlechtere war, ist schwer zu sagen; denn die Lobeserhebungen, welche Johann Kantakuzenus an den jüngeren verschwendet, sind sehr verdächtig, weil der Geschichtschreiber im Namen des Wüstlings regieren wollte, und Nikephorus Gregoras, der den Alten preist und den Jungen herabsetzt, ist als Schützling des Ersteren ebenfalls verdächtig. Die Geschichte der beiden Kaiser beweist, daß Beide sich wenig um die Regierung bekümmerten, und daß sie die Vertheidigung des Reiches gedungenen Barbaren überließen, vor denen sie selbst in ihrer eigenen Residenz nicht sicher waren, die aber Johann Kantakuzenus

und Syrgiannes besser zu benutzen verstanden, als die Gelehrten, welche der ältere Andronikus zu Rathe zog. Der Letztere mußte sich daher bald nach der ersten Aussöhnung mit seinem Enkel zu einer förmlichen Theilung der armseligen Reste des Reiches verstehen. Seit dieser Theilung war den Türken der Weg in das Innere des getheilten, von Slaven, Bulgaren, Kumanen geplünderten griechischen Reiches geöffnet. Constantinopel und die wenigen Inseln, welche noch zu demselben gehörten, die Städte Kleinasiens, welche, wie Philadelphia und Smyrna, ihre Freiheit noch gegen die Türken behaupteten, sowie Macedonien und das Land westlich von Macedoniens Grenzen bis nach Durazzo erhielt der ältere Kaiser; Adrianopel, das Gebiet im Süden und Osten dieser Stadt und Thracien von Philippopolis an bis zur nördlichsten Grenze des Reiches wurden dem jüngeren Kaiser zugetheilt. Diese Theilung war kaum vollzogen, als ein neuer Zwist ausbrach, weil Syrgiannes eine Kabale gegen Johann Kantakuzenus angesponnen hatte und nach Constantinopel geflohen war, von wo aus er den Kral von Servien für den älteren Andronikus gewann. Der jüngere Kaiser erschien dann mit den rohen Miethtruppen noch im Winter vor Constantinopel, ward aber durch die Kälte genöthigt, die Belagerung aufzugeben.

Im folgenden Jahr war Johann Kantakuzenus, der den Krieg zu führen hatte, glücklicher. Er eroberte zuerst viele kleinere Städte, dann auch Selymbria, und vertrieb sogar, als ihn die Bewohner von Lemnos um Hülfe baten, die Osmanen von dieser Insel. Als endlich das Heer des kaiserlichen Enkels vor Constantinopel erschien, gerieth der ältere Andronikus in die größte Verlegenheit, weil Syrgiannes, welcher aus Perinth herbeigeeilt war, nur wenige Reiter im Dienst hatte und die Türken, die einen großen Theil der Besatzung ausmachten, nicht bleiben wollten. Endlich ward zwischen Großvater und Enkel eine neue Unterhandlung eingeleitet, deren Resultat wir berichten wollen, über deren Anfang und Fortgang aber der im Dienste des alten Kaisers stehende Nikephorus Gregoras und Johann Kantakuzenus, welcher die Kriegs- und Friedensgeschäfte des jungen Kaisers leitete, ganz verschieden berichten. Der Letztere stellt uns den jüngeren Andronikus als sentimentalen Tugendhelden vor, welcher voll tiefer Rührung dem Großvater gern Alles aufopferte, er läßt

lange Reden halten und mischt auch die Weiber in seine Erzählung. Wir dürfen dabei nicht verweilen, weil uns nur das Resultat wichtig ist. Dieses bestand darin, daß Andronikus der Jüngere die Einnahmen und die Verwaltung der ihm vorher besonders überlassenen Gegenden behielt, die oberste Regierung aber dem Namen nach seinem Großvater überließ, wofür dieser ihm Krönung und Residenz in der Hauptstadt versprach. Nach der Aussöhnung machte der jüngere Andronikus einen glücklichen Kriegszug gegen die Bulgaren, kehrte als Sieger nach Constantinopel zurück und ward (Februar 1325) feierlich gekrönt. Das Opfer der Versöhnung war Syrgiannes, welcher, einer Verschwörung beschuldigt, nicht vor Gericht gestellt, sondern vor beide Kaiser gebracht und vom älteren zu ewigem Gefängniß in Ketten verurtheilt ward; in einer späteren Zeit erlangte er jedoch seine Freiheit wieder.

Das Reich zeigte an allen Enden deutliche Spuren der Auflösung. Die Bulgaren behaupteten sich im Besitz von Philippopolis; Thracien wurde von Bulgaren und Slaven, endlich sogar von den tatarischen Horden am Dniestr und Pruth verwüstet, und der jüngere Andronikus durfte sich kaum aus der festen Stadt Didymotika herauswagen. In dieser unglücklichen Zeit des getheilten Reiches eroberten die Osmanen Bithynien, und Prusa ward die Residenz ihres Sultans, der die Stadt Jahre lang eingeschlossen gehalten hatte. Von Didymotika aus trat der jüngere Andronikus mit dem Bulgaren-König Michael in nähere Verbindung; dies reizte, wie es uns scheint, den Argwohn des älteren Andronikus aufs neue gegen seinen Enkel. Der König der Bulgaren hatte den Kral von Servien dadurch tödtlich beleidigt, daß er die Vermählung mit der Schwester desselben verschmäht und Theodora Paläologa, die Schwester des jüngeren Andronikus, geheirathet hatte; dadurch wurde der Kral vom jungen Kaiser entfernt und dem älteren zugeführt, der Bulgaren-König dagegen mit Andronikus dem Jüngeren in Verbindung gebracht. Dieses Mal ward ein förmliches Proceß-Verfahren gegen den jungen Kaiser eingeleitet, er wurde nach Constantinopel vorgeladen. Er reiste auch, begleitet von Johann Kantakuzenus und von Synadenus, welche seit seinem ersten Abfall alle seine Schritte geleitet hatten, von Didymotika nach Selymbria, und hatte sich von dort schon

auf den Weg nach Constantinopel begeben, als ihm sein Großvater den Eintritt in die Stadt verbieten ließ (Oktober 1327). Bei Johann Kantakuzenus erscheint auch diesmal der Enkel ganz unschuldig und voll kindlicher Ehrfurcht; bei Nikephorus dagegen wollen sich Johann Kantakuzenus und Synadenus gern des Alten entledigen, und lassen deshalb den Bulgaren-König, den Schwager des jungen Kaisers, nach Didymotika kommen, der Großvater erfährt durch einen Ueberläufer, was in Didymotika ausgemacht sei, und daß sein Enkel überall die Kassen in Beschlag genommen habe, und läßt ihm deshalb verbieten, nach Constantinopel zu kommen. Die letztere Erzählung ist die wahrscheinlichere, die erstere dagegen ein Beweis der schändlichen Heuchelei und Gleisnerei des Johann Kantakuzenus, welcher schon damals den Thron zu erschleichen suchte. Den Charakter desselben Johann Kantakuzenus, der diese Geschichten rhetorisch beschreibt, findet man nachher in der Behandlung des alten Kaisers wieder, welcher zuerst nur ganz leise bei Seite geschoben, dann hülflos gelassen und endlich ins Kloster gesperrt und aufs Härteste behandelt wird. Dies war der Ausgang, der Verlauf war folgender.

Der alte Andronikus hatte, als sich sein Enkel gegen Constantinopel in Marsch setzte (1328), ein Heer von Miethlingen vor der Stadt aufgestellt; dieses anzugreifen, hielt der jüngere Andronikus nicht für rathsam, er zog vielmehr nach Macedonien. Hier wurde er in Thessalonich und in Edessa, dem alten Aegä, so freundlich aufgenommen, daß sogar der heilige Demetrius ein Wunder für ihn that. Die Mönche sorgten für die Verbreitung dieses Wunders, und der heilige Demetrius ward auf diese Weise ein nützlicherer Verbündeter für den jungen Kaiser, als der Kral von Servien für den alten war. Der Kral ließ sich nämlich durch Geld gewinnen und leistete dem alten Andronikus die versprochene Hülfe nicht. Das Heer, welches zum Schutze von Constantinopel aufgestellt war, schlug Synadenus am Flusse Melas, und die Hülfe, welche der wieder für den ältern Andronikus gewonnene Bulgaren-König diesem leisten wollte, vereitelte Kantakuzenus dadurch, daß er mit seinem Freunde und Schützlinge schnell aus Macedonien nach Thracien eilte, um vor dem Bulgaren-Könige, dessen Heer ein Russe commandirte, Constantinopel zu erreichen.

Als Kantakuzenus und sein Schützling dem König der Bulgaren zuvorgekommen waren, ließ dieser sich durch Geld gewinnen und kehrte in sein Land zurück; Constantinopel aber wurde auch von der Seeseite aus bedrängt, weil die Genuesen und Venetianer mit einander in Krieg gerathen waren. Diese beiden Republiken hatten nämlich in Constantinopel und auf allen Küsten bedeutende Niederlassungen, und machten, wenn sie mit einander in Streit geriethen, ihre Sache auf Unkosten der Griechen mit den Waffen aus. Es hatten daher auch in dem Augenblick, als der jüngere Andronikus die Stadt zu Lande einschloß, die Venetianer vierzig Schiffe geschickt, die theils den Hafen von Galata blokirten, theils die Schiffe, welche Waaren und Vorräthe am Bord hatten, im Bosporus wegnahmen. Während auf diese Weise die Stadt zugleich zu Wasser und zu Land bedrängt wurde, verband sich Kantakuzenus mit Verräthern in der Stadt. Die Thore waren gut bewacht, man ward daher einig, daß der junge Andronikus in der Nacht über die Mauern in die Stadt kommen solle. Auf diese Weise gelangten Johann Kantakuzenus und sein Kaiser am 24. Mai 1328 in die Stadt; sie hatten zwar nicht mehr als hundert Mann bei sich, waren aber bald von einer großen Zahl von Verschworenen umgeben. Die Revolution, welche hierauf erfolgte, war gegen die Gewohnheit des Orients ganz unblutig; denn Johann Kantakuzenus, welcher Alles leitete, verletzte nicht leicht den äußeren Anstand und hatte auch keine Ursache dazu, weil er keinen Widerstand fand. Der alte Kaiser erwartete hülflos und verzagend seinen Enkel in dem Palaste. Dieser Palast ward mit achthundert Mann besetzt, und der Alte war, wie uns Nikephorus Gregoras berichtet, nicht wenig überrascht, als er bei dem Prinzen, der ihn vom Throne entfernte, so viele Theilnahme fand, daß dieser in Thränen zerfloß. Die sentimentalen Scenen, welche uns von den zwei gleichzeitigen Geschichtschreibern der Streitigkeiten der beiden Andronikus erzählt werden, scheinen uns romanhaft; unläugbar ist jedoch, daß gegen den Alten mit einer im Orient unerhörten Milde verfahren ward. Heuchelei und Verstellung wurden dabei aufs Äußerste getrieben; denn obgleich alle Macht und aller Einfluß dem alten Kaiser entzogen wurden, so behielt er doch alle äußeren Zeichen des ersten Ranges, alle Ehrenbezeugungen und

Titel, und blieb in dem kaiserlichen Palast wohnen, während sein Enkel den seines Oheims Demetrius bezog. Die freundliche Behandlung des alten Mannes dauerte indessen nicht lange; er wurde bald in seiner Wohnung den Mishandlungen aller Art preisgegeben, welche durch Pöbel und Gesindel, durch Bediente und durch die Creaturen des zum Stadtpräfecten ernannten Synadenus, scheinbar ohne alle Veranlassung von Oben, verübt wurden. Von allem dem schweigt Johann Kantakuzenus; Nikephorus Gregoras dagegen beschreibt die Leiden des alten Kaisers mit lästiger Ausführlichkeit Der alte Mann überlebte seine Absetzung noch um vier Jahre, und ward von Monat zu Monat tiefer herabgedrückt: die ihm ausgesetzte Summe ward immer mehr verringert und von denen, welche sie ausbezahlen oder für ihn verwenden sollten, unterschlagen, er selbst wurde während einer Krankheit seines Enkels ohne dessen Wissen und Willen so lange gequält, bis er in ein Kloster ging und einen Mönchsnamen annahm. Auch im Kloster sogar wurde er nachher noch auf unwürdige Weise gepeinigt.

Die Regierung überließ der jüngere Andronikus gänzlich seinem Freunde Johann Kantakuzenus, welchen Gibbon viel vortheilhafter beurtheilt, als wir zu thun wagen. Gestehen muß man aber, daß Kantakuzenus wenigstens die Milde und Mäßigung, deren er sich rühmte, in sehr vielen Handlungen seines Lebens auch durch die That bewiesen hat. Er lehnte den Antrag des Kaisers, ihn zum Mitregenten anzunehmen, standhaft ab, führte aber die Regierung in des Kaisers Namen bis an dessen Tod (1341). Andronikus ernannte ihn in seinem Testamente zum Regenten während der Minderjährigkeit seines Sohnes Johann Paläologus. Mit dieser Verfügung waren die Hofleute höchst unzufrieden, und das überall von Barbaren verheerte und von barbarischen Söldnern verschiedener Nationen beschützte Land litt aufs neue durch innere Unruhen. Die Kaiserin Mutter, Anna von Savoyen, war in Constantinopel von den Feinden des Regenten umgeben. Dieser suchte beim Kral von Servien Hülfe, vereinigte seine Freunde im festen Didymotika um sich, und nahm endlich im Oktober (1341) in dieser Stadt den Kaisertitel und den kaiserlichen Ornat an. Er selbst beschreibt uns die Feierlichkeit seiner Krönung mit einer Ausführlichkeit, welche beweist, wie wenig er und seine Zeit irgend

eines großen Gedankens fähig waren, da ihnen Armseligkeiten so wichtig schienen. Den Kaisermantel, sagt er, habe er sich selbst umgeworfen; von den Purpurstiefeln, welche bekanntlich das Hauptstück des kaiserlichen Ornats waren, hätten ihm seine Verwandten den am rechten Fuße, die Befehlshaber der lateinischen Truppen im griechischen Dienst den am linken angezogen; der kaiserliche Hauptschmuck sei unter das Bild der heiligen Jungfrau gelegt worden, wo er selbst ihn aufgehoben und auf sein Haupt gesetzt habe. Auch nach dieser feierlichen Übernahme der Kaiserwürde blieb Johann Kantakuzenus seiner Verstellung getreu: er setzte in der Verkündigung seiner Thronbesteigung seinen Namen dem des jungen Kaisers nach. Johann Kantakuzenus und seine Gemahlin, hieß es, sollten in allen öffentlichen Verkündigungen zuletzt, die verwittwete Kaiserin Anna und ihr Sohn Johann Paläologus zuerst genannt werden.

Von dem Augenblick an, als Anna und ihre Generale von Constantinopel aus, Johann Kantakuzenus oder seine Gemahlin zu Didymotika in des Kaisers Johann Paläologus Namen und in ihrem eigenen das Reich verwalteten, und eine Regierung die andere mit Hülfe der in Servien und jenseit der Donau wohnenden Barbaren unaufhörlich bekriegte, verliert die Geschichte der Griechen alle Bedeutung. Wenn wir daher in der Folge noch der Geschichte des sinkenden byzantinischen Reiches erwähnen, so geschieht dies nur, um die Fortschritte der steigenden Macht der Osmanen zu bezeichnen. In den Kriegen, welche Johann Kantakuzenus bald mit dem Kral von Servien, bald mit dem Könige der Bulgaren, bald mit den Stammfürsten der Tataren oder Mongolen in der Krimm, bald mit slavischen Stämmen in Macedonien oder mit Apokaukus, dem Befehlshaber des Heeres der Kaiserin, zu führen hatte, bediente er sich trotz seiner Sentimentalität der furchtbarsten Feinde seines Vaterlandes und seiner Religion, d. h. der Türken. Er wandte sich übrigens zunächst nicht an die osmanischen Türken und ihr Oberhaupt Urchan, sondern an einen anderen Stamm dieses Volkes und dessen Sultan Amurbeg, den Beherrscher von Aidin. Dieser unterstützte den neuen Kaiser während der vier ersten Jahre seiner Regierung mit seiner ganzen Macht, die Osmanen dagegen nahmen für Anna von Savoyen und deren Sohn

Partei. Wie bedeutend die Kriegsmacht der Türken gegen ein Reich war, welches fast gar keine Nationaltruppen mehr hatte, geht aus dem Berichte über die Zahl der Truppen und Schiffe hervor, welche Amurbeg gleich im ersten Jahr von Johann Kantakuzenus' Regierung diesem zu Hülfe schickte (1342). Es heißt, der Sultan sei mit einer Flotte von fünfzehnhundert und achtzig Schiffen, welche achtundzwanzigtausend Mann an Bord gehabt hätten, in die Mündung der Maritza eingelaufen. Wir legen dabei, wie überall, auf die bestimmten Zahlen keine Bedeutung, sondern sehen sie nur als Bezeichnung der Vorstellung an, die man in Constantinopel und in Didymotika von der Macht der Türken hatte. Der Sultan der Osmanen, Urchan, unterstützte Anna und ihren Sohn nicht weniger kräftig; Johann Kantakuzenus ergriff daher 1346 begierig die Gelegenheit, ihn an sich zu knüpfen, als Urchan, welcher damals bereits acht und fünfzig Jahr alt war, sich in seine ganz junge Tochter Theodore verliebt hatte. Die beiden von uns oft angeführten Schriftsteller behaupten freilich, der osmanische Sultan habe sich um die Prinzessin beworben; Michael Dukas berichtet aber, Johann Kantakuzenus habe sie ihm angeboten. Uns scheint es nicht der Mühe werth, die Angaben zu prüfen. Gewiß ist es weniger auffallend und weniger unchristlich, daß Johann Kantakuzenus seine Tochter dem Türken zur Gemahlin anbietet, als daß Anna von Savoyen vorher in einem Vertrage gestattet, daß die Türken gefangene Griechen wie andere Waaren auf den Markt bringen oder auch ausführen dürften. Johann Kantakuzenus selbst als ächter Diplomat und Sophist ergötzt sich und seine Leser durch eine ausführliche Beschreibung der Hochzeitfeierlichkeiten seiner Tochter (1346).

Gleich im folgenden Jahre zeigte sich eine Gelegenheit, die Regierung ganz in eine einzige Hand zu bringen, als die Kaiserin Anna es mit dem Patriarchen zu Constantinopel verdarb und die Unzufriedenen sich an Johann Kantakuzenus wandten. Der Geschichtschreiber Nikephorus Gregoras, der den Hoftheologen machte, war auf Seiten des Patriarchen, als Johann Kantakuzenus nach Selymbria kam, um in der Nähe zu sein, und als die Kaiserin ein Concilium versammelte, um den Patriarchen für einen Irrgläubigen erklären zu lassen; er ist daher von da an ziemlich übereinstimmend mit Johann Kantakuzenus. Dieser er-

schien in dem Augenblicke, als das Concilium den Patriarchen verurtheilt hatte und die Geistlichen, welche von der Kaiserin zu diesem Zwecke gebraucht worden waren, einen glänzenden Schmaus hielten, vor Constantinopel, und ward von seinen und des Patriarchen Anhängern Nachts durch das goldene Thor in die Stadt gelassen. Die verwittwete Kaiserin befestigte ihren Palast und die neben demselben liegende Burg, und rief die Genuesen der Vorstadt zu Hülfe; die Volksmasse stürmte und plünderte aber den Blachernen-Palast und ließ die Genuesen nicht in die Stadt ein; Anna mußte also capituliren. Johann Kantakuzenus blieb sich auch diesmal treu; er war nach außen voll Milde, Huld und Gerechtigkeit, im Inneren herrschsüchtig und falsch. Der Kaiser und seine Mutter behielten zwar Rang und Würde, Johann Kantakuzenus sollte aber den ersten Rang haben und die Regierung allein führen, bis der junge Kaiser, welcher damals erst fünfzehn Jahre alt war, noch zehn Jahre älter wäre; zugleich wurde dieser mit Johann Kantakuzenus' Tochter verlobt. Gleich darauf kam auch Urchan nach Constantinopel, ward dort festlich empfangen und bewirthet, und lernte damals aus eigener Anschauung den elenden Zustand des gesunkenen Reiches kennen. Nikephorus Gregoras schildert uns bei dieser Gelegenheit die mit Goldflitter bedeckte Armseligkeit sehr kläglich. Er berichtet, die kaiserliche Familie sei so arm gewesen, daß man es sogar an ihrer Kleidung und ihrem Hausrath gesehen habe. Statt der Edelsteine, sagt er, erblickte man falsche Steine und buntgefärbtes Glas, statt der Gold- und Silberstoffe und der kostbaren Teppiche bedeckte vergoldetes Leder die Wände, statt goldener und silberner Geräthe sah man nur zinnernes, kupfernes und thönernes Geschirr. Selbst die Kirchen wurden nach und nach der Heiligenbilder und alles kostbaren Schmuckes beraubt und alles, was einigen Werth hatte, aus ihnen verkauft; und dennoch entstand zwischen den Prinzen, welche sich bald der Türken gegen die Servier und Bulgaren, bald der Letzteren gegen die Ersteren bedienen mußten, neuer Zwist. M a t t h ä u s K a n t a k u z e n u s, Johann's ältester Sohn, und Johann Paläologus waren fortdauernd in Streit, und Anna von Savoyen konnte auf die Dauer den Frieden nicht erhalten, den sie mehrere Male durch ihr Zureden vermittelte. Ihr Sohn besetzte endlich Adrianopel und

gab dadurch den Osmanen Gelegenheit, sich, wie oben erzählt ist, in Europa fest anzusiedeln. Johann Paläologus hatte nämlich zwar die Stadt Adrianopel eingenommen, die Burg aber nicht erobern können, Johann Kantakuzenus war herbei geeilt, er hatte die Burg entsetzt, und die Barbaren in seinem Dienste hausten furchtbar in allen den Orten, in welche Johann Paläologus aufgenommen worden war. Dieser wandte sich von Didymotika aus, wohin er zurückgewichen war, an die Venetianer, an den Kral von Servien und an den König der Bulgaren, welche dann an denen, die es mit Kantakuzenus und seinem Sohne und Bruder hielten, ähnliche Gewaltthätigkeiten übten, wie jener vorher an den Anhängern der Paläologen geübt hatte (1352). Endlich wandte sich Johann Kantakuzenus an die Genuesen, die in Galata, also in einer der Vorstädte von Constantinopel, einen förmlichen Staat im Staate bildeten und höchst eifersüchtig auf die Vortheile waren, welche die Venetianer durch Johann Paläologus erlangten. Zugleich bat er seinen Schwiegersohn Urchan um Hülfstruppen. Der Letztere schickte seinen Sohn Soliman, der sich dann nicht auf Streifzüge gegen die Servier und Bulgaren beschränkte, sondern sich auch einen festen Platz an der Meerenge ausersah, von wo aus er die Herrschaft seines Stammes über Thracien ausbreiten und mit dem in Bithynien bestehenden Reiche desselben in Verbindung bleiben könne (1356). Dieser Platz war die Burg Tzympe (Dschemenlik) an der Küste, anderthalb Stunden von Kallipolis oder Gallipoli. Nicht lange nachher (1357) ward auch Kallipolis besetzt. In dieser Stadt und von derselben aus wurde ein Staat der Türken in Europa gegründet. Uebrigens wird die Geschichte der Einnahme von Dschemenlik und von Kallipolis von Türken und Griechen so romanhaft erzählt, daß selbst Gibbon, der die dürren Berichte über griechische und türkische Kriege so gern durch Blumen der Rede und durch unterhaltende Anekdoten erheitert, nöthig gefunden hat, auf das Fabelhafte der gewöhnlichen Berichte aufmerksam zu machen.

2. Das byzantinische und osmanische Reich bis zur Schlacht bei Kossowa (1389).

Zu der Zeit, als Urchan durch seinen ältesten Sohn Soliman in Thracien ein türkisches Reich gründen ließ, fiel der elende Rest des griechischen ganz an Johann Paläologus, welchem Johann Kantakuzenus die Herrschaft freiwillig abtrat. Des Letzteren Sohn, Matthäus Kantakuzenus, suchte vergebens dem Paläologen die Herrschaft streitig zu machen. Johann Kantakuzenus starb als Mönch; Johann Paläologus hatte sein ganzes Leben hindurch mit den Osmanen zu kämpfen, über welche nach Urchan's Tode (1359) dessen zweiter Sohn, Murad oder Amurath I., regierte. Der neue Sultan begann seine Regierung mit Kriegen in Kleinasien, während seine Statthalter sich in Thracien ausbreiteten. Schon 1361 wurde das feste Didymotika genommen, und gleich nachher richtete Murad selbst einen Angriff auf Adrianopel, schlug die Griechen, welche es vertheidigen wollten, eroberte die Stadt und traf alle Anstalten, um seine Residenz und den Hauptsitz des türkischen Reiches dahin zu verlegen. Auch Philippopolis ward erobert, und obgleich der Hauptsitz des Reiches vorerst in Prusa blieb, so residirte doch Murad schon seit 1365 fünf Jahre zu Adrianopel, und leitete von dort aus die Streifzüge seiner Osmanen in das Land der Servier und Bulgaren, in die Gebirge des Westens und nach Macedonien und Thessalien. Johann Paläologus entschloß sich endlich, die abendländischen Christen um Hülfe anzurufen; denn obgleich diese ihm nicht sehr befreundet waren, so war doch im Abendland längst ein Kreuzzug gegen die Türken gepredigt worden. Pabst Urban V., welcher in Avignon wohnte, hatte den König von Frankreich bestürmt, er hatte den französischen Herrn- und Ritterstand, der damals fast ganz unabhängig war, beschworen, seinen Heldenmuth und seine Kriegslust an den Türken zu erproben. Er hätte gar zu gern die furchtbaren Banden der Ritter und Abenteurer, welche in den englischen und französischen Kriegen gebraucht worden waren, sich in Italien den Meistbietenden verkauften und Reiche und Provinzen raubend verheerten, schon 1364 gegen die Türken geschickt; die Absicht des Pabstes war aber dem griechischen Kaiser verdächtig gewesen. Der Pabst hatte dem Kaiser

von den Zurüstungen zu einem Glaubenskriege nicht einmal Nachricht gegeben, dieser hatte sich daher auch nicht bemüht, die Ritter in sein Land zu ziehen. Murad fuhr deshalb fort, den Griechen, Bulgaren, Serviern, Albanesen feste Plätze wegzunehmen, die Einwohner fortzuschleppen und in ihren Wohnsitzen sowie an den festen Orten Türken anzusiedeln.

Die Ritter und Abenteurer, welche Urban V. an die Donau hatte schicken wollen, zogen nachher gegen Egypten, wo sie durch die sogenannten Mammlukken einen furchtbaren Verlust erlitten; nur Amadäus, Graf von Savoyen, leistete dem griechischen Kaiser einen wesentlichen Dienst. Er entriß (1367) den Türken Gallipoli, und übernahm den Auftrag, den Pabst zu bewegen, daß er einen neuen Kreuzzug zur Rettung Constantinopel's predigen lasse. Ein Zug zu Gunsten der Griechen war damals schwieriger als je, selbst wenn diese scheinbar die päbstliche Würde anerkannten oder in den Schoß der lateinischen Kirche zurückzutreten vorgaben. Seit der Zeit der ersten Paläologen, wo dies schon einmal versucht worden war, hatte sich der Haß der griechischen Geistlichkeit gegen die lateinische und der Abscheu des Volkes vor dem lateinischen Gottesdienst bis ins Unglaubliche gesteigert. Der größte Verehrer des Griechenthums, Urban's V. Freund Petrarcha, führt in seinen Briefen Urtheile der Griechen über den lateinischen Gottesdienst an, die fast noch härter sind, als diejenigen, welche von den ersten Protestanten gefällt wurden. Nichtsdestoweniger kam Johann Paläologus auf den Gedanken seines Ältervaters zurück, das byzantinische Reich durch eine Aussöhnung mit der lateinischen Kirche zu retten. König Ludwig der Große von Ungarn, der Gemahl der Prinzessin Elisabeth von Bosnien, hatte um diese Zeit (1367) denselben Grund wie Johann Paläologus, einen Kreuzzug der lateinischen Christen gegen die Türken zu wünschen. Er hatte über die Bulgaren gesiegt, ihren König gefangen genommen und mehr als die Hälfte ihres Landes besetzt; die Türken, welche die festen Plätze der Bulgaren und Griechen erobert und sich überall im Gebirge eingenistet hatten, waren ihm daher gefährliche Nachbarn geworden. Er ließ sich willig finden, die Führung eines Kreuzzuges zu übernehmen, welchen Pabst Urban V. predigen lassen wollte; nur machte er die Bedingung, daß nicht blos der griechische

Kaiser, seine Familie und sein Hof, sondern auch das ganze Volk die Gebräuche der lateinischen Kirche (denn die Lehre war Nebensache) annehmen solle. Johann Paläologus war entweder so verblendet, daß er dies durchsetzen zu können glaubte, oder so einfältig, daß er wähnte, er sei im Stande, die abgefeimten Italiäner und Südfranzosen durch den Schein zu betrügen; er ging wenigstens auf die Sache ein. Er selbst unternahm die sehr gefährliche und beschwerliche Reise nach Ofen, um Ludwig, dessen Gemahlin ihn dabei kräftig unterstützte, zu gewinnen, und schickte zugleich eine glänzende Gesandtschaft von acht Personen an Urban V. Diese Gesandtschaft, welche den Grafen Amadäus von Savoyen an ihrer Spitze hatte, traf den Pabst bei dessen Rückkehr von Avignon nach Rom (s. Th. VIII S. 339 f.) zu Viterbo. Hier hielt der lateinische Patriarch von Constantinopel eine Anrede an ihn und that ihm kund, was Johann Paläologus auch dem Könige von Ungarn versprochen hatte, daß nämlich der Kaiser selbst im Frühjahr nach Italien kommen und die Vereinigung der Kirchen zu Stande bringen werde. Der Pabst war voller Freude, er schrieb an alle griechischen Bischöfe und Äbte die freundlichsten Briefe; aber aus dem Kreuzzuge ward doch nichts, weil Ludwig von Ungarn bald keinen Grund mehr hatte, sich mit einem Feinde einzulassen, wie Murad war. Er hatte den vorher von ihm gefangenen König der Bulgaren wieder in Freiheit gesetzt, und ihm sein Land nebst den eroberten Festungen zurückgegeben, die Türken waren daher mit ihm nicht weiter in Berührung. Murad nahm indessen einen Ort nach dem anderen, und eroberte endlich auch Nissa, welches zwischen Constantinopel und Adrianopel gelegen ist und eine Sommer-Residenz der griechischen Kaiser war.

Als weder die Ungarn noch die Bulgaren den Griechen helfen wollten, blieb dem unglücklichen, verarmten, in seiner Hauptstadt gewissermaßen eingeschlossenen Kaiser keine andere Hoffnung mehr übrig, als daß er eine bewaffnete Hülfe von der lateinischen Ritterschaft zu erhalten suche, und sich eine Geldunterstützung vom Pabste verschaffe, welcher von der Christenheit für Kreuzzug und Türkenkrieg unaufhörlich Steuern erhob, die er nachher anders verwendete. Johann Paläologus hatte schon 1368 selbst nach Rom reisen wollen; erst im Jahr 1369 aber trieb ihn die Noth zu die-

sem verzweifelten Schritt, welchen seine eigene Familie mißbilligte, und dessen Ausführung man daher einer jungen Geliebten zuschrieb, der er sich ganz hingegeben hatte. Er eilte nach Rom, und legte dort am 18. Oktober 1369 ein Glaubensbekenntniß ab, dessen Inhalt den Lesern zeigen kann, wie unwesentlich die Punkte waren, welche einen unversöhnbaren Zwist zwischen der lateinischen und griechischen Kirche veranlaßt hatten. Johann Paläologus bekannte nämlich mit lauter Stimme: daß die dritte Person der Dreieinigkeit vom Vater und vom Sohne ausgehe, daß es erlaubt sei, das Abendmahl auch mit ungesäuertem Brote zu feiern, daß die römische Kirche den Vorrang vor allen Kirchen der Welt habe, und daß die oberste Entscheidung in Glaubenssachen dem römischen Bischofe zukomme. Der Pabst gewann durch den mit großer Pracht gefeierten Übertritt des griechischen Kaisers den Ruf, als wenn er dem Schisma ein Ende gemacht hätte, obgleich in Griechenland niemand von dem Schritte des Kaisers Notiz nahm; Johann Paläologus dagegen gewann gar nichts, als den feierlichen Segen des Pabstes und Empfehlungsbriefe an alle europäischen Fürsten, besonders an die Venetianer und an König Karl V. von Frankreich. Mit diesen Briefen reiste Johann zuerst nach Venedig. Die Regierung dieses Freistaates, zu deren politischen Mitteln das Volk in Sclaverei zu halten bekanntlich Feste, Lustbarkeiten, Ausschweifungen und Pomp gehörten, überhäufte ihn anfangs mit großen Ehren, nachher aber, als er die angetretene Reise nach Frankreich nicht fortsetzen konnte, sondern ohne Geldmittel nach Venedig zurückkehrte, behandelte man ihn so, wie jeder Arme, welcher unter die Reichen geräth, von diesen behandelt wird. Die venetianischen Reichen hatten dem armen Kaiser zu seinen Reisen an die Höfe von Europa große Summen gegen Wucherzinsen geliehen, sie erschracken, als er zurück kam und nicht allein kein Geld mitbrachte, sondern auch das geliehene auf der Reise verbraucht hatte. Der Senat der wuchernden Republik sah sich genöthigt, den Kaiser den Wucherern nachzusetzen; Johann ward in Venedig festgehalten, bis er seine Schulden bezahlt habe. Er schrieb dringende Briefe an seine Söhne, daß sie ihm Geld schicken sollten. Andronikus, der älteste dieser Söhne, welcher in Abwesenheit des Vaters die Regentschaft führte, und mit Sultan Murad's

Sohn sehr befreundet war, antwortete ganz trocken, es sei kein Geld im Schatz, er habe deshalb die Geistlichkeit aufgefordert, etwas für ihn zu thun, diese sei aber höchst erbittert darüber, daß er abtrünnig geworden; die griechische Kirche habe ihn sogar ausgestoßen und mit Bannflüchen belegt. Das war ein Vorspiel der Empörung, welche Andronikus nachher ausführte, als sein Freund, Murad's Sohn, ebenfalls von seinem Vater abfiel. Manuel, der jüngere Sohn, erfüllte dagegen die kindliche Pflicht, und trieb das Geld zur Auslösung des Vaters in Constantinopel auf. Johann begab sich von Venedig nach Rom, fand aber bei Urban V. ebenso wenig Trost, als er in Venedig gefunden hatte. Der Pabst hätte sehr gern gesehen, daß Kaiser Johann die furchtbaren Miethlinge der Ritter- und Räuberbanden, die sich bald diesem, bald jenem Herrn oder Staat vermietheten und ihm das Leben in Italien unerträglich machten, mit nach Griechenland nähme; aber Johann hatte kein Geld sie zu bezahlen, und der Pabst wollte oder konnte keines geben. Daß übrigens den Griechen mit diesen Hülfstruppen wenig geholfen gewesen wäre, geht schon daraus hervor, daß es besonders die im vorigen Theile oft erwähnte Bande des fürchtbaren Hawkwood war, welche der Pabst dem Kaiser mitgeben wollte. Johann suchte auf der Rückreise auch beim Könige von Cypern vergebens um Hülfe an, ward ebenso von den Johannitern auf Rhodus abgewiesen, und fand die Venetianer und Genuesen, welche in der Hauptstadt und im ganzen Lande, selbst in der Krimm und an der Ostküste des schwarzen Meeres glänzende Factoreien hatten, wenig geneigt ihm beizustehen; er mußte also durch das Versprechen eines jährlichen Tributs den Frieden von Murad erkaufen (1370). —

Das neue Reich der Türken war, wie das alte römische, zum Kriegführen und Erobern nicht blos von Natur geeignet, sondern schon seit Osman's Zeit auch systematisch organisirt, und zwar nicht aristokratisch und ritterlich, wie das Reich, welches Wilhelm der Eroberer in England gründete (s. Th. VII S. 19 ff.), sondern demokratisch-despotisch, wie es sich für ein asiatisches Reich paßte. Das System der Organisation war kein künstliches oder der Nation aufgezwungenes, die Verwaltung war nicht Gelehrten oder in Kanzleien gebildeten Leute überlassen; Alles war vielmehr durchaus

national und auf die unter den rohen Turkmannen, wie unter den germanischen und skandinavischen Völkern, seit undenklichen Zeiten hergebrachten kriegerischen Sitten gegründet. Dieses System ruhte aber, wie das Feudalsystem Wilhelm's des Eroberers und seiner beiden ersten Nachfolger, ganz allein auf der Persönlichkeit der Herrscher. Das türkische Reich ward daher schnell groß, weil im vierzehnten Jahrhundert weder in Europa noch in Vorderasien irgendwo ein stehendes Heer, eine geordnete Finanzeinrichtung oder Einheit der Regierung und Verwaltung bestand; es sank aber eben so schnell herab, als es hinauf gekommen war, sobald nach einer ganzen Reihe kräftiger Regenten unfähige Prinzen den Thron bestiegen. Wir unterlassen, über die Finanzeinrichtung und Provinzverwaltung, sowie über die Vertheilung des eroberten Landes und über das dabei zu Grunde gelegte System zu reden, weil wir ausführlicher werden müßten, als unser Zweck erlaubt; der Einrichtung des Heeres dagegen müssen wir gedenken, weil in derselben der Hauptgrund der schnellen Ausbreitung und des Bestehens des neuen militärischen Staates zu suchen ist.

Die Osmanen waren nicht, wie die Mongolen und Tataren, allein durch ihre Zahl und Wildheit furchtbar und verderblich, sie kamen nicht gleich einem überfluthenden Meere, das in kurzer Zeit von selbst wieder abfließt, sondern sie behielten zwar Nationalbewaffnung und allgemeine Verbindlichkeit zum Heerdienste bei, errichteten aber nach und nach zugleich einen Kern des Fußvolkes und eine Reiterei, welche Beide stets in Dienst blieben und regelmäßigen Sold empfingen. Den Kern des Fußvolkes bildeten damals in Europa überall die Schweizer, also fremde Miethlinge; im türkischen Heere bestand derselbe aus Renegaten oder aus absichtlich für den mohammedanischen Fanatismus erzogenen und gebildeten Christenkindern, welche früh den Eltern geraubt worden waren, und von denen man die gesundesten und kräftigsten ausgewählt hatte. Die Schaar (Tscheri) des neuen (Jeni) Fußvolkes ward schon zu Murad's I. Zeiten unter dem Namen J e n i t s c h e r i oder J a n i t s c h a r e n in Europa furchtbar. Diese Janitscharen hatten eine in Europa unerhörte militärische Übung und Einrichtung, sie waren unüberwindlich durch den Fanatismus, mit dem sie im Felde Stand hielten, sie führten in dem Augenblick, wo es in den

Schlachten Entscheidung galt, dieselbe ebenso herbei, wie die Prätorianer der römischen Kaiser und die Garden Bonaparte's. In den ersten Zeiten des osmanischen Reiches ward diese heilige Miliz der Sultane jährlich durch tausend Christenkinder oder zum Islam übergetretene Ungläubige vermehrt; diese Zahl stieg aber nachher mit jeder Regierung, sie betrug unter Mohamed II. schon zwölftausend, und ward unter Mohammed IV. auf vierzigtausend erhöht. Als die Zahl der Janitscharen so sehr angewachsen war und die Raub- und Eroberungskriege aufgehört hatten, ergänzte sich dieser Theil des Heeres aus sich selbst, und wurde als erbliche Miliz mit großen Vorrechten ein Staat im Staate und eine Pest des Reiches. Erst in unserem Jahrhundert gelang es einem Sultan, durch grausames Morden die Janitscharen und das Janitscharen-Wesen auf dieselbe Weise auszurotten, wie Danton im September 1792 die alte französische Aristokratie und Priesterschaft auszurotten versuchte. — Neben diesen geregelten Soldaten, welche täglich einen Asper oder nach Verdienst und Umständen bis zu sieben Asper empfingen, behielten die Sultane auch noch die um Beute dienenden Truppen bei, welche Übung und Waffen der Gegenden und Stämme mitbrachten, denen sie angehörten. Diese Schaaren waren also dadurch nützlich, daß sie von Kindesbeinen an zu ganz verschiedenen Diensten geübt waren, daß es also nur darauf ankam, daß geborene Feldherren, wie die ersten Sultane waren, sie zu den für sie passenden Diensten gebrauchten. Was die Reiterei angeht, so waren die ersten türkischen Reiter oder die leicht berittenen, den Kosacken oder Beduinen ähnlichen sogenannten Akiudschi, welche sich wie reißende Ströme über Asien ergossen hatten und in Europa den Schrecken des türkischen Namens weit verbreiteten, dem Kampfe mit den ritterlichen und gepanzerten Heeren des Abendlandes nicht gewachsen. Es wurde daher eine besoldete Reiterei oder, wenn man sich dieses Ausdruckes bedienen will, eine Garde zu Pferde errichtet, welche in vier verschieden eingerichtete und verschieden zu gebrauchende Corps getheilt war. Diese vier Corps hatten verschiedene Namen, man benennt sie aber gewöhnlich alle mit dem Namen des ersten Sipahi's. Außerdem bestand noch eine Art Ritterschaft, d. h. man hatte größere und kleinere Güter oder Lehen (Timar und Siamet) unter der Bedingung vertheilt, daß die

Besitzer derselben, gleich den Rittern des Abendlandes, beim Aufgebot zum Krieg Reisige stellten und selbst als Reisige mit ins Feld zögen.

Die Unternehmungen der Türken zur Gründung eines europäischen Reiches sind schon früher (Th. VIII. S. 553 ff.) im Allgemeinen aufgezählt worden; wir müssen jedoch hier auf dieselben zurückkommen, um die allmälige Ausbreitung des in Adrianopel gegründeten mohammedanischen und die allmälige Abnahme des in Constantinopel bestehenden christlichen Reiches näher zu bezeichnen. Wir haben oben erwähnt, daß der Kaiser Johann Paläologus dem türkischen Reiche tributpflichtig ward, nachdem schon Johann Kantakuzenus seine Tochter in den Harem des alten Urchan hatte liefern müssen. Seit dieser Zeit wurden die Servier, Bosnier, Albanesen und Bulgaren fast jedes Jahr in ihren Gebieten von türkischen Schaaren beunruhigt, und als sich der Kral Lazarus von Servien mit dem Bulgaren-Fürsten Constantin verbunden hatte, machte (1371—1373) Murad I. selbst im Lande der Slaven Eroberungen. Pabst Gregor XI. bot zwar die Christenheit gegen Murad auf, er versuchte aber vergebens einen Kreuzzug gegen ihn zu Stande zu bringen; Johann Paläologus schickte den gelehrten und beredten Johann Laskaris an die Fürsten und Ritter des Abendlandes, um sie auf die Gefahren aufmerksam zu machen, mit welchen sie und die lateinische Kirche durch die bereits bis nach Steiermark streifenden Osmanen bedroht seien, man bewunderte seine Reden, dachte aber an keinen Kreuzzug.

Seit 1374 breitete Murad seine Eroberungen auch in den Gegenden von Thessalien und Macedonien aus, und befestigte sowohl an der Sau und Donau, als in den Gebirgen Albaniens alle die Orte, deren Bewohner er wegführte, um an ihrer Stelle Türken anzusiedeln. Sein Sohn Sandschi ergriff nachher die Waffen gegen ihn, und zwar zu eben der Zeit, als auch des griechischen Kaisers Sohn Andronikus, welcher schon bei einer früheren Gelegenheit (s. oben S. 29 f.) wenig kindliche Liebe gezeigt hatte, sich gegen seinen Vater empörte. Sandschi und Andronikus waren Freunde und Verbündete, ihre Väter schlossen einen Vertrag gegen sie, in welchem sie sich versprachen, daß jeder seinen Sohn wolle blenden lassen, sobald er desselben habhaft geworden sei. Die beiden Prinzen geriethen

bald nachher in türkische Gefangenschaft; der Sultan, dessen Milde und Güte ebenso berühmt ist, als die Härte und unmenschliche Mordlust seiner zwei nächsten Nachfolger, setzte Andronikus wieder in Freiheit. Seinen eigenen Sohn ließ er nicht blos blenden, sondern auch aus der Welt schaffen; der griechische Prinz dagegen ward nur des einen Auges beraubt und sein Sohn Joannes, welcher sein Schicksal theilte, wurde blos an den Augen beschädigt, nicht eigentlich geblendet.

Schon im Jahre 1375 nöthigte Murad den mächtigen König Lazarus von Servien einen Tribut von tausend Pfund Silber zu zahlen, und legte ihm zugleich die Verpflichtung auf, tausend Reiter zum türkischen Heere zu stellen. Auch Sisman, ein mächtiger Bulgaren-Fürst, huldigte dem kriegerischen Sultan. Johann Paläologus dagegen hatte bald mit seinem Sohn Andronikus, bald mit den Genuesen und Venetianern zu kämpfen. Andronikus war kaum aus der türkischen Haft nach Constantinopel zurückgekehrt, als er sich seines Vaters bemächtigte und ihn in sehr harter Haft hielt. Der Alte wandte sich aus seinem Gefängniß an den venetianischen Patricier Carlo Zeno, den seine Geschäfte nach Constantinopel geführt hatten, und versprach durch ihn den Venetianern die Insel Tenedos, wenn sie ihn und seine beiden Söhne, Manuel und Theodor, aus der Gefangenschaft des unnatürlichen Andronikus befreien würden. Die Venetianer schickten Carlo Zeno mit einer Flotte, um von der Insel Besitz zu nehmen, welche Andronikus unterdessen seinerseits durch eine Urkunde den Genuesen überlassen hatte. Auch diese eilten, sich mit Gewalt in Besitz zu setzen. Die Venetianer schlugen den Angriff der Genuesen zurück, behielten Tenedos, und verschafften dann durch einen bestochenen Officier des Andronikus dem Kaiser und seinen beiden jüngeren Söhnen die Freiheit. Schon vorher hatte Johann Paläologus die Insel Lesbos dem Genuesen Johann Catalusio gegeben; jetzt versprach er den Osmanen die Abtretung der Stadt Philadelphia, um sie von Andronikus abzuziehen, der sich aufs neue empört hatte und von Murad unterstützt ward. Philadelphia und Smyrna waren die einzigen großen Städte in Kleinasien, welche sich bis dahin noch der Türken erwehrt hatten. Die erstere Stadt würde es auch ferner gethan haben, wenn nicht ihr eigener Kaiser sie zuerst dem Feinde preisgegeben

und, als sie unter Murad's Nachfolger Bajesid noch immer den Türken tapferen Widerstand leistete, sogar in dessen Heer gegen sie ausgezogen wäre und sie mit erstürmt hätte. Den des einen Auges beraubten Andronikus und seinen halb geblendeten Sohn Joannes finden wir später von der Nachfolge ausgeschlossen, aber im Besitz von Selymbria, auch dann noch, als Beide in einen Thurm von Constantinopel gefangen gesetzt waren.

Die byzantinische Kaiserfamilie, welche in Trapezunt ihren Sitz hatte und deren Geschichte in dieses Werk nicht gehört, litt durch die Türken ebensosehr, als die Constantinopolitanische, und war ebenso, wie diese, auch mit den Genuesen oft im Streit. In Constantinopel hatten die Genuesen die Vorstadt Galata, wo sie ihren Handel trieben, in eine Festung umgewandelt; außerdem machten sie durch ihren Krieg mit Venedig das Meer unsicher. Sie schlugen die kaiserlichen Truppen zurück, durch welche sie in Galata angegriffen wurden, und stritten zur See mit den Venetianern um den Besitz von Tenedos. Die beiden Republiken schlossen nachher den Frieden auf Unkosten des von aller Welt verlassenen griechischen Kaisers, welcher gerade so tief herabgesunken war, als 1260 der von Michael Paäologus vertriebene lateinische Kaiser Balduin.

In eben dem Maße, als das griechische Reich herabsank, wurde das osmanische durch Murad ausgebreitet. Er eroberte zuerst (1382) Sardika oder Sophia, die bedeutendste griechische Stadt an den Grenzen der Bulgaren, dann entriß er den Serviern und Bosniern Castorea in Macedonien und Belgrad in Servien, und endlich nahm er den streitbaren Albanesen in ihrem Gebirge das feste Kroja. Thessalonich oder Salonichi sollte des Kaisers Sohn Manuel dem Reiche erhalten; dieser brach aber den von seinem Vater erbettelten und erkauften Frieden durch den Überfall der Stadt Pherä (Seres), welchen dann Murad's Feldherr durch die Einnahme von Thessalonich rächte (1386). Die Türken behaupteten jedoch diese Stadt vorerst nicht; ob es die Venetianer oder die Griechen waren, durch welche ihnen dieselbe wieder entrissen wurde, wagt selbst Herr v. Hammer, der das Einzelne scharf durchforscht, nicht mit Gewißheit zu entscheiden. Manuel flüchtete nach Lesbos, und fürchtete so sehr, Murad möge wegen des Friedensbruches an Constantinopel Rache nehmen, daß er selbst nach Adrianopel ging

und vom Sultan Vergebung erbat, welche dieser ihm auch gewährte.

Unmittelbar nachher unterwarf Murad das Innere von Kleinasien und das ehemalige Sultanat von Kogni, damals Karaman genannt. Gleich beim Anfang seiner Regierung hatte Murad die Stadt Angora und die reiche Landschaft des ehemaligen Galatiens erobert, nachher hatte er seine Besitzungen in den Provinzen, in welchen die Reste der seldschukkischen Türken wohnten, theils durch Kauf, theils auf andere Weise erweitert. Der Karamane Alaeddin, welcher damals über die Seldschukken herrschte, war durch Bande der Verwandtschaft mit Murad verbunden, gerieth aber doch in Besorgniß, als dieser so mächtig wurde. Während daher Murad mit der Bekämpfung seines empörten Sohnes beschäftigt war, rüstete Alaeddin sich zum Kriege, und vereinigte viele der in Syrien und Kleinasien streichenden türkischen Schaaren zu einem Einfall in die erst neulich mit dem osmanischen Staate vereinigten Provinzen. Er hatte jedoch einen unglücklichen Augenblick gewählt. Murad hatte gerade die Empörung gedämpft, hierauf zuerst durch seinen alten Wesier Chaireddin Pascha Thessalonich erobert und dann nach dessen Tode einen jungen Mann, der sich im Kriege auszuzeichnen wünschte, zum Wesier ernannt. Der osmanische Sultan eilte selbst aus Europa herüber, verschmähte die Friedensanträge des Karamanen, welcher seine Unvorsichtigkeit zu spät bereute, und ordnete in der Ebene von Kogni oder Ikonium, wo zwei Jahrhunderte früher Friedrich Barbarossa die Seldschukken geschlagen hatte (s. Th. VII. S. 79), ein furchtbares Treffen an, in welchem er und seine beiden Söhne Jakub und Bajesid den Oberbefehl hatten. Der Sieg blieb den Osmanen; Alaeddin's Gemahlin, eine Tochter Murad's, bewirkte aber, daß er als Vasall des osmanischen Reiches sein Gebiet behalten durfte. Auch den kleineren türkischen Fürsten und Dynasten Kleinasiens ließ der Sultan die Unabhängigkeit, weil ihn die Empörung der Servier und die Verbindung, welche ihr Kral Lazarus mit Sisman von Bulgarien geschlossen hatte (1387), nach Europa zurückrief.

Der alte Sultan hatte damals (1388) eine der Töchter des griechischen Kaisers geheirathet und zwei andere seinen beiden Söhnen in ihren Harem gegeben; er war gerade mit den Festen

und Feierlichkeiten der Hochzeiten beschäftigt, als er erfuhr, daß ein Heer von 20,000 Mann, welches er nach Servien geschickt hatte, sich in Bosnien plündernd in mehrere Abtheilungen getheilt habe und so völlig aufgerieben worden sei. Um diese Schmach zu rächen, wurde die asiatische Armee herbeigerufen, fast ein Jahr mit Rüstungen zugebracht und zunächst die Bulgarei angegriffen. Murad's junger Wesier, Ali Pascha, zwang, als er den Feldzug eröffnete, den Bulgaren-Fürsten Sisman, ihm zuerst Silistria und Nikopolis, dann auch seine Person und seine Familie zu übergeben. Der Fürst und seine Familie behielten Leben und Freiheit, die Bulgarei ward aber dem osmanischen Reiche einverleibt. Murad selbst richtete sich gegen die Ebene von Kossowa oder das Amselfeld (Kossovo polje), wo Lazarus mit einem Heere von Serviern, Bulgaren, Bosniern, Albanesen, Wlachen, Polen und Ungarn gelagert war. Diese Fläche bildet den südlichsten Winkel des Landes Bosnien, welches dort mit Albanien, der Herzegowina und Servien zusammenstößt. Es kam (1389) zu einer Schlacht, in welcher die Slaven-Stämme eine furchtbare Niederlage erlitten. Die türkischen wie die griechischen Schriftsteller und die Sagen der südslavischen Völkerstämme haben die Schlacht auf dem Amselfelde in einen Nebel von poetischer Dichtung gehüllt, der die gräßliche Scene des Mordens mit einem epischen Halbdunkel umgeben hat, in welches wir uns nicht hineinwagen. Die Erzählungen und ihre Kritik gibt von Hammer in seiner Geschichte der Osmanen ausführlich; wir bemerken nur, daß es heißt, Georg Castriota's Tapferkeit sei Ursache des Verlustes der Schlacht gewesen, weil er nicht zugegeben, daß man bei Nacht angreife, damit nicht der Sieg der Christen des hellen Tages entbehre. Man erzählt ferner, wenn gleich auf ganz verschiedene Weise, ein riesenstarker Servier, Milosch Kobilowich, habe sein eigenes Leben geopfert, um den furchtbaren Feind seines Vaterlandes mitten im Treffen tödtlich zu verwunden; er habe unter der Maske eines Überläufers sich die Erlaubniß eines Fußfalles vor Murad verschafft und diesem dann, als er sich gebückt, den Dolch in den Leib gestoßen. Man erzählt endlich noch, Bajesid I, Murad's Sohn und Nachfolger, habe mit der wilden Tapferkeit, wegen deren den Beinamen Ildirim d. i. der Blitz, erhielt, den Sieg vollendet und aus den Köpfen der

Getödteten Hunderte von Pyramiden auf dem Schlachtfeld errichten lassen. Lazarus ward gefangen genommen und zum sterbenden Murad gebracht, der ihn vor seinen Augen niederhauen ließ. Sobald Murad das Leben ausgehaucht hatte, ließ Bajesid auch seinen Bruder Jakub aus der Welt schaffen.

3. Das byzantinische und osmanische Reich bis auf Mohammed's I. Tod (1421).

Nach dem Sieg auf dem Amselfelde schickte Bajesid raubende Schaaren seiner Türken auf der einen Seite nach Bosnien und is nach Steiermark, auf der anderen bis nach Widdin. Er machte Servien zu einem türkischen Lehen, zog die Silberminen von Karatowa unmittelbar an sich, und siedelte in Skopi, einer Stadt des nördlichen Macedoniens, statt der Serben eine türkische Colonie an. Das übrige Servien erhielt Lazarus Sohn, Stephan, zurück, nur mußte er die Verpflichtung übernehmen, in allen Kriegen der Osmanen dem Aufgebot des Sultans zu gehorchen und mit seinen schwergepanzerten Serviern im türkischen Heere zu dienen. Außerdem überließ Stephan seine Schwester dem Sultan zur Gemahlin, und zahlte von den Silberbergwerken einen jährlichen Tribut.

Gleich nachher gab Andronikus, welcher nebst seinem Sohn Joannes noch immer zu Constantinopel in einem Thurm gefangen saß, dem jungen Sultan Gelegenheit, den Kaiser Johann Paläologus und dessen Sohn Manuel so zu demüthigen, daß Beide bald nachher als seine Vasallen mit dem türkischen Heere nach Kleinasien ziehen und beim Sturm von Philadelphia sogar die Ersten sein mußten. Andronikus hatte nämlich aus seinem Gefängniß mit Venetianern ein Verständniß angeknüpft, diese waren ihm zur Flucht behülflich gewesen, und er hatte sich zu Bajesid begeben, den er um Hülfe gegen seinen Vater und Bruder anrief. Eine der Hauptbedingungen, unter denen der Sultan ihm seine Hülfe gewährte, waren neue Privilegien, welche den schon damals in großer Zahl zu Constantinopel angesiedelten Mohammedanern in Rücksicht des Gottesdienstes, des Gerichtswesens und des besonderen Marktes gewährt wurden. Andronikus hatte nur viertausend Mann erbeten, weil er hauptsächlich auf seinen Anhang in der Stadt rechnete,

Bajesid gab ihm aber zehntausend. Im Einverständniß mit Verräthern drang Andronikus in die Stadt, überfiel unvermuthet den Kaiser und dessen Sohn Manuel, und schloß Beide in das nämliche Gefängniß ein, in welchem er selbst vor seiner Flucht in harter Haft gehalten worden war. Die wortreichen, aber oft sehr dunklen, wenn gleich sehr gelehrten griechischen Geschichtschreiber der letzten Zeiten des Reiches berichten einzelne Begebenheiten oft so sonderbar, so verworren, so widersprechend, daß man ihnen im Einzelnen nur mit großer Behutsamkeit folgen kann; wir wagen daher auch nicht mit Zuversicht zu berichten, daß, wie sie erzählen, Bajesid dem Andronikus gerathen habe, Vater und Bruder aus dem Wege zu räumen. Selbst die Zeitrechnung ist so unsicher, daß die größten Forscher über einzelne Zeitbestimmungen nicht einig sind. Ausgemacht ist, daß Andronikus sich weder Kaiser nannte, noch den Vater ermorden ließ, daß er diesen aber dagegen fortdauernd gefangen hielt, und daß er ganz so handelte und regierte, als wenn er Kaiser wäre. Wie lange die Gefangenschaft des alten Kaisers und seines Sohnes dauerte, wagen wir nicht zu bestimmen; man sagt drei Jahre, so lange war es aber schwerlich, da die angeführten Geschichten sich alle nach dem Jahre 1389 ereigneten und Johann Paläologus schon 1391 starb.

Johann und sein Sohn entkamen wie vorher Andronikus glücklich aus der Haft, sie suchten wie er Hülfe bei Bajesid, und dieser gewährte ihnen dieselbe gern, weil er auf solche Weise das griechische Reich, ehe er es ganz vernichtete, am besten für seine Zwecke benutzen und gänzlich aussaugen konnte. Johann versprach in einem eidlich beschworenen Vertrage in seinem und seines Sohnes Manuel Namen, daß er, wenn ihm Bajesid wieder zum Throne verhelfe, einen weit stärkeren jährlichen Tribut bezahlen wolle, als Andronikus bis dahin bezahlt hatte, und daß er noch dazu auf allen Kriegszügen des Sultans mit 12000 Mann in dessen Heer erscheinen und ihm gegen jeden Feind folgen wolle. Der Sultan nahm das Anerbieten an. Er ließ hierauf den Kaiser Johann und seinen Sohn Manuel durch ein Heer nach Constantinopel geleiten und eine Übereinkunft mit Andronikus vermitteln. Der Vater erhielt die Regierung wieder, welche aber bis zu dessen nicht lange nachher (1391) erfolgten Tod von seinem Sohn und Nachfolger Manuel

geführt wurde; Andronikus ward Statthalter von Thessalonich, welches, wir wissen nicht wann, den Türken wieder entrissen worden war. Im Peloponnes wurde unter Manuel's Bruder Theodor, der in Mistra, dem alten Sparta, seinen Sitz hatte, etwas glücklicher, als in anderen Provinzen, gegen die Türken gestritten; das übrige griechische Reich ward vom grausamen Bajesid bis ganz in die Nähe der Stadt Constantinopel verwüstet, der Kaiser selbst als türkischer Sklave behandelt. Schon der alte Johann wurde genöthigt, die Mauern und Befestigungswerke, zu deren Errichtung er aus Armuth das Material zweier großen, von den Kaisern Marcianus und Leo erbauten und von ihm selbst abgerissenen Kirchen gebraucht hatte, wieder zu schleifen, weil der gräßliche Sultan, bei welchem Manuel sich befand, ihm gedroht hatte, er werde diesen, wenn Johann sich weigere, mit ausgestochenen Augen nach Constantinopel zurück schicken.

Bajesid's Vater hatte nicht blos die kleinen türkischen Herren in Kleinasien und sogar den Fürsten der Karamanen im Besitz der von ihnen beherrschten Städte und Landschaften gelassen, sondern er hatte auch die Municipalfreiheit von Philadelphia nicht unterdrückt, obgleich ihm der griechische Kaiser seine Rechte an die Stadt abgetreten hatte; Bajesid verfuhr gegen jene Herrscher und gegen Philadelphia ganz anders. Er griff das Letztere nicht allein feindlich an, sondern zwang sogar den alten Kaiser Johann und dessen Sohn, mit ihm gegen die Stadt zu ziehen und unter den Stürmenden die Vordersten zu sein. Der türkische Fürst Alaeddin, welcher den südwestlichen Theil von Kleinasien als Murad's Vasall beherrscht hatte, ward, als er von Bajesid abfiel, besiegt und ein osmanischer Beglerbeg an seine Stelle gesetzt. Dann kam die Reihe an die kleineren Häupter einzelner türkischer und turkmanischer Schaaren und Horden, welche sich in Städten und Landstrichen des alten Kappadociens, Paphlagoniens und Pontus festgesetzt hatten. Sie wurden vertrieben, und fanden jenseit des Gebirges bei ihren Brüdern, den Tataren, Schutz, welche damals unter Timur Asien auf dieselbe Weise überschwemmten, wie früher die Mongolen unter Dschingiskhan. Glücklicherweise waren den Tataren wie den Mongolen die Künste des Krieges nicht bekannt, es entgingen daher Amasia, welches

damals die Hauptfestung an der Grenze ward, und Tokat, wo später nach Bajesid's Niederlage durch die Tataren sein Sohn Mohammed eine Zuflucht fand, ihrer Wuth.

Die Vereinigung der ganzen türkischen Macht unter Bajesid machte diesen so mächtig, daß er den Gedanken fassen konnte, die schon von ihm abhängigen christlichen Staaten der Griechen und Slaven gänzlich zu unterwerfen und sogar das Reich der Madscharen dem osmanischen Reiche einzuverleiben. Er hatte schon vorher (1391) den Kaiser Manuel, der sich beim Tode Johann's zu Prusa befand, festhalten und sich der Hauptstadt desselben bemächtigen wollen, und war vor Zorn außer sich gewesen, als Manuel durch die Flucht seinen Händen entrann; doch drängte und peinigte er ihn nachher auf jede Weise. Nicht nur alle Völkerschaften der Donau, Drau und Sau, von der Moldau und Wallachei an bis nach Steiermark und zum adriatischen Meere hin, litten unter Bajesid durch die Streifzüge der Türken, sondern auch Ungarn war bedroht, und seit Johann's Tode ward sogar Constantinopel auf der Landseite enge eingeschlossen gehalten. Die Einschließung dauerte mehrere Jahre lang fort, obgleich Manuel sich nicht nur als Vasall Bajesid's benahm und Tribut gab, sondern auch nebst seinem Bruder sich an Bajesid's Hoflager zu Seres alle möglichen Demüthigungen gefallen ließ. Der Übermuth des furchtbaren Sultans, die dringenden Bitten des griechischen Kaisers und die Besorgniß der Madscharen, denen die Gefahr immer näher kam, riefen endlich den Kreuzzug gegen die Türken hervor, dessen bereits früher (Th. VIII. S. 555—557) gedacht worden ist.

Die Christenheit war damals durch den Streit von zwei, nachher sogar von drei Päbsten, durch Anarchie in Deutschland und durch unsägliche Verwirrungen in Frankreich und Italien so zerrissen, daß Manuel's Gesandte ohne Trost nach Constantinopel zurückkamen, und daß König Siegmund, den der byzantinische Geschichtschreiber Dukas einen Kral der Madscharen nennt, eine Gesandschaft nach Prusa an Bajesid schickte, um Unterhandlungen anzuknüpfen. Die trotzige Antwort, welche der ungarische König erhielt, und die fortdauernde Bedrängniß von Constantinopel bewirkten endlich, daß Pabst Bonifacius IX. einen Kreuzzug predigen ließ. Die zu diesem Zweck erlassenen Bullen hatten

jedoch anfangs sehr wenig Wirkung, weil einerseits die französische Ritterschaft und ihr König des Bonifacius Gegner, Clemens VI., als Pabst anerkannten, und andererseits weder die Deutschen noch die Italiäner sich von Hause entfernen konnten oder wollten. König Siegmund wandte sich daher selbst an die französischen Ritter, nachdem er vorher den französischen Pabst bewogen hatte, ihm wenigstens in dieser Sache nicht entgegen zu sein. Siegmund kannte die Reizbarkeit des militärischen Ehrgefühls der Franzosen, welches bis auf den heutigen Tag dasselbe geblieben ist und sich oft auf eine wahrhaft komische Weise offenbart. Seine Gesandten und die Geistlichen, welche die Türken-Predigten hielten, mußten dem furchtbaren Sultan allerlei für die Ritterschaft kränkende Reden in den Mund legen, welche dieser schwerlich geführt hatte. Bajesid sollte den Gesandten Siegmund's aufgetragen haben, ihrem Herrn zu verkündigen: er werde zunächst gegen ihn und die Ungarn ziehen, um sie in Fesseln zu legen; dann werde er sich nach Italien wenden, dabei den Kaiser von Constantinopel nebst den vornehmsten Herren seines Hofes mit sich schleppen und zu den niedrigsten Sklavendiensten gebrauchen; in Italien werde er nach Rom ziehen, dort auf dem Kapitol alle die Kronen, die er den besiegten Königen abgenommen, zur Schau stellen und sein Pferd vom Altar der Sct. Peters-Kirche Hafer fressen lassen. Diese Erzählungen halfen; es erfolgte der schon im achten Bande beschriebene Zug, welcher mit der furchtbaren Niederlage bei Nikopolis (1396) endigte.

Dieser Sieg der Osmanen verbreitete, obgleich ihn Bajesid nicht weiter verfolgte, den Schrecken des türkischen Namens in allen Landen lateinischer Zunge, und bereicherte den Sultan und seine Schaaren mit unermeßlicher Beute. Es wurden nämlich, wie es heißt, zehntausend Gefangene, welche die Türken bei Nikopolis gemacht hatten, entweder gleich nach der Schlacht oder in den folgenden Tagen auf Bajesid's Befehl und vor seinen Augen grausam niedergehauen, die vierundzwanzig vornehmsten Herren unter ihnen aber am Leben gelassen und später gegen ein ungeheueres Lösegeld freigegeben. An baarem Gelde und an kostbaren Geschenken, welche König Karl VI. von Frankreich hergab, flossen wenigstens zwei Millionen Franken nach unserem jetzigen Münzfuß in den Orient, und der Hochmuth, wie der Trotz und Frevel

der Türken erreichten den höchsten Grad. Jenseit der Donau und Sau wurden jedoch, sowie in Bosnien und in der Wallachei, vorerst keine dauernden Eroberungen gemacht; wir finden vielmehr unmittelbar nach dem Siege bei Nikopolis Bajesid theils in Kleinasien, theils in Macedonien, in Thessalien, in Griechenland und im Peloponnes beschäftigt. Kaiser Manuel und sein Bruder Theodor, der im Peloponnes rühmlich herrschte, hatten sich nämlich gleich nach ihres Vaters Tode ebenso, wie Stephan, der Despot und Beherrscher von Servien, Twarko, der Fürst von Mysien, und Paulus Mamas, der Besitzer von Epidamnus oder Monembasia, am Hoflager des Sultans eingefunden; sie hatten aber nachher Ursache gehabt, den Absichten Bajesid's zu mistrauen, und waren seit einigen Jahren nicht mehr erschienen. Dafür ließ Bajesid den Kaiser fünf Jahre lang innerhalb der Mauern von Constantinopel eingeschlossen halten, und gleich nach dem Siege bei Nikopolis ward der Wesier Ali Pascha mit einem Heere beordert, die Stadt einzunehmen. Den Vorwand zum Angriffe nahm Bajesid theils daher, daß Manuel sich nicht, wie es vertragsmäßig seine Pflicht war, beim Heere eingefunden hatte, theils daher, daß er den Thron bestiegen habe, ohne die Rechte seines Neffen zu berücksichtigen. Dieser Neffe war seines Bruders Andronikus Sohn, Joannes, welcher, als Andronikus des einen Auges beraubt wurde, ebenfalls unvollkommen geblendet worden war und in Selymbria herrschte. Bajesid hatte daher beim Zuge gegen Constantinopel zwei Absichten: er wollte sich an Manuel rächen und von Joannes, den er in Constantinopel einzusetzen beschlossen hatte, die Abtretung der Stadt Selymbria erzwingen. Daß der allmächtige Sultan damals, was nicht schwierig gewesen sein konnte, nicht sogleich sich der Stadt bemächtigte und dem griechischen Reiche ein Ende machte, scheint auf den ersten Blick auffallend; bei näherer Betrachtung erkennt man aber deutlich, daß Bajesid nach derselben Politik verfuhr, welche die Römer und auch Bonaparte bei ihren Eroberungen, sowie die Engländer in Indien befolgten. Er hütete sich, durch einen zu auffallenden Gewaltstreich alle seine Feinde zu einer innigen Verbindung zu treiben, er machte deshalb seine Gegner zuerst blos zu Vasallen und trennte sie von ihren natürlichen Bundesgenossen, um sie nachher

im günstigen Augenblicke ganz zu vernichten. Cantemir in seiner Geschichte der Osmanen hat daher auch dem Wesier Ali Pascha eine lange Rede in den Mund gelegt, in welcher dieser dem Sultan vorstellt, daß die Einnahme von Constantinopel unfehlbar die gesammte Christenheit aus dem Schlummer wecken werde. Mit dem ganz ohnmächtigen, von Geld und von Truppen unglaublich entblößten Kaiser Manuel wäre übrigens Bajesid allerdings leicht fertig geworden; allein die Genuesen und Venetianer, welche in und um Constantinopel mächtiger waren als der Kaiser, konnten in Verbindung mit den Johannitern auf Rhodus den Zusammenhang der europäischen und asiatischen Türkei jeden Augenblick abschneiden. Der Marschall Boucicault, einer der berühmtesten Helden der Franzosen (s. Th. VIII. S. 401), rüstete wirklich in dem Augenblicke, als Bajesid gegen Constantinopel zog, auf Kosten des Königs von Frankreich ein Heer und eine Flotte, um Constantinopel zu retten. Die Unternehmungen dieses Musters der abenteuernden und kampflustigen Ritter des Abendlandes haben dem halb epischen, halb historischen Froissart (s. Th. VIII. S. 219) reichlichen Stoff gegeben. Boucicault war so sehr irrender Ritter, daß er sich sogar unter Murad, mit welchem er in Asien sehr befreundet gewesen war, durch seine Faust und seinen Muth hatte berühmt machen wollen. In der That glichen auch die Türken den Rauf- und Raubrittern des Mittelalters sehr. Sie waren wie diese roh, raubsüchtig, fanatisch, feudalistisch, aber auch ebenso tapfer und kampflustig, und nach kannibalischen Ausbrüchen von Mordlust, Raubgier und Wuth bewiesen sie oft gleich den christlichen Rittern romantische Großmuth und Milde. Boucicault hatte daher ebenso viel Recht, die Waffenbrüderschaft Murad's zu suchen, als Richard Löwenherz gehabt hatte, Saladin's Waffenbruder zu werden (s. Th. VII. S. 88).

Der Marschall war übrigens als Gefangener der Türken nach der Schlacht bei Nikopolis zu den Unterhandlungen über das Lösegeld der edeln Pairs von Frankreich gebraucht worden, unter welchen sich die nächsten Anverwandten seines Königs befanden. Er begleitete später den griechischen Kaiser auf seiner Reise nach Paris. Manuel hatte, gleich nachdem die französischen Herren losgekauft worden waren (1397), seinen mütterlichen Oheim,

Theodosius Kantakuzenus, nach Paris geschickt, um die Hülfe des französischen Königs anzurufen; dieser war aber ebensowenig zu bewegen, neue Kosten aufzuwenden, als sich Boucicault überreden ließ, einen neuen Kreuzzug gegen die Osmanen zu unternehmen. Theodosius ward vom König reich beschenkt, eine Flotte oder Truppen gewährten die Franzosen jedoch diesmal nicht, obgleich Boucicault, welcher den Winter (1397) in Constantinopel zubrachte, unterstützt von venetianischen und genuesischen Gesandten, nach Theodosius Abreise den König auf andere Gedanken brachte. Auch der Pabst Bonifacius IX., an welchen Manuel den Hilarius Doria geschickt hatte, ermunterte zu einem neuen Zuge, und die Bulle, in welcher er die der Christenheit von den Osmanen drohende Gefahr recht kläglich schildert, wirkte soviel, daß Boucicault in den Stand gesetzt wurde, sechshundert Reisige und achthundert Armbrustschützen nebst einer bedeutenden Anzahl kampflustiger Ritter, die von allen Seiten herbeiströmten, einzuschiffen. Bei Tenedos ward die französische Flotte noch durch genuesische und venetianische Schiffe verstärkt. Die Vertreibung der türkischen Schiffe aus den Gewässern des Hellespont und des schwarzen Meeres und die Befreiung der Vorstädte Pera und Galata von den Belästigungen, welche sie von der See aus durch die Türken erlitten, war der Hauptgewinn der Erscheinung der von Boucicault geführten Schaaren; doch landete der Marschall auch an vielen Stellen der Küste, und verbreitete den Schrecken der lateinischen Ritterschaft bis nach Nikomedien. Als vortrefflichen Diplomaten hatte sich Boucicault schon bei den Unterhandlungen wegen der Auslösung des Grafen von Nevers gezeigt, jetzt bewirkte er auch, daß Bajesid's Plan, den unglücklichen Joannes in Selymbria gegen seinen Oheim Manuel zu gebrauchen, scheiterte. Joannes, welcher Anspruch an den Thron machte, war schon längst mit Manuel in Unterhandlung getreten, weil er wohl wußte, daß Bajesid nach Selymbria trachte und ihn wie einen Gefangenen beobachten lasse. Oheim und Neffe waren einig geworden, sie trauten einander aber doch nicht ganz; Boucicault reiste daher nach Selymbria, leistete Bürgschaft, daß Manuel Wort halten werde, bewog Joannes und seine Gemahlin, sich mit ihm einzuschiffen, entzog Beide den sie genau beobachtenden Türken,

und brachte sie nach Constantinopel, wo Joannes von Manuel als Mitregent anerkannt ward. Boucicault hatte unterdessen seine Geldmittel erschöpft, und mußte im Frühjahr (1400) wieder nach Hause zurückreisen. Er beredete den Kaiser Manuel, seinem Neffen Joannes die Regierung des auf die Hauptstadt und einige unbedeutende Ortschaften beschränkten, aller Truppen und alles Einkommens beraubten Reiches einstweilen zu überlassen, um selbst mit nach dem Westen zu reisen und die lateinischen Fürsten aufs neue um Beistand anzuflehen. Vergebens bot Manuel's Bruder in Sparta Alles auf, um den Kaiser von der schimpflichen Bettelfahrt abzuhalten, welche, wie er voraussagte, keinen besseren Erfolg haben werde, als die Reise seines Vaters Johann Päläologus. Manuel beharrte auf seinem Vorsatze, nur ließ er seine Gemahlin bei seinem Bruder zurück.

Der Pabst hatte schon im Januar (1400) Rundschreiben erlassen und besonders die Dänen, Schweden und Norweger durch Predigten und durch Ablaß-Verheißungen zum Zuge nach Constantinopel ermuntert; seine Bemühungen scheiterten aber bei diesen Völkern, als es hieß, der Zug werde ein ganzes Jahr dauern. Auch in Deutschland wurde in vielen Diöcesen Geld gesteuert, man erfuhr jedoch selten, wohin die Steuer gekommen sei. An Ehrenbezeugungen mangelte es dem griechischen Kaiser auf seiner Reise nicht, Hülfe aber fand er nirgends; denn die Fürsten und Herren hatten genug im eigenen Lande zu thun. Er reiste zuerst nach Venedig, wo ihn Boucicault verließ, um nach Paris zu eilen und ihn bei Karl VI. anzumelden. Der venetianische Senat ward durch des Kaisers Reden tief gerührt, man weinte mit ihm, war aber sehr froh, als er weiter reiste. Auch die Genuesen bedauerten ihn sehr, ohne ihm zu helfen. Johann Galeazzo Visconti in Mailand, welcher damals den Herzogstitel von unserem Kaiser Wenzel kaufte, that etwas mehr für ihn. Er half dem bettelhaften Aufzuge des Kaisers ab, umgab ihn mit ritterlicher Begleitung, und versah ihn mit dem nöthigen Gelde, damit er in Paris mit Anstand erscheinen könne. Dies ist eine Thatsache; wenn aber Johann Galeazzo hinzufügte, daß er selbst, sobald die anderen Fürsten ebenfalls wollten, mit einem Heere zum Schutze von Constantinopel ausziehen werde, so steht er gleich allen anderen

Prinzen des Hauses Visconti wegen seiner Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit in so schlechtem Ruf, daß wir seiner Versicherung keinen Glauben schenken können. Als Manuel im Juni 1400 nach Paris kam, ließ ihm auch Karl VI., welcher damals schon irre im Verstande war, ganz ungewöhnliche Ehren erweisen. Während der griechische Kaiser in Paris leeren Festen und Prunkzügen beiwohnte, verzweifelte sein Bruder an der Möglichkeit, sein Gebiet im Peloponnes auf die Dauer gegen die Osmanen zu vertheidigen, und verkaufte den Johanniter- oder Rhodiser-Rittern, welchen er früher schon Korinth überlassen hatte, seine noch übrigen Besitzungen in der Halbinsel. Die Griechen wollten jedoch die Herrschaft der stolzen lateinischen Ritter nicht dulden, und der Widerstand der schon damals halb griechischen, halb slavischen Bevölkerung der Gebirge war so heftig, daß die Ritter selbst rathsam fanden, nicht auf die Vollziehung des Kaufvertrags zu dringen, obgleich sie das Geld schon bezahlt hatten. Auch Korinth ward von ihnen wieder geräumt. Der arme Bruder des griechischen Kaisers kam dabei zwischen seinen Unterthanen und den Johannitern ins Gedränge; denn die Ersteren litten nicht, daß der Kauf zu Stande kam, und das von den Letzteren bezahlte Geld hatte Theodor schon verbraucht. Die Ritter ließen sich endlich gefallen, daß die Summe, die sie bezahlt hatten, ihnen in Terminen zurückerstattet werde. Ueber Manuel's Aufenthalt zu Paris und über seine weiteren Reisen sind die Angaben ganz widersprechend und die Chronologie sehr unsicher. Daß er in England war und bei König Heinrich IV. wenig Trost fand, ist ausgemacht; an welche Orte er aber in Deutschland kam, läßt sich nicht bestimmt angeben. So viel ist gewiß, daß man ihn überall als einen vornehmen Bettler betrachtete. Wahrscheinlich entschloß er sich erst dann zur Rückreise nach Constantinopel, als er erfahren hatte, daß die Tataren unter Timur in Kleinasien eingefallen seien und das osmanische Reich bedrohten. Boucicault begleitete ihn auf der Rückreise nicht; denn er war von Karl VI. nach Genua geschickt worden, weil sich diese Republik damals auf kurze Zeit in die Hände der Franzosen gegeben hatte. Die Armuth Manuel's war so groß, daß Karl VI., um ihn persönlich gegen Mangel zu schützen, ihm einen Jahrgehalt von dreißigtausend Thalern aussetzte. Man erwartete daher den gänzlichen Untergang

des letzten Restes der römischen Herrschaft in Europa schon im ersten Jahrzehnt des fünfzehnten Jahrhunderts, als plötzlich ein furchtbarer Sturm das osmanische Reich traf und der Belagerung von Constantinopel, welche Bajesid unternommen hatte, ein Ende machte. Der englische Schriftsteller Walsingham hat sogar vielleicht nicht Unrecht, wenn er berichtet, daß Manuel besonders darum so schnell aus England in den Orient zurückgereist sei, weil er die Nachricht vom Einbruch des Tartaren Timur oder Timur-Lenk (im Abendland Tamerlan genannt) in das osmanische Reich erhalten habe.

Dschingiskhan war ein Führer der Mongolen gewesen, deren Wanderung auch Tataren aus ihren Sitzen trieb und in die entlegensten Gegenden zerstreute, Timur dagegen war ein Beherrscher von Tataren, welcher unzählbare Horden von Mongolen wie Meeresfluthen über Asien und Europa wälzte, ohne daß nachher eine Spur derselben im Westen geblieben ist; nur die Tataren gründeten dort am schwarzen Meer und vom kaspischen Meer an bis tief in Rußland hinein, sowie in Persien und Indien dauernde Reiche. Dschingiskhan und seine Söhne waren mit mongolischen Horden aus der Mongolei und aus dem nördlichen China gekommen; Timur errichtete sein tatarisches Reich in der Bucharei und in der kleinen Tatarei auf den Trümmern des aus tatarischen Völkerschaften bestehenden mongolischen Reiches. Der neue Welteroberer, der auch zugleich Gesetzgeber des fernstens Ostens von Asien ward, war ein glücklicher Krieger, welcher, was in Asien selten ist, taktische und strategetische Kenntnisse mit der Gabe verband, die raubgierigen Horden an sich zu fesseln. Er erhob sich gleich den Anführern der Miethlinge des Mittelalters dadurch, daß er den Fürsten, denen er sich verkaufte, erprobte Krieger zuführte. Er leistete einem der Nachkommen von Dschingiskhan's zweitem Sohne Tschagataï, dem in Ostpersien und in der Bucharei herrschenden Husein, welcher abwechselnd zu Herat und zu Balk residirte, wesentliche Dienste, und ward dafür mit fürstlichen Lehen und Ehren beschenkt. Schon nach fünf Jahren gerieth er aber mit Husein in Streit, besiegte ihn und schlug dann seinen Sitz in Samarkand auf, herrschte seitdem über den nordöstlichen Theil von Persien und machte Kriegszüge in die Tatarei und Mongolei, nachdem er vorher auf einem

großen Kurultaï der Tataren (s. Th. VII. S. 220) als oberster Khan aller Horden ausgerufen und anerkannt worden war (1369).

Seit der Zeit war Timur unablässig auf Kriegszügen begriffen und mit Eroberungen beschäftigt, er kehrte aber öfters nach Bochara und Samarkand zurück, und gab seinem neuen Reiche Verfassung und Gesetze, welche eine Weisheit athmen, die mit den unerhörten Gräueln, Grausamkeiten und muthwilligen Zerstörungen, welche von den tatarischen Horden auf seinen ausdrücklichen Befehl verübt wurden, einen auffallenden Contrast bilden. Der Zweck dieses Werkes läßt nicht zu, daß wir Timur's Geschichte, welche von Gibbon sehr glänzend und rhetorisch poetisch behandelt worden ist, gleich den europäischen Geschichten kritisch beleuchten, noch weniger, daß wir die Gesetze und Denkwürdigkeiten, welche dem neuen Welteroberer zugeschrieben werden, beleuchten und prüfen; wir wollen uns darauf beschränken, vom Umfange seiner Eroberungen einen allgemeinen Begriff zu geben. Wir könnten, um diesen Zweck zu erreichen, dem genannten englischen Geschichtschreiber folgen und der Reihe nach aufzählen, was Timur in Persien, in Indien, in der Tatarei und im Bereiche der jetzigen asiatischen Türkei vollbracht hat; wir ziehen aber vor, dem Herrn von Hammer zu folgen. Was dieser von sieben und zwanzig Kronen, von dreimal neun besiegten Ländern sagt, ist uns zu asiatisch und prophetisch; wir nehmen die Sache ganz einfach und sagen nach Hammer's Anleitung ganz einfach: Timur's Kriegszüge erschütterten die Herrschaft von neun Herrscherlinien Asiens, welche zum Theil wieder in Nebenlinien zerfielen. Diese Linien waren nach Hammer: die der Nachkommen Tschagatai's, welche im fernen Osten Persiens und in der Bucharei herrschten, ehe Timur den letzten derselben, Husein, vom Throne stürzte; die Dynastie der Dscheten oder Geten in Turkistan und Mongolistan; die Dynastie der Herrscher von Chowaresmien; die der Herrscher von Khorasan; die Dynastie der Tataren in Tataristan Descht Kaptschack; die der Söhne Mosaffer's im persischen Irak; die der Ilkhane im arabischen Irak; die der Osmanen; die der Beherrscher von Indostan. Derselbe Geschichtschreiber der Türken fügt hinzu, das von Timur gegründete Reich habe sich erstreckt im Osten bis an die Mauer China's, im Norden bis in das Herz von Rußland, im Westen bis an die Küsten des

mittelländischen Meeres, gegen Süden bis an Egyptens Grenze. Von den achtzehn Kriegen, welche Timur führen mußte, ehe er seinem Reiche die angedeutete Ausdehnung geben konnte, gehören nur zwei in dieses Werk: der Krieg, durch welchen die Russen unter die tatarische Herrschaft gebeugt wurden, und der Krieg, der den furchtbarsten Feind des griechischen Reiches, Bajesid, niederwarf; die anderen gehören der Geschichte von Asien an, welche wir nur im Vorbeigehen berühren dürfen. Des Krieges mit den Russen werden wir weiter unten gedenken; hier verweilen wir blos bei Timur's Unternehmungen gegen die große, von Murad und Bajesid gegründete osmanische Reichsmacht.

Bajesid hatte am Ende des vierzehnten Jahrhunderts ganz Kleinasien, nicht nur soweit es den Griechen gehörte, sondern auch die dortigen türkischen Länder oder die vorher unabhängigen kleineren Fürstenthümer und Kerman unterworfen. Er hatte die Bulgarei erobert, in der Moldau und Wallachei festen Fuß gefaßt, die Madscharen geschlagen, Bosnien und Servien unterworfen, in Albanien und im Gebirge Türken angesiedelt. Constantinopel war tributpflichtig, der griechische Schattenkaiser mußte den dort angesiedelten Türken vier Moscheeen gestatten und das von ihm ganz unabhängige Gericht eines türkischen Kadi in der Stadt dulden. Macedonien und Thessalien waren größtentheils türkisch. Auch im eigentlichen Griechenland hatte sich Bajesid festgesetzt; er hatte einen verheerenden Zug nach Athen gemacht und im Peloponnes einen Krieg geführt, der den Paläologen Theodor auf den Gedanken brachte, die Vertheidigung der Halbinsel den Johanniter- oder Rhodiser-Rittern zu überlassen, was Bajesid und die griechische Bevölkerung hintertrieben. Einige Jahre vor dem Einfall der Tataren hatte sich Bajesid, wie es heißt, in Prusa allen Lüsten des Orients hingegeben; wir finden ihn jedoch, als Timur von Armenien aus drohte, mit der Belagerung von Constantinopel beschäftigt.

Wenn wir an Festen, Feierlichkeiten und Gastmählern soviel Gefallen hätten, als Scherefeddin und Arabschah, welche Timur's Thaten aufgezeichnet haben, so würden wir der Reisen des Welteroberers nach Samarkand, die er während der Pausen zwischen den einzelnen Kriegszügen zu unternehmen pflegte, sowie der Hochzeiten und der Volksbelustigungen, welche er dort hielt,

erwähnen müssen; wir scheuen aber alles, was den Feen-Mährchen gleicht Uebergehen dürfen wir jedoch nicht, daß jene Orientalen berichten, Timur habe seinen vier Söhnen vier unermeßliche Reiche angewiesen gehabt, während er selbst stets auf Kriegszügen begriffen gewesen und, nur um Feste und Hochzeiten zu feiern oder Kurultaï's zu halten, in die Bucharei gereist sei. Was von Timur's Staatsweisheit, von seinen moralischen und politischen Lehren und von den Büchern, in welchen diese enthalten sind, erzählt wird, scheint uns kaum der Beachtung werth. Wir dürfen nur das, was geschah, berücksichtigen; was dagegen Gelehrte und Schmeichler unter Timur's Namen in Büchern niederlegten, können wir keiner Aufmerksamkeit würdigen, weil wir nicht Poesie und Romantik, sondern Prosa und Wahrheit in der Geschichte suchen. Er selbst ermunterte die Mordlust und Grausamkeit der von ihm geführten Horden gemischter Tataren und Mongolen, welche zu Tigern geworden waren und oft Tausende mit dem Schwerte mordeten oder auf Timur's Befehl unter den Hufen ihrer Pferde zerstampften. Er spähete die fernsten Winkel der Erde aus, und hatte ein Spionir-System eingerichtet, bei welchem Derwische, Fakir's und Mönche, wie sie sich im Osten finden, vom Lamaiten an bis zum christlichen Anachoreten, ihm vortrefflich gedient haben sollen. Er war daher auch, als er um 1399 Streit mit Bajesid suchte, von dem Verhältniß der europäischen Griechen zu den Türken sehr gut unterrichtet, und stellte sich, als wenn er jene in seinen Schutz nehmen wollte. Die nächste Veranlassung zum Kriege zwischen Timur's Tataren und Bajesid's Türken gab das Vordringen der Ersteren von Georgien und Armenien her gegen das alte Pontus und gegen Bajesid's Bollwerk Amasia. Timur's Eroberung von Bagdad und des dortigen Ilkhans oder Herrschers Flucht, der Zug der Tataren nach Irak Arabi, Mesopotamien und Diarbekir und ihre Besetzung der Pässe des Gebirges Taurus machten einen Zusammenstoß der beiden Eroberer unvermeidlich. Der Ilchan war das erste Mal, als er aus Bagdad fliehen mußte, zu den Mamlukken] in Egypten gegangen, das zweite Mal suchte er ebenso, wie der Fürst Karajussuf von Diarbekir, bei Bajesid Schutz. Die Folge war, daß noch im Laufe des Jahres 1400 das ganze Land von Aleppo an bis nach Bagdad im vollen Aufstand

gegen Timur war. Dagegen suchten die kleinen von Bajesid besiegten Fürsten von Kermian, Menteschc, Ssaruchan und Aidin bei Timur Schutz, und dieser ergriff freudig die dargebotene Gelegenheit, um eine Gesandtschaft mit trotzigen Forderungen an Bajesid zu schicken. Es heißt, wiewohl wir bei Dukas und Phranzes davon nichts erwähnt finden, auch die Griechen hätten sich an Timur um Schutz gewandt, und dieser habe ihnen denselben angedeihen lassen, obgleich er dabei die größte Verachtung gegen ihre Religion ausgesprochen habe. Wir bezweifeln jedoch die Wahrheit dieser Angabe, da Timur bei der Eroberung jeder Stadt einen so schrecklichen Fanatismus gegen das Christenthum zeigte, daß er stets Tausende von Christen mit den ausgesuchtesten Martern quälen ließ.

Bajesid, welcher damals Constantinopel sehr bedrängte, wurde durch Timur's gebieterische Botschaft, obgleich sie mit einem glänzenden Geschenk verbunden war, höchst erbittert. Er wollte anfangs die Gesandten hinrichten lassen, schalt nachher, wie Dukas sagt, den Herrn von ganz Asien und von einem Theile Europa's einen groben oder rohen Gesellen, und ließ, was im Orient der größte Schimpf ist, den Gesandten desselben, ehe er sie schimpflich zurück schickte, den Bart scheeren. Dies war das Signal eines Krieges zwischen den beiden Sultanen. Timur, der mit zahllosen Heeren vom kaspischen Meer her nach Kleinasien zog, begann den Krieg mit der Belagerung von Siwas oder Sebaste, der Hauptstadt von Kappadocien. Diese Stadt, welche nach Angaben, die wir nicht verbürgen möchten, hunderttausend Einwohner hatte und mit einer Mauer von ungeheueren Quadersteinen umgeben war, konnte sich nur achtzehn Tage lang behaupten; sobald sie eingenommen war, wurden Mauern und Thürme, trotz ihrer Festigkeit, von Grund aus zerstört und die christliche Bevölkerung nebst der armenischen Besatzung unter grausamen Qualen getödtet (Frühjahr 1400). Timur's Züge wurden gleich denen der Hunnen für Völker und Länder besonders dadurch verderblich, daß es Politik der Heerführer war, Weiber und Kinder, Männer und Jünglinge zu Tausenden quälen, schlachten und zertreten zu lassen, damit weit und breit der Schrecken vor ihnen hergehe. In den tatarischen Heeren waren Hunderttausende roher Barbaren, welche mit Vergnügen kannibalische Unmenschlichkeit übten.

Wäre damals Siwas nicht gefallen, so würde Constantinopel in Manuel's Abwesenheit von den Osmanen genommen worden sein; aber die Nachricht von dem schauderhaften Morden in Siwas, sowie gleich nachher in Malatia rief den osmanischen Sultan von der Belagerung von Constantinopel nach Asien. Er hatte Zeit, seine Macht zu sammeln, weil Timur nicht unmittelbar weiter zog, sondern sich gegen Bagdad, gegen Damaskus, gegen Syrien und gegen die Mamlukken Egyptens wendete, um Fürsten zu bekriegen, welche entweder von ihm abgefallen waren oder die Abgefallenen unterstützt hatten. Die Grausamkeiten und Gräuel der Tataren auf ihrem Zuge nach Syrien, in Bagdad und überall, wohin sie der damals bereits sechsundsechszig Jahre alte und durch sein Alter ganz unmenschlich gewordene Timur führte, hat von Hammer in seiner osmanischen Geschichte nach persischen Schriftstellern ausführlich aufgezählt; wir bemerken nur, daß Timur bis gegen die Mitte des Jahres Tausende von Menschen grausam morden, die größten und blühendsten Städte von Bagdad bis nach Aleppo und Antiochia zerstören und niederbrennen, ihre Bewohner zertreten und zermalmen ließ, und sich dann nach Samarkand begab, um Feste zu feiern und allerhand von seinen Hofgelehrten schön und mild abgefaßte Edicte bekannt machen zu lassen. Im Winter 1401 auf 1402 lagen Timur's zahllose Horden auf der Bergebene im Nordosten Kleinasiens, er selbst unterhandelte mit Bajesid. Dieser zeigte sich jedoch eben so trotzig als Timur, so daß durch den diplomatischen Verkehr beider Herrscher Timur's Erbitterung auf den höchsten Grad stieg. Der Grieche Chalkondylas erzählt uns von diesen Unterhandlungen ganz sonderbare Anekdoten, denen wir sehr wenig Glauben schenken, die uns aber den Charakter der Zeiten ihres Erfinders anschaulich machen. Bei der Stadt Siwas, welche zwei Jahre vorher so grausam verwüstet worden war, hielt nachher Timur eine große Heerschau; von da drang er ins Innere von Kleinasien gegen Angora vor. Die beiden orientalischen Geschichtschreiber Scherefeddin und Arabschah haben mit großer Ausführlichkeit die Vorbereitungen der beiden Sultane zum entscheidenden Kampf und die denselben vorhergehenden Schritte beschrieben. Diese Erzählungen sind für den Kenner des Orients und für den, welcher die Sitten der Türken und Tataren, die sich seit den

ältesten Zeiten bis auf unsere Tage sich gleich geblieben sind, studiren will, auf gleiche Weise anziehend; wir müssen sie um so mehr übergehen, als von Hammer die Berichte der Orientalen vollständig in sein Werk aufgenommen hat. Derselbe Schriftsteller berichtet uns, wie Bajesid seine Generale und Soldaten, statt sie zu gewinnen, durch Übermuth und Geiz erbitterte, und den ihm gegebenen Rath verschmähte, den siebenmalhunderttausend Mann Timur's auszuweichen, statt ihnen eine entscheidende Schlacht zu liefern. Die Stärke des Heeres, mit welchem Bajesid sich in der Ebene bei Angora den Tataren gegenüber lagerte, wird bei den verschiedenen Schriftstellern, von denen einige 120,000, andere 160,000 Mann rechnen, verschieden angegeben. Alle Zahlangaben sind bekanntlich in solchen Fällen unzuverlässig; auf jeden Fall war Timur seinem Gegner um das Sechsfache überlegen. Man ist versucht, die Verblendung Bajesid's, welcher die Tataren im Blachfelde angriff, statt sie in Berge, Thäler und Schluchten zu locken, mit Bonaparte's Vertrauen auf seine Siege und auf sein Glück zu vergleichen, das ihn nach Moskau trieb. Diese Vergleichung würde dadurch noch passender werden, daß Bonaparte die von ihm beraubten und tödtlich beleidigten Preußen und Oestreicher, Bajesid aber zehntausend Servier und achtzehntausend derjenigen Türken und Tataren, deren Fürsten sich bei Timur befanden, als Hülfstruppen mit ins Feld führte. Die gepanzerten Servier unter Bajesid's Schwager Stephanus thaten vortreffliche Dienste im Treffen und selbst noch nach demselben, dagegen gingen die Tataren und die Türken von Aidin und aus den übrigen unterjochten Fürstenthümern mitten im Treffen zum Feinde über. Wenn wirklich, wie Chalkondylas erzählt, Bajesid seine Hunde und seine Falknerei mit ins Feld schleppte, und wenn er siebentausend Falkenwächter und sechstausend Hunde hatte, so war sein Unglück ein Glück für das junge osmanische Reich, welches nur dann bestehen konnte, wenn seine Herrscher sich in den Schranken hielten, die der Gründer des Reiches und seine ersten Nachfolger sich gesetzt hatten.

Die Schlacht bei Angora ward entweder am 20. oder am 28. Juli 1402 geliefert. Der Sieg war den ganzen Tag hindurch zweifelhaft; doch erlangten ihn am Ende die Tataren, welche

ihre Gegner an Zahl bei weitem übertrafen, und deren Führer in der orientalischen Art, den Krieg zu führen, nicht weniger geschickt und erfahren waren, als die Feldherren der Osmanen. Bajesid und einer seiner Söhne wurden gefangen, das Heer der Osmanen zerstreut oder vernichtet. Den Berichten der persischen Geschichtschreiber über die Schonung, welche Timur den Seinigen anempfohlen habe, trauen wir nicht viel, obgleich wir glauben, daß er seinen Horden befohlen haben mag, sie sollten keine Sklaven machen, weil sie mit Stamm- und Glaubensgenossen gestritten hätten. Ebendieselben mehr der Phantasie als dem Verstande folgenden persischen Schriftsteller, welche in die Ächtheit der von ihnen bearbeiteten und benutzten, vorgeblich von Timur dictirten Sätze Salomonischer Regierungsweisheit und in die, wie es heißt, von ihm verfaßten Denkwürdigkeiten nicht den geringsten Zweifel setzen, lassen ihn auch dieser Weisheit gemäß handeln. Gibbon findet es seinem Zwecke angemessen, Alles für lautere Wahrheit zu nehmen; wir halten dafür, daß, wenn Arabschah und Scherefeddin den Commentarien und den Institutionen Timur's folgen, dieß ebendasselbe ist, als wenn Thiers und die anderen Franzosen Bonaparte's Leben nach den Denkwürdigkeiten von St. Helena oder nach Bourienne's Memoiren schreiben, oder als wenn man das, was die Engländer in Irland und in Indien verüben, nach den im Parlament gehaltenen Reden beurtheilt.

Von dem Zustande Kleinasiens gleich nach dem Siege der Tataren, noch ehe Timur mit dem ganzen Heere an das aegäische Meer zog, macht uns Dukas eine furchtbare Beschreibung, wenn er sagt: „In den ersten acht Tagen nach dem Siege bei Angora ergoß sich das Heer der Tataren (oder, wie er sich ausdrückt, der Perser) in einzelnen Abtheilungen über Galatien, Phrygien, Bithynien, Paphlagonien, über das Küstenland, über Karien, Lycien und Pamphylien auf eine solche Weise, daß es schien, als wenn in jeder der einzelnen Provinzen das ganze tatarische Heer hause, so zahlreich waren sie.“ Gleich vom Schlachtfelde aus ward Mirza Mohammed, Timur's Enkel, in Eile nach Prusa geschickt; allein Bajesid's Sohn Soliman war, noch ehe das Treffen ganz geendigt gewesen, dahin geeilt, und hatte die dort befindlichen Schätze nach Europa bringen und alle Schiffe von

der Küste entfernen lassen. Timur selbst verweilte zuerst in Kotyäum, der Hauptstadt von Paphlagonien, dann zog er, wie Dukas sich ausdrückt, „zerstörend, Alles in Sklaverei werfend, alle Schätze, welche er irgendwo fand oder zu deren Angabe er die Eigenthümer durch unerhörte Qualen zwang, raubend, sengend und brennend, die Menschen aufknüpfend und lebendig begrabend, nach Prusa.“ Dort fand er Bajesid's Weiber, unter ihnen auch die Tochter des Lazarus. Die Städte Nicäa und Nikomedia traf dasselbe Schicksal, welches Prusa getroffen hatte. Als Timur auch in Unter-Phrygien auf gleiche Weise gewüthet hatte, zog er nach Pergamum. Türken und Griechen wurden auf gleiche Weise durch angedrohte Verbrennung oder dadurch, daß man sie im Kerker dem Hunger preisgab, zur Angabe alles Eigenthums von Werth genöthigt. Von Pergamum ging der Zug nach Magnesia am Sipylus und, als auch diese Stadt ganz ausgeplündert war, nach Lydien. Aus Sardes und Philadelphia ward alles, was vom alten Reichthum noch übrig war, weggeschleppt und endlich auch Smyrna angegriffen. Diese Stadt hatte, weil sie von der See her unterstützt werden konnte, bis dahin ihre Freiheit behauptet, selbst nachdem Philadelphia mit Hülfe seines eigenen Kaisers in die Gewalt der Osmanen gefallen war; sie suchte auch den Tataren Trotz zu bieten. Sie stand durch ihren Hafen mit den Genuesen und Venetianern in Verbindung, und die feste Burg der Stadt ward von den Rhodiser-Rittern und von den Christen, welche aus Ephesus, Thyria, Nymphäa herbeigeströmt waren, vertheidigt; allein einer halben Million Tataren konnte sie auf die Dauer nicht widerstehen. Timur ließ zuerst ungeheuere Felsstücke in den Eingang des Hafens wälzen, so daß die Schiffe, um nicht eingedämmt zu werden, sich vor den Hafen legen mußten; dann ließ er die Burg stürmen, deren Gräben er mit den Leichnamen der Seinigen füllte. Burg und Stadt wurden genommen und auf dieselbe Weise behandelt wie andere Städte. Timur ließ tausend Gefangene, die man vor ihn führte, vor seinen Augen enthaupten und eine Art Thurm aus Menschenköpfen und abwechselnden Schichten großer Quadern erbauen. Auch Ephesus, wo Timur dreißig Tage verweilte, wurde nebst der ganzen Umgegend ebenso wie Smyrna verwüstet. Einem Lavastrom gleich zogen die Tataren an der einst so reichen und blühen-

den Küste Asiens herab bis nach Karien, wo sie von der ungewöhnlichen Kälte eines der Beschreibung nach mehr als russischen Winters, welcher nicht nur Pferde, sondern sogar auch das Wild und die Vögel tödtete, zu Tausenden hingerafft wurden. Wir glauben daher gern, daß Timur, als er seit seinem Aufenthalt in Bithynien Städte und Dörfer zerstörte und Alles verödete, nach dem Ausdruck des Geschichtschreibers Dukas weder lebende Männer, noch das Weinen eines Kindes, noch das Bellen eines Hundes, noch das Krähen eines Hahnes hinter sich gelassen habe, sondern überall nur die Stille des Todes.

Bajesid's Schicksal in der Gefangenschaft ist, gleich dem letzten Schicksale Belisar's (s. Th. V. S. 10), auf eine romanhafte Weise beschrieben und zur moralischen Belehrung und sentimentalen Rührung vielfach benutzt worden; es wird aber auch darüber, wie über die Geschichte Belisar's, kritisch gestritten. Männer wie Gibbon und von Hammer haben es der Mühe werth gehalten, ihren Werken sehr ausführliche Untersuchungen über die Angabe einzuverleiben, daß Bajesid gleich einem wilden Thiere in einen eisernen Käfig gesperrt worden sei; wir halten aber das, was Chalkondylas und Phranzes erzählen, für ebenso unwahrscheinlich, als die sentimentalen Berichte der persischen Geschichtschreiber, in denen wir überall mehr Poesie als Geschichte finden. Die angeführten Byzantiner erzählen, daß sich die beiden Sultane auf gemeine Art gezankt und geschimpft hätten, und Bajesid auf Timur's Befehl in einen gegitterten Käfig gesperrt worden sei, in welchem er sein Leben beschlossen habe. Uns scheint des Dukas Bericht der wahrscheinlichste. „Bajesid wurde, sagt er, lange sehr freundlich behandelt und in milder Haft gehalten, bis man einen Versuch machte, ihn zu entführen; seit der Zeit wurde er härter gehalten und in Fesseln gelegt." Er starb 1403 in der Gefangenschaft, und seine Leiche wurde seinem Sohne Musa übergeben, welcher zugleich mit ihm in tatarische Gefangenschaft gerathen war und nach seines Vaters Tode die Freiheit erhielt.

Das osmanische Reich zerfiel nach der Schlacht bei Angora auf einige Zeit, das christliche Reich in Constantinopel dagegen schien sich wieder zu erholen, theils durch die Verfügungen, welche Timur zu Gunsten der von Bajesid unterworfenen türkischen Fürsten-

thümer Kleinasiens traf, theils durch die Kriege, welche Bajesid's Söhne mit einander führten. Unter den Fürsten wurde zuerst Jakubbeg in Kerman wieder eingesetzt, mit dem Auftrage, auch Bajesid's Sohn Musa zu überwachen. Gleichzeitig mit Jakubbeg wurden auch die Söhne des Fürsten von Melitsche wieder eingesetzt, und Isfendiar erhielt Kastemuni und Sinope, wo sein Vater geherrscht hatte. Timur's Politik wollte sowohl das osmanische als das persische Reich zersplittern; er gab daher, ehe er in die Bucharei zog, nicht blos den türkischen Fürsten von Erfendschan und Aidin ihr Erbe zurück, sondern er that dasselbe auch in Schirwan und Diarbekir.

Von Bajesid's Söhnen war Soliman, wie wir vorher bemerkt haben, glücklich nach Prusa gelangt und mit den Schätzen seines Vaters nach Europa gegangen. Dort schloß er sich an den Kaiser Manuel an, welcher auf die Nachricht, daß Bajesid die Belagerung von Constantinopel aufgehoben habe und gegen Timur nach Asien gezogen sei, eilig zurückgekehrt war, um wieder vollen Besitz vom Reiche zu nehmen. Manuel schickte sogleich seinen Neffen Joannes, den er früher als Mitregenten hatte annehmen müssen, nach Lemnos, überließ ihm nachher Thessalien und führte fortan die Regierung allein. Den Mohammedanern entzog er alle die Privilegien, die ihnen Bajesid durch Drohungen in Constantinopel verschafft hatte: der Kadi mußte die Stadt verlassen, die Moscheeen wurden geschlossen oder gar geschleift und den mohammedanischen Handelsleuten kein eigenes Quartier mehr in der Stadt gestattet. Soliman schloß nichts desto weniger ein Freundschaftsbündniß mit Manuel, gab ihm seinen Bruder Kasem und seine Schwester Fatima als Geißeln, und heirathete die Tochter von Manuel's Bruder Theodor. Er kehrte, noch während Timur in Kleinasien verweilte, dorthin zurück, sobald der Strom der Tataren aus Bithynien nach Jonien floß, und vertheidigte sich in einer Burg, welche sein Vater an der asiatischen Küste des Bosporus erbaut hatte, suchte aber doch von hier aus Timur's Gunst. Diese wurde ihm nicht allein gewährt, sondern Timur belehnte ihn auch mit den europäischen Besitzungen, in welche seine Macht nicht reichte.

Gleich nach Bajesid's Tod geriethen dessen Söhne mit einander in einen Krieg, welcher so lange dauerte, bis es dem vierten von

ihnen, Mohammed I., gelang, das ganze Reich wieder zu vereinigen und neu zu gründen. Zwei Türken von ausgezeichneten Talenten, Bajesid Pascha und Ssofi Bajesid, nahmen sich des elfjährigen Mohammed an; alles, was diese bejahrten Männer thaten, wurde nachher von den türkischen und persischen Schriftstellern, die gern Wunder erzählen, dem Knaben zugeschrieben. Sie brachten ihn vom Schlachtfelde von Angora nach Tokat, und behaupteten diese Stadt wie das feste Amasia, welches sieben Monate lang den Tataren widerstand, für ihn, huldigten aber doch dem Eroberer in seinem Namen. Als Timur nachher seinen Vasallen zur persönlichen Huldigung an sein Hoflager rief, wußten die beiden genannten Männer der Forderung auszuweichen, bis Timur in die Bucharei gereist war, worauf dann nicht weiter daran gedacht wurde. Die anderen Söhne Bajesid's waren Soliman, Musa, Isa, Kasem und Jussuf. Von diesen wurde der Letzte Christ, der Vorletzte befand sich beim Ausbruch des Bürgerkrieges als Geißel des ältesten Bruders in Constantinopel, Musa war damals noch in tatarischer Gefangenschaft, Soliman und Isa hatten wie Mohammed jeder ein besonderes Gebiet besetzt: Mohammed residirte in Amasia, Soliman in Adrianopel, Isa in Prusa. Der Krieg brach zuerst zwischen Mohammed und Isa aus. Jener zog gegen diesen, um ihn aus Prusa zu vertreiben. Er siegte über dessen Heer und nöthigte ihn, in Constantinopel Zuflucht zu suchen. Hierauf verlangte er von Jakubbeg, welchem Musa zur Bewachung übergeben worden war, daß dieser ihm seinen Bruder ausliefere. Jakubbeg willfahrte der Forderung, und Musa war nun Gefangener Mohammed's, welcher die ihm zugleich überlieferte Leiche seines Vaters in Prusa ehrenvoll bestattete. Als nachher Isa aus Constantinopel zurückkehrte, mußte Mohammed mit diesem einen neuen Kampf beginnen. Isa wurde zum zweiten Male besiegt, suchte bei den von Timur wieder eingesetzten türkischen Fürsten von Aidin, Ssaruchan, Tekke und Mentesche Hülfe, und verwickelte dieselben in sein Schicksal. Die Letzteren verloren, als sie mit Isa gegen Mohammed zogen, eine Schlacht, und kamen theils ums Leben, theils mußten sie huldigen; auch Jakubbeg von Kerman wurde gezwungen, seine Festungen an Mohammed zu übergeben. Isa flüchtete sich und wurde seitdem nicht mehr gesehen.

Nach Isa's Verschwinden gerieth Mohammed mit einem anderen Bruder in Streit. Soliman nämlich, der dem griechischen Kaiser, um ihn für sich zu gewinnen, nicht allein Thessalonich und alle Städte bis zum Strymon, sondern auch alle Orte am schwarzen Meer von Panis an bis nach Warna zurückgegeben hatte, wollte den verwirrten Zustand benutzen, in welchen nach den Darstellungen der mohammedanischen und der christlichen Schriftsteller, die nur von Raubzügen und Empörungen türkischer Häuptlinge erzählen, Kleinasien damals verfallen war. Er erschien dort mit einem Heere, rückte bis nach Angora, und kämpfte mit seines Bruders Generalen; denn Mohammed war noch zu jung, als daß wir die Siege über Isa und Soliman ihm zuzuschreiben wagten. Das ganze Jahr 1405 hindurch kämpften Soliman und Mohammed mit wechselndem Glück, so daß bald der Eine, bald der Andere ganz verloren schien; im Jahre 1406 erhielt aber Soliman an seinem Bruder Musa einen neuen Feind. Der Fürst der Wallachei und andere Vasallen Soliman's in Europa waren nämlich mit dem rohen Wesen ihres Oberherrn unzufrieden, und Mohammed erlaubte daher seinem Bruder Musa, nach Europa überzusetzen, um mit Hülfe türkischer Schaaren Soliman zu befehden oder die Unzufriedenheit seiner Vasallen zur Verdrängung desselben zu benutzen. In dem Kriege, welchen Soliman und Musa führten, wurde der Letztere von dem Kral Stephan von Servien und von Myrtsche, dem Fürsten der Wallachei, unterstützt, während der griechische Kaiser auf Soliman's Seite war. Die beiden Brüder lieferten sich in der Nähe von Constantinopel ein Treffen, in welchem der Kral von Servien, durch Manuel gewonnen, von Musa abfiel und Soliman den Sieg errang. Der Letztere behauptete sich seitdem in seinen europäischen Besitzungen. Er überließ sich aber in Adrianopel dem Trunk und den Lüsten, während Mohammed sich der asiatischen Besitzungen bemächtigte und seinen Sitz zu Prusa nahm. Musa irrte eine Zeitlang unstet in den Gebirgen des Hämus umher; im Anfange des Jahres 1410 aber erschien er, wahrscheinlich im Einverständniß mit den Officieren und Beamten seines Bruders, denen dieser durch sein dem Koran trotzendes Trinken und durch seine Freundschaft und Verwandtschaft mit den Herrschern von Constantinopel und Servien Ärgerniß gab, an der

Spitze eines Heeres von Wlachen plötzlich vor Adrianopel. Getreue alte Diener versuchten lange vergebens, Soliman aus seiner Versunkenheit zu erwecken; als er erwachte, war es zu spät. Er zog mit seinem Heere aus, wurde aber nach und nach von seinen Leuten verlassen und endlich in einem Dorfe, welches seine rohen Turkmannen oft mishandelt hatten, von den Bauern ermordet.

Musa nahm sogleich von dem osmanischen Reiche in Europa Besitz, erfüllte jedoch das Versprechen nicht, welches er seinem Bruder Mohammed gegeben hatte, daß er ihn als oberen Herrscher anerkennen wolle. Soliman war ein gutmüthiger Schwelger und Wüstling gewesen; Musa zeigte sich, sobald er in Adrianopel eingezogen war, als einen entsetzlichen Wütherich, und ließ zunächst die Servier und Griechen dafür büßen, daß die Ersteren ihn in der Schlacht bei Constantinopel verrathen, die Anderen seinem Bruder treulich Hülfe geleistet hatten. Er unternahm einen Kriegszug nach Servien, verwüstete das ganze Land mit Feuer und Schwert, ließ die Einwohner zu Tausenden niederhauen, Knaben, Jünglinge und Jungfrauen in die Sklaverei wegführen und seine rohen Schaaren kannibalische Feste feiern, deren Beschreibung das menschliche Gefühl empört. Von Servien wandte sich Musa zuerst gegen den in Thessalonich residirenden Joannes, um den Griechen die Städte wieder zu entreißen, welche Soliman ihnen abgetreten hatte. Er eroberte Thessalonich und vereinigte alles, was Soliman dem griechischen Reiche zurückgegeben hatte, aufs neue mit den osmanischen Besitzungen. Dann richtete er seine Waffen gegen den Kaiser Manuel. Er schloß Constantinopel enge ein und schickte einen seiner tüchtigsten Diener, Ibrahim Pascha, an den Kaiser, um diesen durch Drohungen dahin zu bringen, daß er sich wieder für einen Vasallen des osmanischen Reiches erkläre und den Tribut zahle, der dem Sultan Bajesid gezahlt worden war. Der Kaiser war, den Geschichtschreibern der Griechen zufolge, nicht abgeneigt, sich den demüthigenden Bedingungen Musa's zu fügen; Ibrahim Pascha selbst aber rieth ihm davon ab. Ibrahim war nämlich mit Mohammed befreundet und darüber aufgebracht, daß Musa die Bedingungen nicht erfüllte, unter denen ihm Mohammed gegen Soliman Hülfe gewährt hatte.

Musa hatte damals zwar alle älteren Reichsbeamten, zu wel-

chen auch Ibrahim gehörte, durch seine Grausamkeit und Rohheit gegen sich aufgebracht; da aber die jungen, rüstigen Anführer wilder Turkmannen, Wlachen und Bulgaren sich seiner Tapferkeit im Felde und seiner Gefälligkeit für ihre blutdürstigen, unmenschlichen Leidenschaften freuten, so war er seinem Bruder Mohammed im Felde stets überlegen. Gegen den Kaiser Manuel war er doppelt erbittert, weil dieser, als Constantinopel durch Musa's Heer von der Landseite her enge eingeschlossen gehalten wurde, den Ibrahim Pascha nach Prusa geschickt hatte, wo derselbe dann in Mohammed's Dienste trat und zwischen seinem neuen Herrn, den Griechen und den Serviern eine Verbindung zu Stande brachte, welche freilich anfangs der Energie Musa's nicht gewachsen war. Ibrahim Pascha ward von den beiden alten Wesieren, welche seit Bajesid's Tod in Mohammed's Namen herrschten, zum Collegen aufgenommen, so daß also das Reich eigentlich von einem erfahrenen Triumvirat regiert wurde. Die drei Wesiere schlossen durch Ibrahim eine enge Freundschaft mit dem griechischen Kaiser, welche Mohammed bis an sein Ende treu bewahrt hat. Sie versprachen dem Kaiser Hülfe gegen Musa, Manuel gab die Flotte her, auf welcher Mohammed's Truppen übergeschifft wurden, und die beiden Brüder kämpften hierauf in der Gegend von Constantinopel für und wieder die Griechen. Eine Zeitlang ward Musa im Kampfe mit seinem Bruder vom Schicksal begünstigt, und er würde, als dieser durch Unruhen in Kleinasien genöthigt ward, sein Heer zurückzurufen, obgesiegt haben, wenn er nicht ebenfalls wegen einer in Thessalien ausgebrochenen Empörung die Belagerung auf einige Zeit hätte aufheben müssen. Er kehrte zwar bald wieder zurück; aber seine Anstalten zur Eroberung von Constantinopel schadeten ihm selbst mehr als den Griechen. Er verwüstete nämlich ringsum die Städte und Dörfer, und vernichtete dadurch alle Vorräthe, so daß sein Heer bald Mangel litt, während die Stadt Constantinopel, in welche er die Bewohner der Umgegend zu fliehen genöthigt hatte, von der See aus versorgt wurde. Endlich faßte er den Entschluß, die Stadt auch von der Seeseite her einzuschließen; er rüstete zu diesem Zwecke eine Flotte und verschaffte dadurch den Griechen Gelegenheit, endlich einmal zu zeigen, daß es ihnen an Muth und an Talent nicht ganz fehle,

wenn gleich ihr Kaiser schlaff und unfähig sei. Ein natürlicher Bruder des Kaisers Manuel commandirte die griechische Flotte, welche der türkischen entgegen geschickt ward. Dieser erfocht einen glänzenden Sieg, der allgemeines Aufsehen erregte, zugleich aber auch den Neid des Kaisers erweckte. Der Sieger erhielt nicht blos keine Belohnung, sondern er ward vielmehr vom Commando entfernt und ins Gefängniß geworfen, so daß wir später von dem tapferen Admiral nichts weiter hören. Da Manuel seinen Landsleuten und Verwandten auf diese Weise begegnete, so mußten dieselben allerdings besorgt sein, sich nicht auszuzeichnen, und er selbst konnte aus Argwohn nur mittelmäßigen Leuten Vertrauen schenken. Er wandte sich daher in seiner Noth aufs neue an Mohammed. Zum zweiten Male ward die griechische Flotte nach Lampsakus geschickt, um die osmanischen Hülfstruppen herüber zu holen. Diese kamen, hatten aber kein Glück. Sie wurden, als sie Musa's Heer angriffen, mit solchem Verluste zurückgeschlagen und so zersprengt, daß Mohammed selbst sich auf einem griechischen Schiffe nach Kleinasien retten mußte (1410). Freilich hatte auch die Belagerung von Constantinopel keinen glänzenden Erfolg; denn obgleich Mohammed erst nach Verlauf eines ganzen Jahres der Stadt aufs neue zu Hülfe eilte, so scheint es doch nicht, als wenn Musa während dieser Zeit bedeutende Fortschritte gemacht hätte. Als endlich (1412) Mohammed aus den entferntesten Theilen seines Reiches ein sehr zahlreiches Heer an der Küste gesammelt hatte und wieder auf griechischen Schiffen nach Europa übergesetzt war, umging er das Lager seines Bruders, um die Christen der Donau und Sau, welche von Musa grausam mishandelt wurden, an sich zu ziehen. Der Kral von Servien hatte ihm den Rath gegeben, zuerst einen Angriff auf Adrianopel zu wagen und, wenn dieser misglücke, sich der Donau zu nähern. Es gelang ihm zwar, seinen Bruder zu täuschen und unangegriffen bis vor Adrianopel vorzudringen; Musa war ihm aber mit dem Kern seiner Truppen vorausgeeilt und hatte sich in jene Stadt geworfen, so daß Mohammed nicht für rathsam hielt, gegen dieselbe etwas zu unternehmen. Ob der Letztere hierauf sein Heer theilte und, wie Dukas sagt, die eine Hälfte vor Adrianopel zurück ließ und mit der anderen nach Philippopolis marschirte, oder ob er mit seinem ganzen Heer an der Maritza herauf zog,

lassen wir unentschieden; gewiß ist, daß derjenige Theil seiner Truppen, bei welchem er selbst sich befand, zuerst an der Maritza herauf und nachher an der Morawa herab marschirte. Auf diesem Marsche zog Mohammed die unzufriedenen Statthalter der Nordgrenzen an sich, und als er Servien erreichte, stieß auch der Kral Stephan mit dem gepanzerten Heere der Servier zu ihm. Musa war von Adrianopel aus seinem Bruder entgegen gezogen und griff, als dieser sich wieder südlich gerichtet hatte, ihn an einem Orte an, welchen die türkischen Schriftsteller Tscharmurli nennen, und der damals für die osmanische Geschichte vorzüglich wichtig geworden ist, weil durch den dort erfochtenen Sieg Mohammed's endlich die Einheit des Reiches wiederhergestellt ward. Musa's Heer wurde völlig geschlagen, er selbst schwer verwundet gefangen und auf Mohammed's Befehl erdrosselt (1413). Mit Manuel schloß Mohammed Bund und Freundschaft, und er ehrte den Kaiser bis an seinen Tod gleich einem Vater. Manuel überließ ihm den Prinzen Kasem, den er einst von Soliman als Geißel erhalten hatte; Mohammed dagegen gab mehrere von Musa eroberte Städte am Propontis, am schwarzen Meere und in Thessalien heraus.

Das griechische Reich genoß damals einige Zeit hindurch einer solchen Ruhe, daß Manuel daran denken konnte, seinem Bruder Theodor zur Befestigung des Peloponnes behülflich zu sein und deshalb selbst dorthin zu reisen. Theodor hatte zwei Drittel des Peloponnes an sich gerissen, und weder das neue Fürstenhaus Centurione, noch Carlo Tocco, der cephalonische Palatin und Despot, noch die kleinen Herren von Nauplia und Argos, noch die drei fränkischen Dynasten, welche in Glaritza, Patras und Chalandritza ihre Sitze hatten, konnten sich auf die Dauer behaupten. Manuel kam in den Peloponnes, um die quer über den Isthmus gebaute, aber längst verfallene Mauer wiederherzustellen. Zu dieser Arbeit wurde die ganze Bevölkerung der Halbinsel aufgeboten, sie arbeitete daran unter Aufsicht ihrer Archonten; die Folge wird aber zeigen, daß der Bau sehr schlecht war. Man nennt die Landenge das Heramilon, weil sie sechs italiänische Meilen oder dreitausend achthundert Klafter breit ist. Die Mauer wurde im April 1415 vollendet, und es klingt sehr prächtig, wenn uns die Griechen erzählen, sie habe hundert und fünfzig Thürme

gehabt; dieselben Schriftsteller berichten, daß, als die Türken wenige Jahre nachher einen Streifzug oder was man jetzt eine Razzia nennt in den Peloponnes machten, die Mauer schon wieder verfallen war.

Die griechischen Geschichtschreiber behaupten, Mohammed I. sei von dem wilden Fanatismus der Türken und ihrer Stammes-Verwandten, sowie von der grausamen Unduldsamkeit seines Vaters und des Tataren Timur sehr weit entfernt gewesen. Er habe, heißt es, Manuel mehrere Male in seiner Residenz besucht und ihn zu sich eingeladen. Dukas berichtet uns, Mohammed habe sogar den Johanniter- oder Rhodiser-Rittern die Versicherung ertheilt, er sei den Christen sehr gewogen und werde sie beschützen, wo sie auch immer angetroffen würden. Manuel zeigte sich in Beziehung auf Bajesid's jüngsten Sohn Jussuf, der bei ihm erzogen ward, weil er ihm als Kind übergeben worden war, ebenso frei von den christlichen Vorurtheilen seiner Zeit; doch sind wir nicht gewiß, ob dabei nicht die politische Rücksicht zu Grunde lag, daß der Prinz nicht sein Recht an den türkischen Thron verliere. Manuel gab nämlich nicht zu, daß der Prinz Christ wurde, obgleich dieser selbst es verlangte; er erlaubte ihm erst auf dem Todbette (Jussuf starb an der Pest) sich taufen zu lassen.

Übrigens war die Beschaffenheit der Dinge im europäischen und asiatischen Theile der von den Osmanen wenn auch noch nicht ganz eroberten, doch verwüsteten und unterjochten Gegenden fast ebendieselbe, wie die des westlichen und nördlichen Theiles von Europa, nur mit dem einzigen Unterschied, daß das Volk, welches sich noch immer das römische nannte, alternd, geschwächt und mit prächtigen Lappen kaum seine Blößen deckend erscheint. Außer bei den Griechen ist überall Leben und rohe Kraft, Bewegung und Eigenthümlichkeit, Nationalität und Individualität, aber freilich keine Ordnung und Ruhe, weil diese ein System, ein Aufgehen des besonderen Charakters in einen allgemeinen, ein Abschleifen der scharfen Ecken und Kanten in eine glatte, aber auch flache Außenseite nothwendig erfordern. Wir wollen einen flüchtigen Blick auf die verschiedenen Nationalitäten, kleinen und großen Herren und Republiken werfen, welche zu Mohammed's I. Zeiten im oströmischen Reich ihren Einfluß geltend machten. Es waren

dies theils aristokratische Handels-Republiken, theils die Ritter-Aristokratie der Rhodiser, theils kleine Fürstenthümer, deren Herrscher mit Recht den damals ganz unschuldigen Titel Despoten führten, theils die griechischen Kaiser, ein Schatten vergangener Zeiten, theils endlich die Osmanen, die einzige Militärmacht des Mittelalters. Blos der Sultan der Osmanen hatte Finanzen, die ihm gehörten, blos er besaß eine unumschränkte Macht und gebot über die ungeschwächten Kräfte einer Nation, welche, wie einst die Römer, Sklaven für sich arbeiten ließ; der Sultan hatte nicht allein ein stehendes Heer, wie keines in Europa war, sondern er konnte auch, wenn er wollte, das Volk aufbieten, ohne daß dadurch Landbau und Verkehr viel litten. Wir wollen der Besitzungen der Genuesen und Venetianer ebenso wenig gedenken, als der Macht der Rhodiser-Ritter im ägäischen Meer und auf dessen Ufern, obgleich die zuerst genannten Republiken auf allen Küsten Colonieen und befestigte Niederlassungen hatten, und in Galata die venetianische und die genuesische Factorei ganz unabhängig und sogar durch Befestigungen und Besatzungen geschützt waren. Im Peloponnes, im ehemaligen Hellas, in dem Küstenlande von Akarnanien und Aetolien an bis zur äußersten Grenze von Epirus, in Macedonien und in Thessalien war ein ähnlicher Zustand wie in Deutschland: Burgen und Burgherren und neben ihnen unzählige Räuber und ewige Raubfehden. Thessalien verwaltete bis 1419 für den griechischen Kaiser Demetrius Laskaris Leontarius, welcher später nach Mohammed's I. Tod in diplomatischen Sendungen für den Herrscher von Constantinopel nicht viel Ehre erwarb. Der Kral von Servien und der Woiwode der Wallachei waren Vasallen Mohammed's, zogen mit ihm in den Krieg und kamen an sein Hoflager zu Adrianopel, wo er sie, obgleich sie Christen waren, gleich seinen mohammedanischen Vasallen mit allen Ehren empfing und bewirthete. Auch der Fürst der Bulgaren und der Herzog von Joannina erschienen dort. Wir finden unter denen, welche dem Sultan Mohammed ihre Huldigung darbrachten, sogar den Despoten oder gebietenden Herrn von Mistra und den Fürsten von Achaja.

Dürften wir hier in die Geschichte der mohammedanischen Vasallen des Sultans näher eingehen, so würde sich zeigen, daß Mohammed zu ihnen fast in demselben Verhältniß stand, wie der

deutsche Kaiser zu seinen Fürsten, Grafen und Baronen. Ein einziges Beispiel mag hinreichen. Wir wählen dazu den Krieg, welchen der Beherrscher des südöstlichen Winkels von Kleinasien, wo einst das seldschukkische Sultanat Kogni oder Ikonium bestanden hatte, und Dschuneïd, der Herr von Smyrna und Ephesus, mit Mohammed führten. Der Erstere, Karaman, besetzte, während Mohammed in Europa gegen seinen Bruder zu Felde lag, Kleinasien und drang bis nach Prusa vor, zog sich aber, sobald der Sultan zurückkehrte, schnell in seinen Winkel zurück, wohin ihm dieser erst später folgte, weil es ihm wichtiger schien, zuerst Dschuneïd aus Smyrna zu treiben. Bei dieser Gelegenheit bot der Sultan alle seine Vasallen, auch die christlichen, auf, weil ihm die Einnahme des von Dschuneïd neu befestigten Smyrna schwierig schien; denn Dschuneïd war selbst nach Ephesus gegangen, um von dort aus die Belagerer zu beunruhigen. Die Vasallen, welche dem Sultan zu Hülfe eilten, waren: die Herren von Phokäa, Mitylene und Chios, die türkischen Dynasten von Kermian, Tekke und Mentesche, endlich auch sogar der Großmeister der Rhodiser-Ritter. Dschuneïd capitulirte übrigens. Er trat dem Sultan Smyrna und Ephesus ab, fand sich an dessen Hoflager ein und ward begnadigt. Der Großmeister von Rhodus, welcher die von Timur zerstörte Burg wieder hergestellt hatte, mußte sich gefallen lassen, daß diese aufs neue niedergerissen wurde.

Bei der Übersicht des Zustandes, in welchem sich das griechische und das türkische Reich zu Manuel's und Mohammed's Zeiten befanden, dürfen wir den Zwist des Sultans mit den Venetianern nicht ganz übergehen. Die Venetianer bildeten, wie schon früher bemerkt worden ist, gleich den Genuesen in Galata einen Staat im griechischen Staate; sie herrschten außerdem mittelbar über die Inseln oder Städte Lesbos, Chios, Phokäa und Lampsakus, welche im Besitz venetianischer Patricier-Familien waren; sie hatten sich ferner am adriatischen Meer in Albanien ausgebreitet, und führten im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts einen für ihre Finanzen sehr lästigen langen Krieg, um das ganze Küstenland zu behaupten. In diesem Kriege waren sie freilich unglücklich, doch behielten sie nach der Beendigung desselben (1408) Scutari und Dulcigno nebst den Salzwerken Albaniens. Was Venedig durch Krieg nicht er-

halten konnte, erwarb es durch Geld, und dabei ward von ihm stets mehr auf Gewinn als auf die Ehre Rücksicht genommen. Die Republik hatte z. B. an Sultan Soliman einen jährlichen Tribut gezahlt, um ihre Schutzgenossen gegen türkische Räubereien sicher zu stellen. Mohammed wollte sich nicht mit Geld abfinden lassen, sondern vielmehr der ferneren Ausbreitung des venetianischen Einflusses Schranken setzen, er bekriegte deshalb die Republik mit ihren Unterthanen und Bundesgenossen im Archipelagus, verwüstete Andros, Paros und Melos und ließ die Bewohner in die Sklaverei schleppen. Venedig mußte daher endlich Rache nehmen. Der Admiral Loredano ward mit einer Flotte in den Bosporus geschickt, und erfocht einen glänzenden Sieg, der den türkischen Sultan aufs höchste erbitterte. Mohammed rächte sich an den Venetianern und an denjenigen ihrer Unterthanen, welche in seine Hände fielen, auf eine so kanibalische Weise, daß es uns schaudert zu wiederholen, was der griechische Geschichtschreiber darüber mit dem größten Behagen berichtet. Übrigens ward dieser Krieg in den Jahren 1416 und 1417 geführt; doch ist die Zeitrechnung hier durchaus unzuverlässig.

Um die Zeit des Krieges zwischen Venedig und den Osmanen trat ein Kron-Prätendent in Asien auf, der sich für einen nach der Schlacht bei Angora vermißten Bruder Mohammeds, Mustapha, ausgab, wahrscheinlich aber nur ein Betrüger war, dessen sich Dschuneid, der frühere Herr von Ephesus und Smyrna, für seine ehrgeizigen Absichten bedienen wollte; denn der wahre Mustapha kam, wie wir sehen werden, später zum Vorschein und ward von Mohammed's Nachfolger dadurch anerkannt, daß er ihn im Familien-Begräbnisse bestatten ließ. Wir halten nicht für passend, der Geschichte jenes Pseudo-Mustapha von Anfang bis zu Ende zu folgen, wir übergehen daher seine ersten Abenteuer ganz. Es ist hinreichend zu wissen, daß er in Kleinasien keinen Glauben fand und bald nach Europa herüber kam, wo er in der Wallachei, in Bulgarien und in Romanien so viele Anhänger erhielt, daß endlich Mohammed selbst gegen ihn zu Felde zog. Mustapha war eine elende Creatur Dschuneid's und ohne Muth wie ohne Sitten, er wurde bald aus Thracien nach Macedonien und von dort nach Thessalien gedrängt, wohin ihm Mohammed mit seinem Heere

folgte. In der Nähe von Thessalonich kam es zum Treffen, das Heer der Empörer ward geschlagen, Dschuneid und Mustapha retteten sich aber nach Thessalonich, wo damals noch Demetrius Laskaris Leontarius Statthalter war. Dieser nahm den unglücklichen Mustapha mit allen Ehren auf, die einem osmanischen Prinzen gebührten. Mohammed verlangte die Auslieferung desselben als eines Betrügers; Demetrius weigerte sich aber, Mustapha zu verrathen, und verwies den Sultan an den Kaiser Manuel, welcher ebenfalls Bedenken fand, einen Schützling dem gewissen Tode preiszugeben. Mohammed ließ sich das gefallen, und verstand sich aus alter Freundschaft für den Kaiser zu einer Übereinkunft. Manuel versprach, die beiden Flüchtlinge polizeilich überwachen und also für den Sultan unschädlich machen zu lassen; Mohammed dagegen zahlte jährlich dreimalhunderttausend Asper für ihre Unterhaltung. Diese Summe ist so bedeutend, daß Mustapha's Behauptung und seine darauf gegründeten Ansprüche doch wohl einigen Grund gehabt haben müssen.

Wir lassen unentschieden, ob, wie es fast scheinen könnte, das seit Bajesid's Tod eingetretene freundliche Verhältniß zwischen dem byzantinischen und osmanischen Reich schon kurz vor Mohammed's Ende wieder aufhörte, und ob der erwähnte Statthalter von Thessalonich, Demetrius Laskaris Leontarius, abgeschickt ward, um es wieder herzustellen; der unvermuthete Tod Mohammed's änderte es auf jeden Fall völlig. Mohammed starb im Jahr 1421 zu Adrianopel. Er war bei der Verfolgung eines Ebers so heftig vom Pferde gestürzt, daß er den Sturz nur wenige Tage überlebte.

4. Das byzantinische und osmanische Reich bis auf die Eroberung von Constantinopel.

Die drei alten Wesiere Mohammed's hielten für bedenklich, seinen Tod bekannt werden zu lassen, bevor der Prinz, dem sie die Regierung bestimmten, in Prusa angekommen sei. Dieser Prinz befand sich in Tokat, und es verflossen daher vierzig Tage, ehe er als Murad II. zum Nachfolger Mohammed's ausgerufen wurde. Übrigens erzählen die türkischen Schriftsteller allerlei Anekdoten von der List, welche angewendet ward, um während der Zwischenzeit das Volk in der Meinung zu erhalten, daß Mohammed noch am Leben sei.

Nach Chalkondyla's Bericht war Mohammed auch in seinen letzten Augenblicken der kindlichen Gesinnung treu geblieben, die er gegen den alten griechischen Kaiser stets bewiesen hatte. Er hatte nämlich nicht nur dem Bajesid Pascha, welchem er als elfjähriger Knabe seine Rettung verdankte und der nachher seine Kriege führte, dringend anempfohlen, seine zwei jüngeren Söhne nach Constantinopel zu senden, sondern er hatte auch den Kaiser Manuel beschworen, Beide von ihrem Bruder Murad zu verlangen, wenn sie ihm von dem Wesier nicht zugeschickt würden. Dies veranlaßte eine neue Belagerung von Constantinopel und die Vernichtung des letzten Restes der griechischen Herrschaft in Macedonien und Thessalien. Der griechische Kaiser mußte zugleich aus Gründen der Menschlichkeit und Politik darauf bestehen, daß Murad II., welcher erst achtzehn Jahr alt war, also ganz von den blutigen Rathschlägen der drei alten Wesiere seines Vaters abhing, ihm die Kinder schicke. Als die Wesiere, besonders Bajesid Pascha und Ibrahim, sich weigerten, dem Verlangen des Kaisers zu entsprechen, drohte er den von Mohammed besiegten Prätendenten Pseudo-Mustapha zu unterstützen. Dies führte er auch wirklich aus. Er ließ Mustapha nebst dem Fürsten von Smyrna, Dschuneid, dessen Creatur derselbe war, durch Demetrius Laskaris nach Gallipoli geleiten, nachdem Dschuneid ihm für den Fall, daß er und Mustapha sich behaupten würden, bedeutende Abtretungen versprochen hatte. Demetrius unterstützte Mustapha mit Truppen und Schiffen, und es sammelte sich bei Gallipoli eine nicht unbedeutende Zahl Türken um den Prätendenten. Der alte Bajesid Pascha übernahm darauf das Commando des in Murad's Namen nach Europa geschickten Heeres, welches eilig zusammen gerafft worden, aber den von Dschuneid angeführten Truppen nicht gewachsen war. Wenn Manuel's Sohn, Johann II. Paläologus, welcher schon damals statt des meist im Kloster lebenden Kaisers die Staatsgeschäfte leitete, die Umstände zu benutzen verstanden hätte, so würde das griechische Reich großen Vortheil aus dem Streit der osmanischen Prätendenten gezogen haben. Bajesid Pascha bot nämlich eine bedeutende Summe Geldes an, wenn der griechische Kaiser den Pseudo-Mustapha nicht weiter unterstütze; Manuel bestand aber auf der Forderung, daß ihm die Söhne Mohammed's ausgeliefert würden, und

dies konnten Murad's Wesiere nicht zugestehen. Mustapha's Heer belagerte Gallipoli und wurde dabei von den Griechen unterstützt, weil Dschuneid ihnen den Besitz dieser Stadt versprochen hatte, wenn er dieselbe erobern würde. Bajesid Pascha wollte die Stadt entsetzen, die sich anfangs sehr hartnäckig vertheidigte, er lieferte zu diesem Zweck den Belagerern ein Treffen, ward aber in demselben von seinen eignen Leuten verrathen; ein Theil seiner Truppen ging zum Feinde über, er selbst wurde gefangen und auf Dschuneid's Befehl hingerichtet. Gallipoli mußte capituliren, und auch Adrianopel öffnete seine Thore den Siegern. Demetrius Laskaris wollte dem Vertrage gemäß von Gallipoli Besitz nehmen, Dschuneid lachte aber seiner Einfalt und bedeutete ihm, daß der Gläubige dem Ungläubigen nicht Wort zu halten brauche. Wir werden sehen, daß später Kardinal Julian zum Verderben der Ungarn und Polen und ihres Königs Ladislaus denselben Satz als christliche Kirchenlehre geltend machte.

Mustapha überließ sich in Adrianopel der Weichlichkeit und niedrigen Lüsten; Murad aber sammelte ein Heer in Asien, und wandte sich noch einmal an den griechischen Kaiser, welcher dann wieder die günstige Gelegenheit versäumte, den furchtbarsten Feind für sich zu gewinnen. Es fehlte nämlich dem Sultan an Schiffen, um sein Heer nach Europa überzusetzen, er schickte deshalb Ibrahim Pascha, der einst das enge Band hatte knüpfen helfen, welches Mohammed und Manuel später fortdauernd zusammen hielt, nach Constantinopel, um vortheilhafte Bedingungen anzubieten; die Griechen bestanden aber auf der Auslieferung von Murad's Brüdern, auf welche Murad nicht eingehen konnte. Nun leistete ein fürstlicher Patricier aus Genua dem Sultan für Geld den Dienst, der seinem Glauben und besonders seinen griechischen Glaubensgenossen verderblich werden mußte. Johann Adorno war genuesischer Statthalter in der ehemaligen Provinz Phokäa, einem Landstrich an der Küste von Kleinasien, Mitylene gerade gegenüber. In der Nähe befanden sich bedeutende Alaun-Bergwerke, welche Adorno und Cataneo, ein anderer genuesischer Patricier, von den Türken gepachtet hatten. Die beiden Herren, welche aus den Bergwerken königliche Reichthümer gewannen, waren mit dem Hofe von Prusa stets in freundlichem Verhältniß, und ergriffen die ihnen darge-

botene Gelegenheit, sich von dem jungen Sultan die Erlassung rückständiger Summen des Pachtes zu erbetteln. Die Wesiere unterhandelten mit Adorno über die Lieferung genuesischer Schiffe und über die Herbeiziehung fränkischer Reisige und Bogenschützen, und Adorno übernahm es, Schiffe und Mannschaft zu sammeln. Als diese beisammen waren, reiste ein osmanischer Commissär nach Neu-Phokäa, und zahlte fünfzigtausend Goldstücke baar für den Dienst. Noch ehe die Schiffe im Bosporus anlangten, faßte Mustapha den kühnen Entschluß, seinem Gegner zuvorzukommen, setzte von Gallipoli nach Lampsakus über und lagerte sich in der Nähe dieser Stadt dem Heere Murad's gegenüber. Wahrscheinlich hatte Dschuneid schon damals bereits beschlossen, seine Creatur aufzuopfern, wenn man ihm Aidin, Ephesus und Smyrna zurückgebe.

Die Hauptstärke von Mustapha's Heer bildeten die leichten Reiter des stehenden osmanischen Heeres oder die sogenannten Akindschi, die seine Partei ergriffen hatten, weil Mohammed I. ihren alten, geliebten Anführer in Tokat hatte gefangen setzen lassen, wo er seitdem festgehalten wurde. Diesen General ließ man jetzt aus Tokat zum Heere kommen; er zeigte sich im Felde seinen Akindschi's und rief sie zu sich, sie folgten dem Rufe und verließen Mustapha's Lager. Auch Dschuneid ließ sich von Murad gewinnen und ward zum Verräther; man versprach ihm Dinge, die man nicht halten wollte, und er begab sich hierauf in die Nähe von Aidin, welches ihm als Preis des Verrathes verheißen worden war. Mustapha mußte daher ohne Heer nach Europa zurückkehren. Murad verfolgte ihn nicht sogleich über die Meerenge hin, weil er in Lampsakus warten mußte, bis Johann Adorno mit der genuesischen Flotte eingetroffen war. Dieser erschien endlich mit sieben Schiffen. Der fürstliche Patricier zeigte damals ganz öffentlich den schmutzigen Geist einer kaufmännischen Ritterschaft, welche den Geldgewinn ihrer Pflicht und dem Interesse der christlichen Religion, sowie den Rücksichten der Dankbarkeit und Freundschaft für das Haus der Paläologen vorzog. Er schämte sich dabei sogar des Bettelns nicht; denn er warf sich während der Überfahrt von Lampsakus nach Gallipoli vor Murad auf die Kniee und bat, daß der Sultan ihm den Pacht der Alaun-Bergwerke erlassen möge. Obgleich er nur eine kleine Zahl Schiffe

geliefert hatte, so willfahrte doch Murad nicht allein seinem Gesuche, sondern er erließ ihm auch die Summe, welche noch für frühere Jahre rückständig war und zwanzigtausend Dukaten betrug. Die Landung des Heeres war kaum bewerkstelligt, als schon alle Anhänger Mustapha's davon eilten; denn Adorno und Cataneo hatten dafür gesorgt, daß fränkische Reisige und genuesische Bogenschützen, welche ebenso berühmt waren als die brittischen, den Truppen Murad's Hülfe leisteten. Mustapha selbst floh, noch ehe seine Leute zerstreut waren, von Gallipoli nach Adrianopel. Murad verweilte noch einige Tage in Gallipoli, dann brach er mit seinem ganzen Heere, in welchem sich einige tausend vortrefflich gerüstete Condottieri befanden, nach Adrianopel auf. Mustapha erwartete ihn dort nicht, sondern suchte mit allen Kostbarkeiten, welche er zusammenraffen konnte, in die Wallachei zu entfliehen. Er ward aber, noch ehe er das Gebirge erreichte, von seinen eigenen Leuten an Murad ausgeliefert, der ihn dann in einem Thurm von Adrianopel erdrosseln ließ.

Unmittelbar nach der Besiegung Mustapha's richtete Murad sein Heer gegen Johann II. Paläologus, dessen Vater Manuel damals im Kloster Peribleptos lebte und nur noch von Zeit zu Zeit an den Regierungsgeschäften Theil nahm. Der verlassene Kaiser hatte vorher umsonst eine Gesandtschaft an Murad geschickt, sie war in Verhaft genommen und mishandelt, nach anderen Berichten mit einem schnöden Bescheid heimgeschickt worden. Alle stimmen darin überein, daß der alte Kaiser, als die erste Gesandtschaft vergeblich gewesen war, noch einmal den ersten Reichsdollmetscher Korax, einen alten Mann, welcher schon bei Mohammed in Gunst gestanden und auch mit Murad befreundet war, an den Sultan schickte. Als dieser ohne Erfolg mit Murad unterhandelt hatte, beschuldigte ihn das Volk des Verrathes, und der Kaiser mußte ihn, nach Art orientalischer Despoten, der Rache des Pöbels und der Garde wüthender Kandioten preisgeben. Dieser grausame Mord erbitterte den Sultan Murad vollends. Er erschien am 10. Juni 1422 vor Constantinopel. Die Griechen sagen, Murad habe anfangs nur zehntausend Mann bei sich gehabt, diese hätten sich aber, als im August alle Anstalten fertig gewesen, bis auf vierzig- oder fünfzigtausend Mann vermehrt gehabt. Murad

ließ den heiligen Scheich Buchari, der ihn mit dem Säbel der Sultane umgürtet hatte, aus Prusa kommen, weil sein Heer glaubte, daß vor dem Gebet des Scheichs und einiger hundert Gebetshelfer die Mauern von Constantinopel ebenso fallen würden, wie einst vor Josua's Posaunen die Mauern von Jericho. Am 22. August machte der Scheich sein frommes Experiment. Umgeben von fünfhundert Derwischen schrie er Flüche und Gebete gegen die Mauern, allein diese fielen nicht, und man mußte einen profanen Sturm wagen. Auch dieser Sturm wurde glücklich abgeschlagen und die Belagerung plötzlich aufgehoben. Die griechischen Geschichtschreiber, welche wir benutzen, behaupten, die Gebete ihrer Geistlichen seien kräftiger gewesen, als die des Scheich Buchari; denn diesen habe sein Prophet im Stich gelassen, ihre Hauptstadt sei aber durch die Panagia oder die heilige Jungfrau gerettet worden. Wir erfahren jedoch von Johann Dukas, daß es mit der Rettung der Stadt ganz natürlich zuging. Der eigentliche Mustapha, Murad's II. Bruder, war als Kind dem Schicksale der Brüder osmanischer Sultane glücklich entgangen und, als Murad den Pseudo-Mustapha nach Europa verfolgte, plötzlich aus seinem Schlupfwinkel hervorgekommen; er hatte überall in Kleinasien Anhang gefunden und war bis Nicäa vorgedrungen, ehe Murad sich gegen ihn richten konnte. Die Nachricht, daß Mustapha Besitz von Nicäa genommen habe, bewog Murad, die Belagerung von Constantinopel am 6. September 1422 so schnell aufzuheben, daß sich die Griechen seinen plötzlichen Aufbruch nur durch ein Wunder erklären konnten. Der alte Kaiser starb im folgenden Monat; sein ältester Sohn, Johann II. Paläologus, übernahm die Regierung.

Murad fand auch gegen den ächten Mustapha Hülfe an einem Verräther, wie er sie gegen den falschen gefunden hatte: der Obermundschenk Elias spielte bei jenem die Rolle Dschuneid's. Elias hatte bis dahin den erst dreizehn Jahre alten Mustapha als Spielwerk gebraucht; er unterhandelte aber über seinen Verrath, schon ehe Murad (1422) nach Asien kam. Die Stadt Nicäa ward überfallen, wobei einer der besten Officiere Murad's blieb, und der unglückliche Knabe rettete sich in die Burg. Einer seiner Getreuen ahnete, daß Elias den Knaben in die Hände des Sultans liefern wollte, und entfloh mit ihm aus der Burg, ward aber

auf offenem Felde ereilt. Der Sultan befahl, daß man seinen Bruder sogleich erdrosseln solle; doch ließ er dessen Leiche im Familienbegräbniß zu Prusa beisetzen, was in Bezug auf Pseudo-Mustapha nicht geschehen war.

Johann II. Paläologus hatte im Jahre 1423 einige Zeit Ruhe vor den Osmanen, weil Murad dieses Jahr hindurch beschäftigt war, die Ordnung in Kleinasien überall wieder herzustellen. Als er nach Europa zurückkam, beschwor Johann den Sturm dadurch, daß er im Februar des Jahres 1424 einen demüthigenden Vertrag schloß, vermöge dessen er alle an der Propontis und am schwarzen Meer gelegenen Städte und Ortschaften, außer Selymbria und Dorkas, den Osmanen abtrat, der Herrschaft über Lysimachia (Seitun) und über andere am Strymon liegende Städte entsagte und einen jährlichen Tribut von dreißigtausend Dukaten versprach. Was den Tribut angeht, so behauptet eine venetianische Chronik, die erwähnte Summe sei nur eine Abfindungszahlung für die kaiserlichen Domänen in der Morea gewesen.

Nach diesem Frieden blieben im Osten nur noch die Venetianer und Rhodiser dem osmanischen Sultan einigermaßen furchtbar, das griechische Reich war zinspflichtig, und an der Donau wie in den Gebirgen der Nordwestküste drangen die Türken immer weiter vor. Murad selbst war viel milder und sanfter, als die alten Wesiere, welche unter seinem Namen regierten und wahrscheinlich nicht ungern gesehen hatten, daß ihr sie im Ansehen überwiegender College Bajesid Pascha im Kampfe mit Pseudo-Mustapha umgekommen war. Der slavische Kral oder Woiwode Stephan Lazarowitsch und der Woiwode der Wallachei waren bald mit den Madscharen gegen die Osmanen, bald mit diesen gegen jene verbündet. Als es daher im Jahre 1424 dem Sultan einfiel, eine Gesandtschaft nach Osten abzuordnen, um den König Siegmund von Ungarn zu begrüßen oder vielmehr, wie wir vermuthen, um die deutschen und ungarischen Angelegenheiten genau auszukundschaften, so befanden sich Abgeordnete Stephan's von Servien und Drakul's von der Wallachei in ihrem Gefolge. Jedoch hinderte der damals bestehende Frieden mit den beiden unterworfenen Fürsten durchaus nicht, daß die Raubfehden an den Grenzen fortdauerten, daß die Türken ihre Nachbarn gelegentlich ausplünderten, und daß diese Gleiches mit Gleichem

vergalten. Drakul war endlich sogar genöthigt, selbst nach Adrianopel an den Hof zu kommen und seine Söhne als Geißel zu überliefern, welche später in Tokat geblendet wurden.

Mit den Venetianern, welche in jenen Zeiten die erste Seemacht von Europa waren, bis die Portugiesen Afrika umschifften und die Spanier den Weg nach Amerika fanden, führte Murad II. viele Jahre hindurch einen Krieg zu Wasser und zu Lande. Sowohl die Osmanen als die Venetianer breiteten ihre Herrschaft auf Unkosten der Griechen immer weiter aus, sie mußten daher nothwendig auf einander stoßen. Schon zu Mohammed's I. Zeit bestand zwischen den Osmanen und der Republik Venedig unversöhnliche Feindschaft, weil Beide einerlei Politik befolgten und gleiche Grausamkeit und Treulosigkeit gegen Freund und Feind übten; unter Murad trafen sie in den Gebirgen von Epirus oder Albanien und Dalmatien auf einander, wo Beide schon seit 1417 unmittelbare Nachbarn waren, und in den damals beginnenden unaufhörlichen Fehden, welche die zum Islam bekehrten Albanier mit den christlichen Bergbewohnern Dalmatiens führten, die Letzteren von Venedig unterstützt wurden. Die Venetianer hatten sich, nachdem schon im dreizehnten Jahrhundert Zara in ihre Gewalt gekommen war, an der dalmatischen Küste immer weiter ausgebreitet, bis endlich um 1420 der Kaiser Siegmund auch die Städte Trau und Spalatro ihnen abtreten mußte. Sie hatten ferner die Küsten von Albanien und viele griechische Inseln besetzt, und 1407 war ihnen auch die Stadt Lepanto eingeräumt worden. Jetzt trachteten sie nach anderen Inseln der griechischen Meere, sowie nach den Häfen von Akarnanien und den Küsten des Peloponnes, was die Osmanen unmöglich ruhig mit ansehen konnten. Auch Patras war nebst einer Anzahl kleiner Orte und Burgen an die Venetianer verkauft worden; diese gelangten jedoch erst nachher durch den Einfluß des Erzbischofs von Patras zum wirklichen Besitz (1420). Als Murad II. seine kriegerische Herrschaft begonnen hatte, trat die venetianische Patricier-Familie Centurione, welche in Achaja herrschte, ihr Fürstenthum ganz an die Republik ab. Auch der in Sparta residirende Paläologe Theodor war erbötig, den Venetianern, welche in Modon, Koron und anderen Seeplätzen des Peloponnes ihre Castellane hatten, alle seine Besitzungen im Inneren der Halbinsel

zu verkaufen; Venedig hatte aber Gründe, diesen Antrag vorerst abzulehnen. Fast um dieselbe Zeit erwarben die Venetianer die Stadt Thessalonich oder Salonichi, deren Besitz des Handels wegen eine ganz andere Bedeutung für sie hatte, als die Herrschaft über die Gebirge und Thäler Lakoniens und Arkadiens. Dort herrschte Andronikus, ein Bruder des oben genannten Theodor, dieser wurde von seinen Unterthanen, welche er nicht länger schützen konnte, am 10. Juli 1423 genöthigt, seine Rechte für fünfzigtausend Dukaten an die Republik abzutreten, und Salonichi ward ein Stapelplatz des venetianischen Handels.

Es ist bereits früher (S. 68) erwähnt worden, mit welcher Feindseligkeit Mohammed I., der doch den Christen im Allgemeinen so freundlich und mild und den Griechen und ihrem Kaiser so gnädig und hold war, sich an den Venetianern zu rächen suchte, und welche unerhörte Grausamkeiten er im Kriege mit ihnen an Hunderten unschuldiger Menschen verüben ließ; Murad war nicht weniger erbittert über die Ausbreitung der venetianischen Herrschaft. Er schickte daher auch im Jahre 1423, statt aufs neue gegen Constantinopel zu ziehen, seinen General Turachan mit einem starken Heere gegen die Besitzungen der Venetianer im Peloponnes. Bei der Gelegenheit sehen wir, wie unnütz die von Manuel erbaute Mauer des Heramilon (s. S. 64) war; sie vermochte den Einbruch der Osmanen nicht abzuhalten, und man berichtet ausdrücklich, sie sei damals schon verfallen gewesen. Die Venetianer hielten sich mit ihrer gewohnten Vorsicht innerhalb der Burgen, und ließen durch ein Paar Schiffe an der Küste Wache halten; sie litten daher wenig, und die ganze Wirkung der türkischen Wuth und Raublust fiel auf die Besitzungen des byzantinischen Prinzen, aus welchen Turachan sechstausend Menschen als Sklaven mit sich fortgeschleppt haben soll. Nach Turachan's Abzug fürchteten die Venetianer auf einer anderen Seite Angriffe, besonders waren sie, wie es scheint, besorgt, daß ihnen Murad den Besitz des gerade damals erkauften Thessalonich streitig machen werde; sie veranstalteten daher große Rüstungen auf den Inseln des ägäischen Meeres und an den Küsten, während Murad dem unglücklichen Johann Paläologus durch den im Februar 1424 geschlossenen Frieden die Hände band. Der Krieg zwischen den Osmanen und Venetianern brach wirklich

noch in demselben Jahre aus, und dauerte mehrere Jahre lang; die Ereignisse desselben gehören aber in dieses Werk nur in soweit, als sie beweisen, daß die stolze Republik sich jede Demüthigung gefallen ließ, sobald das Interesse ihres Handels bedroht war. Gelegentlich wollen wir indessen bemerken, daß, wie aus den Berichten über die einzelnen Vorfälle dieses Krieges hervorgeht, die Venetianer sich damals schon zur See des Geschützes bedienten. Auch bei der ersten Belagerung von Constantinopel, welche mit einer so langen Zurüstung vorbereitet worden war, werden türkische Kanonen erwähnt; die Ungeschicklichkeit beim Gebrauche derselben war aber noch so groß, daß von einer Wirkung auch nicht einmal die Rede ist.

Murad wandte übrigens nicht gleich in den beiden ersten Jahren des Krieges seine ganze Macht gegen die Venetianer, er suchte sich zuerst seiner verdächtigen Vasallen zu entledigen. Zu diesen gehörte in Kleinasien besonders der Verräther des falschen Mustapha, Dschuneid. Dieser war durch das leere Versprechen der Zurückgabe seiner alten Herrschaften zum Abfall von Mustapha bewogen worden, und hatte sich nachher mit Gewalt in den Besitz von Aidin, Ephesus und Smyrna gesetzt. Murad hatte ihn gewähren lassen, bis er mit dem jüngeren Mustapha und mit Johann Paläologus fertig war; dann that er allerlei Forderungen an Dschuneid, unter welchen auch die war, daß derselbe seinen Sohn an den Hof des Sultans schicken sollte. Als Dschuneid dies verweigerte, wurden Umurbeg, der Beglerbeg von Karamanien, und Hamsabeg, der Bruder des einst auf Dschuneid's Befehl hingerichteten Bajesid Pascha, gegen ihn geschickt. Diese schlossen Dschuneid in der am Meere liegenden Burg Hypsela (Kolophon?) ein, und als darauf durch Adorno's Nachfolger, Percival Palavicini, welcher mit drei genuesischen Schiffen erschien, die Burg auch von der See aus bedrängt wurde, mußte sich Dschuneid ergeben. Man hatte ihm bei der Capitulation das Leben zugesichert; Hamsabeg achtete aber dessen nicht, sondern ließ Dschuneid nebst seinen Söhnen, seinem Bruder und Oheim enthaupten. Unter denen, welche nach Dschuneid's Untergang bei Murad erschienen, um ihm zu seinen Siegen Glück zu wünschen, waren auch die Gesandten der auf Lesbos und Chios herrschenden genuesischen Edelleute; denn

je trotziger sich damals die Venetianer gegen den Sultan bewiesen, desto eifriger huldigten ihm bei jeder Gelegenheit die Genuesen. Auch der Woiwode Dan von der Wallachei, sowie Lazarus von Servien und die Rhodiser-Ritter ließen damals den Sultan durch Gesandte begrüßen, und der Kaiser Johann Paläologus schickte zu diesem Zweck seinen ersten Minister.

Unterdessen dauerte der Krieg zwischen den Osmanen und Venetianern fort. Die Letzteren verheerten die Küsten, und nahmen sogar einmal Gallipoli, welches ihnen jedoch sogleich wieder entrissen wurde. In den Jahren 1428 und 1429 fochten sie zwar glücklich zur See; dagegen waren sie aber mit dem Verluste von Thessalonich bedroht. Murad hatte nicht allein seit dem Anfang des Krieges alle Zugänge zu dieser Stadt besetzt, sondern er unterhielt auch Einverständnisse mit den Einwohnern. Diese waren anfangs mit der venetianischen Verwaltung sehr zufrieden gewesen, da man ihnen erlaubte, durch selbstgewählte Beamten unter der Oberaufsicht zweier venetianischen Proveditoren ihre Angelegenheiten zu leiten. Das dauerte aber nur kurze Zeit. Die Venetianer änderten bald alle Einrichtungen, gaben der Stadt einen Dogen, behaupteten — wir wissen nicht, mit welchem Recht —, die Bürger von Thessalonich conspirirten gegen sie, und führten daher das venetianische Spionir- und Polizei-System, bekanntlich das furchtbarste, der Sittlichkeit verderblichste, welches je bestanden hat, in Thessalonich ein. Durch dieses Verfahren brachten sie bald die ganze Stadt gegen sich auf; sie ergriffen daher ein ebenso furchtbares Mittel, als dasjenige war, durch welches sie sich in Italien der Gebieter von Städten und Orten, die sie unter ihre Herrschaft bringen wollten, entledigten. In Italien kerkerten sie die Fürsten und ihre Kinder ein, in Thessalonich fingen sie an, die Bürger aus der Stadt zu führen und auf den Inseln zu vertheilen. Der venetianische Senat ist zu bekannt durch seine unerbittliche Strenge, als daß er die Maßregel nicht durchgeführt haben würde, bis die ganze Stadt neu bevölkert gewesen wäre; Murad kam aber den Bürgern zu Hülfe. Die Venetianer hatten ihn Jahre lang vergebens zu Unterhandlungen zu bewegen gesucht, der orientalische Despot hatte aber gegen sie nicht einmal das Völkerrecht geachtet. Schon der erste Gesandte, den sie 1424 nach Adrianopel schickten, wurde verhaftet und mußte

Jahre lang im Gefängniß schmachten; der zweite, Jakob Dandolo, welcher 1429 bei Murad erschien, war gleich anfangs, als er in die Räumung von Thessalonich nicht einwilligen wollte, verhaftet worden und ward nachher erdrosselt. Der Sultan war besonders aus dem Grunde sehr aufgebracht, weil die Venetianer sich der Landenge Kassandrea bemächtigt hatten, durch welche die Vertheidigung der Stadt erleichtert wurde.

Im Anfang des Jahres 1430 machte endlich Murad ernstliche Anstalten zur Belagerung von Thessalonich. Er rechnete dabei auf die große Unzufriedenheit der Einwohner mit der venetianischen Regierung und auf den Haß der griechischen Geistlichen gegen die lateinischen; denn daß das türkische Belagerungsheer den Belagerten um das Hundertfache überlegen gewesen, scheint uns eine arge Übertreibung der griechischen Schriftsteller. Ein Angriff, welchen die venetianische Flotte unter Moncenigo während der Belagerung von Thessalonich auf den Hafen von Gallipoli machte, und der anfangs einen glücklichen Erfolg zu haben schien, erbitterte den Sultan aufs höchste; er vermehrte sein Heer mit jedem Monat und ließ wiederholt stürmen. Im März 1430 ward der Hauptsturm unternommen. Die Verkündigung, durch welche Murad seine Truppen zur größten Anstrengung ermuntern ließ, verdient angeführt zu werden, weil aus derselben ersehen werden kann, von welcher Art die Feinde waren, die nachher Deutschland zwei Jahrhunderte lang bedrohten. Der Sultan ließ, wie der türkische Geschichtschreiber Seadeddin übereinstimmend mit den Griechen berichtet, im Lager unter Trompetenschall verkündigen: „die Stadt werde der Plünderung preisgegeben, Alles, Männer und Frauen, Knaben und Mädchen, Silber und Gold, sollte Eigenthum des Heeres sein, der Sultan behalte sich nur die Stadt selbst und die leeren Häuser vor." Nach der Beschreibung der Gräuelscenen zu urtheilen, welche nach der Erstürmung in der Stadt vorfielen, wurde dieses Versprechen wörtlich erfüllt und von den Truppen in jeder Hinsicht benutzt. Ueber siebentausend Menschen jedes Alters und jedes Geschlechtes wurden von den Soldaten in die Sklaverei geschleppt, alle Habe geraubt, Kirchen und Klöster vorzugsweise verwüstet und geplündert und die unglücklichen Einwohner so lange gepeinigt, bis sie anzeigten, wo sie ihr Eigenthum

verborgen oder vergraben hatten. Doch machte der Sultan nach einigen Tagen dem Unfuge ein Ende. Sein Heer mußte die Stadt räumen, er lud alle diejenigen, welche vor der Belagerung in die Umgegend geflüchtet waren, zur Rückkehr ein, kaufte die angesehenen und reichen Einwohner aus den Händen seiner eigenen Soldaten los, und suchte dem Wohlstande der Stadt wieder aufzuhelfen, nachdem er sich der ärmeren dadurch entledigt hatte, daß er sie in der Sklaverei ließ. Zwei Jahre später jedoch, als jedermann sich des wieder erlangten Besitzes ganz sicher glaubte, verfügte Murad nach türkischer Art über das Eigenthum der Stadt, der Klöster, der Kirchen und der Privatleute. Er verschaffte sich dadurch die Möglichkeit, die mohammedanischen Bewohner einer benachbarten türkischen Stadt nach Thessalonich zu versetzen und daselbst auf Kosten der Christen zu versorgen. In Bezug auf Venedig hatte Murad seinen Zweck erreicht, und auch die Venetianer fanden kein Interesse dabei, den Krieg länger als bis zum Herbst fortzusetzen. Es kam daher im September 1430 ein Frieden zu Stande, vermöge dessen der Sultan seine Eroberungen behielt, den Venetianern aber Handelsfreiheiten gewährte und ihnen die türkischen Häfen wieder öffnete.

Nach der Beendigung des venetianischen Krieges fürchtete man allgemein und der griechische Geschichtschreiber Dukas spricht die Furcht offen aus, daß jetzt Constantinopel dasselbe Schicksal erleiden werde, welches die Stadt Thessalonich getroffen hatte; Murad fand aber besser, zuerst die tapferen Bergbewohner der Westküste, sowie die Slaven und Madscharen im Norden seines nach und nach abgerundeten Reiches zu unterwerfen. Dieses Unternehmen ließ die Osmanen endlich in den Madscharen eine christliche Nation und einen christlichen König finden, die ihnen Schranken setzten, und weckte anderes Theils unter den Slaven des Gebirgs einen jungen Helden, dessen Thaten und dessen Säbel nachher in dichterischer Einkleidung gleich Roland's Horn und Schwert unter Türken und Christen gepriesen worden sind. Die Madscharen führte Johann von Hunyad zum Siege, unter den von Murad besiegten Albanesen aber erhob sich ihres Fürsten Johann Castriota vierter Sohn als christlicher Held, und ward unter dem Namen Iskender Beg oder Skanderbeg ein Schrecken der ungläubigen Türken.

Ehe wir zu den ungarischen Kriegen übergehen, müssen wir der Eroberung gedenken, welche Murad im nördlichen Theile des alten Griechenlands machte. Wir führen dieselbe besonders deshalb an, weil sie gleich der Art, wie Thessalonich zuerst aufs grausamste verwüstet, dann freundlich behandelt und erst zwei Jahre nachher mit Türken bevölkert und türkisch eingerichtet ward, den Beweis liefert, daß die Eroberungspolitik der alten Römer, der Venetianer und der Engländer den Osmanen nicht fremd war. Unmittelbar nach der Einnahme von Thessalonich gab der Tod des Carlo Tocco, welcher Zante und Cephalonia beherrscht und sich Herzog von Jannina genannt hatte, dem Sultan Gelegenheit, sich in die Familienstreitigkeiten der kleinen Herren und Stämme zu mischen, die seit der Zeit des lateinischen Kaiserthums in den Gebirgsgegenden von Akarnanien, Aetolien und Epirus durch Raub und Mord auf dieselbe Weise unabhängig geworden waren, wie in Deutschland die sogenannte unmittelbare Reichsritterschaft. Es würde zu weit führen, wenn wir hier auf die Familienstreitigkeiten eingehen wollten, welche den Sultan Murad veranlaßten, seinen General Sinabeg zur Beilegung derselben abzuordnen. Murad suchte im ehemaligen Epirus festen Fuß zu fassen, Sinabeg verfuhr daher mit der Familie der Tocci ebenso, wie die Engländer mit den indischen Radscha's oder mit den Häuptern der Sick's zu verfahren pflegen. Er erhielt durch eine Übereinkunft im Oktober 1431 die Stadt Jannina, und ließ dafür den Neffen des verstorbenen Fürsten Carlo Tocco, der den Namen seines Oheims trug, im Besitze von Epirus und Akarnanien. Da derselbe versprechen mußte, einen jährlichen Tribut zu bezahlen und sogar auf das Gebot des Sultans stets persönlich an dessen Hof zu erscheinen, so konnte der Sultan zu jeder anderen Zeit das Land in Besitz nehmen. Auch die Städte Athen und Theben nebst ihrem Gebiet gehörten einem Vasallen Murad's. In beiden Städten herrschte nämlich, nachdem sie früher durch Heirath an den älteren Carlo Tocco gekommen waren, einer der natürlichen Söhne desselben, Antonio, dieser hatte sich schon unter Bajesid als türkischen Vasallen bekannt, und huldigte darauf nach einander jedem der Söhne desselben, der seinen Bruder verdrängte, zuerst dem Soliman, dann dem Musa, nachher dem Mohammed und zuletzt auch dem Murad.

Was das Verhältniß des Sultans zu den Madscharen betrifft, so war Murad mit dem Fürsten der Wallachei, welcher seinen Vorgänger Dan und dessen ganze Familie aus der Welt geschafft hatte und den Namen Drakul d. i. Teufel als Eigennamen führte, in einen engen Bund getreten, Georg Brankowitsch von Serbien aber ward genöthigt, der Verbindung mit dem ungarischen König und deutschen Kaiser Siegmund zu entsagen, seine Tochter in Murad's Harem zu liefern, einen Theil seines Landes abzutreten und wie Drakul die Heeresfolge zu leisten. Mit Siegmund selbst war zwar der Frieden mehrere Male nach einander erneut worden, und noch im Jahre 1433 hatte Murad zwölf angesehene Türken abgeschickt, welche den Kaiser zu Basel, wo er des Conciliums wegen anwesend war, im Namen des Sultans freundlich begrüßten, von ihm feierlich empfangen wurden und ihm jeder einen goldenen, mit Goldmünzen gefüllten Becher überreichten; nichts desto weniger aber ward Siebenbürgen seit 1434 fast jährlich von Türken, Serviern und Wlachen verheert. Diese furchtbaren Einfälle hatten die gute Folge, daß die drei Stämme, welche das Land Siebenbürgen getrennt bewohnten, die Madscharen, Szekler und Sachsen, sich inniger mit einander verbanden. Einer der grausamsten Züge, dessen die siebenbürgischen und wlachischen Chroniken gedenken, fand im Sommer 1438 Statt, als Murad selbst mit einem Heere vom eisernen Thor her nach Hermannstadt zog. Der Sultan konnte damals freilich weder Hermannstadt noch Kronstadt erobern, er schleppte aber, als er durch den Törzburger Paß wieder davon zog, über siebenzigtausend Menschen, meistentheils Sachsen, mit sich.

In Ungarn herrschte damals Siegmund's Schwiegersohn, Albert von Östreich. Dieser ernannte, als die Türken ganz Servien besetzt hatten, den Helden Johann von Hunyad, einen natürlichen Sohn Siegmund's, zum Ban von Szröny, und Hunyad war es, welcher nachher nebst seinem Sohne Matthias Ungarn und Deutschland gegen die Raubzüge der Osmanen schützte, auch nachdem die Stadt Constantinopel gefallen war. Georg Brankowitsch von Servien war wie sein Nachbar Drakul dem Sultan aufs neue verdächtig geworden, Murad hatte die Söhne dieser beiden Vasallen ins Gefängniß geworfen, und verlangte von Georg Brankowitsch die Einräumung der Festung Semendria. Drakul

fügte sich ganz in Murad's Willen und begleitete ihn auf einem neuen Zug gegen Siebenbürgen; Georg Brankowitsch aber übergab seinem ältesten Sohne, der aus der Gefangenschaft entflohen war, die Vertheidigung der Festung Semendria, und flüchtete sich in den ersten Monaten des Jahres 1439 mit seinem jüngeren Sohne Lazarus und mit seinen Schätzen nach Ungarn. Murad zog vor Semendria, eroberte es und schickte Georg's Sohn nach Tokat ins Gefängniß. Georg Brankowitsch beschwor im April 1439 den König und die Stände der Madscharen, mit ihrer ganzen Macht nach Servien aufzubrechen, und dringende Briefe des Bans von Szröny, Johann von Hunyad, forderten ebenfalls den König und die Landherren zu einem schleunigen Zuge auf. Die ungarischen Magnaten hätten damals nur eine dictatorische Gewalt in die Hände ihres Königs legen und dem Volke neue Rechte geben sollen, um den despotisch-militärisch regierten Türken eine monarchisch zusammen gehaltene Volksmacht und einen Volkswillen entgegen setzen zu können; statt dessen vernichteten sie durch die Constitution, welche sie auf dem zu Ende Mai gehaltenen Reichstage dem König Albert aufzwangen, alle Einheit der Regierung völlig. Das Actenstück, durch welches Albert sich selbst zum Schattenkönig, den Palatinus aber, welchen er nur vorschlagen, nicht wählen durfte, nebst dem Klerus und dem Adel zu Herrschern des Volkes machte (das berüchtigte (Decretum Alberti regis), ist von der größten Wichtigkeit, wenn man die Wirkung der Feudalstände des Mittelalters nicht juristisch romantisch-poetisch, sondern prosaisch und historisch unbefangen beurtheilen lernen will. Besonders ist der Umstand merkwürdig, daß gerade auf diesem, für die Geschichte der folgenden zwei Jahrhunderte so wichtigen Reichstage die Städte, die doch zu den Feudalständen gehörten, nicht zugelassen worden waren, also auch keine Vortheile erhielten. Außerdem sind unter den vierundzwanzig Artikeln, die dem Könige vorgeschrieben werden, gerade die sechs, welche das Kriegssystem, das Banderial- oder Söldnerwesen und das Aufgebot betreffen, so durchaus unverständig, daß man leicht begreift, warum bei einer solchen Verfassung selbst ein Held wie Johann von Hunyad die Nation nur auf eine Zeitlang zu schützen, nicht dauernd vor Unterdrückung zu bewahren vermochte. Um an einem Beispiele zu zeigen, daß man bei einer

Kriegsverfassung, wie die ungarische nach diesen sechs Artikeln sein sollte, einem Volke, welches stets im Felde lag und nur aus Soldaten und Räubern bestand, und einem Sultan, der entweder Feldherr sein oder der Regierung entsagen mußte, unmöglich die Spitze bieten konnte, wollen wir nur zwei Artikel hervorheben. Der eine beweist, daß die Hauptmacht des Reiches, welche in dem sogenannten Aufgebot bestand, immer zu spät kommen mußte; der zweite zeigt, daß die rohe Kriegsmanier der Madscharen, welche jede Taktik und Strategie unmöglich machte, gesetzlich fortbestehen blieb. In dem ersten Artikel, dem zweiundzwanzigsten, wird vorgeschrieben, ein General-Aufgebot dürfe nicht eher Statt finden, als bis die Söldner des Königs und der Prälaten dem Feinde nicht mehr widerstehen könnten; im zweiten Artikel, dem vierundzwanzigsten, wird erklärt, daß ein Jeder Beute und Kriegsgefangene machen und die Letzteren als Sklaven gebrauchen oder verkaufen dürfe, und daß der König die Hauptleute und andere angesehene Krieger, welche in Gefangenschaft geriethen, loskaufen müsse. Unter diesen Umständen konnten daher auch die Türken, als Albert mit großer Mühe ein Heer von vierundzwanzigtausend Mann zusammen gebracht hatte, sowohl die in Servien erlangten Vortheile behaupten, als auch Bosnien aufs neue tributpflichtig machen.

Murad ließ gegen Siebenbürgen hin Streifzüge unternehmen, seine Hauptmacht richtete er gegen Bosnien und Albanien, nachdem er vorher Novoberdo erobert hatte, mit dessen Einnahme der Besitz reicher Bergwerke verbunden war. Twarko von Bosnien mußte sich gefallen lassen, daß der jährliche Tribut, den er schon vorher entrichtet hatte, um fünftausend Dukaten erhöht wurde, und die ungarische Armee, welche Semendria hatte wieder erobern sollen, löste sich in Folge der gesetzlich gemachten Anarchie im Angesicht des türkischen Heeres auf. Sechs ungarische Bannerherrn verließen, ohne ihren König zu fragen, das Lager, und am folgenden Tage erscholl im ganzen Heere der Ruf: „der Wolf, der Wolf!", welcher bei den Madscharen dieselbe Wirkung und Bedeutung hatte, als das „Es rette sich wer da kann! (Sauve qui peut!)" bei den Franzosen. Das Heer ward von einem panischen Schrecken ergriffen, es zerstreute sich, und die verfolgenden leichten Reiter der Türken führten ganze Schaaren von Gefangenen weg, welche in

die Sklaverei verkauft wurden. Georg Brankowitsch floh zuerst nach Antivari, dann nach Ragusa, während im folgenden Jahr der Sultan an die Eroberung von Belgrad dachte. Glücklicherweise für Ungarn starb ihr König Albert im Oktober 1439, und die Nation erhielt einen Führer, der im Stande war, ihren alten Kriegsruhm wieder herzustellen.

König Albert hatte seine Gemahlin Elisabeth, die Tochter des Kaisers Siegmund, schwanger hinterlassen und in der Voraussetzung, daß sie einen Sohn gebären würde, für Östreich, Böhmen und Ungarn besondere Vormünder desselben bestellt. Unter den für Ungarn ernannten Vormündern war Johann von Hunyad der bedeutendste, nicht seines Ranges, sondern seiner kriegerischen Eigenschaften wegen. Das Testament des Königs ward nur in Ungarn anerkannt; in Östreich und in Böhmen mußte Elisabeth die vormundschaftliche Verwaltung denen überlassen, welche von den Ständen dieser Länder dazu bestellt wurden. Dagegen hatte sie in Ungarn die bedeutendsten unter den von ihrem Gemahl ernannten Vormündern gegen sich, und diese, besonders Johann von Hunyad, bewirkten, daß man, um Beistand gegen die Türken zu erhalten, dem Könige von Polen, Ladislaus III., die Krone von Ungarn anbot, wenn Ladislaus, welcher der Schilderung nach freilich auch nicht schön war, sich dazu verstehen wollte, die häßliche, alternde und schwangere Elisabeth zur Gemahlin zu nehmen. Diese Bedingung war hart, auch bedachte sich Ladislaus einige Zeit, obgleich die Ungarn ihm zusicherten, daß seine mit Albert's Wittwe erzeugten Söhne das Wahlreich Ungarn erhalten, Böhmen dagegen dem Sohne Albert's, den sie etwa gebären werde, verbleiben solle. Endlich entschloß er sich am 21. Februar 1440 in Krakau zur Annahme der ihm angebotenen Regierung von Ungarn, welche sogleich auch von der Verbindung mit Elisabeth unabhängig gemacht wurde, weil diese schon am folgenden Tage zu Komorn bei offenen Thüren einen Prinzen gebar, welcher den Namen Ladislaus erhielt und der Nachgeborene (Posthumus) oder der Sechste zubenannt wird. Elisabeth suchte jedoch, vereint mit den Grafen von Cilley und anderen Großen, durch deutsche Hülfe den König von Polen, auch noch nachdem er unbedingt zum Könige erwählt worden war, an der Besitznahme des Reiches zu hindern; eine andere mächtige

Partei dagegen erklärte sich für ihn. Es entstand also ein bürgerlicher Krieg, welcher, gerade als der Türken wegen die Einigkeit am nöthigsten gewesen wäre, eine völlige Anarchie herbeiführte. Dies erkannte niemand besser, als Johann von Hunyad, der Retter Siebenbürgens. Er eilte, als Ladislaus III. der Krönung wegen von Krakau nach Ungarn kam, selbst nach Ofen, welches der polnische König mit seinen Anhängern im Juni 1440 besetzt hatte. Hunyad suchte die Ungarn zu bewegen, ihre inneren Streitigkeiten beizulegen, und lieh, als seine Überredungskunst an Leuten, wie Nikolaus von Gara und die Grafen von Cilley waren, scheiterte, dem Polen-König sogar seinen Säbel, um sie zur Ordnung zu bringen, weil er wünschte, daß Ladislaus zum Entsatz von Belgrad ausziehen könne. Diese Festung ward von Murad selbst mit seiner ganzen Macht und mit allen Belagerungswerkzeugen, welche Murad vorher gegen Constantinopel gebraucht hatte, sehr hart bedrängt, aber sieben Monate lang glücklich vertheidigt. Die im fünfzehnten Jahrhundert in Italien entstandene Kriegswissenschaft und Geschützkunst, welche auch die Venetianer in Dalmatien der rohen Tapferkeit der Bergbewohner entgegensetzten, rettete Belgrad, bei dessen Vertheidigung der Ragusaner Johann Jowan, der Bruder des Matko de Thalotz, und der Florentiner Johannes Uranus unsterblichen Ruhm erwarben. In Ungarn wüthete indessen ein bürgerlicher Krieg; doch erhielt, als sich die Belagerung von Belgrad in die Länge zog, der König von Polen endlich wenigstens so viel Ansehen, daß er der bedrängten Festung wenn auch nicht mit Waffen, doch mit Rüstungen und Drohungen gegen Murad helfen konnte. Dieser war nämlich schon im Begriff, die Belagerung von Belgrad aufzuheben, als sich das Gerücht verbreitete, der im Juli 1440 in Ofen feierlich gekrönte König sammele bei Szegedin ein Heer, um die Festung zu entsetzen; zu gleicher Zeit traf ein Gesandter des Letzteren im türkischen Lager ein. Murad zog hierauf zwar von Belgrad ab, er erwiderte aber dem Gesandten des ungarischen Königs, dem Polen Lenczicky, er werde diese Stadt doch über kurz oder lang seinem Reiche einverleiben. So erzählen die Ungarn, welche noch hinzu setzen, Murad habe während der Belagerung siebenzehntausend Mann verloren. Sowohl diese Angabe als die wortreiche Einkleidung der Antwort Murad's scheint uns ebenso,

wie tausend andere Angaben ähnlicher Art, schwer zu beweisen zu sein. In Ungarn selbst dauerte der Krieg, welchen Elisabeth und ihr Anhang mit dem König Ladislaus III. und seiner Partei führten, 1440 und 1441 ununterbrochen fort. Da er nicht mit großen Heeren geführt und keine entscheidende Schlacht geliefert wurde, so siegte oft zu gleicher Zeit hier die eine, dort die andere Partei. Unterdessen wünschten die polnischen Magnaten sehnlich, daß ihr König nach Hause zurückkehre, Ladislaus selbst war seiner Abhängigkeit längst müde, und wäre gewiß nach Polen, wo seine Gegenwart nöthig war, zurückgegangen, wenn die Ungarn ihn nicht sehr genau beobachtet hätten.

In den Jahren 1441 und 1442 gründete Johann von Hunyad seinen Ruhm als Glaubensheld gegen die Ungläubigen, und setzte den Fortschritten derselben vorerst Schranken. Dies ist gewiß; wir wagen jedoch nicht, den von ihm damals verrichteten Thaten bestimmte Monate anzuweisen. Über die Thaten selbst sind die Schriftsteller ganz einig; dagegen ist über die Art, wie dieselben auf die Jahre 1441 und 1442 vertheilt werden müssen, viel Streit. Sogar die neuesten Forscher über die Chronologie der Türkenkriege kommen in Betreff der Zeit, welche jedem einzelnen Ereignisse anzuweisen ist, zu verschiedenen Resultaten. Wir folgen daher der Ordnung, welche wir für die wahrscheinlichste halten. Johann von Hunyad war nämlich im Jahr 1441, als Murad zugleich von Servien aus Ungarn und im Osten Siebenbürgen angreifen ließ, von Ladislaus III. zur Belohnung seiner im inneren Kriege geleisteten Dienste zum Woiwoden oder Herzog von Siebenbürgen und zum Grafen von Temeswar ernannt worden, und hatte zugleich den Oberfehl in allen südlichen Städten des Reiches erhalten. Er nahm seinen Sitz zu Belgrad, und zog alsbald einem anrückenden türkischen Heer entgegen. Ungarn und Türken fochten mit gleicher Wuth, nach einem langen zweifelhaften Kampfe aber mußten sich die Letzteren nach Semendria zurückziehen. Johann Hunyad eilte hierauf nach Siebenbürgen, wo ein anderer osmanischer General bis nach Hermannstadt vorgedrungen war. Hier zog sich Hunyad zuerst durch einen unvorsichtig hitzigen Angriff bei St. Emerich eine Niederlage zu; er sammelte aber bald darauf neue Schaaren um sich, und da sich auch die Türken verstärkt hatten, so erfolgte eine zweite

blutige Schlacht. Die Türken wurden in derselben fast sämmtlich niedergehauen, wenigstens blieb keine geordnete Schaar derselben beisammen; die Gefangenen, welche sie bei St. Emerich gemacht hatten, wurden größtentheils befreit. Seit diesem Siege ward Johann von Hunyad in ganz Europa als Held des Glaubens und als Schutzengel gegen die Türken auf allen Kanzeln und in Liedern gepriesen. Eine der Folgen seines Sieges war, daß die Woiwoden der östlichen Gebirgsländer und der Moldau, welche vorher dem Sultan gehuldigt hatten, sich wieder an Ungarn anschlossen und aufs neue dem König Ladislaus Treue schworen. Um die erlittene Schmach zu rächen, ließ Murad für das folgende Jahr (1442) aus allen Gegenden Kleinasiens Heere vereinigen. Er wollte anfangs sich selbst an die Spitze des großen Hauptheeres stellen, welches in Ungarn oder vielmehr in Siebenbürgen einfallen sollte; als er aber nach Sophia gelangt war, bedachte er sich anders und überließ den Oberbefehl an Sahim Pascha. Dieser ging mit achtzigtausend Mann über die Donau, und überschwemmte das ganze flache Land von Siebenbürgen. Um die Erzählung von dem dort über die Türken erfochtenen Siege des ungarischen Nationalhelden nicht gar zu abenteuerlich zu finden, muß man annehmen, daß das türkische Heer größtentheils aus Asiaten bestand, daß ihr Befehlshaber nach dem Zeugniß der türkischen Schriftsteller keiner Achtung genoß, daß er keine Disciplin zu halten im Stande gewesen war, und daß sein Heer sich weit umher im Lande zerstreut hatte, als Johann von Hunyad mit fünfzehntausend Mann auserlesener und geübter Truppen am Passe des eisernen Thores erschien. In der Gegend von Wasag kam es zu einer blutigen Schlacht, welche dem ganzen türkischen Heere den Untergang brachte. Fünftausend und unter diesen die Angesehensten im Heere wurden gefangen, Tausende erschlagen, der Oberfeldherr selbst rettete sich; alle Wege und Felder waren mit Leichen bedeckt, und das christliche Heer machte unermeßliche Beute.

Fast um dieselbe Zeit änderten sich die politischen Umstände in Ungarn auf eine solche Weise, daß man, was bei bürgerlichen Kriegen oft der Fall ist, die ganze Kriegsmacht, die sich im Streite der Kaiserin Elisabeth mit Ladislaus von Polen gebildet und geübt hatte, gegen den auswärtigen Feind richten konnte. Albert's Sohn

Ladislaus war gleich anfangs von den Ungarn und vom polnisch-ungarischen König als Erbe des Reiches anerkannt worden, und es wurde zwischen der Partei der Königin Elisabeth und ihren Gegnern nur darüber gestritten, ob der von den Ungarn rechtmäßig erwählte polnische König während seines Lebens die Verwaltung führen solle, oder der deutsche Kaiser Friedrich III., die Grafen von Cilley und Elisabeth. Als Elisabeth zu Ende des Jahres 1442 starb, wurde der Krieg von Friedrich III. fortgesetzt, weil dieser auf die Vormundschaft des jungen Ladislaus Anspruch machte; doch gelang es 1443 dem vom Pabst geschickten Kardinal Julian, den Streit soweit beizulegen, daß der polnische König an der Spitze der ungarischen Kriegsmacht dem Sultan entgegenziehen konnte, weil Georg von Servien Geld gab und Johann von Hunyad seinen Einfluß verwendete, damit in diesem Jahre etwas Entscheidendes gegen die Türken unternommen werde.

Das ungarische Heer, welches nicht gerade besonders zahlreich war, erreichte, wie aus den in neuerer Zeit bekannt gemachten Briefen Hunyad's hervorgeht, erst im Juli die Donau und setzte sogleich über dieselbe, um diesmal angriffsweise zu verfahren. Hunyad und Georg Brankowitsch von Servien führten die Vorschaaren, König Ladislaus III. selbst das Hauptheer, welches, weil Pabst Eugen IV. überall das Kreuz hatte predigen lassen, aus Ungarn, Polen, Serviern, Wlachen, Deutschen und Freiwilligen aller christlichen Nationen bestand. Den Kern bildeten die Söldner, welche Johann von Hunyad mit den Subsidien des serbischen Königs und mit dem von ihm selbst geborgten Gelde geworben hatte. Der ungarische Held schlug zuerst den in Servien commandirenden Pascha, ließ dann das königliche Heer an der Morawa zurück, nahm Nissa und zog gegen Sophia. Zwischen diesen beiden Städten stieß er auf türkische Heerschaaren, und lieferte ihnen am 3. November ein Treffen. Drei Pascha's griffen hinter einander einzeln an und wurden einzeln geschlagen. Hierauf ward Sophia genommen und eingeäschert. Von dort nach Philippopolis betrug die Entfernung noch drei Tagereisen, nach Adrianopel noch sechs; aber man war im harten Winter, und es standen hinterwärts an der Seite mehrere türkische Heere. Gegen diese wandte sich das ungarische Heer, es bog deshalb vom Wege nach Philippopolis ab. Murad hatte

unterdessen die höchst schwierigen Pässe des Hämus-Gebirges verrammeln und besetzen lassen, und sein General Mahmud Tschelebi erhielt den Befehl, die durch Kälte und Ermüdung geschwächten Schaaren, welche Hunyad dem feindlichen Heere vorausführte, anzugreifen. Dies geschah; Hunyad schlug aber die Türken und bahnte den Truppen des Königs den Weg im steilen, fast unübersteiglichen Hämus-Gebirge, wo Schnee, Eis und Kälte, sowie der Mangel an Fütterung und Pflege für das größtentheils aus Reiterei bestehende Heer den Ungarn unüberwindliche Hindernisse bereitete. Nichts desto weniger beschloß Hunyad erst noch den Hauptpaß zu besetzen, ehe er den Rückweg antrete. Er hatte damals die Truppen des Königs mit sich vereinigt, und sein Heer war außerdem noch durch Niklas von Ujlak, der mit seinen Vasallen dem Könige nachgeeilt war, mit frischen Truppen verstärkt worden. An der Spitze dieser Macht lieferte der Held der Ungarn dem bedeutenden türkischen Heere, das sich unter Murad's Schwager auf der Fläche der Berghöhe ihm entgegengestellt hatte, eine Schlacht, und krönte, noch ehe er Anstalt zum Rückzuge machte, die glänzenden Thaten dieses und der beiden vorigen Jahre bei Kunowitza durch einen Hauptsieg. Das türkische Heer ward zersprengt, der Führer desselben gefangen.

Man hat diesem Feldzug den Namen des langen Feldzuges gegeben, weil er trotz des Eises und Schnees, trotz der steilen, kaum zu erklimmenden Felsenhöhen und unwegsamen Pässe bis Neujahr fortgesetzt ward; man hätte ihn aber den kurzen benennen sollen, weil das von Hunyad geführte Heer, welches am 20. Juli von Ofen auszog, in fünf Monaten größere Thaten verrichtete, mehr wahren Heldenruhm erwarb und den Türken mehr Schrecken einjagte, als seit Timur's Zeit irgend eine andere feindliche Macht. Eine Hauptursache von Murad's Niederlage war, daß der Sultan auf die Albanesen und ihren Führer zu viel vertraut hatte. Dieser Führer war der nachher unter dem Namen Skanderbeg berühmt gewordene Georg Castriota. Murad hatte sowohl den Vater desselben, Johann Castriota, der in der Stadt Kroja herrschte, als auch seine Brüder tödten lassen und ihn allein, welcher damals noch ein Kind war, verschont. Georg Castriota ward bei den Türken im mohammedanischen Glauben erzogen, schon im neunzehnten Jahr seines

Lebens einem Sandschak vorgesetzt und mit dem Beinamen Iskender Beg oder Skanderbeg d. i. Fürst Alexander geehrt. In Hunyad's langem Feldzuge verließ er nebst seinem Neffen Hamsa das türkische Heer, verschaffte sich durch treulose Grausamkeit und Arglist den Besitz seiner väterlichen Residenz, und ward wieder Christ. Er traf nämlich, wie es heißt, zufällig den türkischen Effendi, der des Sultans Siegel trug, und zwang denselben mit dem Dolch auf der Brust, einen Befehl an den Commandanten von Kroja zu untersiegeln, daß er diesen Ort ihm übergeben solle. Er tödtete hierauf sowohl den Effendi, als auch alle Anderen, welche um die Sache wußten, und gelangte auf diese Weise wieder zum Besitz von Kroja und von Ober-Albanien. Auch der 1443 gewählte König von Bosnien, Thomas Christich, Twartko's Nachfolger, fiel wieder von Murad ab, der größte Theil der regelmäßigen türkischen Truppen aber oder der Janitscharen und Sipahi's kam im Felde um.

Die Politik des römischen Hofes ward die Veranlassung, daß der glänzende Sieg des ungarischen Helden der Christenheit nicht die Vortheile brachte, welche man davon erwartete. Murad ward nämlich durch den Ausgang des langen Feldzuges bewogen, Frieden zu schließen. Er sendete daher zuerst dem Woiwoden der Wallachei, Drakul, und dem Fürsten von Servien, Georg Brankowitsch, ihre geblendeten Söhne zurück, und ließ dem Letzteren die servischen Festungen Schehrköi, Krussowaz und Semendria übergeben; dann schickte er einen griechischen Renegaten mit einem Gefolge von hundert Mann nach Ungarn, um Frieden zu schließen. Diese Gesandtschaft war nicht an den König, sondern an Johann von Hunyad gerichtet; denn Hunyad galt auch bei den Türken für das eigentliche Oberhaupt der Madscharen. Hunyad wies jedoch die Gesandtschaft an den in Szegedin versammelten ungarischen Reichsrath. Er selbst und der König waren verständig genug, um einzusehen, daß die Vortheile des von Murad angebotenen Friedens dem Ruhme eines neuen Feldzuges vorzuziehen seien. Allein das Interesse des Pabstes Eugen IV. erforderte damals, daß die Aufmerksamkeit der Christenheit vom Concilium zu Basel, welches die Misbräuche der Kirche abstellen wollte, auf die Türken und auf weit aussehende Plane einer allgemeinen christlichen Kircheneinheit gelenkt werde, und dies erschwerte den Frieden. Der Pabst hatte

auf dem Concil zu Florenz die schon zweimal versuchte Vereinigung der griechischen und lateinischen Kirche mit Hülfe des griechischen Kaisers und seiner Hofgeistlichen scheinbar zu Stande gebracht. Freilich waren, wie sich unten zeigen wird, das griechische Volk und seine Geistlichen damals ebenso wenig als früher geneigt, dem Beispiele des Kaisers und einiger Prälaten zu folgen; darauf nahm aber der Pabst keine Rücksicht. Er wollte im Trüben fischen, und suchte das Hirngespinst einer Union der beiden Kirchen und eines neuen Kreuzzuges dem ihm gefährlichen Concil zu Basel entgegen zu setzen, während zugleich Aeneas Sylvius in seinem Auftrage die Deutschen durch ein falsches Concordat um das wahre betrog. Er schickte zu diesem Zweck den durch seine Erpressungen und durch seine schmähliche Flucht im Hussiten-Kriege berüchtigten Kardinal Julian Cesarini nach Ungarn, wo Hunyad und Georg Brankowitsch bereits große Anstalten zum Feldzuge gemacht hatten. Sein Legat sollte die Ungarn zu Gunsten einer kirchlichen Chimäre in neue Händel verwickeln, durch welche die Christenheit so beschäftigt werde, daß sie, dem Unerreichbaren nachstrebend, das Erreichbare vergesse. Julian, den der mailändische Gesandte in Ungarn einen neuen Moses nannte, stellte sich zu Ofen, als träume er von Vertreibung der Türken aus Europa, von Vereiniguug der griechischen und lateinischen Kirche, von einem Kreuzzuge zu Wasser und zu Lande; der schlaue Italiener war aber dabei ebenso wie sein Pabst völlig wach. Er legte dem ungarischen Reichs-Conseil einen Plan zur Wiederherstellung des griechischen Reiches vor, der sich in den belletristisch geschmückten Reden der Gesandten und auf dem Papier gut ausnahm, dessen Leerheit aber ein Mann wie Johann von Hunyad leicht durchschaute. Ein Kreuzzug der Polen, Ungarn und Servier sollte die in Europa eingedrungenen Türken ausrotten. Die Venetianer und Genuesen erboten sich durch eine ausdrücklich zu diesem Zwecke nach Ungarn geschickte Gesandtschaft, ihre vereinigte Flotte in den Hellespont zu legen, um den Übergang türkischer Truppen aus Asien nach Europa zu verhindern. Außerdem waren von Frankreich, England, Spanien und Aragonien, sowie von dem Herzog Philipp von Burgund, vom mailändischen Herzog und von Florenz Gesandte geschickt worden, und diese bemühten sich durch Reden, wie sie damals beim Wiedererwachen des

Studiums der alten Griechen und Römer im zierlichsten Latein gehalten zu werden pflegten, das polnische und ungarische Reichs-Conseil zu bewegen, daß es den Plan Julian's annehme. König Ladislaus berief daher auf den April 1444 einen allgemeinen Reichstag nach Ofen. Hier sollte ein entscheidender Beschluß gefaßt und sogleich ausgeführt werden; die Unruhen iu Ungarn waren aber so wenig gestillt, daß man zuerst von Julian's Vorschlägen gar nichts hören wollte, nachher die Sache auf den Sommer verschob, und Alles ganz allein den geworbenen Truppen des Königs und Hunyad's, sowie den Banderien oder Söldnern einiger wenigen Prälaten überließ. Der ungarische Adel entzog sich dem General-Aufgebot, und auch die Barone und die Mehrzahl der Prälaten wollten ihre Banderien zu einem Kreuzzuge nicht hergeben.

Der Cardinal ließ sich nicht abschrecken, er versprach Hülfe von Polen, von den deutschen Rittern, von der Moldau und Wallachei und von den Epiroten, welche Skanderbeg herbeiführen werde; als sich aber Niemand einfand und nur eine päbstliche und burgundische Flotte gerüstet wurde, um sich in den Hellespont zu legen, erklärte Johann von Hunyad sich für den Frieden. Auch Ladislaus gab, obgleich er vorher für den Kreuzzug glühend begeistert gewesen war, dem kalten Verstande sein Recht, und nahm die Bedingungen an, welche Murad's Gesandter dem Reichs-Conseil vorlegte. Der Sultan wollte dem Fürsten Georg Brankowitsch Servien, Chulm und Herzegowina zurückgeben, den Ungarn die Oberherrschaft über die Wallachei zugestehen, Albanien an Skanderbeg überlassen, einen Theil Bulgariens abtreten und für den gefangenen Mahmud Tschelebi ein Lösegeld von siebenzigtausend Dukaten bezahlen; dagegen sollte der Fürst von Servien versprechen, dem Sultan die Hälfte der Einkünfte seines Landes zu entrichten, die Ungarn und Türken aber sollten sich gegenseitig verpflichten, keine Streifzüge jenseit der Donau unternehmen zu lassen. Auf diese Bedingungen ward am Ende des Monats Julius wirklich ein Frieden auf zehn Jahre geschlossen. Der Kardinal Julian ruhte indessen nicht, bis er denselben wieder gestört hatte. Er wurde bei diesem Streben vom griechischen Kaiser Johann Paläologus und von dem Kardinal Franz Condolmieri, einem Nepoten des Pabstes Eugen, welcher in der

rothen Mütze eines päbstlichen Ober-Admirals prangte, durch dringende Bitten und prahlerische Versprechungen unterstützt. Der Kaiser Johann suchte den König Ladislaus, an welchen er aus Mistra am 30. Juli schrieb, auf jede Weise zum Friedensbruch zu bewegen, und der Kardinal Condolmieri, welcher in seinem Briefe im Namen des Pabsts und der Venetianer gewaltig prahlte, versprach mit einer ansehnlichen Flotte im Hellespont zu erscheinen. Man pochte besonders auf auch den günstigen Umstand, daß damals die rohen Turkmanen sich gegen den Sultan empört hatten. Julian aber vertheidigte in Beziehung auf die Heiligkeit des von Hunyad auf das Evangelienbuch geleisteten Eides keck und offen den Grundsatz der römischen Kirche jener Zeit, daß man nicht verbunden sei, Ketzern und Ungläubigen Wort und Eid zu halten. Auch Johann von Hunyad ließ sich bereden. Der Frieden ward gebrochen, und ein Heer an die Donau geschickt; wir werden aber sehen, daß der Treubruch den Ungarn verderblich ward, und daß der Feldzug, statt, wie man glaubte, die Türken aus Europa zu treiben, das Ende des griechischen Reiches herbeiführte und die Eroberung von Constantinopel beschleunigte. Außerdem vermehrte die Erbitterung, welche der vom Pabst veranlaßte treulose Bruch eines vortheilhaften Friedens im Abendlande hervorrief, den allgemeinen Unwillen über den Zustand der Kirche in unglaublichem Grad. Unbegreiflich bleibt es, daß ein Mann wie Johann von Hunyad sich vom Pabste und von einem Kardinal Julian bereden lassen konnte, mit den zehntausend Mann, die er am 1. September an der Donau versammelte, und mit einem ganz abenteuerlichen Zuge von Troß und Gepäck, zu welchem nachher etwa fünftausend Wlachen stießen, im späten Herbst gegen die ganze türkische Macht zu Felde zu ziehen; denn daß er durch die ihm von Ladislaus und von den Magnaten gemachte Zusicherung des erst noch zu erobernden Königreiches Bulgarien zum Friedensbruch bewogen worden sein sollte, scheint uns gar zu unwahrscheinlich.

Der Sultan Murad hatte unterdessen die Rebellion in Kleinasien, welche man hatte benutzen wollen, völlig gedämpft und sich dann ganz von der Regierung zurückgezogen, um in Magnesia seinen Vergnügungen zu leben. Die Griechen berichten uns bei der Gelegenheit, Murad sei ein Mann von weichem und mildem Ge-

müthe gewesen, der Tod seines ältesten Sohnes Alaeddin habe ihn tief geschmerzt, der Verlust aber, den die Osmanen im vorigen Jahre erlitten hatten, und der demüthigende Friede, zu welchem er dadurch genöthigt worden war, habe ihn ganz mismuthig gemacht, und er habe sich deshalb in die Stille des Privatlebens zurückgezogen. Gleich nach der Beendigung des karamanischen Krieges (1444) überließ er die Regierung seinem damals erst vierzehn Jahre alten Sohn Mohammed II., welcher später als Eroberer von Constantinopel berühmt worden ist. Dieser spielte im Palaste zu Adrianopel die Rolle des Regenten (mehr erlaubte ihm sein Alter noch nicht), Murad in Magnesia die eines Privatmannes; der Letztere nahm aber die Zügel der Herrschaft sogleich wieder in die Hand, als er erfuhr, daß die Ungarn im Begriff wären, über die Donau zu setzen.

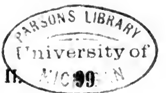
Georg Brankowitsch von Servien hatte an dem Friedensbruch, den der Pabst und sein Kardinal veranlaßten, keinen Antheil; er ließ sogar den kühnen Skanderbeg mit seinen Albanesen nicht durch sein Gebiet in Nieder-Albanien, als derselbe zu den Ungarn stoßen wollte. Diese zogen unaufhaltsam durch Bulgarien. Sie suchten, da die Jahreszeit schon sehr vorgerückt war, die Pässe des Hämus zu vermeiden, und nahmen ihren Weg nach Warna, wo sie die versprochene Flotte zu finden hofften, auf der sie nach Constantinopel gebracht werden sollten. Sie hatten nach polnischer Sitte einen ungeheueren Troß und viele Wagen bei sich, dadurch ward ihr Marsch im unwegsamen Lande sehr erschwert, so daß sie erst im Anfang des November die Stadt Warna erreichten. Die Zahl der Wagen soll nach der Angabe aller Schriftsteller zweitausend betragen haben; wir möchten dies nicht gerade als gewiß annehmen, daß aber die Zahl sehr groß war, läßt sich schon deshalb glauben, weil die Polen ihre Lager stets mit einer Wagenburg umgaben. Die Ungarn hatten sicher gehofft, die päbstlich-venetianische Flotte des Kardinals mit der rothen Mütze werde den Übergang des türkischen Heeres über den Bosporus verhindern; sie waren daher nicht wenig überrascht, als sie bei Warna den Sultan Murad mit einem ihnen an Zahl doppelt überlegenen Heere gelagert sahen. Wie es möglich war, daß der geistliche Admiral, welcher zugleich venetianischer Vicekanzler war, sich in einem Augenblick entfernt

hatte, als seine Gegenwart am nöthigsten war, ist nicht zu erklären; wer aber die Schiffe hergab, auf welchen das türkische Heer von Asien nach Europa übersetzte, darüber wird gestritten. Gemeiniglich heißt es, die Genuesen (nach einer polnischen Chronik auch die Venetianer) hätten damals um Silberlinge den Glauben ebenso verkauft, wie einst Judas den Heiland. Murad, heißt es, habe durch diese kaufmännischen Edelleute vierzigtausend Mann herüberfahren lassen und für jeden Mann ein Goldstück bezahlt. Man hatte dem Führer des ungarischen Heeres den klugen Rath gegeben, den Angriff der Türken innerhalb der Wagenburg des Lagers zu erwarten; Hunyad verwarf aber denselben, eilte dem Feinde entgegen und lieferte im freien Felde ein Treffen, welches zuerst lange unentschieden blieb und dann mit einer unerhörten Niederlage der Christen endigte. Der König Ladislaus, der sich unvorsichtig ins Gedränge wagte, stürzte vom Pferd, und ein Janitschar hieb ihm den Kopf ab; diesen steckte man dann auf eine Lanze, und sein Anblick trieb auch den rüstigen Hunyad zur Flucht. Der Held der Ungarn entkam den Händen der Türken, Kardinal Julian aber wurde auf der Flucht wahrscheinlich von einem Ungarn oder Polen, welcher über ihn als den Urheber des Friedensbruches und des Todes seines Königs erbittert war, tödtlich verwundet und starb am Wege hingeworfen. Das Lager der Christen ward erstürmt und geplündert. Zum Glück für diese war die Jahreszeit zu weit vorgerückt, als daß die Osmanen, selbst wenn es Murad's Wille gewesen wäre, ihren vollständigen Sieg hätten benutzen können.

Für Polen und für das griechische Reich ward die Schlacht bei Warna und des Königs Ladislaus Tod verderblich; in Ungarn gab sie die Veranlassung, daß man endlich der herrschenden Anarchie ein Ziel setzte. Der Reichsverwalter Ungarn's, der alte Palatinus Lorenz von Hedervara, traf, sobald er die Nachricht von der verlorenen Schlacht erhalten hatte, die weisesten Maßregeln. Seine erste Sorge war, den Tod des Königs verborgen zu halten. Dann nöthigte er den Fürsten der Wallachei, Drakul, durch Drohungen, den Helden Hunyad, der auf seiner Flucht von ihm festgehalten worden war, wieder frei zu geben und nach Siebenbürgen zu geleiten. Hierauf sorgte er für eine bessere Verwaltung des Reiches. Dabei ward bis Ostern 1445, wo die allgemeine Reichsversamm-

lung eine andere Einrichtung treffen sollte, das Beispiel der Böhmen befolgt. Man bestritt nämlich dem jungen Ladislaus, dem Sohne der Elisabeth, obgleich er für seinen Antheil an Östreich unter der Vormundschaft des Kaisers Friedrich III. stand und sich bei diesem aufhielt, das Recht an den Thron nicht; es wurden aber einige der vornehmsten Barone, unter welchen Johann von Hunyad den ersten Rang einnahm, mit dem Titel Kapitäne des Reiches zur Verwaltung der einzelnen Districte bestellt. Johann von Hunyad war es dann auch, der auf dem Reichstag die Furcht vor einem drohenden Einfall der Türken klug benutzte, um zwischen den streitenden Parteien zu vermitteln und die Versammlung dahin zu bringen, daß sie am 7. Mai 1445 den Beschluß faßte: 1) der junge Ladislaus solle für die Dauer seines Lebens als König anerkannt werden, doch unter der Bedingung, daß Kaiser Friedrich ihn mit der Krone nach Ungarn sende; 2) wenn Friedrich diese Bedingung nicht erfülle, so solle alle Verbindlichkeit der ungarischen Stände gegen Ladislaus aufhören und ein neuer König gewählt werden, welcher im Stande sei, Ungarn gegen seine inneren und äußeren Feinde zu schützen; 3) das Reich solle in Districte getheilt und diesen Kapitäne vorgesetzt werden. Die Aufzählung der einzelnen Districte und ihrer Kapitäne gehört nicht in dieses Werk; wir bemerken daher nur, daß Johann von Hunyad und sein Mit-Woiwode oder Mit-Herzog von Siebenbürgen, Nikolaus Ujlak, die Bewachung der ganzen türkischen Grenze erhielten. Hunyad hatte, außer in Siebenbürgen, das Commando auch im Lande jenseit der Theiß, Ujlak hatte es im Lande diesseit der Theiß und jenseit der Donau.

Hunyad vertrieb nachher Drakul aus der Wallachei, setzte statt desselben Dan als Woiwoden ein, und wollte den Umstand, daß Murad die Regierung zum zweiten Male niedergelegt und seinen Aufenthalt wieder in Kleinasien genommen hatte, zu einem neuen Kreuzzuge benutzen, er hatte auch deshalb mit dem päbstlichen Admiral Franz Condolmieri eine Conferenz in Nikopolis; er gab aber das Unternehmen sogleich auf, als er erfuhr, daß Murad die Regierung wieder übernommen habe. Es brach nämlich 1445, während Murad aufs neue in Magnesia als Privatmann schwelgte, in Adrianopel ein furchtbarer Aufruhr aus, der den alten Sultan



nöthigte, nach Europa zurückzukehren, um durch seine Gegenwart die Gemüther zu beruhigen.

Murad's Rückkehr nach Europa ward zuerst den Paläologischen Prinzen verderblich, welche im Peloponnes und in einigen Städten außerhalb desselben herrschten. Was überhaupt das griechische Reich betrifft, so war und blieb dasselbe ohnmächtig und von Parteien zerrissen. Johann Paläologus und mehrere Prälaten seines Gefolges hatten auf dem Concilium zu Florenz die Vereinigung mit den Lateinern durch einige Zugeständnisse erkauft; dies veranlaßte schon in Italien und noch mehr auf der Rückreise nach Constantinopel einen heftigen Streit zwischen den der Union günstigen Prälaten und zwischen denen, welche ihr abgeneigt waren. Der größte Theil des griechischen Volkes und seiner Geistlichen aber betrachtete den zurückgekehrten Kaiser Johann als einen Abtrünnigen. Die Zänkereien und Zwistigkeiten waren endlos, und statt daß die Vereinigung der Kirchen, wie man erwartet hatte, das schwankende griechische Reich stützte, raubte sie ihm auch noch die Glaubenseinigkeit, die es gegen die Türken stark machte. Wie ohnmächtig das griechische Reich schon bei Johann's Rückkehr aus Italien war, sehen wir daran, daß der eigene Bruder des Kaisers ihn in seiner festen Residenz feindlich anzugreifen wagte, weil Johann eine unpolitische Heirath desselben nicht billigen wollte. Einer der Brüder des Kaisers Demetrius liebte nämlich die Tochter des Paul Asan Catalusio, des Beherrschers von Lesbos, zwei von seinen Brüdern aber, der regierende Kaiser Johann und der nachmalige letzte griechische Kaiser Constantin Dragasös oder Drogasäs, welcher damals ein Gebiet im Peloponnes besaß, wollten ebensowenig als seine Mutter die Heirath zugeben, er schloß dieselbe daher heimlich. Dies entzweite ihn mit seiner ganzen Familie, und er ergriff aus Feindschaft gegen sie die Partei der griechischen Fanatiker, welche über die von Johann auf dem Concil zu Florenz begünstigte und von Constantin gebilligte Union mit den Lateinern erbittert waren. Er ging endlich so weit, daß er im Vertrauen auf jene Partei ein kleines Heer zusammenbrachte, sich von Murad eine Anzahl Türken ausbat und mit diesen Banden gegen die Hauptstadt anrückte. Er hatte sich jedoch verrechnet, weil der Sultan, auf den er sich dabei eigentlich allein verlassen hatte, ihn aufgab, und

mußte seinen Brüdern das Feld räumen. Johann Paläologus behauptete sich nachher bis an seinen Tod in Constantinopel; seinen Bruder Constantin aber traf das Geschick, zweimal vertrieben zu werden, das erste Mal aus dem Peloponnes, das zweite Mal aus Constantinopel.

Die Herrschaft über einen großen Theil des Peloponnes hatte, wie oben erzählt worden ist, des Kaisers Bruder Theodor erhalten; als dieser starb, ward sie seinem Neffen, dem jüngeren Theodor, einem Sohne des Andronikus, verliehen. Dieser tauschte nachher mit seinem Oheim, dem so eben erwähnten Constantin, welcher bei der Theilung der väterlichen Erbschaft Selymbria und Mesembria am schwarzen Meere und an der Propontis erhalten hatte. Constantin erweiterte seine neue Herrschaft über die ganze Halbinsel mit Ausnahme der Districte, in welchen sein Bruder Thomas regierte. Sogar außerhalb des Peloponnes erhielt er Vasallen. Es verpflichtete sich nämlich nicht nur Neri Acciajuoli von Athen, welcher dem Herzog Rainer im Besitze von Attika und einem Theile von Böotien gefolgt war, zu einem jährlichen Tribut an Constantin, sondern dieser ward auch im ehemaligen Lokris und am Pindus, wo damals Wlachen wohnten, als Oberherr anerkannt. Constantin stellte die unnütze Mauer des Heramilon, von welcher früher (S. 64) die Rede gewesen ist, wieder her, erweiterte zur Zeit des von Hunyad unternommenen langen Feldzuges sein Gebiet auch auf Unkosten der Osmanen, und blieb im Besitze der gemachten Erwerbungen, während der Sultan nach der Schlacht bei Warna wieder in Magnesia schwelgte. Dies erregte die Eifersucht Turachan's, welcher zwanzig Jahre vorher trotz der Mauer des Heramilon den Peloponnes grausam geplündert hatte und jetzt als Beglerbeg von Rumilien die Fortschritte Constantin's nicht ohne Besorgniß beobachtete. Turachan machte, als Murad die Regierung in Adrianopel wieder übernommen hatte, den Sultan auf Constantin's Unternehmungen aufmerksam, und der Letztere suchte vergebens durch eine Gesandtschaft den drohenden Sturm zu beschwören. Sobald Murad den Aufstand, der ihn auf den Thron zurückrief, gedämpft hatte, brach er, unterstützt vom Herzog Neri Acciajuoli, welcher an Constantin längst zum Verräther geworden war, mitten im Winter gegen den Peloponnes

auf (1446). Die Beschreibung, welche die Griechen von diesem Zuge Murad's machen, ist sehr abenteuerlich. Sie zählen alle Maschinen, alles Geräthe und die mancherlei Werkzeuge auf, welche der Sultan mitschleppte. Sie erzählen sogar, daß er Metall zum Guß der kolossalen Kanonen mitgenommen habe, durch welche die aus Quadern festgebaute, mit eisernen Krampen zusammengehaltene und durch mehrere besondere Bollwerke oder Castelle geschützte neue Mauer beschossen werden sollte. Murad überließ, weil er den Winter scheute, seinem General Turachan, welcher vordem die alte Mauer so leicht überstiegen hatte, die Beschießung und Erstürmung der neuen. Diese widerstand ebenso wenig als die alte dem wüthenden Sturm der Türken, sie ward zerstört, der Peloponnes von rohen Schaaren aller Art überschwemmt, alle Ortschaften geplündert und Tausende von Männern, Weibern und Kindern in die Sklaverei geschleppt. Die Schriftsteller der Türken und Griechen sind unerschöpflich in Schilderung der grausigen Scenen des Mordens und Raubens auf der einen, des Jammers und Elends auf der anderen Seite; wir wenden den Blick davon weg und bemerken nur, daß das, was im Peloponnes geschah, ein bloßes Vorspiel von dem war, was bald in Constantinopel selbst geschehen sollte. Der Geschichtschreiber Phranza, welcher in dieser Zeit bei Constantin war und von ihm zu Gesandtschaften gebraucht wurde, hat sehr ausführliche Nachrichten über die damalige Lage der Dinge sowohl in Beziehung auf Turachan als auf Constantin hinterlassen. Es heißt, über sechzigtausend Menschen seien aus dem Peloponnes als Sklaven weggeführt worden. Constantin und Thomas behielten ihr Gebiet, sie wurden aber tributpflichtige Vasallen Murad's, und mußten für ihre noch übrigen christlichen Unterthanen die Kopfsteuer der Ungläubigen bezahlen, welche sie dann von jenen wieder zu erheben hatten. Der Erstere vertheilte nachher die Verwaltung seiner Besitzungen unter vier Oberbeamte, zu welchen auch Phranza gehörte, und dieser hat es der Mühe werth gehalten, der Nachwelt die Moralpredigt zu überliefern, die ihm Constantin bei seiner Einsetzung gehalten habe. Man sieht, daß sich die armen byzantinischen Prinzen gleich den deutschen Gelehrten und der französischen Nation, wenn es recht schlecht ging, mit Philosophie oder auch mit

bloßen Redensarten zu trösten verstanden. Phranza ward damals Präfect von Mistra, sowie Johann Kantakuzenus von Korinth und Alexis Laskaris von Patras.

Murad war, nachdem er seinem General und Beglerbeg Turanchan das Zerstörungsgeschäft im Peloponnes überlassen hatte, nach Adrianopel zurückgekehrt (December 1446). Er behielt diesmal die Leitung der Regierung und entsagte den Vergnügungen, um im folgenden Frühjahr an den Ungarn und besonders an Johann von Hunyad Rache zu nehmen. Dies wurde dadurch erleichtert, daß die Unruhen in Ungarn fortdauerten. Man stritt noch immer mit dem Kaiser Friedrich wegen der Auslieferung seines Mündels Ladislaus des Nachgebornen und wegen der Regentschaft. Der Palatin Lorenz von Hedervara, Johann von Hunyad und sogar dessen College, Niklas von Ujlak, wollten die Vielherrschaft zu beendigen suchen, die Regentschaft in die Hände Johann's von Hunyad geben und dann die gesammte Macht der Nation gegen die Türken richten; sie suchten daher vor allen Dingen der Einmischung der Deutschen in die ungarischen Angelegenheiten ein Ende zu machen. Zuerst wurden die beiden Grafen Ulrich und Friedrich von Cilley, welche seit der Zeit der Elisabeth Ungarn an der Spitze deutscher Reisige befehdet hatten, genöthigt, sich zu einem neuen Frieden zu verstehen, und zwar unter denselben Bedingungen, unter welchen sie im Jahre 1441 Frieden geschlossen hatten; dann erst dachte man an einen neuen Türkenkrieg. Dieser wurde jedoch nicht eher begonnen, als bis endlich die Regierung des ganzen Reiches an Hunyad gebracht worden war. Man berief einen allgemeinen Reichstag, welcher auf dem Felde Rakos bei Pesth unter freiem Himmel gehalten werden mußte, weil die Zahl der Prälaten, Barone, Edelleute und Städte-Deputirten, die sich eingefunden hatten, größer als je zuvor war. In dieser Versammlung ward am 5. Juni 1446 beschlossen, daß statt der bisherigen Kapitäne, welchen nur gewisse Districte angewiesen gewesen waren, ein einziger Reichsverweser (gubernator) erwählt werden, und dieser bis zur Volljährigkeit des erwählten Königs Ladislaus in dessen Namen und an dessen Stelle das Reich verwalten solle. Diesem Beschlusse gemäß wurde am Pfingsttage desselben Jahres Johann von Hunyad zum Reichsverweser erwählt und bis auf

sehr wenige Beschränkungen mit der vollen königlichen Gewalt bekleidet. Sein Freund, Lorenz von Hedervara, blieb Palatinus, und sein Genosse, Nikolaus von Ujlak, ward Woiwode von Siebenbürgen, weil Hunyad als Reichsverweser doch immer die Obergewalt in Siebenbürgen behielt.

Die Vereinigung der Kräfte der Madscharen in der Hand eines Helden war gerade im Jahre 1446 sehr nöthig, weil einerseits der deutsche Kaiser mit Feindseligkeiten drohte, und andererseits Murad den von Hunyad in der Wallachei eingesetzten Fürsten Dan vertrieben und seinen nach dem Lucifer benannten Schützling Drakul dahin zurückgeführt hatte. Johann von Hunyad, welcher mit dem Pabste wegen eines neuen Kreuzzuges in lebhaftem Verkehr stand, scheute sich nicht, im Vertrauen auf die Hülfe der Christenheit den mächtigen Sultan zuerst heftig zu reizen und, als dieser nachher mit unzähligen Schaaren gegen Servien zog, sogar alle Friedens-Anträge schnöde zurückzuweisen. Hunyad war damals von seinem Glücke berauscht, weil er nicht blos die Wallachei noch im Herbst 1446 wieder erobert, sondern auch dem deutschen Kaiser getrotzt hatte. Er hatte nämlich Drakul's Wiedereinsetzung kaum erfahren, als er über die Donau eilte, um ihn aus der Wallachei zu vertreiben. Drakul und die Türken, die ihm beigestanden, wurden besiegt, er selbst und sein Sohn gefangen, Beide in Tergowischt auf offenem Markt enthauptet, und Dan aufs neue eingesetzt. Der Woiwode Stephan von der Moldau schloß hierauf ein enges Bündniß mit dem Reichsverweser von Ungarn, und dieser würde sogleich gegen die Türken gezogen sein, wenn er nicht nach Ungarn hätte zurückkehren müssen, weil Kaiser Friedrich den Krieg erklärt hatte. Zum Glück konnte Murad diese Entfernung Hunyad's nicht benutzen, weil er in den Bergen Albaniens mit Skanderbeg Krieg führen mußte. Skanderbeg hatte seinen Landsleuten seinen kriegerischen Geist mitgetheilt, und Murad ward von dem kleinen Kroja aus unaufhörlich in Athem gehalten. Die Ungarn verdankten es der Tapferkeit Skanderbeg's und seiner Albanesen, daß Murad in den Jahren 1446, 1447 und sogar 1448 sein Heer nicht zunächst gegen sie richtete, weil er fürchtete, Skanderbeg möchte ihn von der Seite her angreifen. Er mußte erst mit diesem fertig zu werden suchen, und Johann von Hunyad konnte daher das ganze Jahr 1447 hin-

durch Zurüstungen zu seinem türkischen Feldzuge machen. Gelegentlich hatte er einen Zug in die Moldau unternommen, wo sein alter Freund Stephan ermordet und dessen Sohn vertrieben worden war. Er hatte dort den Sohn in des Vaters Fürstenthum eingesetzt und sich von ihm einen festen Platz einräumen lassen, dessen er zu bedürfen glaubte, weil er die Absicht hatte, am schwarzen Meere her aufs neue gegen Warna zu ziehen. Er hatte ferner in den ersten Juni-Tagen des Jahres 1447 mit Kaiser Friedrich einen neuen Waffenstillstand auf zwei Jahre geschlossen, und endlich für den Mai 1448 einen großen Reichstag nach Pesth ausgeschrieben, auf welchem die Rüstungen für den drohenden Türken-Krieg beschlossen und zugleich der Frieden mit dem noch immer nicht zufrieden gestellten Kaiser eingeleitet werden sollte.

Auf diesem Reichstag wurde zwar ein Nationalkrieg gegen die Türken beschlossen; es zeigte sich aber bald, daß der Reichsverweser den zahllosen Schaaren, welche Murad aufgeboten hatte, nur die verhältnißmäßig sehr geringe Anzahl der erprobten Streiter, welche ihm in allen seinen Kriegen zu folgen pflegten, werde entgegen setzen können. Es kam nämlich auf dem Reichstage kein General-Aufgebot des Adels zu Stande, und nur eine geringe Anzahl Prälaten und Barone folgten dem Reichsverweser; doch bezeugen die besten Geschichtschreiber der Ungarn, daß, ungeachtet fast alle Prälaten zu Hause blieben, vierundzwanzigtausend Mann ganz auserlesener Streiter mit ihm zogen. Dieselben Schriftsteller rühmen dieses Heer als das beste, welches die Ungarn seit einem Jahrhundert ins Feld gestellt hatten. Es war ganz disciplinirt, und enthielt zweitausend Böhmen und Deutsche mit Flinten und Geschütz; leider waren aber auch 8000 Wlachen dabei, welche nachher zu Verräthern wurden. Der ganze Sommer verging, weil der Pabst den Zug bald begünstigte, bald von demselben abmahnte, und weil sein Legat Aeneas Sylvius bei dem Türken-Kriege ebenso kabalirte, wie er beim Concordat der Deutschen mit dem Pabste kabalirt hatte. Im September brach endlich der ungarische Reichsverweser auf. Er richtete seinen Marsch zunächst gegen Servien, weil der Kral oder Woiwode dieses Landes sich von den Ungarn losgesagt und an die Türken angeschlossen hatte. Murad, welcher damals noch gegen Skanderbeg zu Felde lag, hob auf die Nach-

richt davon sogleich die Belagerung von Kroja auf, und zog mit hundertfünfzigtausend Mann nach dem Amselfeld (s. S. 37), wo Hunyad diesseit des Flüßchens Setnitza, welches die Ebene in zwei große Hälften theilt, ein festes Lager aufgeschlagen hatte. Die Türken setzten über die Setnitza über, und Hunyad wäre in seinem Lager unüberwindlich gewesen, wenn er der Ankunft Skanderbeg's, der ihm Hülfe versprochen hatte, ruhig entgegen gesehen und innerhalb seines Lagers den Angriff der Feinde erwartet hätte. Gegen seine erprobten Streiter, gegen sein Geschütz und gegen die mitgebrachten böhmischen Büchsen würde den Türken gerade ihre zu große Zahl verderblich geworden sein, im Falle sie das Lager zu stürmen versucht hätten; Hunyad vergaß aber jede militärische Vorsicht. Er erwartete die Ankunft Skanderbeg's nicht, folgte dem Sultan, als dieser über die Setnitza zurückging, wagte sich ins offene Feld, schlug sogar den von Murad noch in diesem Augenblicke angebotenen Frieden aus, und ließ sich auf der Ebene zu einem Treffen bewegen.

In der entscheidenden Schlacht, welche am 17. und 18. Oktober 1448 zwischen Hunyad und Murad II. auf dem Amselfeld geliefert ward, erlitten die Ungarn eine furchtbare Niederlage. Diese war jedoch in ihren Folgen weniger für sie verderblich, als für den Rest des griechischen Reiches in Constantinopel, dessen die Türken besonders aus Rücksicht auf Ungarn, sowie auf die abendländische Christenheit, die der Pabst beständig zu Gunsten der Ungarn aufregte, bis dahin geschont hatten. Dagegen wurden Skanderbeg und Albanien auf Unkosten der Ungarn gerettet; denn Murad hatte die Festung Kroja schon aufs äußerste gebracht, als ihn Hunyad's Einfall in Servien zum Abzug nöthigte. Beim Kampf auf dem Amselfeld waren übrigens die Deutschen und ihr Geschütz den Türken so furchtbar, daß Hunyad sie, als am 18. die Wlachen mitten in der Schlacht mit dem Feinde capitulirt hatten, den besten türkischen Truppen, den Janitscharen, entgegen stellte, um sich unter ihrem Schutze durch die Flucht zu retten. Auch noch als am 19. die Türken die Wagenburg des Lagers stürmten, vertheidigten sich die Deutschen und Böhmen mit ihrem Geschütz, bis sie der zu großen Zahl der Feinde erlagen. Die Ungarn sollen in den drei Tagen siebenzehntausend Mann verloren

haben. Ein ungarischer Schriftsteller der neueren Zeit erzählt, wir wissen nicht auf welches Zeugniß gestützt, Murad habe von den Wlachen, welche ihren Anführer verrathen hatten, sechstausend trotz der Capitulation niedergehauen und die Übrigen zu einer schimpflichen Dienstleistung zwingen lassen. Der ungarische Reichsverweser wurde auf der Flucht von Georg von Servien verhaftet und festgehalten. Dieser trat hierauf mit Murad in Unterhandlung über den Preis, um welchen er den Vertheidiger des Glaubens verkaufen wollte; aber entweder war der Türke großmüthiger, als der christliche Slave, und wollte von dem Handel nichts wissen, oder er fand, wie Andere sagen, den geforderten Preis zu hoch; genug, die Sache zerschlug sich. Georg gab aber den Gefangenen doch nicht sogleich frei. Die Geschichte der Befreiung Hunyad's erscheint in den serbischen und ragusanischen Geschichten als ein förmlicher Roman. Der ungarische Reichsrath in Szegedin droht, drei Ragusaner in Georg's Diensten, Pascal Sorgo, Damian Giorgi und Aloys Rossi, verwenden sich, und Georg Marnowich, Erbherr von Zwornik, nimmt sich des Helden thätig an, bis Georg ihn endlich aus der Gefangenschaft entläßt. Hunyad mußte übrigens seine Freiheit theuer erkaufen: er mußte versprechen, die eingezogenen Güter Georg's in Ungarn wieder herauszugeben und, was das Härteste war, seinen ältesten Sohn Matthias mit der Tochter seines Erbfeindes, Ulrich's von Cilley, zu vermählen, mit dessen ganzer Familie er Jahre lang Krieg geführt hatte. Als Geißel der Erfüllung dieses Vertrags sollte Hunyad seinen Sohn Ladislaus nach Semendria liefern. Er zeigte nachher wenig Lust, die eingegangenen Bedingungen zu erfüllen; die ungarischen Magnaten wollten aber vorerst von einem neuen Kriege mit Servien und folglich mit den Türken durchaus nichts wissen, sondern der Reichsrath bestand darauf, daß Hunyad Georg's Güter herausgebe, seinen Sohn als Geißel überliefere und in das Ehegelöbniß mit dem Grafen von Cilley einwillige.

Murad fand trotz der Niederlage, welche die Ungarn gegen das Ende des Jahres 1448 erlitten hatten, zweckmäßig, gleich am Anfang des folgenden Jahres mit dem Reichsverweser derselben in Unterhandlung zu treten. Er beauftragte den Fürsten Georg von Servien damit, und Hunyad ließ durch den neuen Palatinus, Ladislaus von

Gara, und seinen alten Collegen, Nikolaus von Ujlak, einen siebenjährigen Waffenstillstand abschließen. Vermöge dieses Vertrages sollten die Wallachei, Serblien und Bosnien weder von ungarischen noch von türkischen Truppen betreten werden, doch sollten die Fürsten dieser Länder dem Sultan das Schutzgeld entrichten und ihm in seinen Feldzügen mit ihren Truppen folgen. Das Schutzgeld der Wallachei und Serbliens ward auf die Hälfte herabgesetzt; dagegen opferte Georg bei den Unterhandlungen, die er leitete, seinen Nachbar, den König Thomas Christich von Bosnien, boshafter Weise auf. Der Letztere beschwert sich in einem Briefe an den Pabst bitterlich darüber, daß ihm Georg diesen Streich gespielt habe, weil er von der griechischen Kirche zur lateinischen übergegangen sei. Er sollte nämlich dem Vertrage zufolge den ganzen bisherigen Tribut auch ferner entrichten und dazu noch die Summe nachbezahlen, welche im Rückstande sei. Wenn er, hieß es, das nicht wolle, so möge er sehen, wie er mit den Türken fertig werde, die Ungarn dürften ihm nicht beistehen.

Was Epirus angeht, so haben wir schon oben (S. 91 f.) erzählt, auf welche Weise der jüngste Sohn des auf Murad's Befehl getödteten Fürsten von Albanien, Georg Castriota oder Skanderbeg, zum Besitze von Kroja, seiner väterlichen Residenz, gelangt war. Skanderbeg's Leben gleicht einem abenteuerlichen Ritterroman, es hat mehrere Biographen gefunden, welche die Abenteuer ausgemalt haben; die einzelnen Begebenheiten sind aber durch die Schriftsteller, welche die Sage von Skanderbeg uns überliefert haben, in das Dunkel der Mythen und Legenden gehüllt worden. Den größten Vortheil zogen in den Jahren 1443 bis 1448 die Venetianer von der wilden Tapferkeit dieses Mannes und der von ihm auf fast unbegreifliche Weise begeisterten Bewohner des ganzen von Christen bewohnten Gebirgs. Sie ließen daher auch Skanderbeg's Namen in das goldene Buch ihrer Patricier einschreiben, und gaben ihm den Ehrentitel eines Oberbefehlhabers der Republik in Albanien und Illyrien. Die Siege, welche er im Jahre 1447 erfocht, die Niederlage eines großen osmanischen Heeres, die Eroberung von Sfetigrad und die Befreiung der venetianischen Stadt und Festung Dagnio erbitterten endlich den Sultan Murad auf eine solche Weise, daß er für das folgende Jahr (1448) seine

ganze Reichsmacht aufbot, um gegen Kroja zu ziehen. Murad wurde aber bald durch Hunyad's Einfall in Servien genöthigt, das gegen Skanderbeg ausgerüstete türkische Heer gegen die Ungarn zu führen. Im folgenden Jahre (1449) überschwemmte der Sultan aufs neue ganz Albanien mit einem furchtbaren Heere, welches er selbst anführte. Einer der abenteuerlichen Geschichtschreiber der fast unglaublichen Thaten und Anstrengungen Skanderbeg's läßt Murad mit hundertundfünfzigtausend Mann nach Albanien ziehen, Andere bleiben bei hunderttausend Mann stehen; wir glauben aber nicht sehr zu irren, wenn wir behaupten, daß das Heer des Sultans kaum halb so stark gewesen sei. Im Mai zog Murad aus, Skanderbeg sicherte Kroja und beunruhigte dann die Türken, welche Sfetigrad belagerten. Diese Festung ward freilich erobert, aber in den beiden Sommermonaten Juni und Juli schwand das türkische Heer bis auf die Hälfte seiner anfänglichen Stärke zusammen, und der Sultan fand gerathen, schon zu Ende Juni nach Adrianopel zurückzukehren. Skanderbeg hatte den Ruhm, daß ein Heer, welches den Kampf mit den Hunderttausenden Timur's hatte wagen dürfen, vor einem Neste wie Kroja gescheitert war. Um diesen Schimpf zu tilgen, sammelte Murad im folgenden Jahre (1450) ein noch viel stärkeres Heer. Der Troß, der diesem Heere folgte, die Zahl der Soldaten selbst, die unbehülflichen Belagerungsmaschinen und das schon seiner kolossalen Größe wegen unbrauchbare Geschütz schadeten jedoch weit mehr, als sie nützten. So wie nämlich der Sultan früher, als er die aus Quadern erbaute Mauer des Heramilon niederschoß, das Metall zu den Kanonen mitschleppte und die Kanonen an Ort und Stelle gießen ließ, so geschah es auch hier. Die vor Kroja gegossenen Kanonen waren von fabelhaftem Kaliber; denn vier derselben schossen steinerne Kugeln von sechs, die übrigen sechs von zwei Centnern. Skanderbeg hatte sich diesmal nicht in Kroja eingeschlossen, sondern er beunruhigte, an der Spitze der streitbaren Gebirgsbewohner des Temenistos aus den Wäldern hervorbrechend, die Türken oder lockte sie an den Ufern des Flusses Ismos in die Moräste. Das ungeheuere Heer seiner Feinde litt dadurch so sehr, daß Murad, um sich mit Ehren aus der Sache zu ziehen, seinem Gegner anbieten ließ, er wolle ihn gegen einen jährlichen Tribut von zehntausend oder auch nur von

fünftausend Dukaten zum Vasallen annehmen; das lehnte aber Skanderbeg trotzig ab. Murad war gezwungen, die Belagerung, von welcher die italiänischen und deutschen Jahrbücher ebenso reden, wie die Griechen von den Kriegszügen der Perser unter Darius und Xerxes, auch diesmal wieder ohne allen Erfolg aufzugeben und nach Adrianopel zurück zu kehren.

Der Sultan erhielt für den Verdruß, welchen die beiden ganz schimpflich gescheiterten Züge nach Albanien ihm machten, dadurch einigen Ersatz, daß er noch vor seinem Tode als Richter der griechischen Prinzen auftreten konnte, welche um den Besitz von Constantinopel stritten. Johann II. Paläologus war im Jahre 1449 gestorben, ohne Kinder zu hinterlassen, und seine drei Brüder Constantin IX, Demetrius und Thomas, machten einander die leere und lästige Ehre einer Kaiserwürde streitig, welche allen Glanz, alle Macht und sogar die Mittel, dem Regenten die ersten Bedürfnisse zu verschaffen, verloren hatte. Constantin war, was ein gelehrter Erklärer der griechischen Geschichte des Johann Dukas vergeblich zu bestreiten sucht, der ältere von den drei Brüdern; aber Demetrius, der schon früher Constantinopel mit türkischer Hülfe hatte erobern wollen (s. S. 99), behauptete, er allein sei im Purpur geboren (Porphyrogenetus) und folglich zur Nachfolge berechtigt, weil er zu der Zeit, als sein Vater schon Kaiser gewesen, auf die Welt gekommen sei, Constantin dagegen vorher. An einem Anhange fehlt es Leuten wie Demetrius niemals; er hatte jedoch nicht nur die verwittwete Kaiserin Mutter, den jüngeren Prinzen Thomas, die Geistlichkeit und den Senat, sondern auch die Soldaten und sogar das Volk gegen sich. Diese erklärten sich alle für Constantin; nichts desto weniger hielt man für klug, die Gnade des türkischen Sultans für Constantin anzuflehen, und des Letzteren Diplomat, der Geschichtschreiber Phranza, welcher sechsmal eine vergebliche Botschaft an die hohe Pforte gehabt hatte, erwirkte bei seiner siebenten Sendung eine günstige Entscheidung. Murad erklärte sich für Constantin, und erst als dies geschehen war, wurde Constantin als Kaiser aus dem Peloponnes nach Constantinopel gerufen (Februar 1450). Er war der letzte griechische Kaiser, und es ist bezeichnend, daß gerade er, der drei Jahre später durch den osmanischen Sultan vertrieben wurde, durch die Gunst der Osma-

nen die Regierung erlangte. Murad selbst wollte, nachdem er noch die Hochzeit seines Sohnes und Erben feierlich begangen hatte, sich aufs neue nach Magnesia zurückziehen, als ihn sechzehn Monate nach des Kaisers Johann Tode und einen Monat, nachdem er zum dritten Male der Regierung entsagt hatte, zu Adrianopel im neunundvierzigsten Jahr seines Alters der Schlag traf.

Murad's einundzwanzigjähriger Sohn und Nachfolger, Mohammed II., erfuhr den Tod seines Vaters zu Magnesia, wo er sich zufällig befand, im Februar 1451, und eilte sogleich nach Adrianopel, um die Regierung zu übernehmen. Hier erschienen vor ihm nicht blos die Gesandten von Chios, Lesbos, Akarnanien, Galata und Rhodus, sondern auch die des Kaisers Constantin und seiner beiden Brüder Thomas und Demetrius, denen jener bei seiner Erhebung zur Kaiserwürde seine Besitzungen im Peloponnes überlassen hatte. Mohammed benahm sich in Hinsicht der drei Paläologischen Prinzen sehr freundlich. Er verbarg sogar gleich nachher, als ihn Constantin heftig kränkte, seinen Unwillen, weil er damals durch die Empörung des Fürsten Ibrahimbeg von Karamanien zur Rückkehr nach Kleinasien genöthigt wurde. Es befand sich nämlich ein osmanischer Prinz, Urchan (wahrscheinlich ein Enkel Soliman's), in Constantinopel, für dessen Unterhalt Sultan Murad eine jährliche Summe von dreimalhunderttausend Aspern ausgesetzt hatte, welche der griechische Kaiser in den Gegenden am Strymon selbst erheben lassen durfte. Constantin wollte nun Ibrahimbeg's Aufstand, durch welchen der junge Sultan mit einem inneren Kriege bedroht ward, benutzen, um eine Erhöhung jener Summe zu ertrotzen. Er schickte daher Gesandte an Mohammed, und forderte nicht allein die Rückstände der dreimalhunderttausend Aspern, sondern er verlangte auch, daß künftig eine größere Summe für Urchan gezahlt werde. Die griechischen Gesandten begingen dabei noch die Unvorsichtigkeit, zu verstehen zu geben, daß ihr Kaiser, wenn seine Forderung nicht gewährt würde, Urchan als Kron-Prätendenten gegen Mohammed gebrauchen könne. Dieses Verfahren bereitete dem griechischen Kaiser und seinem Reiche den Untergang. Der junge Sultan, dessen Charakter von griechischen wie von türkischen Schriftstellern als der eines Tyrannen und Wütherichs geschildert wird, verbarg zuerst seinen Unwillen. Er

ertheilte freilich keinen Bescheid, ließ aber, so lange er in Klein-Asien verweilte, die Gesandten mit seinem Wesier Chalil Pascha unterhandeln, welcher große Summen von den Griechen zu beziehen pflegte, und ihnen deshalb befreundet war. Er hütete sich, irgend eine Feindseligkeit zu unternehmen oder eine Erklärung ausgehen zu lassen, bis er alle die Unruhen gedämpft hatte, welche im Orient von jedem Thronwechsel unzertrennlich sind. Es hatten nämlich nicht blos Ibrahimbeg und andere türkische Vasallen in Kleinasien versucht, das Joch abzuschütteln, sondern Mohammed fand auch in Prusa, wohin er sich nach der Unterwerfung derselben zunächst begab, die Janitscharen oder mit anderen Worten die Prätorianer der osmanischen Herrscher in vollem Aufstande. Überdies waren seine Beamten und sogar das Volk unzufrieden mit ihm, weil sie die Güte und Milde seines Vaters bei ihm vermißten. In Prusa wurde er durch den tobenden Lärm der ihm entgegen strömenden Janitscharen gezwungen, Geld unter sie austheilen zu lassen. Dies war das erste Mal, daß ein osmanischer Sultan beim Antritt seiner Regierung eine Geldaustheilung an die Janitscharen machen mußte. Das von ihm gegebene Beispiel wurde nachher Sitte und Nothwendigkeit bei jeder Thronbesteigung eines Sultans, das Geldgeschenk ward immer bedeutender, und führte dieselben Übel herbei, welche dem römischen Kaiserreiche verderblich geworden waren, nachdem dasselbe einmal von den Prätorianern hatte erkauft werden müssen.

Als Mohammed nach Europa kam, ließ er die Griechen sogleich seinen Zorn fühlen. Er befahl, aus den Gegenden am Strymon alle griechischen Einwohner zu vertreiben, und traf dann Anstalten zur Einschließung und Belagerung Constantinopel's. Er ließ schon im Winter 1451 Menschen und Materialien herbeischaffen, um im folgenden Frühjahr am europäischen Ufer des Bosporus ganz nahe bei Constantinopel, da, wo die Meerenge am schmalsten ist, eine Küstenburg zu errichten, vermittelst deren man den Bosporus beherrschen und Constantinopel von allem Zusammenhange mit dem schwarzen Meere abschneiden könne. Diese Burg, welche am 6. März 1452 begonnen wurde, führt jetzt den Namen des alten europäischen Schlosses, der Ort aber, wo sie gebaut ward, hieß Loemokopia und liegt hinter Galata. Als Bau-

materialien wurden die Trümmer einer alten Burg, Neocastrum genannt, und einer dem Erzengel Michael gewidmeten Kirche verwendet. Die dringenden Vorstellungen des unglücklichen Kaisers Constantin verschmähte der Sultan trotzig, und als nach drei Monaten die neue Burg vollendet war, begann er die Feindseligkeiten gegen Constantinopel. Die Ohnmacht der Griechen und ihres Kaisers die Stadt zu vertheidigen war so groß und ihre Vertheidigungsmittel so gering, daß wir über die ungeheueren Anstalten erstaunen, welche Mohammed zur Eroberung der hülflosen Stadt nöthig fand. Er schickte nämlich nicht nur den als Verwüster des Peloponnes bekannten Turachan (s. S. 77 u. 101) ab, damit er des Kaisers Brüder Thomas und Demetrius, welche dessen Besitzungen im eigentlichen Griechenland beherrschten, von einem Entsatze Constantinopel's abhalte und dort Alles mit Feuer und Schwert verwüste, sondern es lauten auch die Berichte eines Dukas und anderer Griechen über das Belagerungsgeschütz Mohammed's so abenteuerlich, ja selbst so unglaublich und lächerlich, daß wir uns mit ihrer bloßen Anführung begnügen. Ein Stückgießer zu Constantinopel, Orban oder Urban, welcher von Geburt entweder ein Ungar oder ein Wlache war, wurde von den Türken durch große Geldsummen bestochen, und entrann aus Constantinopel, um den Feinden seines Glaubens seine Dienste zu verkaufen. Er goß, heißt es, zuerst eine kolossale Kanone für das neue Schloß und erprobte dieselbe am ersten venetianischen Schiff, welches ohne zu grüßen vorbeifuhr. Ein einziger Schuß und eine einzige Kugel, so lautet der weitere Bericht, reichten hin, um das ganze Schiff zu zerschmettern; die Mannschaft, dreißig Personen an Zahl, rettete sich ans Ufer und ward auf Mohammed's Befehl zusammen gehauen, der Kapitän gespießt. Orban goß nachher auf Befehl des Sultans eine zweite Kanone, welche alle Kanonen der Welt wenigstens im Knallen übertraf; denn da sie fünfzig Paar Ochsen zur Fortschaffung und siebenhundert Menschen zur Bedienung erforderte, so konnte sie unmöglich von wirklichem Nutzen bei der Belagerung sein. Die Kugel für diese Kanone soll noch um hundert Pfund schwerer gewesen sein, als diejenigen sind, welche aus den Kanonen der Dardanellen geschossen werden können und elfhundert Pfund wiegen. Wir wollen weder mit Voltaire über die Kanone

und ihre Kugel spotten, noch gleich dem Herrn von Hammer sie vertheidigen; nur das Einzige wollen wir bemerken, daß die Byzantiner leichtgläubig sind, und daß die Angaben über das Gewicht der Kugel zwischen drei bis vier und elf bis zwölf Centnern schwanken.

Das ganze Jahr 1452 hindurch beschäftigte sich der Sultan mit den Vorbereitungen zur Belagerung von Constantinopel. Der griechische Kaiser bot Alles auf, um die Lateiner zu Hülfeleistung zu bewegen. Auch rüsteten der Pabst, die Genuesen und die Venetianer allerdings eine Flotte, diese kam aber zu spät. Andererseits vereitelte, wie wir unten sehen werden, der blinde Fanatismus eines griechischen Pfaffen gerade in dem Augenblick, als im April 1453 die Osmanen vor der Stadt erschienen, alle Maßregeln, welche die weise Politik des Kaisers am Ende des vorhergehenden Jahres getroffen hatte. Die Zahl der Truppen, mit denen Mohammed im April 1453 die Stadt angriff, wird sehr übertrieben; denn wo waren die Armee-Listen? Man redet von drei, ja von viermalhunderttausend Mann. Wenn man übrigens von dieser Zahl auch den Troß orientalischer Heere abrechnet und außerdem noch zwei Drittel abzieht, so waren die Griechen doch unmöglich im Stande, den großen Umfang der Stadtmauern auf die Dauer zu vertheidigen, da sie, wie es heißt, nur neuntausend Griechen, Venetianer und Genuesen in den Kampf führen konnten. Diesmal hatte der Sultan auch eine Flotte von 350 oder gar 421 Schiffen jeder Art und Größe, welche aus allen türkischen Häfen zusammengepreßt war und von einem zum Islam übergetretenen bulgarischen Seemann befehligt wurde. Diese Flotte schadete den Belagerten anfangs wenig, weil der Eingang in den inneren Hafen oder in das sogenannte goldene Horn mit einer Kette gesperrt war und die Türken nicht, wie vordem die Venetianer (s. Th. VII. S. 162 f.), dergleichen Hafenketten zu sprengen verstanden; als jedoch Mohammed nachher seine Schiffe quer über die den Hafen auf der einen Seite begrenzende Landzunge bringen ließ, war die Stadt verloren. Das unbehülfliche Geschütz schreckte freilich die Stadt, weil die Riesenkanone siebenmal des Tages mit furchtbarem Knall gelöst ward; die Wirkung entsprach aber dem Lärm nicht. Dies läßt sich leichter erklären, als daß der Sturm, welchen die zahllose

Menge der Belagerer unter den Augen ihres Sultans an jedem Tage unternahm, jedes Mal abgeschlagen wurde.

Der Geschichtschreiber des Untergangs des oströmischen Reiches (Gibbon) hat aus den vielen Beschreibungen der Belagerung Constantinopel's, welche von Zeitgenossen überliefert worden sind, ein glänzendes rhetorisch = poetisches Gemälde geschaffen, das wir unseren Lesern empfehlen; wir selbst wollen dagegen nur einige Hauptpunkte prosaisch andeuten. Das Erste, was wir hervorheben müssen, ist die Ursache der Unthätigkeit der lateinischen Christen bei der ihren griechischen Brüdern drohenden Gefahr. Der Kaiser hatte Alles gethan, um die Lateiner zu gewinnen, der Fanatismus eines gelehrten Geistlichen vereitelte aber gerade im entscheidenden Augenblicke alle Bemühungen desselben. Constantin war mit seinem Bruder auf der Kirchenversammlung zu Florenz gewesen, er hatte dort wie dieser und wie die meisten griechischen Prälaten, von denen sie begleitet waren, sich für die Vereinigung der beiden Kirchen ausgesprochen, und war nachher mit dem Pabste stets in Verbindung geblieben. Die Mönche, die Gelehrten, das Volk wollten jedoch von der Union nichts wissen, und es ward weder in der Liturgie noch in der Glaubensformel etwas geändert. Dies wußte der Pabst Nikolaus V, er wollte also die Noth der Griechen benutzen, um die scheinbare Vereinigung der Kirchen in eine wahrhaftige zu verwandeln. Als im Jahre 1452, kurz vor dem Anfange der Belagerung Constantin eine Gesandtschaft an den Papst schickte, um vermittelst desselben die lateinische Ritterschaft zu einem Kreuzzuge nach Constantinopel zu bewegen, forderte Nikolaus zuerst Bürgschaft dafür, daß es den Griechen mit der Union ernst sei. Schon Eugen IV., der Vorgänger von Nikolaus, hatte in die Aufrichtigkeit der von Johann Paläologus und seinen Hofgeistlichen in Florenz verabredeten, von Constantin und seinen Prälaten gebilligten Einigung beider Kirchen kein Vertrauen gesetzt; in der That waren die griechischen Prälaten schon in Florenz nicht einig gewesen, und bei der Rückfahrt hatte sich zwischen den Prälaten des Kaisers und den Gegnern der Einigung ein wüthender Streit entsponnen. Später nahm sich des Kaisers Bruder Demetrius der Feinde der Einigung an. Nikolaus wollte daher erst ganz im Klaren sein, ehe er den Griechen zu Hülfe käme. Er verlangte,

daß Constantin einen Kardinal als Legaten des Pabstes in Constantinopel aufnehme, welcher alle Spuren der Verschiedenheit beider Kirchen vollends tilgen sollte. Dies konnte der Kaiser unter den obwaltenden Umständen nicht ablehnen. Er bedurfte zugleich der lateinischen Hülfe und der Einigkeit unter den Bewohnern von Constantinopel; die Sendung des Legaten veranlaßte aber zu derselben Zeit, als die Türken täglich von außen stürmten, eine Spaltung in der Stadt und eine Beleidigung der Lateiner, welche den Kaiser zur Verzweiflung brachte.

Im November 1452 erschien nämlich in Constantinopel der von Nikolaus zu seinem Legaten ernannte Erzbischof von Kiew, Kardinal Isidorus, welcher in Florenz die Vereinigung der griechischen Kirche, der er selbst angehörte, mit der lateinischen sehr eifrig betrieben und dieselbe auch in seinem eigenen Sprengel glücklich zu Stande gebracht hatte. Isidor hatte mit dem Kaiser, mit den vornehmsten Geistlichen und mit demjenigen Theile der Großen, welcher einen richtigen Begriff von der Gefahr des Augenblickes hatte, mehrere theologische Conferenzen gehabt, und Alle schienen ihm völlig überzeugt, daß die Seligkeit nur im Schoße der päbstlichen Kirche zu finden sei. Dies sollte feierlich verkündet werden. Der Kaiser veranstaltete daher zu diesem Zwecke ein glänzendes Kirchenfest. Am 12. December 1452 zog der Kaiser an der Spitze der höheren Geistlichkeit, der Beamten und Vornehmen, welche wie er sich die lateinischen Ceremonien gefallen lassen und mit dem Pabste glauben wollten, daß der heilige Geist vom Vater und Sohn, nicht vom Vater allein ausgehe, in die Sophienkirche, wo zur Feier der Kirchenvereinigung eine große Messe gehalten wurde. Die Gegner der Einigung hielten darauf ein Gegenfest, bei welchem der in der Geschichte der damals in Italien wiedererweckten alten Künste und Wissenschaften unter dem Namen Gennadius berühmte Georg Scholarius eine Hauptrolle spielte. Gennadius hatte in Florenz anfangs sehr eifrig für die römische Lehre und für die Vereinigung der beiden Kirchen gestritten, später aber war er zur anderen Partei übergetreten und, wie alle die, welche in dem Falle sind, an einem Tage das Gegentheil von dem beweisen zu müssen, was sie am anderen behauptet hatten, ein fanatischer Verfechter der griechischen Kirche geworden. Er hatte

sich zu der Zeit, als das erwähnte Fest gefeiert wurde, bereits den weltlichen Geschäften entzogen, und lebte im Kloster des allmächtigen Gottes (Pankrator) als Mönch; dorthin strömte die fanatische Menge von Männern, Weibern und Kindern, welche gegen den Kaiser tobte, weil derselbe aus Furcht vor den Türken die Seligkeit ihrer Seelen an die Lateiner verkauft und deshalb sogar ein Fest in der Sophienkirche gefeiert habe. Als der wüthende Pöbel vor dem Kloster erschien und von Gennadius einen Rath verlangte, hielt sich der Mönch klüglich so lange verschlossen, bis sich die tobende Menge zerstreut hatte; dann öffnete er die Thür so weit, daß er den Arm herausstrecken und auswendig ein Pergamentblatt anheften konnte. Dieses Blatt enthielt bittere Klagen und Vorwürfe über und gegen seine Mitbürger griechischer Religion. Die Bewohner von Constantinopel, hieß es darin, setzten in ihrer gegenwärtigen Bedrängniß mehr Vertrauen auf den Beistand der Lateiner, als auf den allmächtigen Arm des Herrn, und verließen die Überlieferungen ihrer Väter, um dem Hirngespinst einer von Gott verworfenen Lehre zu folgen. Diese Worte regten das Volk so sehr auf, daß es sich in der ganzen Stadt lärmend und tobend verbreitete und von keiner lateinischen Hülfe hören wollte. Alle schrieen: „Wozu bedürfen wir der Lateiner und ihrer Religion? Fern von uns sei der Gottesdienst der Azymiten (d. h. derjenigen, welche beim Abendmahl ungesäuertes Brod reichen)." Die Gährung ward immer ärger und erreichte ihren höchsten Grad gerade zu der Zeit, als die Türken im (April 1453) die Stadt von der Landseite aus zu beschießen und Tag für Tag zu bestürmen begannen. Jeder Grieche, der nach dem Beispiel seines tapferen und edeln Kaisers die lateinischen Ceremonien übte und nach lateinischer Weise des Herrn Abendmahl beging, damit die Lateiner das letzte Bollwerk des christlichen Glaubens und der alten Civilisation im Osten vertheidigen hälfen, wurde als Abtrünniger verfolgt. Die Sophien-Kirche war seit der Unionsfeier mit Bann und Interdict belegt, es ward kein Gottesdienst in ihr gehalten, und die vornehmsten weltlichen und geistlichen Herren eiferten gegen den Kaiser und gegen alle Patrioten, welche lieber zugeben wollten, daß der heilige Geist vom Vater und vom Sohne ausgehe, als daß alle ihre

Landsleute Sklaven der Türken würden. Gennadius predigte und schrieb unaufhörlich gegen die Freunde der Kirchenvereinigung, und einer der ersten weltlichen Herren des Reiches, Lukas Notaras, sagte nach der Versicherung des Geschichtschreibers Dukas, deren Wahrheit wir jedoch bezweifeln, ganz laut, er wolle lieber den Turban des Sultans, als die Helme der Lateiner in der Stadt sehen.

Dieser Lukas Notaras, welcher den Titel Großherzog führte, war vermöge seines Ranges Oberbefehlshaber zu Wasser und zu Lande, der Genuese Johann Giustiniani leistete aber bei der Vertheidigung der Stadt so wesentliche Dienste, daß der Kaiser ihm das Commando übertrug. Das ward in der Stunde der Gefahr höchst verderblich. Der Großherzog versagte im entscheidenden Augenblick dem lateinischen Befehlshaber einige Geschütze, welche unentbehrlich waren, und Giustiniani zog den Degen gegen ihn und beschuldigte ihn des Verrathes, so daß es dem Kaiser Mühe kostete, Beide durch seine Dazwischenkunft auszusöhnen. Übrigens wird Giustiniani als der Held gepriesen, welcher vom März bis Ende Mai am meisten zur Vertheidigung der Stadt beitrug; gleichwohl verließ er beim letzten Sturm, als er gefährlich verwundet wurde, plötzlich den ihm anvertrauten Platz, floh schimpflich aus der Stadt, und erleichterte dadurch den Türken das Eindringen in dieselbe. Der Kardinal Isidorus that übrigens mehr für den trefflichen Kaiser und sein Reich, als Lukas Notaras und alle orthodoxen Mönche. Der Kaiser hatte nämlich, weil alles Technische von Klostergeistlichen besorgt ward, vor langer Zeit zwei Mönchen eine bedeutende Geldsumme anvertraut, um die Mauern ausbessern zu lassen, diese hatten aber das Geld vergraben und sich um die Mauern nicht weiter bekümmert; Isidorus schaffte neue Summen herbei und ließ denjenigen Theil der Festungswerke, den man den Thurm des Anemas nannte, wiederherstellen. Dort kämpfte er auch bei der Erstürmung der Stadt an der Spitze der ihm anvertrauten Schaaren aufs tapferste. Wie tief die Griechen unter ihrem Kaiser standen, welcher Tag und Nacht thätig war und nachher kämpfend fiel, geht daraus hervor, daß von hunderttausend Griechen in Constantinopel nur sechstausend Theil am letzten Kampfe nahmen, und daß unter den Anführern, welche die zwölf Haupt-

posten vertheidigten, nur zwei Griechen waren. Unter den Griechen werden uns neben Notaras und dem Kaiser nur noch Demetrius Kantakuzenus, Nikephorus und Theophilus, die Paläologen, sowie Theodorus Karystius genannt; dagegen glänzten unter den drei bis viertausend Italiänern, Spaniern, Franzosen und Deutschen, welche zur Vertheidigung der Stadt herbeigeeilt waren, neben Isidorus und Giustiniani Contarino Contarini, Gabriel Trevisano, Giovanni Loredano und Battista Gritti. Der venetianische Bailo, d. h. der General-Consul und Oberherr der in Galata wohnenden Venetianer, versah an der Spitze von siebenhundert Mann die Polizei in der Stadt, während die übrige Militärmacht die Mauern vertheidigte.

Wenn man auch geneigt ist, mit Dukas den tapferen Johann Giustiniani von den Beschuldigungen freizusprechen, welche des Kaisers Freund und Diplomat, der Geschichtschreiber Phranza, auf ihn gehäuft hat, so kann man doch nicht leugnen, daß die Genuesen in Galata sich sehr zweideutig benahmen. Dies scheint uns aus mehreren Umständen hervorzugehen, besonders daraus, daß sie, um das Schicksal ihres Handels besorgt, mit kaufmännischer Politik oft bei Tage den Griechen, bei Nacht den Türken Hülfe leisteten; vorzüglich ist aber ihr Betragen bei einer Unternehmung Mohammed's verdächtig, welche am meisten zur Einnahme der Stadt beitrug. Der innere Hafen von Constantinopel oder das sogenannte goldene Horn war nämlich, wie bereits bemerkt worden ist, zwischen der Akropolis oder dem jetzigen Serail und der Stadt Galata durch eine Kette gesperrt, welche die Türken nicht zu sprengen verstanden, obgleich sie 1204 von den Kreuzfahrern gesprengt worden war; Mohammed kam daher auf den Gedanken, seine Schiffe auf Rollen zu setzen und so über Land in den Hafen zu bringen. Dies konnte nur da geschehen, wo das goldene Horn, welches Constantinopel von Galata trennt, seine Spitze hat. Der Weg, auf welchem die Schiffe fortgeschafft werden mußten, ging also rund um Galata herum und nahe am nördlichen Ende dieser Stadt vorbei in den Hafen; wie war es möglich, daß die Genuesen in Galata den Transport, den Lärm, die nöthigen Zurüstungen nicht hätten wahrnehmen sollen? Warum thaten die Griechen nichts, als gegenüber der Kirche und dem Kloster des heiligen Kosmas die

Schiffe ins Wasser gelassen wurden? Wie konnten alle Schiffe in einer Nacht anderthalb Stunden Wegs weit über Land geschafft werden? Diese und viele andere Fragen lassen sich nicht beantworten. Übrigens lauten die Berichte über den Transport der Schiffe ebenso abenteuerlich, als die in Betreff des Geschützwesens und anderer Dinge überlieferten Angaben, welche durchaus ungereimt und dennoch der Hauptsache nach wahr sind.

Die Landseite von Constantinopel wie von Galata war mit einer doppelten Mauer und zwei Gräben eingefaßt, am Hafen aber, von woher auch die Kreuzfahrer die Stadt erstürmt hatten, war der Zugang leichter; Mohammed ließ daher sogleich von Galata nach Constantinopel herüber Schiff an Schiff legen, um einen allgemeinen Sturm von der See- und Landseite her zu unternehmen. Sieben Wochen lang (seit Anfang April 1453) war die Belagerung ohne Erfolg und mit großem Verlust an Menschen betrieben worden. Endlich vereinigte Mohammed die unzähligen Barbaren, die er zusammengebracht hatte, zu einem letzten Sturm, nachdem er am 24. Mai den Kaiser noch einmal vergebens zur Capitulation aufgefordert hatte. Am 28. Mai war das ganze türkische Heer bei Sonnenuntergang gerüstet und vorbereitet, am 29. vor Tagesanbruch begann der Sturm. Der Sultan hatte den Seinigen die eroberte Stadt sammt den Bewohnern und aller ihrer Habe im Voraus preisgegeben, nur die Gebäude hatte er sich selbst vorbehalten und jede Zerstörung durch Feuer verboten. Der Kampf war furchtbar; wir haben aber schon bemerkt, daß von hunderttausend Griechen nur sechstausend die Stadt vertheidigen halfen, und daß zehn von den zwölf Posten auf den Mauern fremden Führern anvertraut waren. Es stand nämlich am Thore des heiligen Romanus der Kaiser selbst, neben ihm aber Giustiniani mit dreihundert auserlesenen Genuesen und Don Francesco von Toledo. Das Thor, welches jetzt das von Adrianopel benannt wird, vertheidigten Genuesen unter den Brüdern Paulus und Antonius Troilus Bochiardi. An dem Thore, welches jetzt Egrikapu genannt wird, commandirte Theodorus aus Karystos eine Compagnie Armbrustschützen und ein deutscher Feldzeugmeister die Artillerie. An diesen Posten reihten sich die Slaven, Servier und Bulgaren, an deren Spitze der Kardinal Isidorus kämpfte.

Weiterhin stritt eine auserwählte Schaar Italiäner, geführt von dem venetianischen Bailo Hieronymus Mainotto und von den Brüdern Hieronymus und Leonardo de Langosco. Die Hafenseite vertheidigte mit sehr zweifelhafter Treue der Großherzog und Großadmiral Lukas Notaras. Der Venetianer Gabriel Trevisano mit vierhundert seiner Landsleute stand bei der Akropolis, der Venetianer Contarino am goldenen Thor, der Genuese Moritz Cataneo am Thor von Selymbria, und der spanische Consul Pedro Giuliani kämpfte an der Spitze wackerer Catalonier auf derselben Seite der Stadt.

Der Sturm hatte zwei Stunden lang gedauert, als Giustiniani verwundet ward und sich durch keine Vorstellungen und Bitten des Kaisers auf seinem Posten zurückhalten ließ, sondern nach Galata entfloh und die unter seiner Führung stehenden Schaaren mit sich fortriß. Die Türken drangen hierauf in die Stadt ein, und waren bald Herren derselben. Die Häuser wurden geplündert, viele tausende Einwohner jedes Alters und Geschlechtes zu Sklaven gemacht, aber nur wenige Tausende getödtet. Unter den Letzteren befand sich auch der Kaiser, welcher unerkannt im Getümmel erschlagen wurde. Giustiniani starb in Galata an seinen Wunden. Lukas Notaras und der Kardinal Isidorus geriethen in Gefangenschaft. Der Erstere hatte mit dem osmanischen Prinzen Urchan, auch nachdem die Stadt bereits genommen war, einen Thurm vertheidigt und erst dann sich ergeben, als Urchan gefallen war. Er suchte nachher den Sultan durch Überlieferung seiner unermeßlichen Schätze zu gewinnen, dieser soll ihm aber sehr verächtlich begegnet sein, während er sich dagegen im Laufe der Belagerung mehrere Male einen General wie Giustiniani gewünscht habe. Notaras ward eine Zeit lang verschont, nachher aber nebst seinen Söhnen auf Mohammed's Befehl enthauptet. Der Kardinal Isidorus wurde in der Gefangenschaft nicht erkannt, weil er sich seines rothen Hutes und der Kardinals-Tracht glücklich entledigt hatte; man verkaufte ihn als Sklaven, er fand aber bald Gelegenheit, sich auszulösen und nach Rom zurückzugelangen. Die genuesische Vorstadt Galata wurde von den Türken verschont, die Genuesen trieben dort ihren Handel nach wie vor, und genossen, wie die Venetianer, mancher Privilegien; man beschuldigte sie daher, daß ihre Ritter zwar

als Krieger tapfer gefochten hätten, daß aber ihre Diplomaten mit den Türken im Einverständnisse gewesen seien.

Die Eroberung von Constantinopel, die Verlegung der Residenz des Sultans in die Akropolis oder Burg von Constantinopel, die Umwandlung der von Justinian erbauten Hauptkirche der St. Sophia oder göttlichen Weisheit in die Haupt-Moschee des neuen mohammedanischen Kaiserthums verbreitete einen allgemeinen Schrecken in ganz Europa; denn aus Constantinopel wurden die Christen vertrieben, um einer türkischen Bevölkerung Platz zu machen, und man mußte voraussehen, daß nach und nach alle vom Raube lebenden Horden Asiens nach Europa würden gezogen werden. Ungarn und Deutschland waren zunächst bedroht; die Donau-Länder und die Besitzungen der Christen im eigentlichen Griechenland, ja sogar die Inseln des Archipelagus konnten sich auf die Dauer unmöglich der Herrschaft der türkischen Kaiser erwehren, die damals eine Flotte erhielten und ihre griechischen Sklaven zu allen den Künsten und Verrichtungen gebrauchten, welche geistige Bildung und industrielle Übung erfordern. Ein despotisch regiertes Militärreich mit einem stehenden Heere von einigen hunderttausend Mann ward also zu einer Zeit, wo kein europäischer Fürst eine souveraine Macht oder ein stehendes Heer hatte, plötzlich diesseit des Bosporus dauerhaft eingerichtet, und kam durch die Besitznahme der Hauptstadt des oströmischen Reiches zu den christlichen Völkern in ein ganz anderes Verhältniß, als das frühere gewesen war.

Die Civilisation und Literatur der fränkischen, celtischen und slavischen Staaten Europa's gewannen übrigens durch die Auswanderung griechischer Gelehrten aller Fächer und durch das Auftreten gebildeter Männer aus den ersten griechischen Familien in italiänischen Städten und an fremden Lehranstalten so viel, daß man die Eroberung von Constantinopel ebenso wie die Entdeckung von Amerika als Anfangspunkt des neueren Staatslebens und der neueren Literatur zu bezeichnen pflegt. Die Einnahme von Constantinopel fiel gerade in die Zeit, als die seit einem Jahrhundert erwachte Bewunderung und Nachahmung des klassischen Alterthums durch die Bemühungen Petrarcha's, des Kaisers Karl IV. und vieler anderer Männer, deren wir später gedenken werden, einen solchen Grad erreicht hatte, daß Geistliche und Weltliche, Fürsten

und Städte den höchsten Ruhm darin suchten, Sammlungen von Handschriften griechischer Schriftsteller oder gelehrte Erklärer der griechischen Schriften an sich zu ziehen. Die Büchersammlungen des Abendlandes, besonders italiänische und französische, haben in dieser Zeit die Überbleibsel der von den Türken vernichteten öffentlichen und Privat-Bibliotheken der Griechen theuer an sich gekauft und so der Nachwelt erhalten. Übrigens bewiesen die Türken den griechischen Geistlichen und Gelehrten sehr viele Duldung. Lukas Notaras ward freilich mit seiner ganzen Familie vernichtet, dagegen aber Georg Scholarius oder Gennadius zum Patriarchen gemacht, was allerdings auf ihn und seine fanatisch kirchliche Partei einen Schatten wirft. Der Sultan fand rathsam, sich die Bestätigung des griechischen Patriarchen sogleich vorzubehalten, und dies gab nachher den türkischen Ministern manchen Vorwand zu Erpressungen.

Der Kreuzzug, welchen die abendländischen Christen zur Rettung Constantinopel's beabsichtigt hatten, kam nicht zu Stande, die zu diesem Zweck ausgerüstete Flotte lief zu spät aus und ward vernichtet; nur Skanderbeg in Albanien trotzte der kolossalen Macht Mohammed's. Im Jahre 1454 ließ ihm der Sultan gegen einen mäßigen jährlichen Tribut den Frieden anbieten, Skanderbeg ging aber auf nichts ein, befestigte Kroja besser als vorher und schlug zweimal hinter einander ein türkisches Heer, das die Stadt belagern sollte. In den nächsten Jahren erlaubten andere Fehden dem Sultan nicht, seine ganze Macht gegen Albanien zu richten. Dies geschah erst im Jahre 1465. Mohammed zog damals mit einem Heere, welches, wahrscheinlich sehr übertrieben, zu zweimal hunderttausend Mann angegeben wird, nach Albanien, und eroberte Sfetigrad und Albanisch-Belgrad. Die Türken vertheilten sich hierauf im Lande, nahmen ihre Winterquartiere an verschiedenen Plätzen und schlossen Kroja enge ein, während der Sultan nach Philippopolis ging, Skanderbeg aber nach Rom reiste, um beim Pabst Paul II. Hülfe zu suchen. Paul war zu geizig, als daß er seine Schätze zur Werbung von Kriegsvölkern hätte verwenden mögen; Skanderbeg kehrte daher unverrichteter Dinge nach Hause zurück. Er vertheidigte Kroja, welches 1466 aufs neue von den Türken heftig angegriffen wurde, bis an seinen Tod (14. Januar 1467). Als der Held Albaniens gestorben war, konnte

auch die von ihm so viele Jahre hindurch vertheidigte Stadt sich nicht lange mehr halten. Skanderbeg hatte vor seinem Tode sein Land und seinen Sohn Johann dem Schutze der Venetianer empfohlen, welche 1464 den Türken den Krieg erklärt und Lemnos erobert hatten, weil Mohammed nicht allein den Beherrscher der Insel Lesbos, Catalusio, vertrieben, sondern auch Argos besetzt hatte und im Begriff war, den ganzen Peloponnes zu erobern. Skanderbeg hatte übrigens während der vierundzwanzig Jahre seiner Regierung sowohl dem furchtbaren Murad II. als dem Eroberer von Constantinopel getrotzt, er hatte in zweiundzwanzig Schlachten gestritten, und war nur einmal verwundet worden. Er ward ebensosehr von den Türken bewundert, als von den Christen, welche ihm gern verziehen, daß er mehr auf türkische als auf christliche Weise lebte und die Ceremonien der Kirche besser beobachtete, als die christlichen Moralgesetze. Die Janitscharen machten einen Heiligen aus ihm; das bewiesen sie, als vier Jahre nach seinem Tode seine Leiche aus Alessio, wo dieselbe beigesetzt war, nach Skutari gebracht werden sollte. Sie suchten nicht blos ehrbietig seine Hand zu berühren, um dadurch ihren Arm zu stählen, sondern sie verschafften sich später auch Stückchen von seinen Gebeinen, um sie als Talismane zu tragen.

Der tapfere Führer der Ungarn allein war dem türkischen Eroberer überlegen, und erfocht noch in seinem letzten Lebensjahre (1456) den glänzendsten Sieg über das ganze türkische Heer, den er je errungen hat. Die Servier dagegen wurden besiegt, ihre Hauptfestung Novigrad erobert, die beiden ältesten Söhne ihres Königs Georg nach Constantinopel geschickt, der dritte als tributpflichtiger Vasall der Türken eingesetzt, nach seinem Tode (1459) aber das Land in eine unmittelbare Provinz des türkischen Reiches verwandelt. Die Genuesen verloren nicht blos Galata, sondern auch Amastris in Kleinasien, welches nach der Eroberung von Constantinopel die Hauptniederlage ihres Handels geworden war. Die Paläologen Demetrius und Thomas hatte Mohammed aus Politik im Besitze des Peloponnes gelassen, er schickte ihnen sogar bei einem Aufstande der dortigen Arnauten Hülfe, und übernahm bei ihren gegenseitigen Fehden zweimal die Vermittelung; als aber Demetrius seinen Bruder des diesem gehörenden Antheils am Lande

beraubte, bemächtigte sich der Sultan der Halbinsel. Thomas entfloh nach Rom, Demetrius ward (1460) vom Sultan abgesetzt. Auch die Wallachei und beide Bosnien wurden den Türken tributpflichtig. Die Venetianer bekriegte Mohammed mehrere Jahre lang mit wechselndem Glück; von diesem Kriege kann aber erst später die Rede sein, wenn der Bemühungen gedacht wird, welche der Pabst anwendete, um die Christenheit des Abendlandes zu einem Kreuzzuge gegen die Türken zu bewegen.

Auch in Asien erweiterte Mohammed sein Gebiet, indem er die noch unabhängigen Fürstenthümer dem türkischen Reiche einverleibte. Sinope ward besetzt und David Komnenus, der sich Kaiser von Trapezunt nannte, zuerst durch Tausch um sein Kaiserthum gebracht und gleich darauf mit seinen Angehörigen grausam gemordet (1462). Die Familie der Komnenen, welche früher in Constantinopel geherrscht hatte, erlosch auf diese Weise; im achtzehnten Jahrhundert hat aber ein französischer Officier und im neunzehnten die berüchtigte Herzogin von Abrantes nachzuweisen gesucht, daß sie Sprößlinge dieses Hauses seien.

II. Deutsche und italiänische Geschichten.

1. Einleitung.

In Deutschland stritten am Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts zwei Kaiser um die weltliche Herrschaft, in Italien zuerst zwei, dann sogar drei Päbste um den Stuhl Petri (siehe das Ende des achten Bandes). Das Concilium zu Pisa hatte in der Erwartung, daß die Päbste Gregor XII. und Bonifacius IX. abdanken würden, einen dritten Pabst, Alexander V., gewählt. Dem neuen Pabste war dabei freilich die Bedingung gestellt worden, daß er mit Hülfe des Conciliums der Kirchenspaltung ein Ende mache; dies konnte aber nur dann geschehen, wenn auch er erforderlichen Falles gleich den beiden anderen Päbsten seine Würde wieder niederlegte, und dazu hatte er vorerst noch keine Lust. Alexander vertagte daher das Concilium, versprach aber in drei Jahren ein neues zu berufen und von diesem die Beendigung des Zwistes betreiben zu lassen; einstweilen ging er nach Rom und ernannte Kardinäle, welche dann, als er schon 1410 starb, den Kardinal Balthasar Cossa (s. Th. VIII. S. 577) oder, wie er als Pabst hieß, Johann XXIII. zu seinem Nachfolger erwählten. Während Alexander V. und Johann XXIII. von Rom aus Deutschland brandschatzten, machte Benedict XIII (IX.) sein Ansehen in Spanien und England geltend. Dieser Pabst, der sich zuerst in Perpignan und dann in Aragonien aufhielt, entbehrte und duldete lieber Alles, als daß er seinem Rechte an das Pabstthum entsagte.

Der dritte Pabst, Gregor XII., war anfangs auf venetianischem Gebiete, dann bei Ladislaus im Neapolitanischen aufgenommen worden; als er sich auch dort nicht mehr sicher sah, behauptete er sein Recht unter dem Schutze des Herrn von Rimini. Der im Jahre 1410 erfolgte Tod des Gegenkaisers Ruprecht von der Pfalz schien um so mehr eine Gelegenheit zur Beilegung des Kirchenstreites zu bieten, als einerseits drei von den sieben Kurfürsten, nämlich Böhmen, Sachsen und Brandenburg, Ruprecht und dessen Pabst nie anerkannt hatten, und andererseits Kaiser Wenzel, welcher in Böhmen genug zu thun hatte, erbötig war, die Kaiserwürde einem rüstigeren Fürsten zu überlassen, der sich der Kirchensache annehmen könne. Wenzel hatte längst erklärt, daß er, wenn man einen Prinzen seines Hauses wähle, mit Beibehaltung des Kaisertitels die Kaiserwürde gern niederlegen werde.

2. Deutschland unter Siegmund bis zur Berufung des Conciliums von Constanz.

Als Ruprecht im Mai 1410 gestorben war und der Kurfürst von Mainz ohne Rücksicht auf Wenzel eine im September zu haltende Wahlversammlung nach Frankfurt ausschrieb, waren zwei Prinzen aus Karl's IV. Familie berechtigt, sich auf Wenzel's Versprechen zu berufen und um das Kaiserthum zu bewerben, Karl's IV. Bruderssohn, der Markgraf Jodokus oder Jobst von Mähren, und Wenzel's Bruder, Siegmund. Da der Letztere ebenso, wie die Kurfürsten von Pfalz und Trier, dem Pabst Gregor XII. anhing, so mußten Mainz und Köln sich nothwendig für Jodokus erklären, welcher wie sie zu dem Pisaner Concilium und dessen Pabst Johann XXIII. hielt. Die Kurstimme von Brandenburg nahmen beide Prätendenten für sich in Anspruch, weil Siegmund zwar der eigentliche Besitzer der Mark Brandenburg war, dieselbe aber an den Markgrafen von Mähren verpfändet hatte. Übrigens sollte Wenzel den Kaisertitel behalten und neben ihm nur, wie schon oft geschehen war, ein römischer König, der zugleich sein Nachfolger wäre, gewählt werden. Er selbst ward jedoch wieder schwankend, und erklärte, gerade als der Kurfürst Friedrich von Köln in Rense eine Vorberathung veranstaltet hatte, daß es einer neuen Königswahl nicht bedürfe. Er fand freilich kein Gehör, weil die Mehr-

zahl der Fürsten, d. h. sowohl diejenigen, welche nachher Jodokus, als diejenigen, welche Siegmund wählten, von Wenzel nichts wissen wollten. Außer dieser weltlichen Rücksicht hatten die drei geistlichen Kurfürsten bei der bevorstehenden Wahl auch noch ein geistliches Interesse, weil Werner von Trier für Gregor, die Erzbischöfe von Mainz und Köln dagegen wie Wenzel für den Pisanischen Pabst waren. Übrigens hatten die beiden Letzteren den Herzog von Berg, den Herzog Stephan von Baiern, den Markgrafen von Meißen und den Landgrafen von Thüringen für ihre auf Jodokus gerichteten Absichten gewonnen; für die Sache des alten Werner von Trier dagegen, der sich selbst leidend verhielt, arbeiteten mit großer Anstrengung der Sohn des Kaisers Ruprecht, Kurfürst Ludwig von der Pfalz, und dessen Freund, der Burggraf von Nürnberg, Friedrich von Hohenzollern. Der Letztere erwarb sich durch seine Thätigkeit bei der Wahlangelegenheit so viele Verdienste, und mußte für den verschuldeten Siegmund so viel Geld aufwenden, daß er dafür später die Mark Brandenburg zuerst als Unterpfand und dann als Eigenthum erhielt und auf diese Weise der Gründer einer neuen kurfürstlichen Linie in Brandenburg wurde. Er selbst reiste zu Siegmund, der sich als König von Ungarn in Ofen aufhielt, um ihn zur Annahme der Bedingungen zu bewegen, unter welchen Pfalz und Trier ihm ihre Stimme geben wollten. Beide Kurfürsten drangen besonders darauf, daß Siegmund als römischer König die Kircheneinheit wieder herstellen und zu diesem Zwecke nöthigenfalls auch den Pabst Gregor XII. aufgeben wolle, dem er sich ebenso wie sie vorerst angeschlossen hatte. Siegmund versprach dies dem Burggrafen Friedrich, und bekräftigte seine Zusage am 5. August durch ein an die beiden Kurfürsten gerichtetes Schreiben.

Am 1. September kamen die rheinischen Kurfürsten nach Frankfurt. Ludwig von der Pfalz wollte mit dreihundert Reisigen in die Stadt einziehen, da aber die goldene Bulle jedem Kurfürsten nur zweihundert mitzubringen gestattete, so wurde seinem Begehren nicht willfahrt; dagegen verstärkte Burggraf Friedrich für den Fall, daß es zum Kampf käme, die Pfalz-Trier'sche Partei durch zweihundert Reisige, welche er mitbrachte. Er wollte als Bevollmächtigter des Kurfürsten von Brandenburg einziehen; da aber der von

den rheinischen Kurfürsten begünstigte Jodokus dem Letzteren die brandenburgische Kurstimme streitig machte, so gab die Stadt auch dies nicht zu. Friedrich wurde blos als Gesandter des ungarischen Königs, seine Reisige aber nicht als die einem Kurfürsten gebührende Umgebung, sondern nur im Allgemeinen als seine Begleitung und Bedeckung zugelassen. Nichtsdestoweniger erschien Friedrich als Bevollmächtigter Siegmund's, welcher schon früher als Kurfürst von Brandenburg gegolten hatte, am 20. September 1410 vor dem Dom der Stadt, um mit den Kurfürsten von der Pfalz und von Trier eine Kaiserwahl zu halten. Da der Erzbischof von Mainz die Kirche nicht öffnen ließ, so nahmen die drei Herren das Wahlgeschäft auf dem hinter dem Chor des Doms befindlichen Friedhofe vor, und ernannten Siegmund zum Kaiser. Mainz und Köln protestirten dagegen, und bereiteten eine Gegenwahl vor. Sie zogen Wenzel in ihr Interesse, damit er die böhmische Kurstimme für Jodokus abgebe, erkannten diesen als Kurfürsten von Brandenburg an, und behaupteten, daß Rudolf von Sachsen, der Bruder und Vorgänger Albert's III., des letzten Kurfürsten der Anhaltinischen Linie, zu Gunsten des Markgrafen Jodokus eine Vollmacht eingeschickt habe. Dann wählten sie am 1. Oktober innerhalb des Domes Jodokus zum römischen König. Sie hatten dabei den Vortheil für sich, daß dieser von fünf Kurfürsten an der gesetzlichen Stelle gewählt worden war.

Weder Jodokus noch Siegmund zeigten sich sehr eifrig, von der ihnen übertragenen Würde Besitz zu nehmen; der Letztere wartete sogar ganze drei Monate, bis er in einem Schreiben die Annahme der Wahl erklärte (11. Januar 1411). Seine Angelegenheiten in Deutschland wurden unterdessen durch seine Wähler unter den Kurfürsten, sowie durch den Burggrafen Johann und durch Eberhard von Würtemberg besorgt. Zu einem Kriege kam es jedoch nicht, obgleich Jodokus ein Heer gerüstet hatte; denn dieser starb schon im Januar 1411. Er endete so plötzlich, daß man seinen Tod einer Vergiftung zuschrieb und nach dem barbarischen Kriminal-Verfahren jener Zeit einen Unschuldigen dafür büßen ließ. Es ward nämlich ein Mann, den man in Verdacht hatte, so lange gefoltert, bis er aussagte, was man von ihm hören wollte, dann ließ man ihn nach dem Urtheilsspruche böhmischer Burg-

grafen und Stände-Mitglieder in Böhmisch-Brod viertheilen. Nach Jodokus Tod knüpfte der Burggraf Friedrich, welcher sogleich zu Siegmund nach Ofen gereist war, mit Wenzel und mit dem Haupte der Gegenpartei, dem Erzbischof von Mainz, Unterhandlungen an. Es gelang ihm zuerst, den alten Kaiser zu gewinnen. Am 9. Juli kam eine Versöhnung zwischen Wenzel und Siegmund zu Stande; der Letztere gab seinen Pabst auf, und versprach, seinem Bruder die Würde eines römischen Kaisers vom Pabste zu verschaffen, wogegen Wenzel einwilligte, daß Siegmund zum König erwählt werde. Durch Wenzel erlangte der Letztere hierauf die Kurstimme von Sachsen, und durch den Burggrafen Friedrich ward er auch mit Köln und Mainz fertig. Dagegen machten seine seitherigen Anhänger, die Kurfürsten von Trier und von der Pfalz, Schwierigkeiten, weil sie an seiner ersten Wahl, die er selbst als ungültig ansehen lassen wollte, mit Hartnäckigkeit festhielten. Sie protestirten sogar noch, als die Kurfürsten am 17. Juli im Dom von Frankfurt zu einer neuen Wahl zusammen gekommen waren, gegen diese, und die Versammlung ging, zum großen Ärgerniß des Volkes, unverrichteter Sache auseinander. Erst am 24. willigten sie nach langem Sträuben ein, und Siegmund wurde endlich zum zweiten Male als römischer König ausgerufen. Es dauerte nachher noch mehrere Jahre, ehe der neue König, welcher stets ohne Geld und stets auf Reisen war, nach Deutschland kam, obgleich er schon im August von seiner Wahl Nachricht erhalten und das Versprechen gegeben hatte, sich im Herbst zu Aachen krönen zu lassen. Man muß sich daher doppelt wundern, daß er die Krone unter den lästigen Bedingungen annahm, welche der Burggraf Friedrich dem Erzbischof Johann von Mainz zugestanden hatte. Es wurden nämlich diesem Kurfürsten alle seine gesetzlichen oder ungesetzlichen Rechte, namentlich in Betreff der Münze, des Geleits und der Zölle, sowie die Privilegien oder vielmehr die Usurpationen seiner Geistlichkeit bestätigt. Ferner gelobte Siegmund, sich wegen seiner Bestätigung nur an Pabst Johann XXIII. zu wenden, das Mainzer Erzstift ganz besonders zu schützen, die weltliche und geistliche Gerichtsbarkeit des Erzbischofs zu erhalten und keine neuen Zölle zu dessen Nachtheil zu errichten. Er verpflichtete sich außerdem, ohne Einwilligung des Erzbischofs keinen Vicar zu ernennen, und gewährte endlich noch

den im Vertrag namentlich angeführten Freunden desselben die nämliche Bestätigung ihrer zum Nachtheil der Reichsbürger erlangten Privilegien, welche ihm selbst zugestanden worden waren.

Bei den Unterhandlungen für Siegmund hatte der Burggraf Friedrich so bedeutende Auslagen gemacht, daß jener, wie schon gesagt, ihm dafür sechs Monate nach Jodokus Tode die Mark Brandenburg verpfändete. Dies war für die unglücklichen Bewohner von Brandenburg ein Glück; denn seit dem Aussterben ihrer alten Kurlinie und seit der Besitznahme des Landes durch Kaiser Karl IV. war dort ein Zustand gleich dem des heutigen Kurdistan eingetreten. Die Ritter und Herren in Brandenburg waren Räuber und Tyrannen, befehdeten die Bürger der Städte, und zwangen die Bauern, sich ihrer sogenannten Patrimonialherrschaft zu unterwerfen. Sie waren sehr froh, als sie durch den Tod ihres seitherigen Markgrafen Jodokus wieder den König Siegmund zum Landesherrn erhielten, weil dieser in Ungarn genug zu thun hatte und sich um die Mark nicht bekümmern konnte. Sie huldigten ihm feierlich und ließen ihn durch Gesandte bitten, nach Berlin zu kommen, in der sicheren Erwartung, daß dies nicht geschehen werde. Siegmund ernannte Kaspar Gans, Edlen von Puttlitz, zum Statthalter von Brandenburg; dieser hatte aber kein Ansehen. Niemand verlor also, als Siegmund 1411 dem Lande in der Person des Burggrafen Friedrich einen neuen Fürsten gab. Durch eine am 8. Juli dieses Jahres ausgestellte Urkunde erhielt der Burggraf die Mark Brandenburg mit allen Rechten und Einkünften, wie sie Siegmund gehabt hatte, als rechter Obrist, gemeiner Verweser und Hauptmann auf so lange, bis ihm oder seinen Erben die hunderttausend Gulden, die er an Siegmund zu fordern hatte, zurückgezahlt wären. Dies ward am 15. December durch Wenzel bestätigt. Siegmund hatte sich bei der Einsetzung Friedrich's nichts als die Kurwürde vorbehalten, diese trat er aber 1417 ebenfalls ab.

Die Ungarn, deren Beherrscher Siegmund durch seine erste Gemahlin geworden war, fanden sich geehrt, daß ihr König zum römischen Kaiser bestimmt sei, und machten am 1. Oktober auf einem Reichstage das Gesetz, daß, wenn er keine männlichen Erben hinterlasse, ihm seine Tochter Elisabeth auf dem ungarischen Throne nachfolgen solle. Diese Begünstigung benutzte Siegmund, um die

den Ungarn benachbarten Fürsten von Östreich auf eine etwa sonderbare Weise an sein Haus zu knüpfen. Die Besitzungen der Habsburger waren damals unter drei Prinzen vertheilt. Tyrol und die helvetischen und schwäbischen Güter besaß Friedrich, welchem später der Beinamen „mit der leeren Tasche" gegeben ward; in Steiermark, Kärnthen, Krain, Istrien, Triest und Portenau herrschte dessen Bruder Ernst der Eiserne; Östreich endlich gehörte dem minderjährigen Sohne eines anderen Bruders, Albrecht IV.. Der Letztere mußte sich die Vormundschaft seiner beiden Oheime gefallen lassen, welche seine Schätze plünderten und theilten und sein Land drückten, bis endlich Siegmund zwischen ihnen und den Landständen vermittelte, worauf dieser mit ihnen auch eine Erbverbrüderung in Beziehung auf Böhmen abschloß. Ernst und Friedrich geriethen jedoch gleich nachher aufs neue mit den östreichischen Landständen in Streit. Die beiden Oheime des jungen Herzogs wollten nämlich die Vormundschaft behalten, bis derselbe sechszehn Jahre alt sei; die Ritterschaft erhob aber die Waffen gegen Beide, weil sie fürchtete, die Vormünder möchten bis dahin Land und Leute ganz zu Grunde richten. Das Land ward verwüstet und Wien litt unsäglich, so daß man nach der Angabe gleichzeitiger Geschichtschreiber den Schaden auf sechsmalhunderttausend Dukaten anschlug. Am 14. September 1411 gelang es endlich dem Könige von Ungarn, den man aufs neue gerufen hatte, den Zwist beizulegen. Bei dieser Gelegenheit ward der junge Albrecht von Siegmund, welcher damals schon römischer König war, nicht nur für volljährig erklärt, sondern auch mit seiner erst zwei Jahre alten Tochter Elisabeth verlobt. Übrigens waren die beiden älteren Herzöge, besonders der eiserne fehde- und raubsüchtige Ernst mit dem schiedsrichterlichen Spruche Siegmund's schlecht zufrieden. Eben denselben Ausgang hatte ein anderer Vermittelungsversuch desselben. König Ladislaus von Polen nahm ihn nämlich in seinem Kriege mit dem deutschen Orden in Preußen ebenfalls zum Schiedsrichter an und kam zu diesem Zwecke selbst nach Ofen. Siegmund schlichtete den Zwist, aber Ladislaus und der deutsche Orden mit seinem Heermeister waren einer wie der andere mit seiner Entscheidung unzufrieden.

Es war dem neuen Könige der Deutschen auch im Jahre 1412 unmöglich, nach Deutschland zu kommen, obgleich er damals wie-

derholt versprochen hatte, daß er sich in Aachen krönen lassen wolle. Er hatte weder Geld zur Reise, noch sah er irgend eine Möglichkeit, sich seiner vielen Feinde daheim zu erwehren. Der deutsche Orden und die Polen waren mit ihm unzufrieden, die Türken bedrohten ihn von der Donau und Sau her, er mußte mit den Bosniern und Dalmaten Krieg führen, und auch die Venetianer, welche Ernst der Eiserne in seine Sache gezogen hatte, bekriegten den König von Ungarn in den Jahren 1412 und 1413. Zugleich ward Siegmund von schwerem Hauskreuz gedrückt. Er hatte nämlich nach dem Tode der Maria, deren Hand ihm das Königreich Ungarn verschafft hatte, die böse Barbara von Cilley geheirathet, welche nicht blos ihm selbst das Leben recht sauer machte, sondern auch nach seinem Tode Ungarn verwirrte und die Deutschen von der einen Seite in das Land führte, während dasselbe von der anderen her durch die Türken verheert wurde. Die Ereignisse des zweijährigen Krieges mit Venedig sind für die allgemeine Geschichte blos in der einen Rücksicht von Bedeutung, daß Siegmund durch dieselben abgehalten ward, sich in Deutschland auch nur sehen zu lassen. Er trieb sich bald hie bald da an den südlichen Grenzen seines Reiches umher. Auch als er endlich einen Waffenstillstand auf fünf Jahre mit den Venetianern geschlossen hatte (April 1413), suchte er neue Abenteuer in Tyrol, in der Schweiz und in Oberitalien, statt daran zu denken, wie er die deutschen oder auch nur die ungarischen Angelegenheiten ordnen könne. Bei seinem ritterlichen Treiben in den genannten Ländern wetteiferte er ebenso, wie bei Festen und Mahlzeiten, durch Verschwendung mit dem östreichischen Friedrich, dessen Beinamen „der Herzog mit der leeren Tasche“ auch für Siegmund sehr passend gewesen wäre. Beide erlaubten sich ritterliche Rohheiten, wie sie noch heutiges Tages von der jungen Noblesse auf Universitäten und von der englischen Aristokratie als Adelsvorrecht geübt werden, und jeder suchte dann die Schuld auf den Anderen zu schieben. Bloßer Zufall war es, daß Siegmund, als er sich 1413 bald an diesem bald an jenem Orte Tyrol's, Graubünden's, der Schweiz und der lombardischen Grenze umhertrieb, den deutschen Erzbischöfen beweisen konnte, daß es ihm mit dem Versprechen, die Einheit der Kirchenregierung herzustellen, wirklich ernst sei. Der Pabst Johann XXIII. hatte nämlich zwar

den König Ladislaus von Neapel, welcher Gregor's XII. Anhänger gewesen war, im Juli 1412 dahin gebracht, daß derselbe ihn als Pabst anerkannte; schon nach zehn Monaten aber (Mai 1413) suchte Ladislaus den Kirchenstaat seinem Reiche einzuverleiben. Er schickte zu diesem Zwecke Truppen gegen Ancona und besetzte Rom, so daß Johann XXIII. mit seinen Kardinälen in aller Eile nach Siena fliehen mußte. Diese Flucht fiel in die Zeit, als Siegmund in die Lombardei gekommen war, um die Rechte des Reiches, welche Wenzel an das Haus Visconti verkauft hatte (s. Th. VIII S. 551 f.), gegen den Herzog Philipp Maria Visconti wieder geltend zu machen und sich dadurch den deutschen Fürsten zu empfehlen, ehe er in ihrer Mitte erscheine. Er fand bald, daß er es mit Philipp Maria nicht aufnehmen dürfe, und kam denn auf den Einfall, die Verlegenheit des vertriebenen Pabstes zu benutzen, um das versprochene Concilium zu Stande zu bringen. Er begab sich nach Lodi, welches damals Johann von Vignate als seinen Herrn anerkannte, um mit drei vom Pabst gesendeten Kardinälen über den Ort, an welchem das Concilium gehalten werden sollte, zu unterhandeln. Die päbstlichen Gesandten, unter welchen sich einer der berühmtesten Gelehrten jener Zeit, der besonders durch seinen ganz altrömischen Styl ausgezeichnete Leonardus Aretinus oder Leonardo von Arezzo, befand, waren ihrem Pabste selbst wenig gewogen, und setzten ihm so lange zu, bis er die ihnen ertheilte Instruction, nach welcher sie darauf bestehen sollten, daß das Concilium in einer italiänischen Stadt gehalten werde, zerriß und es ihnen überließ, hierüber ein Übereinkommen mit Siegmund zu treffen. Man vereinigte sich für Constanz, und der Pabst, wiewohl er höchst unzufrieden mit dieser Bestimmung war, ratificirte das, was seine Legaten ausgemacht hatten; er begab sich sogar (Ende November 1413) zu Siegmund nach Lodi, um die nöthigen Vorbereitungen zum Concilium mit ihm zu verabreden. Nachdem dies geschehen war, reisten der Pabst und der Kaiser zusammen nach Piacenza und Cremona, und erließen, ehe sie sich trennten, die nöthigen Edicte und Bullen, durch welche ein allgemeines Concilium auf den 1. November 1414 nach Constanz berufen ward. Hierauf begab sich der Pabst nach Bologna, der Kaiser aber nach Como, wo er mit dem Herzog Philipp Maria eine Zusammenkunft hatte.

3. Die hussitischen Streitigkeiten in Böhmen und das Constanzer Concilium bis zum Tode des Hieronymus.

Als Johann XXIII. mit dem deutschen Könige einig ward, ein Concilium zu berufen, hoffte er durchzusetzen, daß dieses in Constanz zu haltende Concilium nur als Fortsetzung des Pisanischen betrachtet werden und folglich er selbst als der ächte Pabst gelten würde. So dachten aber weder Siegmund noch die Prälaten, am wenigsten ein Gerson und ein Peter von Ailly (s. Th. VIII. S. 559.), welche zwar die Erhaltung der alten Lehre, aber auch eine Reform der Kirchen-Disciplin schon lange mit Nachdruck gefordert hatten. Sie hielten an dem alten Satze fest, daß das Concilium über dem Pabste stehe, sie wollten alle drei Päbste zur Abdankung nöthigen, und forderten daher auch Gregor XII. und Benedict XIII. auf, nach Constanz zu kommen. Diese beiden Päbste wollten sich freilich anfangs aus einem sehr begreiflichen Grunde auf nichts einlassen; denn die Sache war mit ihrem Gegner Johann ausgemacht worden, dessen Sitten und Wandel nichts weniger als exemplarisch waren und deshalb nicht blos alle frommen Seelen, sondern sogar den König Siegmund ärgerten. In dieser Hinsicht erzählt uns Leonardus Aretinus von der Zusammenkunft Johann's und Siegmund's in Lodi Folgendes. Der Pabst, der sich ebenso wie der König im Glanz und Prunk gefiel, saß einst auf einem prächtigen Throne, mit allen Insignien seiner Pabstwürde umkleidet, Siegmund stand ganz demüthig im Anzuge eines Diakonus, was er nach einem bekannten Vorrecht der deutschen Kaiser war (s. Th. VIII. S. 318 f.), neben Johann, gab demselben aber nichtsdestoweniger ganz laut eine derbe Lection. Er sagte dem Pabste, der schon als Kardinal ein Muster der Entartung der Geistlichkeit gewesen war, er beschwöre ihn ernstlich, seinem ärgerlichen Lebenswandel zu entsagen. Diese derbe Ermahnung klingt in der deutschen Sprache des guten Eberhard von Windeck (s. Th. VIII. S. 216.), welcher gegenwärtig war, und dessen Styl selbst für jene Zeit sehr hart und rauh ist, bei weitem besser, als in dem klassischen Latein des Leonardus Aretinus.

Siegmund zeigte übrigens ebensowenig Eifer, in Deutschland als römischer König zu erscheinen, als die deutschen Fürsten sich

nachher bei seiner Ankunft am Rhein bemühten, ihn auf gebührende Weise zu empfangen. Beide hatten denselben Grund für ihr Benehmen. Dem Könige fehlte es an Geld, um in Deutschland mit Glanz auftreten zu können, und die deutschen Fürsten wußten, daß bei ihm nichts zu holen sei. Ende Februar 1414 verließ Siegmund, der sich damals schon anderthalb Jahre lang, wie wenn zu Hause gar nichts für ihn zu thun wäre, auf gut Glück in der Welt umhergetrieben hatte, die Stadt Piacenza, besuchte Genua, Saluzzo, Piemont und Savoyen, und reiste, vom Markgrafen Theobald von Montferrat begleitet, mit achthundert Pferden über Freibnrg nach Bern, wo er in den ersten Tagen des Juli ankam. Hier verbat er sich den Gebrauch des städtischen Silbergeschirrs, und trank statt dessen aus Gläsern, weil, wie er sagte, in seinem Gefolge gar viele Czechen (Böhmen) wären, die das Stehlen nicht lassen könnten. Nach einem kurzen Aufenthalt in Bern begab sich Siegmund nach Basel, um von da den Rhein hinab nach Aachen zur Krönung zu reisen. Nie war dem Reiche ein kräftiger Regent nöthiger gewesen, als bei Siegmund's Ankunft in Deutschland. Die Bischöfe allein hatten noch ein einigermaßen ausgedehntes Gebiet, wiewohl auch über dieses eigentlich nicht der jedesmalige Bischof herrschte, sondern der Adel, der denselben aus seiner Mitte erwählte; alle weltlichen Fürstenthümer dagegen waren so zertheilt, daß nicht wenige Glieder der Ritterschaft größere Macht besaßen, als die Fürsten. In Brandenburg regierte eine noch ganz neue Linie, nnd der Stifter derselben hatte Jahre lang mit den Raubrittern der Altmark und der Priegnitzer Mark zu kämpfen; auch herrschte er ja bis 1417 scheinbar nur als Stellvertreter. Östreich war unter drei Herren getheilt. Baiern hatte in seinen beiden Hälften (Ober- und Niederbaiern) nicht etwa je einen, sondern mehrere Herzöge. Sogar in der Pfalz, wo doch erst im Jahre 1395 die Untheilbarkeit des Landes durch ein Gesetz ausgesprochen worden war, beherrschte der Kurfürst Ludwig das Erbe seines Vaters, des Kaisers Ruprecht, nicht für sich allein, sondern jeder seiner Brüder besaß ein eigenes Gebiet.

Als Siegmund nach Deutschland kam, war er nicht nur mit seinem Bruder Wenzel wieder ganz zerfallen, sondern auch die meisten Fürsten zeigten sich ihm feindlich. Wenzel hatte, ohne auf

die Aussöhnnng mit ihm Rücksicht zu nehmen, fortwährend den Kaiser gespielt, oder mit anderen Worten, er hatte fortgefahren, allerlei Bescheide, Urtheilssprüche, Privilegien und dergleichen mehr ausfertigen zu lassen; er nannte Siegmund zuletzt nicht einmal mehr einen römischen König. Von den Fürsten hatten sich zwar der Burggraf Friedrich und die Kurfürsten von Trier und von der Pfalz mit Wenzel nicht eingelassen, wohl aber Rudolph von Sachsen, die Herzöge von Brabant und Lothringen, der eiserne Ernst von Kärnthen und Krain und Stephau von Baiern. Auch der Kurfürst Johann von Mainz war, obgleich er sich mit Wenzel tödtlich entzweit hatte, ein heftiger Gegner Siegmund's. Je weiter der Letztere, überall, wo man ihn gastlich aufnahm, in Saus und Braus verweilend, den Rhein herabkam, desto unzufriedener war er mit den Deutschen und diese mit ihm, weil er Geld brauchte und ihnen daher die Bestätigung alter sowie die Ertheilung neuer Privilegien und Siegelbriefe aller Art so theuer als möglich verkaufen ließ, sie aber mit ihm accordirten und endlich gar zu wenig mehr geben wollten. Bei seiner Ankunft in Mainz war Kurfürst Johann so unartig, sich nicht einzufinden. In Koblenz, wo Siegmund am 12. August ankam, wartete er vier Wochen lang vergebens auf das Eintreffen anderer Fürsten, als derjenigen, welche schon vorher bei ihm gewesen waren. Hier ging ihm daher die Geduld endlich aus. Er setzte seine Reise nach Aachen nicht weiter fort, sondern kehrte um, uud war, wie es schien, entschlossen, ungekrönt nach Ungarn zurückzugehen. Er eilte jedoch auf dieser Reise nicht, sondern ließ es sich in allen den Städten, in welchen man ihn freundlich aufnahm und nach altem Reichsbrauche für ihn und sein Gefolge sorgte, im lustigen Leben wohl sein. Erst am 23. September kam er nach Nürnberg. Hier fanden sich alle fränkischen Fürsten und Herren nebst vielen anderen weltlichen und geistlichen Ständen bei ihm ein, und sein getreuer Freund, der Burggraf Friedrich, machte die Letzteren darauf aufmerksam, daß, wenn sie Siegmund abreisen ließen, auch das Concilium nicht werde gehalten werden, welches doch allein der Verwirrung in ihren geistlichen und weltlichen Angelegenheiten abhelfen konnte. Sie ließen sich daher bewegen, bei Siegmund's Krönung zu erscheinen, und nachdem auch Johann von Mainz

sich endlich mit dem König ausgesöhnt hatte, reiste dieser an den Rhein zurück. Unterwegs wurden überall die Juden arg gebrandschatzt und die Städte belästigt. Nach und nach fand sich eine ansehnliche Zahl deutscher Fürsten bei Siegmund ein, um der Krönung beizuwohnen. Auch Johann von Mainz erschien diesmal in Koblenz bei ihm; doch begleitete ihn derselbe nicht nach Aachen, wo endlich am 8. November 1414 Siegmund sich und seine Gemahlin, die böse Barbara, krönen ließ. Diese Handlung ward von dem neu eingesetzten, noch nicht einmal zum Bischof geweihten Kurfürsten Dietrich von Köln vollzogen; es waren dabei sieben Bischöfe anwesend, sowie alle größeren Reichsfürsten mit Ausnahme der baierischen Herzöge, des böhmischen Königs und Kurfürsten Wenzel und des Erzbischofs Johann von Mainz.

Mit dem Concilium ward es jetzt wirklich ernst, da sogar Pabst Johann XXIII. den deutschen König durch dringende Briefe aufforderte, schnell von Aachen nach Constanz zu kommen. Zu derselben Zeit, als Siegmund sich in Aachen krönen ließ, wurde die Kirchenversammlung eröffnet. Sie begann ihre Thätigkeit mit den Verhandlungen über die von Johann Huß in Böhmen gestiftete christliche Gemeinde. Der neueste Geschichtschreiber von Böhmen, Palacky, hat den Ursprung der hussitischen Streitigkeiten, deren schon früher (Th. VIII. S. 580 f.) erwähnt worden ist, mit Recht auf den Widerwillen der regulirten Mönchsorden und der Weltgeistlichen gegen die Bettelorden, welche sich des Unterrichts und der Wissenschaften bemächtigt hatten, zurückgeführt. Diese Bettelmönche oder die Dominikaner und Franziskaner waren seit 1218 dasjenige geworden, was in unseren Zeiten die Jesuiten waren, nämlich Stützen und unbedingte Vertheidiger der Päbste und derjenigen kirchlichen Lehre, welche alle Usurpationen der römischen Bischöfe in Schutz nahm; je ärger daher die Misbräuche der römischen Kirche wurden, je mehr die Päbste alle Rücksicht auf die öffentliche Meinung hintansetzten, desto heftiger entbrannte der Streit mit den Bettelorden, und desto zahlreicher wurden die Bekämpfer ihres kirchlichen Systems. Unter den Männern, welche schon vor Huß in Böhmen gegen die Bettelmönche und die von ihnen vorgetragene Kirchenlehre eiferten, hat Konrad Waldhauser oder, wie er auch genannt wird, Konrad von Stecna den größten

Ruhm erlangt. Es ist jedoch ein Irrthum, wenn man ihn einen Vorläufer von Huß nennt; denn er war kein Böhme, sondern ein Östreicher, und predigte nur den Deutschen in Prag, in deren Sprache er seine Bußpredigten hielt. In den Jahren 1360–1370 mußte er des ungeheueren Zudrangs wegen häufig auf offenem Markte predigen. Er eiferte gegen das Mönchthum, gegen die Mönche und gegen die Art von Christenthum, welche sie lehrten; dabei war er im eigentlichen Sinne des Wortes ein Bußprediger. Was Konrad Waldhauser für die Deutschen in Prag leistete, das leistete zu derselben Zeit der Czeche Milic von Kremsier für die eigentlichen Böhmen in ihrer Muttersprache. Milic's Predigten enthielten schon jene Beimischung von Mysticismus, von prophetischer und apokalyptischer Dunkelheit, welche im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts in den Predigten und Schriften der wildesten hussitischen Schwärmer gefunden wird. Er ward vielfach verfolgt, fand aber nicht blos bei Karl IV. Schutz, sondern auch sogar bei den Kardinälen, als er nach Avignon gegangen war, um sich gegen die ihm in einer päbstlichen Bulle gemachte Beschuldigung von zwölf Ketzereien zu rechtfertigen. Bekannter, als Milic, ist der eigentliche Vorläufer von Johann Huß, Mathias von Janow, des Ritters Wenzel von Janow Sohn, welcher wissenschaftliche Bildung mit nationaler Beredsamkeit und mit dem Eifer für eine vom Pfaffenthum und Mönchswesen gereinigte christliche Lehre verband. Er hatte auf der neuen, von Karl IV. gestifteten Universität studiert und Milic's Unterricht bis zu dessen Tode genossen. Nachher hatte er sich noch sechs Jahre zu Paris aufgehalten. Hierauf ward er im Oktober 1381 Domherr und Beichtvater an der Prager Domkirche, starb aber schon um 1394. Dieser Mann, dessen Hauptschrift über den wahren und den verfälschten Sinn des alten und neuen Testaments in Böhmen sehr selten geworden ist, wirkte, ohne auf der Kanzel zu eifern, ebenso durch wissenschaftliche Lehre und durch Bücher, wie Milic durch populären Vortrag gewirkt hatte. In seinem Hauptwerk, welches nie vollständig gedruckt worden ist, soll er nach der Versicherung Palacky's, der dasselbe gesehen hat, die Gebrechen des kirchlichen Zustandes seiner Zeit mit Scharfsinn und Kühnheit enthüllt haben, ohne jedoch den Traditionen der Kirche und ihrer

Hierarchie alles Ansehn nehmen zu wollen. Er hatte dabei überspannte Begriffe von dem Nutzen eines häufigen Genusses des Abendmahls, und rieth wie Milic den Laien, dasselbe täglich zu genießen. Wegen dieser Lehre ward er von der Geistlichkeit verfolgt, welche die Laien nur höchstens einmal in jedem Monat zum Abendmahl zulassen wollte. Doch durfte er jene Lehre verbreiten; dagegen mußte er das, was er gegen den Dienst der Heiligen nnd gegen das Gebet um ihre Fürbitte gelehrt hatte, öffentlich widerrufen. Es verflossen zwanzig Jahr, ehe man in Prag die Frucht von Milic's Predigten und von Janow's Schriften erntete, obgleich uns eine Anzahl Männer genannt wird, die sich nach dem Beispiele Beider gegen die Misbräuche der Kirche erhoben.

Die Universität Prag, deren juristische Facultät sich von den übrigen ganz abgetrennt hatte und gewissermaßen eine eigene Universität bildete, wetteiferte damals mit Paris, Köln und Heidelberg; denn die Zahl der auf ihr Lehrenden und Studirenden war gegen den Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts bis ins Unglaubliche gestiegen. Diese Zahl wird so groß angegeben, daß wir sie nur aus dem Grunde berichten, weil sie uns so überliefert wird, nicht aber weil wir die Angabe für ganz zuverlässig halten. Es waren, sagen die gleichzeitigen Schriftsteller bei Petzel und bei Palacky, um das Jahr 1408 dreißigtausend Studirende und zweihundert Doctoren Mitglieder der Prager Universität. Diese Lehranstalt bildete eine Art Republik, deren Bürger nach ihrer Herkunft in vier Körperschaften, die böhmische, die baierische, die sächsische und die polnische, abgesondert waren. Übrigens geht aus den in böhmischer Sprache geschriebenen Schriften jener Zeit, welche zum Theil, wie die des Thomas von Stirny, ganz in Vergessenheit gerathen waren, von böhmischen Gelehrten unserer Tage aber wieder ans Licht gezogen wurden, deutlich hervor, daß auch für die czechische oder böhmische Volkssprache und Volksbildung schon vor dem Hussiten-Kriege fast besser gesorgt war, als in Deutschland für die deutsche.

Auf der Prager Universität durfte Jeder, der einen Grad hatte, frei lehren; jüngeren Docenten war nicht blos gestattet, die Hefte der bekannten Lehrer von Prag, Paris und Oxford vorzutragen, sondern einer gewissen Klasse derselben, den Baccalauren, war

dies sogar vorgeschrieben. Wenn man hierzu dasjenige nimmt, was wir oben von Milic und Janow gesagt haben, so wird man leicht begreifen, daß des englischen Reformators Wicliffe Schriften am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts ebenso zu Prag, wie in England, Aufsehen erregten. Unter den böhmischen Gelehrten, welche sich schon im vierzehnten Jahrhundert mit dem Inhalte jener Schriften beschäftigten, nennt man außer Thomas von Stirny noch Niklas von Leitomysl und Stanislaus von Znaym. Zwei andere mit Huß befreundete Männer dagegen, Christian von Prachatic, welcher später nur durch sein Ansehen als Astronom aus den Händen der in Constanz versammelten Hierarchen gerettet ward, und Stephan von Palec, beschäftigten sich nicht, wie Huß und Hieronymus, ganz ausdrücklich mit Wicliffe's Schriften und Lehren. Sie waren älter als Huß und Hieronymus, erlebten aber zum Theil noch, daß die Schüler dieser beiden Gelehrten grausam verfolgt wurden. Johann Huß selbst trat bereits im Jahre 1398 als öffentlicher Lehrer an der Universität Prag auf, und schon im folgenden Jahre vertheidigte er in einer öffentlichen Disputation Lehren, die er aus Wicliffe's Schriften herleitete. Er ward nichts desto weniger schon im Jahre 1401 als Decan der philosophischen Facultät zum Pfarrer und Prediger an der Bethlehem-Kirche (s. Th. VIII. S. 541) ernannt und 1402 als solcher bestätigt. Im folgenden Jahre (1403) war er Rector der Universität. Von Jugend auf war Huß mit dem etwas jüngeren Hieronymus von Prag bekannt, den man wegen einer misverstandenen Stelle des Aeneas Sylvius oft mit Nikolaus Faulfisch, einer ganz verschiedenen Person, verwechselt hat. Hieronymus hatte große Reisen gemacht, während dagegen Huß bis zuletzt sein Heimathland nie verließ. Er war als Student nach Oxford gegangen, und hatte von dort mehrere in Böhmen bisher unbekannte Schriften Wicliffe's mit nach Prag gebracht, wo er 1398 die Erlaubniß zu lesen erhielt. Nachher begab er sich des Studirens wegen noch nach Köln, Heidelberg und Paris, und später reiste er sogar in den Orient; denn er war schon um 1403 in Jerusalem. Da Hieronymus dem niederen böhmischen Adel angehörte, so erschien er auch an verschiedenen Höfen und unter der Ritterschaft; der neueste Geschichtschreiber von Böhmen, Palacky, hat aber nachgewiesen,

daß er schon auf jenen Reisen durch seine Vorliebe für Wicliffe überall Anstoß gab. Auch Huß hatte schon 1403 wegen der Lehre Wicliffe's einen öffentlichen Streit. Als nämlich einige Prager Domherren in einer öffentlichen Disputation fünfundvierzig Sätze als ketzerisch angriffen, welche, wie sie behaupteten, aus Wicliffe's Schriften gezogen seien, nahmen Huß und sein Lehrer Stanislaus von Znaym sich des englischen Reformators an. Huß vertheidigte die Sätze selbst nicht, sondern behauptete nur, daß sie in Wicliffe's Schriften nicht enthalten wären; Stanislaus von Znaym dagegen machte die Sätze selbst zum Gegenstand seiner Vertheidigung. Die Mehrzahl der Doctoren (Magister) ließ sich durch Stanislaus nicht überzeugen, sondern erklärte vielmehr, daß jeder Lehrer der Universität die Verpflichtung übernehmen solle, keinen der fünfundvierzig Artikel öffentlich oder insgeheim zu lehren. Nach dieser Zeit finden wir bei vielen Gelegenheiten Huß nicht blos als gelehrten Lehrer an der Universität, sondern auch als den ausgezeichnetsten Seelsorger und Prediger erwähnt. Dies fällt in die Zeit, als Wenzel nach seiner Befreiung aus der Gefangenschaft (s. Th. VIII. S. 579) mit grausamer Justiz die Sicherheit, Ordnung und Zucht in Böhmen wieder herstellte (1404—1407). An Gregor XII., welcher Wenzel's Nebenbuhler Ruprecht als Kaiser anerkannte, rächte sich der böhmische König dadurch, daß er die reformatorischen Lehrer in Prag schützte. Diese waren sehr zahlreich; denn trotz des Verbots der Wicliffe'schen Schriften und Lehren mußte schon wenige Jahre nach der erwähnten Disputation eine Untersuchung gegen die Vertheidiger der Abendmahlslehre Wicliffe's angestellt werden. Unter den Reformatoren stand Huß obenan, und Palacky, der ihn nach seinen böhmisch geschriebenen Schriften schildert, behauptet, es könne aus vielen Stellen dieser noch ungedruckten Schriften in welchen Huß sich weit mehr in seiner Eigenthümlichkeit ausspreche, als in seinen lateinischen Werken, dargethan werden, daß er das Märtyrerthum schon frühzeitig für sich in Anspruch genommen habe. Er war in der Stadt beliebt, die stille und fromme Königin Sophia nahm ihn zu ihrem Beichtvater, und auch der rohe Wenzel, wenn er zuweilen nüchtern war, duldete ihn bei sich. Selbst mit dem Erzbischof, Zbyneck von Hasenberg, war Huß befreundet, und dieser geistliche Fürst zeigte sich, obgleich

er eigentlich weit mehr zum Anführer raubender Ritter, als zum geistlichen Oberhirten von Prag taugte, unter Hußens Leitung in Hinsicht auf vorgebliche Wunder am Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts viel verständiger, als der Bischof Arnoldi von Trier im neunzehnten. Huß bewies ihm nämlich, daß der Unfug des Pilgerns zu dem in der brandenburgischen Stadt Wilsnack befindlichen wunderthätigen Blut Christi für die reine und ächte katholische Lehre höchst nachtheilig sei. Der Erzbischof ließ die Sache durch eine Commission untersuchen, und verbot nachher allen Angehörigen seines Sprengels, an diesen Wallfahrten Theil zu nehmen. Jedoch währte die Freundschaft des reformatorischen Predigers und des geistlichen Fürsten der alten Kirche, deren Misbräuche jener angriff, nur bis zum Ende des Jahres 1407. Als nämlich im nächsten Jahre Wenzel ganz mit Gregor XII. brach und sich zu Gunsten des Conciliums von Pisa erklärte, warfen Gregor und seine Anhänger die Schuld der Verbreitung der reformatorischen Lehren Wicliffe's auf den König, und nun thaten dieser und sein Erzbischof alles, was sie konnten, um den Verdacht der Begünstigung der Ketzer von sich zu entfernen, und verfolgten seitdem die frommen Prediger, welche gegen kirchliche Misbräuche eiferten. Übrigens finden wir bei der ersten Inquisition gegen Huß diejenigen Theologen der Universität, welche der baierischen Nation angehörten, vor allen Anderen geschäftig, Wicliffe's Lehren zu verdammen. Um dieselbe Zeit gerieth Huß mit dem Erzbischof auch darüber in Streit, daß er sich zwischen den beiden Päbsten neutral halten wollte. Der Erzbischof untersagte ihm endlich das Predigen, konnte jedoch sein Verbot nicht durchsetzen.

Der Vorwurf der Ketzerei, welcher den Böhmen gemacht wurde, war damals den Baiern und Sachsen auf der Prager Universität sehr willkommen, weil sie mit jenen längst über andere Dinge im Streit lagen. Es hatte nämlich jede der vier Körperschaften oder Nationen, in welche die Universität zerfiel, eine Stimme, von diesen vier Stimmen gehörten aber nicht nur die baierische und sächsische, sondern auch die polnische den Deutschen an, weil seit der Stiftung der Universität Krakau die eigentlichen Polen nicht mehr in Prag studirten, und daher die dortige polnische Nation größtentheils aus Pommern, Preußen und deutschen Schlesiern bestand.

Die Böhmen waren also bei allen Wahlen leicht überstimmt und folglich von den Ämtern und dem Einfluß auf der Universität fast ganz ausgeschlossen. Dies veranlaßte sehr heftige Beschwerden derselben. Auch der nicht zur Universität gehörende böhmische Adel nahm sich der Sache seiner Landsleute an. Diese ward außerdem durch Gesandte des Königs von Frankreich und der Universität Paris, die sich damals in Prag befanden, unterstützt. Die Letzteren riethen dem König Wenzel, die Einrichtungen in Prag dem Muster der Pariser und der italiänischen Universitäten, welches sein Vater Karl IV. in anderen Stücken befolgt hatte, auch in diesem Punkte näher zu bringen. Wenzel gab wirklich im Januar 1409 den Befehl, daß es künftig in Prag ebenso, wie in Paris und auf den italiänischen Universitäten, gehalten werden solle, daß nämlich bei allen Abstimmungen die Böhmen drei, die anderen Nationen aber zusammen nur eine Stimme haben sollten. Die Deutschen suchten sich hierauf zwar im Besitze der Stellen und des Wahlrechtes zu behaupten, sie wurden aber (Mai 1409) mit Gewalt aus demselben getrieben, und dies bewog sie, die Stadt zu verlassen. Man sagt, es seien an einem einzigen Tage über zweitausend deutsche Lehrer und Studenten ausgezogen. Durch diese Auswanderung gewannen die deutschen Universitäten, und es ward sogar noch in demselben Jahre, in welchem sie Statt fand, eine neue deutsche Universität in Leipzig eröffnet. Dagegen verbreiteten sich in Böhmen jetzt desto ungehinderter die in böhmischer Sprache durch Rede und Schrift verkündigten reformatorischen Ideen eines Huß, eines Hieronymus und Anderer. Ganz Deutschland aber ward über Huß heftig erbittert. Er vor Allen wurde zugleich als Erzfeind der deutschen Nation und als Wicliffitischer Ketzer verschrieen, weil er, der Beichtvater der Königin, gleich nach seiner Genesung von einer schweren Krankheit nicht nur das von Wenzel gegebene Gesetz, sondern auch das heftige Verfahren desselben bei der Ausführung von der Kanzel herab gelobt hatte. Er pries die Liebe des Königs zu seinem Volke, und ermahnte seine Zuhörer, auch den Nikolaus von Lobkowitz, Ober-Notar des Bergwesens in Böhmen, der an der Spitze von Bewaffneten die Böhmen in den Besitz der Stellen und Archive setzte, dankbar zu unterstützen. Während Huß sich auf diese Weise den Haß der

Deutschen zuzog, ward das böhmische Volk um so mehr für ihn eingenommen, als es in ihm den Vertheidiger der Volksrechte und der Nationalität gegen die Willkür des Königs wie gegen die Bedrückungen und Anmaßungen der Geistlichkeit erblickte. Dagegen klagte ihn der böhmische Klerus noch im Jahre 1409 bei der geistlichen Behörde förmlich an. Er erbittere — hieß es in der Anklage — das Volk gegen die Geistlichkeit, die Böhmen gegen die Deutschen; er predige die Verachtung der Kirche und ihrer Strafgewalt; er nenne Rom den Sitz des Antichrists und erkläre jeden Geistlichen, der sich bei der Austheilung eines Sacraments Geld zahlen lasse, für einen Ketzer, während er doch selbst nicht nur den ketzerischen Wicliffe öffentlich gelobt, sondern auch den Wunsch ausgesprochen habe, daß seine Seele einst eben dahin kommen möge, wohin Wicliffe's Seele gekommen sei. Der Erzbischof Zbyneck ließ einen Prozeß gegen Huß einleiten, dieser klagte aber gegen das Verfahren des Erzbischofs bei Alexander V., welcher unterdessen vom Pisanischen Concilium zum Pabst erwählt worden war und dasselbe nachher entlassen hatte. Der Pabst gab dem Erzbischof völlig Recht und bevollmächtigte ihn, die Wicliffiten und ihre Lehre auf jede Weise zu verfolgen und auszurotten. Huß dagegen, auf seinen Einfluß am Hofe gestützt und wohl wissend, daß die Glieder der angesehensten böhmischen Familien sich zu seiner Lehre bekannten, nahm trotz der Bulle des Pabstes Wicliffe und die Wicliffiten in Schutz. Der Erzbischof berief hierauf sechs Doctoren, um Wicliffe's Schriften zu prüfen. Diese erklärten, daß alle Bücher desselben offenbare Ketzereien enthielten, und nun wurden die Besitzer Wicliffe'scher Schriften aufgefordert, dieselben abzuliefern. Als hierauf wirklich zweihundert, zum Theil sehr theuere und prächtig mit Goldschnitt eingebundene Bücher abgeliefert worden waren, gebot der Erzbischof am 16. Juni 1410, dieselben sämmtlich zu verbrennen. Dies ward freilich nicht sogleich ausgeführt, weil sowohl die Universität protestirte, als auch König Wenzel Aufschub forderte, und Huß selbst zugleich mit sieben anderen Doctoren an den nach Alexander's V. Tode zu dessen Nachfolger erwählten Pabst Johann XXIII. appellirten; der alte Erzbischof ließ sich aber dadurch auf die Dauer nicht zurückhalten. Schon am 16. Juli des Jahres 1410 ward der ganze Haufen von Büchern im Hofe des

erzbischöflichen Palastes in Gegenwart der Prälaten und der Geistlichkeit und unter dem Schutze derselben verbrannt und das Auto da Fé durch Glockengeläute der Stadt Prag kund gethan. Dies veranlaßte heftige Bewegungen und Aufstände in der Stadt. König Wenzel ließ auf der einen Seite gegen die Bürger und ihre Führer politisch und militärisch einschreiten, befahl aber auf der anderen auch, daß des Erzbischofs Bannfluch keine Wirkung haben und er selbst den Eigenthümern den Werth der verbrannten Bücher ersetzen solle. Als der königliche Befehl nicht befolgt wurde, ließ Wenzel die Einkünfte des Erzbischofs und aller derer, welche an der Verbrennung und Excommunication Theil genommen hatten, mit Beschlag belegen. Der Pabst Johann XXIII., an welchen Wenzel sich gewandt hatte, entschied nachher zu Gunsten des Erzbischofs, obgleich auch die Universität Bologna die Verbrennung der Wicliffe'schen Schriften misbilligt hatte. Die Untersuchung hatte der Pabst dem Kardinal Otto von Colonna übertragen, welcher einige Jahre später unter dem Namen Martin V. sein Nachfolger auf dem päbstlichen Stuhl ward. Dieser sprach die Excommunication über Huß aus, und man wird daher auch leicht begreifen, warum sich Otto nachher als Pabst so heftig gegen einen Mann zeigte, den er schon als Kardinal verdammt hatte. Huß war vom Pabst zugleich nach Rom entboten worden, um sich wegen der ihm angeschuldigten Ketzerei zu vertheidigen; die Königin Sophia gab aber die Reise ihres Beichtvaters nach Rom nicht zu, und Wenzel machte durch Briefe und Botschafter dem Pabste bittere Vorwürfe, daß er die Böhmen ungerechter Weise beschuldige, es befänden sich so viele Ketzer unter ihnen. Johann nahm den Proceß über Hussens Ketzerei aus Colonna's Händen, und beauftragte zwei andere Kardinäle mit der Leitung desselben. Da diese aber anderthalb Jahre lang nichts von sich hören ließen, so behauptete der Erzbischof, die von Colonna ausgesprochene Excommunication sei noch immer in Kraft, und verfuhr diesem gemäß gegen die Bewohner von Prag. Auch gegen Wenzel war er erbittert, weil derselbe den auf die Einkünfte des Klerus gelegten Beschlag nicht wieder aufgehoben hatte. Hieraus entspann sich im Jahre 1411 ein förmlicher Krieg der geistlichen und weltlichen Macht in Böhmen. Der Erzbischof belegte endlich die ganze Stadt Prag mit dem Interdict, Wenzel dagegen verfuhr

hierauf wieder einmal nach seiner alten barbarischen Weise mit den Pfaffen. Viele Geistliche wurden aus der Stadt gejagt und verbannt, Wenzel selbst kam in die Domkirche und ließ sich von den Domherren die Schätze derselben übergeben, welche dann nach Karlstein gebracht wurden. Nachher berief er die böhmischen Barone zu einem zahlreich besuchten Landes-Gerichtshof zusammen, und ließ unter seinem eigenen Vorsitze das Gesetz geben, daß niemand wegen einer weltlichen Angelegenheit vor ein geistliches Gericht geladen werden dürfe. Es zeigte sich bald, was sich die Deutschen hätten merken sollen, daß Wenzel's Art und Weise die Geistlichen in Schranken zu halten die einzige sei, welche zum Ziel führe. Der Erzbischof verstummte und ließ Kirche halten wie zuvor, der Pabst hielt seine Entscheidung gegen Huß zurück, und als sich nachher Siegmund mit seinem Bruder ausgesöhnt hatte, ward (Juli 1411) durch einen Ausspruch erwählter Schiedsrichter der Proceß gegen Huß niedergeschlagen und der Erzbischof angewiesen, sich vor dem Könige zu demüthigen.

Im nächsten Jahre erneuerte sich unter dem Erzbischof Albicus von Unicow, welcher dem im Herbst 1411 gestorbenen Zbyneck gefolgt war, der Streit in noch viel höherem Grade, als er vorher geführt worden war, und diesmal ward Huß durch dieselbe Ursache zum heftigen Eifern gegen das Pabstthum getrieben, welche hundert Jahre später unseren Luther zum Kampfe gegen die Misbräuche der Kirche bewog. Johann XXIII., längst überall gehaßt und verachtet, ließ mit Wenzel's und des Erzbischofs Erlaubniß in Prag das Kreuz predigen, um unter diesem Vorwande das Geld der Frommen an sich zu bringen, und der Ablaß ward auf offenem Markt mit Trommeln und Trompeten marktschreierisch feil geboten. Huß erklärte darauf öffentlich, dieser Ablaß sei eitel Lug und Trug, und kündigte durch Maueranschläge eine öffentliche Disputation darüber an. Diese ward am 7. Juni 1412 im geräumigen Karolin-Saale mit großem Aufsehen gehalten, Hieronymus hielt dabei eine feurige aufregende Rede, und die Studenten gaben ihre Zustimmung zu den kirchlichen Neuerungen und ihr Misfallen am Alten auf eine ähnliche Weise zu erkennen, wie dies in unseren Tagen zu Wien und Paris in Bezug auf politische Angelegenheiten geschehen ist. Sie veranstalteten, von Hieronymus und den Ma-

gistern oder Privatdocenten angeregt, in Begleitung großer Volkshaufen eine Procession, bei welcher die Bücherverbrennung parodirt und ein ganzer Haufen päbstlicher Bullen unter dem Galgen verbrannt wurde. Eine ausführliche Beschreibung dieser Scene von einem Studenten verfaßt ist noch handschriftlich vorhanden. Jetzt richtete König Wenzel auf dieselbe grausame Weise, wie er vorher die Pfaffen verfolgt hatte, seine slavische Czaren-Polizei gegen die Neuerer, und ließ sogar die Todesstrafe auf jede Verletzung oder Verhöhnung der kirchlichen Ordnung setzen; doch wurden weder Hieronymus und ein Herr von Waldstein, welche die Procession zum Galgen angestiftet hatten, noch auch Huß zur Verantwortung gezogen, obgleich der Letztere gleich nachher, als drei Studenten hingerichtet werden sollten, den Magistrat zur Nichtvollziehung dieser Strafe zu bewegen suchte und, als das Urtheil doch ausgeführt worden war, die Hingerichteten unter ungeheuerem Zulauf mit allen kirchlichen Ceremonien beerdigen ließ und ihnen in der Bethlehem-Kirche eine ehrende Leichenrede hielt. Von diesem Augenblick an bestand nicht nur zwischen seinen Anhängern, welche damals den Namen Hussiten zu führen begannen, und den Katholiken oder, wie man sich höflich auszudrücken pflegt, den Anhängern der kirchlichen Tradition eine offene Spaltung, sondern auch die Deutschen und die Czechen hegten seitdem einen verdoppelten Haß gegen einander. Huß und seine Freunde waren jetzt dahin gekommen, daß sie die Grundlagen der bestehenden und herrschenden Kirche, die Tradition, die Kirchenväter und die Concilien, nicht anerkannten, sondern sich blos auf die Bibel beriefen. Wir wollen nicht leugnen, daß dadurch ebenso in der Kirche Misverständniß und Verwirrung entstehen mußte, wie dies neuerdings durch die Bekanntmachung der „Menschenrechte" im Staate geschehen ist; in beiden Fällen waren aber diejenigen, welche aus dem Bestehenden Vortheil zogen, ganz allein schuld am Unglück, weil sie nicht zu rechter Zeit den Misbräuchen abhalfen. Sie zwangen dadurch das Volk, sich statt der seither Privilegirten andere Führer zu suchen, und diese mußten etwas ganz Neues gründen, um nicht, wenn die Bewegung des Volkes aufgehört habe, der alten Tyrannei anheim zu fallen.

Johann XXIII. verhängte schon im Juni den Kirchenbann über Huß, und Wenzel erlaubte die Bekanntmachung desselben. Da-

durch wurde bereits im Oktober ein Tumult in Prag veranlaßt, und es kam zu förmlichen Gefechten, weil die deutsche Obrigkeit Huß verfolgen und seine Kirche zerstören wollte, seine böhmischen Landsleute aber ihn in Schutz nahmen. Die Gährung stieg nachher unglaublich, besonders als der Erzbischof Albicus des Streites müde seine Stelle einem fanatischen Deutschen aus dem finstersten Winkel des Münsterlandes, dem Konrad von Vechta, überlassen hatte, und Huß aus der Stadt Prag verwiesen worden war. Vergebens suchte man durch Synoden und Unterhandlungen den Streit zu beendigen. Wenzel, der nach seiner Art immer despotisch dazwischen trat, richtete sich daher wieder gegen die rechtgläubigen Eiferer. Er verbannte die vier vornehmsten Professoren der katholischen Partei. Dies half aber auch nichts; denn die Verbannten wurden durch ihr Exil ebensowenig auf andere Gedanken gebracht, als Huß. Ueberdies vermehrte Wenzel selbst den Anhang des böhmischen Reformators, indem er damals verordnete, der Prager Magistrat oder das höchste Verwaltungs- und Gerichts-Collegium der Stadt, welches bisher mehrentheils aus Deutschen bestanden hatte, solle künftig nur zur Hälfte aus Deutschen zusammengesetzt sein. Die Verbannung der Häupter der Reformation und der Orthodoxie, sowie Wenzel's barbarische Justiz stellte freilich vorerst die Ruhe in der Hauptstadt wieder her; allein die Lehre, welche Huß und seine Schüler in Predigten und Schriften verkündeten, ward seit dieser Zeit nach und nach der Czechen Nationalreligion. Huß machte sich nämlich während seines Exils um die böhmische Sprache und Literatur ebenso verdient, wie ein Jahrhundert später Luther um die deutsche. Was der böhmische Reformator in dieser Hinsicht leistete, ist, da zu seiner Zeit die Buchdruckerkunst noch nicht erfunden war, der Nachwelt unbekannt geblieben, bis in unseren Tagen der Czechen Nationalgeist erwachte und böhmische Gelehrte die vergessenen Handschriften aufsuchten. Huß übersetzte zwar nicht, wie Luther, die Bibel nach dem Grundtext, er verbesserte aber doch die im vierzehnten Jahrhundert nach der Vulgata gemachte Übersetzung.

Während Huß (1413 bis 1414) sich im Bechiner Kreise, sowie sehr oft in Tabor aufhielt und durch mehr als fünfzehn in böhmischer Sprache und im kräftigsten Style geschriebene Bücher

seine Lehre verbreitete, reiste Hieronymus in Ungarn, in Polen und anderwärts umher, bis endlich Pabst Johann XXIII. und König Siegmund das längst ersehnte allgemeine Concilium beriefen. Dieses Concilium, welches gleich anfangs von Italiänern, Deutschen, Franzosen, Engländern, erst ganz zuletzt auch von Spaniern besucht wurde, trat im Oktober 1414 zu Constanz zusammen und ward am 5. November eröffnet. Gegenstand der Berathungen sollte nicht nur die Wiederherstellung der Einigkeit der Kirche und die Reformation derselben an Haupt und Gliedern sein, sondern auch die Beendigung des Streites über die von Johann Huß vertheidigten Wicliffe'schen Lehren, welcher in Böhmen Staat und Kirche zerrüttete. Die Reformation der Kirche ward besonders von der ganz rechtgläubigen französischen Geistlichkeit dringend gefordert. Zu diesem Zweck hatte der Rector der Pariser Universität, Nikolaus von Clémangis, eine ganz betrübte Schilderung des Zustandes der Kirche entworfen, und auch der Erzbischof von Cambray, Kardinal Peter von Ailly, drang, sobald er am 17. Nov. in Constanz angekommen war, mit Heftigkeit auf eine Kirchenreform. Der Kaiser Siegmund, welcher erst um Weihnachten eintraf, wünschte besonders, daß über die Sache des Huß und Hieronymus entschieden würde, da er seinem Bruder Wenzel in Böhmen nachfolgen sollte, und dieses Land durch den Streit der böhmischen Hussiten mit den deutschen Rechtgläubigen innerlich so zerrissen war, daß die Deutschen in Gefahr kamen, ganz unterdrückt zu werden. Pabst Johann war schon vor der Eröffnung des Conciliums in Constanz angekommen, und es schien anfangs, als wenn die ihm ergebenen italiänischen Bischöfe, die sich in großer Zahl eingefunden hatten, den Ausschlag geben würden; als aber nachher die Abstimmung nach Nationen statt nach Personen festgesetzt ward und auch Pabst Gregor XII. einen seiner Kardinäle nach Constanz gesendet hatte, gestaltete sich die Sache anders und Johann verlor den Muth gänzlich. Die Zahl der geistlichen und weltlichen Herren, welche in Constanz erschienen, vermehrte sich nach der Ankunft des Kaisers bis ins Unglaubliche. Weit und breit um die Stadt herum lagen die Ritter und das Gefolge der zum Concil gekommenen Herrschaften. Wie groß in einer Zeit, in welcher kein auch noch so kleiner Herr ohne zahlreiche Begleitung reiste, die Zahl dieses

Gefolges war, wird man, auch ohne sich auf die stets unsicheren Zahlenangaben der Chroniken einzulassen, aus dem Folgenden schließen können. Es waren außer Siegmund und den beiden Päbsten dreißig Kardinäle, vier Patriarchen, dreiunddreißig Erzbischöfe, hundertfünfzig Bischöfe, viele hundert andere Prälaten und Doctoren, sowie vier Kurfürsten, vierundzwanzig Herzöge und Fürsten, achtundsiebenzig Grafen und sechshundertsechsundsiebenzig Barone und Adelige aus allen Ländern erschienen. Wenn man dazu noch die Abgeordneten der Städte, Corporationen, Stifter und Klöster rechnet, so wird man gern glauben, daß die Zahl der Fremden in und um Constanz mehr als fünfzigtausend betrug.

Zuerst wäre im Concilium eigentlich die Frage zu entscheiden gewesen, welcher von den drei Päbsten Benedict XIII. (IX.), Gregor XII. und Johann XXIII. als Haupt der Kirche anerkannt werden solle, oder ob alle drei ihrer Würde entsagen müßten. Allein Johann XXIII., welcher das Concilium eröffnete und den Vorsitz hatte, setzte, unterstützt von der Wuth der deutschen Theologen gegen die böhmischen Ketzer und der englischen gegen die Wicliffiten, den Beschluß durch, daß der Streit der Böhmen über die Rechtgläubigkeit ihres Nationaltheologen zuerst vorgenommen werden solle. Huß war, weil auch er sich zu rechtfertigen wünschte, schon im Sommer 1414 nach Prag zurückgekehrt, und König Siegmund hatte ihm gleich darauf vorschlagen lassen, daß er sich zur Schlichtung des Streites und zur Herstellung des guten Rufes der Böhmen (so lauten die Worte des Czechen, welcher dies erzählt) nach Constanz begebe; zu diesem Zwecke bot ihm Siegmund seinen Schutz und sein sicheres Geleit an. Huß entschloß sich zur Reise nach Constanz; ehe er sich aber zu derselben anschickte, trat er (Ende August) vor einem in Prag zusammengekommenen National-Concilium auf. Als er sich hier aussprach, wagte nicht einmal der Erzbischof Konrad, obgleich er von Vechta war oder vielleicht gerade weil er daher war, ihn der Ketzerei zu beschuldigen. Der Erzbischof erklärte, nicht er, sondern der Pabst habe Beschwerden über Huß. Dieser meldete Konrad's Erklärung am 1. September dem Könige Siegmund, und ersuchte ihn, dafür zu sorgen, daß er mit Sicherheit nach Constanz gelangen und dort dem Pabste Rede stehen könne. Huß genoß damals nicht allein der Gunst des

Königs Wenzel, der Gemahlin desselben, der Gemeinde seiner Kirche Bethlehem und aller Großen des Reiches, sondern man steuerte auch reichlich bei, als er die Kosten seiner Reise und seines Processes selbst übernahm und dagegen die ganze böhmische Hierarchie Summen herschoß, damit der Bischof von Leitomysl, der ihn verklagen sollte, in den Stand gesetzt werde, ein Urtheil gegen ihn auszuwirken. Drei angesehene Landherren der ersten Häuser Böhmens, Johann von Chlum genannt Kepka, Heinrich von Chlum auf Latzenbock, gewöhnlich Latzenbock genannt, und Wenzel von Duba, begleiteten ihn als Schützer und Bürgen. Mit diesen Herren reiste Huß bis nach Nürnberg. Von hier begab sich Wenzel von Duba an den Rhein zu Siegmund, um den Geleitsbrief in Empfang zu nehmen, während Johann von Chlum mit Huß gerades Weges nach Constanz reiste, wo Beide am 3. November ankamen. Erst am 5. November brachte Wenzel von Duba Siegmund's Geleitsbrief, der in der gewöhnlichen Form abgefaßt war. Wenzel traf nämlich mit Huß und seinem Begleiter in Constanz, nicht, wie man gewöhnlich sagt, noch in Nürnberg zusammen. (Die näheren Umstände von Hussens Geschichte sind gegenwärtig besser als früher bekannt, weil die Böhmen die Originalbriefe ihres Reformators, von welchen man vorher nur eine lateinische Übersetzung hatte, hervorgezogen und die groben Versehen des Übersetzers berichtigt haben.)

Schon am 28. November nahmen, trotz aller Gegenvorstellungen des Herrn von Chlum (denn Wenzel von Duba war wieder zu Siegmund gereist), die Bischöfe von Augsburg und Trient, der Bürgermeister von Constanz und Herr Hans von Baden den unglücklichen Huß ohne Rücksicht auf den Geleitsbrief in Verhaft. Pabst Johann, welchem der Herr von Chlum in Gegenwart der Kardinäle wüthende Vorwürfe machte und mit dem Zorn seiner Nation drohte, suchte sich aus der Sache zu ziehen und sagte: „Ihr wißt ja, wie ich mit den Kardinälen stehe, diese haben mir den Gefangenen aufgedrungen, ich mußte ihn nehmen!" Gleich nachher, nicht, wie man gewöhnlich sagt, erst am 3. Januar 1415, ward Huß in das außerhalb der Stadt gelegene Dominikanerkloster gebracht und dort in einen finsteren, neben einer Kloake befindlichen Kerker geworfen. Mit seiner Verhaftung war eigentlich die

ganze Geschichte schon beendigt und die böhmische Nation mit der deutschen und ihrem Könige tödtlich entzweit; wir werden daher den Bericht über die weitere Verfolgung Hussens durch das Concilium nur summarisch geben. Siegmund und sein Bruder Wenzel stellten sich zwar um der Böhmen willen heftig erbittert über die Verhaftung des böhmischen Reformators; die Beschützer desselben hatten aber die ganze Hierarchie gegen sich, und Siegmund half sich damit, daß er vorgab, Huß sei in des Pabstes Gewalt. Daher traf auch die vom Pabst ernannte Untersuchungs-Commission, welche aus dem Patriarchen Johann von Constantinopel und den Bischöfen von Lebus und Citta di Castello bestand, ohne Rücksicht auf Siegmund's Vorstellungen und Beschwerden, vom 6. December bis Mitte Januar, die Einleitung zu dem Processe gegen Huß. Was die dem Verhafteten vorgeworfenen Ketzereien angeht, so bestanden sie in folgenden von ihm vorgetragenen Lehren: 1) Hierarchie und Pabstthum sind der christlichen Lehre fremd; 2) die Seelenmessen sind ein Misbrauch; 3) das Fegefeuer ist eine Fabel; 4) das Einsegnen des Wassers, der Lichter u. s. w. ist unchristlich; 5) die Predigt muß frei sein; 6) Bettelmönche sind schädlich; 7) die Priesterweihe und die letzte Ölung sind keine Sacramente; 8) die Ohrenbeichte ist Thorheit; 9) Kirchen und Klöster zu bauen ist kein Verdienst; 10) der Heiligen Fürbitte anzurufen ist sündlich; 11) Chorsingen und Fasten ist kein Gottesdienst; 12) nur allein der Sonntag ist ein Feiertag; 13) Zehnten sind bloße Almosen, keine Pflicht. Alles dies hatte Huß gleich von seinem ersten Auftreten an gelehrt; dagegen ward die Lehre, daß beim Abendmahl den Laien auch der Genuß des Kelches gereicht werden müsse, erst während seiner Haft, und zwar nicht von ihm, sondern von seinem Landsmann Jakob von Mies oder, wie er gewöhnlich genannt wird, Jakobellus in Böhmen zur Sprache gebracht und anfangs weder von Huß, noch von einem großen Theile seiner Anhänger als Hauptforderung geltend gemacht.

Der Proceß ward durch einen zwischen Johann XXIII. und dem Concilium entstandenen Streit, dessen unten ausführlich gedacht werden wird, sehr verzögert. Während dessen wurde Huß von den Dominikanern gelinder behandelt; denn er durfte nicht nur Besuche annehmen, sondern auch Briefe nach Böhmen senden, und

als der Streit über des Jakobellus Lehre eine Spaltung unter seinen Anhängern hervorbrachte, schrieb er sogar aus dem Gefängniß zu Gunsten des Jakobellus an die strengen Hussiten. Im März erhielt Siegmund durch den Fortgang des Streites zwischen dem Concilium und dem Pabst Gelegenheit, den Verhafteten zu retten und sein schriftlich gegebenes Versprechen des Schutzes zu halten; unglücklicher Weise benutzte er aber diese Gelegenheit nicht. Der Pabst hielt nämlich, als er durch die Prälaten mit der Absetzung bedroht ward, für das Beste, heimlich zu entfliehen und das Concilium sich selbst zu überlassen. Dies führte er am 20. März aus, und seine Diener, welche ebenfalls entflohen, übergaben am 24. dem Könige die Schlüssel zu Hussens Gefängniß. Siegmund hätte jetzt den Verhafteten frei lassen und so die wegen seiner Schwäche und Feigheit erbitterten Böhmen wieder mit sich aussöhnen können; statt dessen überlieferte er aber den Gefangenen an den Bischof von Constanz, der ihn auf sein Schloß Gottleben bringen und dort grausam fesseln ließ.

Zu derselben Zeit, als dies geschah, lieferte sich auch Hieronymus in die Gewalt der Inquisitions-Commission des Conciliums. Die Anhänglichkeit an seinen Freund Huß hatte ihn zur Reise nach Constanz bewogen, obgleich er von diesem durch Briefe dringend beschworen worden war, Böhmen nicht zu verlassen. Er traf am 4. April 1415 in Constanz ein, gab sich aber nicht zu erkennen, sondern machte nur durch öffentliche Anschläge bekannt, daß er sich stellen werde, wenn das Concilium ihm einen Geleitsbrief ertheile. Diesen stellte das Concilium am 17. April aus, man gebrauchte jedoch dabei den hinterlistigen Ausdruck, das Concilium wolle ihn für Gewalt, aber nicht für Recht schützen. Was dies heiße, ward gleich am folgenden Tage kund; denn das Concilium erließ eine öffentliche Vorladung gegen Hieronymus, so daß derselbe rathsam fand, sich nicht zu stellen, sondern nach Böhmen zurückzueilen. Er ward auf dieser Flucht am 25. April zu Hirschau in der Oberpfalz, ganz nahe an der Grenze seines Vaterlandes, von einem Pfaffen erkannt, verhaftet, zum Pfalzgrafen Johann von Sulzbach gebracht und von demselben am 23. Mai dem Concilium ausgeliefert, und zwar in schweren Ketten. Dies geschah trotz der heftigen Nationalbewegung, welche

in ganz Böhmen und Mähren sich kundgegeben hatte, trotz der Vorstellungen des in Prag und in Brünn zusammengetretenen Adels beider Länder und trotz des dringenden Gesuches der in Constanz anwesenden böhmischen und polnischen Herren, welche am 13. Mai im Minoriten-Kloster eine Zusammenkunft gehalten hatten. Da die geistlichen Väter längst beschlossen hatten, die beiden Gefangenen dem Vortheile der Kirche zu opfern, da sogar, wie die böhmischen Herren nachher erfuhren, das Urtheil schon fertig war, ehe Huß am 5. Juni öffentlich verhört wurde, so war alles Folgende nur eine leere Form. Huß ward von den in Constanz versammelten Hierarchen ebenso der Hierarchie wegen gerichtlich gemordet, wie Ludwig XVI. von den im Convent versammelten Republikanern der Freiheit wegen. In der That ist die öffentliche Gerichtsverhandlung gegen Huß in den Tagen vom 5. bis zum 8. Juni ganz dem Proceß des unglücklichen Königs von Frankreich gleich, nur benahmen sich die Convents-Mitglieder beim ersten Verhör des Königs doch etwas anständiger, als die heiligen Väter am 5. Juni. Ihr Toben, Schreien und Schimpfen war so arg, daß Siegmund vor dem zweiten Verhör drohen ließ, er werde jeden, welcher wieder schimpfe und schreie, hinauswerfen lassen. Am Ende gab der Kardinal von Cambray, welcher vor allen Anderen gegen Huß eiferte, weil dieser die Kirche radikal, der Kardinal aber nur oberflächlich verbessert haben wollte, die Erklärung, er habe, unterstützt von sechszig Doctoren, im Namen des Conciliums die Entscheidung über Huß dahin abgefaßt: daß dieser seinen Irrthum demüthig erkenne, daß er schwöre, die vom Concilium verworfenen Sätze in seinen Büchern ferner nicht mehr zu behaupten, daß er dieselben öffentlich widerrufe, und daß er, was ganz unsinnig war, sich verpflichte, das Gegentheil von dem in jenen Sätzen Ausgesprochenen zu behaupten und zu verkündigen. Die Sache endigte damit, daß man dem Angeklagten eine Abschwörungsformel vorzulegen beschloß. Die geistlichen Herren wurden aber dreister, als sich Siegmund am Schlusse der Sitzung fanatisch für sie und nicht blos gegen Huß, sondern auch gegen Hieronymus aussprach. Diese vertrauliche Unterhaltung Siegmund's mit den Pfaffen, in welcher er dieselben ermunterte, der beiden Ketzer ja nicht zu schonen, ward von einigen Böhmen

gehorcht; sie wurde von denselben nach Hause gemeldet, und veranlaßte unter den Czechen einen solchen Widerwillen gegen Siegmund und sein Geschlecht, daß nachher weder er, noch seine Tochter und sein Schwiegersohn je zum ruhigen Besitz von Böhmen gelangen konnten. Siegmund hatte unter Anderem gesagt: „Von den vielen Artikeln, zu denen sich Huß in seiner Gegenwart bekannt habe, reiche jeder einzelne zu dessen Verurtheilung hin; die Väter möchten ihn daher, wenn er nicht abschwören wolle, verbrennen lassen oder nach ihren Gesetzen auf irgend eine andere Weise mit ihm verfahren. Jedoch sollten sie ihm, selbst wenn er widerrufe, ebenso wenig trauen, als er (Siegmund) dies thun würde; denn wenn Huß nach Böhmen zurückkehre, würde er noch größeres Unheil anstiften, als vorher." Der Kaiser schloß mit den Worten: „Und macht ja, daß ihr auch mit seinem Schüler bald fertig werdet! — Wie heißt er doch? — Hieronymus. — Nun, der wird euch keine Schwierigkeiten bereiten; ist erst dem Meister sein Recht widerfahren, so wird man mit dem Schüler wohl in einem Tage fertig werden." Diese Rede hörten Peter von Wladowic und die Herren von Chlum und von Duba, welche auf Siegmund wartend an der Thür standen.

Wenn auf solche Weise der Erbe des böhmischen Reiches den würdigen Mann, dem er selbst einen Geleitsbrief gegeben hatte, seinen erklärten Feinden preisgab, so traf dagegen zu Hussens Gunsten am 12. Juni ein Brief ein, an welchem zweihundertundfünfzig Siegel böhmischer und mährischer Herren hingen. Das Concilium versuchte nachher, obgleich es am 15. Juni auch die von Jakobellus eingeführte Communion in beiderlei Gestalt verbot, alles Mögliche, um Huß zu bewegen, daß er die auf Befehl der versammelten Kirchenväter abgefaßte Formel, nach welcher er seine für irrig erklärten Lehrsätze widerrufen und abschwören sollte, unterschreibe. Dies verweigerte er am 1. Juli schriftlich. Am 5. ward vergebens der Herr von Chlum zu ihm gelassen, um ihn zu beschwören, daß er die Gefahr von seinem theuern Haupt abwende; er blieb standhaft. Es überlieferten ihn daher die Pfaffen schon am folgenden Tage mit gleisnerischen religiösen Feierlichkeiten dem weltlichen Arm. Der Schluß der erbaulichen Quälerei des armen Mannes, den man mit allerlei gräßlichen geistlichen Ceremonien

peinigte, war des Anfanges ganz würdig. Nachdem man ihm eine papierne Mütze aufgesetzt hatte, auf welche ein an seiner Seele zerrender Teufel gemalt war, entließen ihn der Erzbischof von Mainz und sechs andere Bischöfe, die das Amt geistlicher Henkersknechte übernommen hatten, gar erbaulich mit folgenden Worten aus der kirchlichen Gewalt: „Die Kirche hat nun nichts mehr mit dir zu schaffen, sie übergibt deinen Leib dem weltlichen Arm, deine Seele dem Teufel.“ Siegmund spielte hierauf die Rolle eines Urtheilvollstreckers der Pfaffheit, sowie Ludwig von der Pfalz die des Scharfrichters derselben; die Mitglieder des Constanzer Stadtmagistrats aber dienten den Pfaffen als Büttel. Huß und mit ihm seine Bücher wurden am 6. Juli 1415 verbrannt. Die Art, wie er die Mishandlungen ertrug, seine Andacht, Geduld und Ergebung in sein Schicksal, die Ruhe und Fassung, welche er bis zum letzten Augenblicke bewies, beschämten seine Verfolger und schadeten der Art von Kirche, die man durch seine Aufopferung hatte retten wollen, weit mehr, als alle bisherigen Ketzereien ihr geschadet hatten. Nichtsdestoweniger verfuhren die heiligen Väter nachher mit Hieronymus auf gleiche Weise; nur daß sie, weil dieser keinen Geleitsbrief vom römischen Könige gehabt hatte und von den Böhmen nicht als Weiser und Heiliger verehrt ward, weniger Umstände mit ihm machten.

Hieronymus war gleich anfangs in einen schrecklichen Kerker geworfen und durch Fesseln so gequält worden, daß man, um ihn nur am Leben zu erhalten, schon nach wenigen Wochen sich entschließen mußte, etwas gelinder mit ihm zu verfahren, obgleich die Erbitterung gegen ihn noch größer war, als gegen Huß, weil die Pariser, Kölner und Heidelberger Theologen, deren Vorlesungen er ehemals besucht hatte, ihn wieder erkannten und ausriefen: dieser Mann sei von jeher zu jeder Heterodoxie geneigt gewesen. Auch Hieronymus schrieb an seine Freunde in Böhmen eine Anzahl Briefe in böhmischer Sprache, welche erst in unseren Tagen hervorgesucht und bekannt gemacht worden sind. Aus diesen Briefen scheint hervorzugehen, daß er anfangs, durch seines älteren Freundes Schicksal geschreckt, dem Zureden des Kardinals Zabarella und anderer milder denkenden gelehrten Männer Gehör gab, und daß er sogar aufrichtig war, als er am 10. September

1415 versprach, den Lehren Wicliffe's und Hussens nicht ferner den Vorzug vor der herrschenden Kirchenlehre zu geben. Er leistete sechs Tage später diesen Widerruf feierlich in Gegenwart der vier Nationen, nach welchen das Concil abzustimmen pflegte. Damit waren aber seine Feinde, besonders die böhmischen Theologen der Gegenpartei, welche auch Huß angeklagt hatten, nicht zufrieden; sie bewirkten, daß man Hieronymus, obgleich er auch nachher noch seine Reue und seinen Wunsch, sich dem Concilium unbedingt zu fügen, kundgegeben hatte, doch nicht freiließ, sondern einen zweiten Proceß gegen ihn einleitete. Zu Untersuchungsrichtern dieses neuen Processes wurden am 24. Februar 1416 der Patriarch Johann von Constantinopel und der Doctor Niklas von Dinkelsbühl ernannt. Dieses Verfahren war um so gehässiger, als Hieronymus nichts geschrieben hat, sondern man seine Irrlehren aus ihm herausfragen oder durch Zeugen vortragen lassen mußte, welche dann sowohl dasjenige bezeugten, was sie gehört, als was sie nie gehört hatten. Nachdem die Untersuchungsrichter endlich eine Anzahl neuer Beschuldigungen zusammengebracht hatten, ward Hieronymus vom 23. Mai an drei Tage lang vor das Concilium gestellt, um gerichtet zu werden. Er wies bei dieser Gelegenheit mit bewunderungswürdiger Gelehrsamkeit, Beredsamkeit und Fassung öffentlich das Ungereimte und Ungerechte aller ihm gemachten Beschuldigungen nach, und beim Schlusse der Gerichtsverhandlung am 26. wurden selbst seine Feinde durch seine Worte und Gründe tief gerührt. Sie ließen sich aber von ihrem Vorhaben nicht abbringen. Man beschwor ihn — da doch das Concilium, durch welches der heilige Geist redete und handelte, nicht Unrecht behalten durfte — er möge sich noch einmal durch Widerruf reinigen oder wegen seiner Irrthümer um Verzeihung bitten. Hieronymus hatte jedoch bereits seine frühere Schwäche bereut, und überraschte das Concilium durch die Erklärung: er erkenne weder in seinen eigenen Behauptungen einen Irrthum, noch werde er sich zum Widerruf fremder falscher Meinungen verstehen, und er sei so weit entfernt, Huß zu tadeln, daß er ihn vielmehr für einen guten, gerechten und heiligen Mann erkläre, der den Tod, zu welchem man ihn verdammt, keineswegs verdient habe; er erkenne es jetzt als seine größte Sünde, daß er Huß aus Todesfurcht verleugnet habe, und sei bereit, jede pein-

liche Strafe muthig zu erdulden und seinen Feinden zu weichen. Ungeachtet dieser Erklärung führte man ihn nicht, wie Huß, sogleich zum Tode, sondern es wurden ihm noch einige Tage Bedenkzeit gewährt; er wankte aber bis zum 30. Mai, wo er hingerichtet wurde, nicht mehr, er erhielt vielmehr seine ganze jugendliche Heiterkeit wieder, sah bei seiner Hinrichtung scherzend einem frommen Bauern zu, welcher aus Glaubenseifer Holz zum Scheiterhaufen herbeitrug, und starb betend und fromme Lieder singend in den Flammen.

Zwei zugleich als glückliche Nachahmer der altrömischen Beredsamkeit und als Kenner des Geschmacks, der Philosophie und der Dichtkunst des alten Griechenlands in jener Zeit berühmte Männer, ein Kardinal und ein Pabst, haben die Tugend der beiden böhmischen Märtyrer und ihren Märtyrer-Tod in einem Style und einer Manier gepriesen, welche der besten Schriftsteller des Alterthums würdig sind. Diese Männer sind Johann Franz Poggio Bracciolini, welcher zuerst päbstlicher Secretär und nachher florentinischer Kanzler war, und Aeneas Sylvius Piccolomini, welcher später unter dem Namen Pius II. Pabst geworden ist. Der Erste saß als Kardinal unter den Richtern des Hieronymus und bezeugt, daß hauptsächlich die Pariser Theologen es waren, welche die Ermordung desselben betrieben. Er schrieb eine glänzende Darstellung der letzten Schicksale des böhmischen Märtyrers, und diese in Form eines Briefes abgefaßte Darstellung hat Aeneas Sylvius in seine zierliche Übersicht der böhmischen Geschichte aufgenommen. „Hieronymus, sagt der Kardinal, zeigte sich als einen muthigen, unerschütterten Mann, der den Tod nicht allein nicht fürchtete, sondern sogar suchte, so daß man ihn einen zweiten Cato nennen darf. Wie sehr bewundere ich den Mann, der eines ewigen Andenkens werth ist! Ich billige freilich nicht, daß er viele Einrichtungen der Kirche tadelte; allein ich bewundere seine umfassende Gelehrsamkeit, sein tiefes Denken, seine Beredsamkeit, seine Milde im Vortrag, seinen Scharfsinn im Antworten.“ Freilich setzt der Kardinal, welcher diesen Brief vor dem 30. Mai schrieb, die Worte hinzu: „Aber ich besorge, daß alle diese Vorzüge ihm von der Natur (wie sich der Kardinal auf heidnisch zierliche Weise ausdrückt) zu seinem Verderben gewährt sind.“

Die Folge der beiden Hinrichtungen war ein völliger Bruch zwischen den Böhmen und dem Concilium, welches, von den Parisern angespornt, sogar viele böhmische Herren citirte und verdammte, und mit der Prager Universität einen Krieg auf Leben und Tod begann. Dabei hielt es Wenzel mit seinen Böhmen, Siegmund mit den Deutschen. Man erzählt, daß Johann von Trocznow, ein alter, finsterer Kriegsmann, der mit Ruhm in Polen gedient hatte und später unter dem Namen Zizka (Tzizka) seine Schaaren gegen Deutsche und Pfaffen kanibalisch wüthen ließ, im Schloßhof von Prag mit Wenzel sehr betrübt über das Schicksal der beiden Märtyrer geredet habe, von welchen Johann Huß nach der Vertreibung aus Prag lange seine Gastfreundschaft genossen hatte, und daß Wenzel ihm erwidert habe: „Mein lieber Hans, weder du noch ich können die Beschimpfung rächen; wenn sich aber einmal Gelegenheit dazu zeigt, so nimm sie wahr!“ Vierhundert zwei und fünfzig edle böhmische Herren, unter ihnen der Statthalter von Mähren, hatten bald nach Hussens Hinrichtung, am 2. September 1415, einen Brief voller Vorwürfe an das Concilium geschrieben, in welchem sie sich für beleidigt erklärten und den geistlichen Herren mit der Faust drohten. Diese hatten ebenfalls drohend erwidert; sie hatten am 24 Februar 1416 jene Herren vor das Gericht des Concils geladen und dieselben, als sie nicht erschienen, für Ketzer erklärt. Auch Siegmund, welcher eben so schwach als sein Bruder Wenzel, dabei aber ganz vom Concilium abhängig war, erließ drohende Schreiben an die Prager und an die Mähren, deren Statthalter jenen Brief mit unterschrieben hatte. Die Böhmen rächten sich zuerst durch ein Schreiben, welches sechzig Landherren und sehr viele Ritter auf einem Reichstage erließen, und dann durch die öffentliche Anerkennung der von Jakobellus aufgestellten, vom Concilium aber verdammten Lehre vom Kelch beim Abendmahl. Sogar die Prager Universität nahm Partei gegen das Concilium, sie erklärte im März 1417, daß die von Jakobellus vertheidigte Art der Austheilung des Abendmahls einzig und allein der Einsetzung desselben entspreche, und der Genuß des Kelches beim Abendmahl ward hierauf in ganz Böhmen eingeführt. Das Concilium erklärte dies 1418 für ketzerischen Trotz, und schreckte Wenzel so sehr, daß er sich plötzlich ganz anders aus-

sprach als vorher; es schickte einen Ketzerrichter, den Kardinal Johann Dominici, nach Böhmen und drohte mit einem Kreuzzuge. Der Ketzerrichter konnte jedoch nichts ausrichten; denn die Böhmen waren im Aufstande, und Herren und Ritter rüsteten sich, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Nikolaus von Hussinecz, der Grundherr des Ortes, in welchem Huß geboren war, erlaubte allen denen, die aus Wicliffe's Schriften Gift sogen und eine Art religiösen Communismus lehrten, sich auf seinen Gütern zu sammeln. Tausende von tobenden Schwärmern erhoben sich, und verwarfen gleich anfangs, wie später die Taboriten, jeden äußeren Cultus und jede positive Formel der Lehre gänzlich, was Huß, wenn er am Leben geblieben wäre, gehindert haben würde. Gleich nachher trafen über vierzig Familien der alten Waldenser, welche eine ähnliche Lehre hatten wie die böhmischen Schwärmer (s. Th. VII S. 252 f.) und unter dem Namen der Picarden noch immer verfolgt wurden, aus dem südlichen Frankreich in Böhmen ein.

4. Das Constanzer Concilium in Hinsicht auf den Streit der Päbste und auf die Reform der Kirche.

Dieselben gelehrten und, wie man zu sagen pflegt, frommen französischen Theologen, durch welche die Böhmen zum Abfall von der Kirche getrieben wurden, begannen auch mit den beiden Päbsten Johann XXIII. und Benedict XIII. einen Kampf auf Leben und Tod, weil diese sich nicht so nachgiebig gegen das Concilium zeigten, als der dritte, Gregor XII. Von den beiden Ersteren war Johann XXIII. ein Mann, der sich schon als Kardinal Balthasar Cossa durch seinen italiänischen Cynismus und seine schändliche Lebensweise aller Welt, selbst dem König Siegmund, verächtlich gemacht hatte, und dessen Ungezogenheit, Liederlichkeit und pöbelhafte Ausdrucksweise in der Constanzer wie in anderen gleichzeitigen Chroniken durch Bilder und durch seine eigenen Worte dargethan werden. Er hatte zwar das Constanzer Concilium berufen, diesen Schritt aber bereits vor seiner Ankunft in Constanz wieder bereut. Er hatte sich daher auch schon auf der Reise zum Concilium für den Nothfall einen Zufluchtsort und einen Schützer zu verschaffen gesucht und diesen in dem Herzog von Tyrol, Friedrich mit der leeren Tasche, zu finden geglaubt. Fried-

rich beherrschte, wie bereits bemerkt worden ist, außer Tyrol auch die damals noch sehr ansehnlichen habsburgischen Besitzungen in der Schweiz, in Schwaben und im Elsaß. Er war ebenso ausschweifend wie der Pabst Johann, und ebenso leichtsinnig, verschwenderisch und verschuldet wie König Siegmund. Mit dem Letzteren hatte er nie gut gestanden und er war mit ihm völlig zerfallen, als beide Fürsten trinkend, tanzend, Mädchen und Weiber gewaltsam beunruhigend durch Tyrol reisten. Er ließ sich daher vom Pabste gewinnen, sobald dieser zuerst in Treviso und dann in Meran mit ihm zusammengekommen war. Johann ernannte ihn zum Schutzherrn oder Bannerträger (Gonfaloniere) der Kirche, und versprach ihm die damals bedeutende Besoldung von 6000 Dukaten, welche er jedoch gleich anfangs nimmer zu bezahlen gedachte; dafür sollte Friedrich den Pabst nicht nur mit fünfhundert Reisigen nach Constanz geleiten, sondern auch, im Fall jener rathsam fände, sich dem Concilium zu entziehen, ihn schützen und an einen sicheren Ort bringen. Auch Bernhard von Baden ward im Oktober durch ein Geschenk von 10,000 Gulden für Johann gewonnen. So lange nur italiänische und deutsche Bischöfe sich eingefunden hatten, war Johann mit dem Concilium ziemlich zufrieden. Als aber nachher französische und englische Bischöfe eintrafen, als eine Abstimmung nach den vier Nationen statt nach Köpfen beschlossen und folglich die zahlreichen Italiäner auf den vierten Theil der Stimmen beschränkt wurden, gerieth Johann in Besorgniß.

Von den beiden anderen Päbsten war der eine, Benedict XIII, schon vom größten Theile seiner Anhänger verlassen worden, der andere, Gregor XII., hatte sich bereit erklärt, die Pabstwürde niederzulegen. Als daher Johann durch seinen Lebenswandel solchen Anstoß gab, daß eine aus vierundfünfzig Artikeln bestehende Anklage gegen ihn beim Concilium eingereicht wurde, drangen seine eigenen Kardinäle unaufhörlich in ihn, daß auch er seiner Würde entsagen möge. Johann stellte sich wirklich, als wenn er dies thun wolle, und übergab auch am 16. Februar 1415 dem Concilium eine dahin lautende Erklärung; es war ihm aber keineswegs ernst damit. Dies entging den Prälaten, mit welchen er zu thun hatte, um so weniger, als die gedachte Erklärung in sehr unbestimmten Aus-

drücken gehalten war; man ließ ihm daher keine Ruhe, bis er endlich am 1 März ohne alle Clauseln das Versprechen gab, daß er, wenn Gregor XII. und Benedict XIII. abträten oder durch den Tod abgerufen würden, ebenfalls seine Würde niederlegen wolle. Aber auch diese Erklärung war nicht aufrichtig, und es ging bald nachher aus Johann's Verhalten deutlich hervor, daß er mit dem Gedanken umgehe, aus Constanz zu entfliehen. König Siegmund machte ihn warnend darauf aufmerksam, daß in diesem Falle das Concilium ihn vor Gericht stellen werde; Johann verließ sich aber auf Friedrich von Tyrol. Dieser veranstaltete, um ihm zur Flucht zu verhelfen, am 20. März vor den Thoren von Constanz ein glänzendes Turnier. Die ganze Stadt strömte hinaus, und der Pabst, den man darüber aus den Augen ließ, benutzte die Gelegenheit, um in der Kleidung eines gemeinen Reisigen nach Schaffhausen, welches damals dem Herzog Friedrich gehörte, zu entfliehen. Ganz Constanz gerieth über die Flucht des Pabstes in Bestürzung; man hielt das Concilium für aufgehoben, man fürchtete Überfall und Plünderung, die Läden wurden geschlossen, und Siegmund mußte selbst durch die Straßen reiten und laut verkündigen lassen, daß diesmal die geistliche und die weltliche Macht Europa's gegen den Pabst verbunden wären, und daß Friedrich von Tyrol zur Rechenschaft werde gezogen werden. Das Concilium war um so mehr erbittert, als Johann vorher eine ganz klare Abdankungsurkunde, die ihm vorgelegt worden war, unterschrieben hatte; der König und die geistlichen Herren beschuldigten daher auch den Herzog von Tyrol, daß er dem Pabste zu Gefallen der ganzen Christenheit Trotz bieten wolle. Sogleich wurden gegen Beide, den Pabst und den Herzog, entscheidende Maßregeln ergriffen. In Betreff des Ersteren gaben die versammelten Väter, welche ihre Verhandlungen unter dem Vorsitze eines Kardinals fortsetzten, nicht allein die Erklärung, daß das Concilium über dem Pabste stehe, sondern sie ließen auch Johann's Placate abreißen und einen Absetzungs-Proceß gegen ihn einleiten. Den Herzog Friedrich aber beraubte man seiner Herrschaften und Güter. Friedrich ward nämlich vom Concilium vorgeladen und, als er nicht erschien, mit einer unerhört schnellen, keine Frist und keine gerichtliche Form achtenden Eile zugleich in den Kirchenbann und in die Reichsacht

gethan, oder mit anderen Worten, das Concilium gab im Namen Gottes und König Siegmund als Verwalter des göttlichen Rechtes in weltlichen Dingen das Erbe der Habsburger einem jeden preis, der sich gegen Friedrich gebrauchen ließ. Dies ward natürlich in jener Zeit des Raubens und Befehdens von allen Seiten her benutzt: in wenigen Tagen schon hatten vierhundert Städte dem Herzog Fehdebriefe zugeschickt. Die wegen ihrer Einfachheit, Biederkeit und Geradheit gerühmten Schweizer waren unter den Ersten, welche sich mit dem Raube ihres Bundesgenossen bereicherten. Sie hatten erst vor drei Jahren einen fünfzigjährigen Frieden mit den Habsburgern heilig und theuer beschworen; sie behaupteten aber jetzt, sie hätten dabei Kaiser und Reich, von denen sie doch sonst nichts mehr wissen wollten, ausgenommen. Siegmund versprach ihnen den ewigen Lehenbesitz der Länder, welche sie dem Herzog entreißen würden, und sie nahmen dies freudig an. Überhaupt war der deutsche König sehr freigebig mit dem fremden Gut. Er befreite die vier Waldstädte, sowie Zug und Glarus von allen Verpflichtungen gegen das Haus Östreich, und schenkte ihnen alles, was die Habsburger an sie verpfändet hatten. Bern's Aristokratie bemächtigte sich des Aargau, und die Berner Patricier herrschten seitdem in den Städten Zofingen, Aarburg, Aarau, Bruck und Lenzburg, sie eroberten und besetzten die Schlösser Wüken, Wartburg, Rund, Hallwyl, Troßburg, Liebeck und Bruneck; auch das alte Habsburg, das Stammschloß von Friedrich's Ahnen, liegt seit jener Zeit in Trümmern. Die Züricher nahmen Mellingen und Bremgarten, die Lucerner Sursee und die Ämter Reichensee, Maienberg und Vilmeringen. Dies Alles geschah innerhalb acht Tagen; es hätte freilich nicht in so kurzer Zeit geschehen können, wenn Friedrich eine Wurzel im Lande gehabt oder für seine Burgen früher die geringste Sorge getragen hätte. Als die Schweizer im Mai hörten, daß Friedrich mit Siegmund unterhandle, eilten sie auch noch die Stadt Baden und das Schloß Stein, in welchem alle habsburgischen Urkunden verwahrt wurden, zu besetzen. Ehre machte es den Bergbauern von Uri, daß sie allein aus Friedrich's Unglück keinen Vortheil ziehen wollten. Friedrich söhnte sich bald nachher durch Vermittelung seines Vetters, des Herzogs Ludwig von Baiern, mit Siegmund aus. Er mußte in Constanz, wohin

er im Mai 1415 zurückkehrte, den König flehentlich um Gnade bitten, und ihm Land und Leute, Burgen und Städte übergeben, bis er ihm Genüge geleistet haben würde. Siegmund, stets um Geld verlegen, benutzte Friedrich's Demüthigung zu niedrigem Erwerb. Er nahm die ihm durch eine Urkunde oder, wie man sich ausdrückte, durch einen Brief Friedrich's einstweilen zum Besitz überlassenen deutschen Städte angeblich wieder an das Reich, in Wirklichkeit aber verkaufte er denselben die bürgerliche Freiheit, die ihnen von jeher gebührte: Breisach, Diessenhofen, Neuburg, Radolfzell und Schaffhausen zahlten dem Könige die Pfandsumme, für welche das Reich sie einst an Östreich verpfändet hatte, und wurden wieder reichsfrei. Das Aargau erhielten die Berner für viertausend Gulden, Thurgau ward für viertausendfünfhundert Gulden den Zürichern als ein nur mit ihrer Bewilligung einlösbares Pfand überlassen, wenn sie nachher noch sechstausend Gulden zahlten. Im Elsaß eignete sich der Kurfürst von der Pfalz, welcher als Reichsrichter dort die Execution zu vollziehen hatte, fremdes Gut an. Von allen Unterthanen Friedrich's blieben nur die Tyroler ihm treu. Sie ließen sich weder durch den König noch durch das Concilium irre machen, und wollten von Siegmund's Besitznahme nichts wissen. Friedrich entfloh deshalb im März 1416 aus Constanz, und begab sich zu ihnen in das Innthal. Hier gesellte sich nachher sein Bruder Ernst der Eiserne zu ihm, und die Tyroler nebst den durch die Ungerechtigkeit der Prälaten und des deutschen Königs beleidigten Rittern nahmen sich seiner kräftig an. Ernst kam selbst nach Constanz und trotzte dem Könige, welcher auch nach Friedrich's Flucht noch immer mit dem Gute, das nicht dem Geächteten, sondern seiner Familie gehörte, schnöden Handel getrieben, und Feldkirch an den Grafen von Toggenburg, Kyburg nebst dem Blutbann und der Wildbahn im Thurgau an die Züricher und Frauenfeld für tausend Gulden an die Stadt Constanz verkauft hatte. Als nachher der eiserne Ernst an der Spitze seiner Ritterschaft und der Tyroler ein bedeutendes Heer ins Feld führte, erschrack Siegmund und söhnte sich mit den Habsburgern aus (Mai 1418). Friedrich mußte dem Könige fünfzigtausend Gulden zahlen und dasjenige, was er vom Gebiete der ihn verfluchenden Bischöfe besetzt hatte, wieder zurückgeben; dafür ward er mit allen den

Besitzungen, welche noch nicht veräußert waren, aufs neue belehnt, und sollte außerdem noch einiges von dem, was Siegmund ans Reich genommen, wieder erhalten, wenn es die Einwohner zufrieden wären. Es sollten nämlich Elsaß, Sundgau, Breisgau und die dortigen Städte, die sich von Siegmund frei gekauft hatten, die an denselben gezahlten Summen von Friedrich zurückerhalten, im Fall sie, was nachher wirklich Statt fand, lieber mittelbar unter Östreich, als unmittelbar unter dem sogenannten Reiche, das sie nicht schützen konnte, stehen wollten.

Der Pabst Johann, welcher mit nur drei Begleitern nach Schaffhausen gekommen war, hatte dort gleich erkannt, daß Friedrich nicht im Stande sei, ihn gegen das Concilium zu schützen. Auch die italiänischen Prälaten, die sich zu ihm begeben wollten, hatten das Bedenkliche seiner Lage erkannt, und waren deshalb sogleich wieder umgekehrt; sie wurden, als sie nach Constanz zurückkamen, von Seiten der zahlreichen Anhänger des Conciliums mit Hohn und Schimpf empfangen. Johann selbst floh auf die Nachricht, daß Burggraf Friedrich von Nürnberg mit Reitern gegen Schaffhausen ausziehen wolle, am 29. März eilig nach Laufenburg. Vorher erließ er eine Protestation gegen das Verfahren des Conciliums, in welcher er erklärte, daß alles, was er in Constanz beschworen und unterschrieben habe, ungültig sei, weil es durch Furcht und Zwang von ihm erpreßt worden sei. Dadurch ward alle Welt gegen ihn erbittert, und das Concilium, das sich als unmittelbares Organ des heiligen Geistes für das höchste Tribunal erklärte, nahm jetzt die Anklagen, welche den Pabst der gröbsten Laster und Vergehungen beschuldigten, an und eröffnete ein Proceß-Verfahren gegen ihn. Johann glaubte sich hierauf weder zu Laufenburg noch zu Freiburg im Breisgau, wohin er sich alsbald weiter begeben hatte, sicher und floh nach Breisach. Da jedoch Breisach eine der Städte war, welche Friedrich von Tyrol hatte aufgeben müssen, so trat Johann mit dem Herzog von Burgund in Unterhandlung, um durch dessen Gebiet, zu welchem damals noch Neufchatel, das Jura-Gebirge und das Waadt-Land gehörte, nach Avignon zu fliehen. Der Herzog versprach, ihn dahin zu geleiten, und Johann eilte daher nach Neufchatel; hier erfuhr er aber, daß jener, durch Friedrich's Schicksal

geschreckt, ihn nicht der Justiz des Conciliums zu entziehen wage. Er kehrte daher nach Freiburg zurück. Hier traf ihn eine Commission des Conciliums, welche ihn vorladen sollte. Diese Commission war schon vorher in Breisach zu ihm gekommen, er hatte ihr dort auch eine Audienz auf den anderen Tag versprochen, war aber statt dessen nach Neufchatel geflohen, und die Commission war deshalb nicht wenig überrascht, als sie ihn bei ihrer Rückreise nach Constanz wieder in Freiburg traf. Johann gewährte jetzt den Abgeordneten der in Constanz versammelten Geistlichkeit von vier Nationen zwar eine Audienz, unterschrieb aber die ihm im Auftrag des Conciliums vorgelegte Abdankungs-Urkunde nicht, sondern gab statt dessen eine andere, welche von ihm selbst abgefaßt war und nur eine bedingte, auf Schrauben gestellte Abdankung enthielt. Das Concilium verwarf diese Erklärung, und begann in seiner siebenten Sitzung (2. Mai 1415), in Gegenwart Siegmund's und der Kardinäle, die man anfangs von dem Proceß gegen den Pabst hatte ausschließen wollen, die gerichtliche Verhandlung über Johann XXIII. Es wurde eine förmliche Vorladung desselben beschlossen und zwei Tage später an den Kirchthüren und Stadthoren von Constanz angeschlagen. Sie lautete: „Johann solle in einer bestimmten Frist erscheinen, um sich gegen die wider ihn erhobene Anklage der Ketzerei, der Begünstigung des Schisma, der Simonie und vieler anderer Verbrechen und Laster zu verantworten, versäume er die ihm gesetzte Frist, so solle ohne Rücksicht darauf, daß er abwesend sei, gegen ihn und seine Anhänger nach der Gerechtigkeit verfahren werden.“ Fest entschlossen, das ganz unwürdige Geschöpf des Conciliums von Pisa der Pabstwürde zu berauben, schickten die versammelten Väter und König Siegmund am 9. Mai die Bischöfe von Riga und Besançon und den Burggrafen Friedrich von Nürnberg mit dreihundert Reisigen nach Freiburg, um den Pabst entweder durch Zureden zur Rückkehr zu bewegen oder als Gefangenen nach Constanz zu bringen. Noch ehe dies geschehen war, begann das Concilium in seiner zehnten Sitzung (14. Mai) das gerichtliche Verfahren gegen Johann. Man kürzte dasselbe auf ungewöhnliche Weise ab, da ganz unerhörte Laster und Verbrechen, sowie gottlose Reden und cynische, ärgerliche Flüche öffentlich vor Gericht einem Manne Schuld ge-

geben wurden, welcher fünf Jahre lang das Oberhaupt der christlichen Kirche gewesen war. Schon in elf Tagen waren die Väter mit dem Proceß zu Ende. Unterdessen hatten die nach Freiburg geschickten Commissäre den Pabst durch den Burggrafen Friedrich nach Radolfszell bringen lassen, wo er in einen Thurm gesperrt ward. Dies war am 17. Mai geschehen, und schon am 20. Mai ward ihm angekündigt, daß er werde abgesetzt werden. Er fügte sich dem Concilium und übergab die Insignien des Pabstthums, das Siegel und den Fischerring. In der elften Sitzung (25. Mai) ward er dann der vierundfünfzig Klage-Artikel schuldig erklärt und abgesetzt, in der zwölften aber (29. Mai) das wider ihn erlassene Urtheil bestätigt und feierlich bekannt gemacht. Das Concilium übergab ihn hierauf dem Könige Siegmund, welcher den Bischof von Constanz mit seiner Bewachung beauftragte. Dieser ließ ihn auf sein Schloß Gottleben bringen, wo auch Huß in Haft gewesen war; Johann erfuhr aber dort eine ganz andere Behandlung als dieser. Nach einiger Zeit gab man ihn aus Furcht vor dem Erzbischof von Mainz, der den abgesetzten Pabst für seine Zwecke gebrauchen wollte, in die Gewalt des Pfalzgrafen Ludwig. Johann brachte hierauf zwei Jahre ganz behaglich auf dem Heidelberger Schloß zu, und ward dann nach Mannheim geführt, welches damals ein ganz kleiner Ort war.

Der schlaue Italiäner hatte sich ruhig in Alles gefügt; denn er wußte eines Theils, daß die Geistlichen kein gutes Gewissen hatten und also einen Mitbruder schonen würden, und kannte anderes Theils die Dürftigkeit des römischen Königs und des Pfalzgrafen viel zu gut, um nicht zu hoffen, daß er sich frei kaufen könne. Im Jahr 1418 ward er durch den Pabst Martin V., welchen das Concilium im vorhergehenden Jahre an seine Stelle gewählt hatte, nicht allein aus seiner Haft befreit, sondern sogar wieder zum höchsten geistlichen Ansehen erhoben. Die Veranlassung dazu gab Braccio di Montone, einer der Führer jener Condottieri oder Miethlinge, welche damals die Stelle stehender Heere vertraten, und bald von diesem, bald von jenem Staat in Dienst genommen wurden, oder auch sich selbst zu Herren von Städten und Landschaften aufwarfen. Dieser Feldhauptmann hatte 1415 in Perugia einen militärischen Staat gegründet und denselben bald über das ganze

alte Umbrien ausgebreiten. Er war ein glücklicher und kühner Feldherr, wußte zugleich das National- und Freiheits-Gefühl der Italiäner seiner Zeite zu benutzen, und sammelte die berühmtesten und kühnsten Abenteurer und Bandenführer um sich. Unter ihm diente Picinino, welcher schnell vom gemeinen Soldaten zum fürstlichen Bandenführer emporstieg, sowie Michael Sforza, der Bruder jenes Sforza, der eine neue Linie mailändischer Herzöge stiftete. Braccio drang erobernd bis in die Nähe von Rom vor. Diese Stadt oder doch die nahen Gegenden und Orte waren damals zuerst vom Könige Ladislaus von Neapel und dann von der Nachfolgerin desselben, Johanns II., besetzt oder wenigstens beunruhigt worden. Um nun einen Vorwand zur Unterwerfung von Rom zu erhalten, beschloß Braccio, sich des abgesetzten Pabstes Johann zu seinem Zwecke zu bedienen. Er erklärte, er erkenne das Gericht des Conciliums über Johann XXIII. nicht an und wolle dessen Rechte im Kirchenstaat verfechten. Diesen Plan vereitelte aber Pabst Martin V., welcher damals endlich nach Italien kam. Das Mittel dazu fand Martin in der ihm wohlbekannten Gierigkeit und Geldnoth der deutschen Fürsten. Er bewog den Pfalzgrafen Ludwig durch eine Summe, für welche man damals ganze Grafschaften kaufte, zur Auslieferung des ihm anvertrauten Gefangenen. Die Auszahlung des Geldes besorgte Nikolaus Urzano, einer jener italiänischen Bankiers, welche damals in allen Städten Europa's zerstreut waren und gleich den Juden Alles aussogen. In einem Briefe, welchen Martin im Februar 1419 aus Ferrara an Nikolaus Urzano schrieb, heißt es: „er (der Bankier) möge dem Pfalzgrafen dreitausend Dukaten auszahlen, weil Martin in seiner Barmherzigkeit beschlossen habe, den Balthasar Cossa, ehemals (in sua obedientia) Johann XXIII. genannt, zu sich bringen zu lassen." Zugleich ersuchte Martin den Bischof von Lübeck, bei Johann's Reise nach Italien den Polizei-Commissär zu machen. Auf diese Weise gelangte Johann aus der Haft in Deutschland. Martin's Absicht war, ihn in Mantua auf Lebenszeit einzusperren; Johann erfuhr dies aber, und entfloh auf der Reise. Er wandte sich in das Genuesische; da er sich jedoch hier bald von allen Seiten verlassen und bedroht sah, so suchte er die Gunst Martin's, der sich vor seiner Rückkehr nach Rom lange in Florenz aufhielt,

zu erlangen, und die vielen alten Freunde, welche Johann in ganz Toscana hatte, besonders das Haupt der reichsten und mächtigsten Familie in Florenz, Johann von Medicis, bewogen Martin, ihn als reuigen Sünder zu empfangen. Am 13. Mai 1419 kam Johann nach Florenz, warf sich öffentlich vor Martin nieder, erkannte ihn als Pabst an, und ward hierauf nicht blos wieder zum Kardinal, sondern auch zum Vorsteher des ganzen Kardinal-Collegiums ernannt. Er starb schon im December desselben Jahres zu Florenz. Man war damals in Italien so weit entfernt, moralischen Wandel oder auch nur Enthaltung von groben Lastern und von Kriminalverbrechen, wie sie Pabst Johann XXIII. begangen hatte, zu fordern oder zu erwarten, daß ganz Florenz bei Johann's Einzug ihm entgegen geströmt war, und daß ihn nachher die Regierung der Republik mit besonderer Feierlichkeit beerdigen ließ.

Was die beiden früheren Nebenbuhler Johann's, Gregor XII und Benedict XIII, betrifft, so hatte man auch von ihnen verlangt, daß sie ihre Würde niederlegten. Gregor zeigte sich dazu bereit, wenn er zuvor als Pabst anerkannt und dadurch das in Pisa gegen ihn ausgesprochene Urtheil für aufgehoben erklärt worden sei. Da außer einem Kardinal, den er als Legaten geschickt hatte, auch der Beherrscher von Rimini, Karl Malatesta, bei welchem Gregor sich aufhielt, nach Constanz gekommen war, um seine Sache zu führen, und da nicht nur der alte Erzbischof von Trier und der Pfalzgraf Ludwig sich seiner annahmen, sondern sogar König Siegmund ihm gewogen war, so ward man bald einig. Gregor durfte vor dem Beginn der Unterhandlungen mit dem Concilium, wie wenn dasselbe für ihn nicht vorhanden wäre, die in Constanz versammelten Väter durch eine am 13. März 1415 erlassene Bulle zum Concilium berufen. Hierauf versammelte sein Legat am 4. Juli die Väter zu einer Sitzung (der vierzehnten), um der Abdankung Gregor's große Feierlichkeit zu geben und die Vortheile, die sich derselbe dabei ausbedungen hatte, zu bestätigen. In dieser Sitzung, in welcher Siegmund den Vorsitz führte, überreichte Karl Malatesta feierlich die Verzichtleistungs-Acte, die dann vom Concilium angenommen wurde. Gregor bestätigte dieselbe nachher noch besonders, und legte hierauf in einem Consistorium seiner Kardinäle den päbstlichen Ornat ab. Das Concilium hatte

ihm auf Verlangen Siegmund's die Würde eines Kardinalbischofs von Porto, die lebenslängliche Legation in der Mark Ancona, sowie den unmittelbaren Rang nach dem zu wählenden neuen Pabst gewährt und das Versprechen ertheilt, daß er wegen keiner Handlung, die er als Pabst vorgenommen habe, zur Rechenschaft gezogen werden solle.

Nachdem man sich mit Gregor abgefunden hatte, sollte auch Benedict XIII., welcher fast nur noch in Aragonien anerkannt wurde, zur Niederlegung der päbstlichen Würde bewogen werden. Dies wollte man durch König Siegmund bewirken, welcher von seinem ungarischen Reiche bereits mehrere Jahre abwesend war, in Deutschland weder Macht noch Ansehen besaß, mit dem Concilium, im Concilium und für das Concilium decretirte und prunkte, und, um in lächerlichem Pomp erscheinen zu können, immer tiefer in Schulden sank, obgleich er beständig mit Urkunden und Diplomen Handel trieb und kaiserliche Rechte und Reichsgut verkaufte. Er übernahm jetzt eine Reise ins südliche Frankreich, um mit dem Könige von Aragonien und mit dessen Pabst zu unterhandeln. Da er die Reise in Begleitung von Commissären des Conciliums und unter dem Geleite eines ganzen Heeres von Rittern machen wollte, so brauchte er mehrere Monate, bis er das dazu nöthige Geld aufgetrieben hatte. Er nahm auch diesmal seine Zuflucht wieder zu dem Burggrafen Friedrich, dem er früher schon die Mark Brandenburg verpfändet hatte. Friedrich lieh ihm zu den bereits vorgestreckten hundertundfünfzigtausend Dukaten noch zweimalhundertundfünfzigtausend, und erhielt dafür eine am 30. April 1415 ausgestellte Urkunde, nach welcher ihm und seinen Erben unter dem Vorbehalt der Wiedereinlösung die Mark Brandenburg mit der Kurwürde und dem Erzkämmerer-Amte käuflich überlassen ward. Die förmliche Abtretung erfolgte übrigens erst am 18. April 1417, seit welchem Tage Friedrich und seine Nachkommen die Mark Brandenburg als Kurfürsten beherrscht haben. Am 21. Juli reiste Siegmund von Constanz ab. Er gerieth schon nach kurzer Zeit wieder in die größte Verlegenheit, obgleich er bereits zu Aarberg in der Schweiz aufs neue Reichsgut verpfändete und seine Gemahlin, welche über Basel und Mühlhausen nach Ungarn zurückkehrte, zur Bestreitung ihrer Reisekosten vom Herzog Ludwig

von Baiern siebenzehntausend Gulden lieh. Auf der weiteren Reise ließ er es sich zu Narbonne, wo er mit Pracht empfangen und vom Bischof gut bewirthet ward, vier Wochen lang wohl sein. Erst in der Mitte des September kam er nach Perpignan, wo die Zusammenkunft mit Benedict stattfinden sollte. Hier traf Siegmund zwar den König von Aragonien, Benedict aber kam erst am Ende des Monats daselbst an, und zwar mit einem furchtbaren kriegerischen Gefolge. Dies, sowie die Hartnäckigkeit des Pabstes und die spanische Natur seiner Begleiter machte den Aufenthalt in Perpignan für Siegmund unangenehm und gefährlich; er kehrte daher Anfang November nach Narbonne zurück. Hier erschienen alsbald Gesandte vom aragonischen Könige, sowie von den übrigen spanischen Fürsten und von Schottland, welche die Zusicherung brachten, daß ihre Fürsten den Pabst Benedict aufgeben würden, wenn er die Bedingungen des Conciliums nicht annehme. Benedict floh hierauf am 13. November aus Perpignan; er rettete sich zuerst auf die Burg Collioure und dann auf das seiner Familie gehörige Schloß Peñiscola bei Valencia. Nun verständigten sich aber die Könige von Aragonien, Castilien und Navarra, die Schotten und die Grafen von Armagnac und Foix mit Siegmund und den Commissären des Conciliums. Dem halsstarrigen Benedict ward der Gehorsam aufgekündigt, und die Bischöfe jener Länder sagten unter vertragsweise festgesetzten Bedingungen ihre Theilnahme am Constanzer Concilium zu. Der eigensinnige Mann behauptete, von Allen verlassen, das Pabstthum auf seinem Felsen, er schleuderte sogar den Bannfluch gegen den König von Aragonien, der sich zuerst von ihm losgesagt hatte, und es fanden sich auch einige spanische Bischöfe, welche dies benutzten, um dem Könige Verdruß zu machen.

Die Commissäre des Conciliums reisten sogleich nach Constanz zurück, Siegmund aber befand sich bei allen den Festen und Schmäusen, die man ihm gab, zu wohl, als daß er irgend eine Stadt hätte unberührt lassen sollen, welche sich durch die sehr kostspielige Ehre seines Besuches beglückt fand. Er borgte überall, und ließ sich, wenn eine Stadt ihn beschenken wollte, auch gern eine kleine Summe Geld schenken, wie er denn von der Stadt Avignon dreitausend Goldgulden annahm. Von Avignon begab

er sich nach Lyon, nachdem er seinen Vertrauten Eberhard von Windeck, der auch seine Geschichte geschrieben hat (s. Theil VIII, Seite 216), an den Grafen Amadäus von Savoyen geschickt hatte, um von diesem Geld zu leihen. Amadäus schoß eine Summe vor, und es wurden ihm dafür zwar nicht, wie dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg, ein Reichsland und ein Erzamt, wohl aber kaiserliche Rechte und alte Ansprüche des Reiches verpfändet. Siegmund war nämlich in den durchreisten Provinzen aus dem Grunde so gut aufgenommen und bewirthet worden, weil diese Länder zu dem deutschen Königreich Arelate und Burgund gehört hatten und, obgleich sie vom Kaiser und Reich keine Befehle mehr annahmen, doch Beide in Ehre hielten. Siegmund reiste für das geliehene Geld nach Savoyen, veranstaltete dort eine große Feierlichkeit, erhob den Grafen Amadäus zum Herzog, und belehnte ihn mit Rechten in Burgund und Arelate, welche freilich nachher von niemand anerkannt wurden: Alles für die elende Summe von zwölftausend Schildfranken. Hierauf reiste er nach Paris, obgleich ihm jedermann davon abrieth, weil König Karl **VI.** von Frankreich seines Verstandes nicht mächtig war, und wenige Monate vorher bei Azincourt eine entscheidende Schlacht gegen die Engländer verloren hatte. Siegmund hielt sich einen Monat in Paris und nachher noch drei Wochen in St. Denys auf. Dann reiste er auch nach England, um dort vier ganze Monate zu verweilen und Ritter und Damen zu beschenken. Wie kostspielig dies sein mußte, mag man daraus schließen, daß uns die Chroniken erzählen, Siegmund sei mit einem Gefolge von vierzehnhundert Personen in England angekommen. Man wäre daher auch in einiger Verlegenheit, wenn man angeben sollte, woher er das nöthige Geld nahm. Den Vorwand zur Reise nach England gaben theils die noch nicht beendigten Unterhandlungen über das Concilium und über die Päbste, theils die beabsichtigte Friedensvermittelung zwischen Frankreich und England. Was das Erstere betrifft, so hätte Siegmund viel besser gethan, wenn er, statt zu warten, bis auch die fünfte Nation, die spanische, sich auf dem Concilium eingefunden hatte, gerades Weges nach Constanz zurückgereist wäre. Von seiner Friedensvermittelung aber war nicht das Mindeste zu erwarten; im Gegentheil, sowohl die Engländer als die

Franzosen machten sich über ihn und sein aus Madscharen und Deutschen bestehendes Gefolge lustig. Er spielte, um glänzen und schwelgen zu können, auf der ganzen Reise eine sehr schimpfliche Rolle, und gerieth zuletzt in große Verlegenheit, auf welche Weise er wieder von Dover nach Calais kommen sollte. Er hatte auf niederländische Schiffe gerechnet; aber ein Zwist, in welchen er mit dem Herzog Wilhelm von Holland gerieth, vereitelte diese Hoffnung wieder. Andererseits forderten die Engländer für seine Überfahrt so viel, daß er nicht daran denken konnte, von ihnen Schiffe zu miethen. Er schloß daher, obgleich er auch mit Frankreich in engem Bunde war, ein höchst verdächtiges geheimes Bündniß mit dem englischen König Heinrich V., der ihn dann mit Kostbarkeiten aller Art reichlich beschenkte und endlich nach der damals den Engländern gehörenden Stadt Calais hinüber fahren ließ. Daß das Letztere auch aus dem Grunde geschehen sei, um der lästigen Gäste, der Verschwender und Schuldenmacher sobald als möglich los zu werden, scheint uns daraus hervorzugehen, daß Siegmund sich in Calais gleich anfangs festzehrte, und nur durch Borgen, durch Verpfändungen und durch die Hülfe von Wucherern wieder flott werden konnte. Er war am 24. August 1416 in Calais angelangt, und hielt sich daselbst mehrere Wochen auf, bis sein getreuer Eberhard von Windeck die reichen flandrischen Kaufleute und Bankiers durch Pfänder und Wucherzinsen bewogen hatte, Summen herzugeben, die der König dann sogleich wieder verschwendete. Eberhard mußte mit den Kostbarkeiten, welche der englische König seinem Herrn geschenkt hatte, in Brügge, Gent und Antwerpen umherlaufen und sie für soviel Geld versetzen, als man nur immer darauf geben wollte. Außerdem lieh er von Brügger Kaufleuten noch zehntausend Goldgulden gegen Wucherzins. Die Kleinodien wurden erst um die Mitte des Jahres 1417 wieder eingelöst, und da das Glück es fügte, daß die Lübecker ihren Magistrat fortgejagt hatten und Siegmund sie dafür um Geld strafen durfte, so wurden auch die Brügger bezahlt. Übrigens hielt Siegmund in Calais auch einen jener sogenannten Fürsten-Congresse, welche nie zu etwas Anderem als zu eiteler Verschwendung führen. An eine Rückkehr nach Constanz oder gar nach Ungarn dachte er vor der Hand nicht; er zog vielmehr, als er von Calais

abgereist war, noch in den Niederlanden, in Lothringen und am Rhein planlos umher. Überall ließ er sich nach alter kaiserlicher Sitte bewirthen und verpflegen, ohne für sich oder für sein Gefolge irgend etwas zu bezahlen. In den letzten Tagen des Januar 1417 traf er endlich, nach anderthalbjähriger Abwesenheit, wieder in Constanz ein.

Hier war in anderthalb Jahren mehr geredet, geschrieben, geprahlt und disputirt, als beschlossen und gehandelt worden, wie dies zu geschehen pflegt, wenn Gelehrte und besonders Professoren, die ein System im Kopfe tragen, über politische oder religiöse Angelegenheiten Beschlüsse zu fassen haben. Über die Misbräuche des bestehenden Kirchenwesens, besonders über die Gelderpressungen und die ärgerlichen, alles Zutrauen des Volkes zu seinen Geistlichen zerstörenden Folgen der monarchischen Regierung der Päbste, der Bischöfe und ihrer Stützen, der Bettelorden, waren die gelehrten Theologen der Sorbonne einverstanden; aber ändern wollte in der Hauptsache niemand. Es geht nämlich aus den Berathungen des Conciliums in den Jahren 1416 und 1417 deutlich hervor, daß die Kardinäle, Prälaten und Doctoren, welche zu Constanz tagten, eine Reform der Kirche an Haupt und Gliedern, zu welcher sie eigentlich berufen waren, weder durchsetzen konnten noch wollten. Mit der Wurzel konnten jene Übel nicht ausgerottet werden, wenn man nicht zugleich die Glaubenslehre änderte; das wollten aber selbst die Hauptgegner des Pabstthums, ein Gerson, ein d'Ailly und die anderen Häupter der sogenannten gallikanischen Kirche, nicht. Ein darauf bezüglicher Vorschlag, welchen Siegmund machen ließ, erregte sogar unbeschreiblichen Lärm. Siegmund hatte nämlich eine in deutscher Sprache abgefaßte Schrift, Reformatorium Cleri betitelt, vertheilen lassen, in welcher vorgeschlagen war, man solle die Güter der Kirche in den Besitz der weltlichen Macht geben, welche dieselben dann für den Glauben, d. h. theils zur Besoldung der Geistlichen und zur Unterhaltung des Cultus, theils zur Abwehr der Türken, zu verwenden habe. Ein solcher Vorschlag mußte freilich schon aus dem Grunde den größten Widerspruch hervorrufen, weil Siegmund nicht der Mann war, dem man Güter anvertrauen konnte, um sich nachher aus dem Ertrage derselben von ihm besolden zu lassen.

Die heftigsten Beschwerden über den päbstlichen Stuhl wurden von den Deutschen vorgebracht. Siegmund unterstützte seine Landsleute anfangs aus allen Kräften, und da der gelehrte und rechtliche Robert Hallam, Bischof von Salisbury, in gleicher Weise mit Nachdruck auftrat, so führten bis zu dessen Tod auch die Engländer einerlei Sprache mit den Deutschen. Diese litten beim Fortbestand des seitherigen Systems am meisten, weil sie so viele Äbte, Bischöfe und Erzbischöfe hatten, welche fürstliche Rechte besaßen. Sie hatten daher schon früher einen Aufsatz als Beschwerden (Gravamina) deutscher Nation eingereicht, sie entlehnten nachher (1416) aus denselben ihre Rathschläge zur nöthigen Beschränkung des päbstlichen Druckes (Avisamenta), sie bestanden sogar später beim Baseler Concilium darauf, daß aus denselben ein Concordat gebildet werde; wir werden aber im weiteren Verfolg der Geschichte sehen, auf welche Weise sie vom Pabst, von Aeneas Sylvius, von der Mainzer Kanzlei und vom Kaiser Friedrich III. betrogen wurden, als man ihnen, um mit Homer zu reden, statt eines hundert Stiere werthen Concordates ein nur neun Stiere werthes unterschob. In Constanz drangen sie vereint mit den Engländern darauf, daß, ehe man einen neuen Pabst wähle, den Beschwerden der Gläubigen über Pabstthum und Hierarchie abgeholfen werden müsse; die drei anderen Nationen dagegen behaupteten, ohne vorhergegangene Pabstwahl könnten keine Reformen gemacht werden, obgleich ein neugewählter Pabst, wie sich mit Bestimmtheit voraussagen ließ, gewiß zuerst dafür Sorge trug, daß das bestehende System nicht angegriffen werde, weil es gerade die unerhörten Erpressungen der Päbste und Kardinäle waren, worüber man am meisten klagte. Den Bestrebungen der Deutschen und Engländer stand bei den anderen Nationen besonders die große Ängstlichkeit im Wege, mit welcher man in jenen Zeiten die Formen beobachtet wissen wollte. Diese ängstliche Rücksicht auf die Form ging so weit, daß man darüber mehrentheils das Wesen ganz aus dem Gesichte verlor. Aus dem nämlichen Grund beruhigte man sich in Constanz nicht damit, daß Benedict's XIII. Anhänger diesem den Gehorsam aufgekündigt hatten, sondern man schickte ihm noch im Januar 1416 durch zwei Mönche eine Vorladung zu, obgleich alle Welt wußte, daß er nicht erscheinen werde; man setzte ihm sogar

nachher wiederholt neue Termine, zauderte und zögerte mit der Eröffnung des Processes gegen ihn, zog diesen von einem Monat zum anderen in die Länge, und sprach endlich erst am 26. Juli 1417 Benedict's Absetzung aus.

Von diesem Augenblick an drangen die vierundzwanzig Kardinäle, welche dem Concilium beiwohnten, heftiger als vorher auf eine neue Pabstwahl, und alle französischen, spanischen und italiänischen Prälaten forderten mit ihnen einen neuen Pabst. Siegmund und die Engländer hatten daher einen sehr schweren Stand, und als am 4. September 1417 Robert Hallam gestorben war, konnten die Deutschen auch auf die Engländer nicht mehr rechnen. Wie reif übrigens Deutschland schon damals für eine Reformation der Kirche war, ersieht man nicht blos aus allen in der Volkssprache geschriebenen Erzählungen, Gedichten und Reden jener Zeit, sondern auch ganz besonders aus der beim Concilium eingereichten Rechtfertigungsschrift der Geistlichkeit deutscher Nation. Man hatte gegen die deutschen Geistlichen, weil sie und ihr König mit einer bis dahin unerhörten Dreistigkeit auf eine Reform drangen und bis zur Erledigung derselben keine neue Pabstwahl zulassen wollten, die Beschuldigung ausgesprochen, daß sie hussitische und wicliffitische Lehren begünstigten. Die Deutschen treten daher in der erwähnten Schrift mit Stolz auf, sie nennen sich „eine gottergebene, geduldige, demüthige Nation, welche durch Gottes Gnade mächtig genug sei; die Kaiserwürde, acht Könige, sowie viele Herzöge, Markgrafen, Fürsten, Grafen, Herren und unabhängige Städte voll ungebrochener Kraft gehörten ihr an." Sie sagen ferner: „Das Verderbniß, welches von der Anmaßung der Päbste herrühre, habe seit anderthalb Jahrhunderten beständig zugenommen. Anstatt der Sorge, dem Himmel Seelen zu gewinnen, beherrschten Habsucht, Ehrgeiz, Sinnlichkeit den päbstlichen Hof und verleiteten ihn zu jeder Ungerechtigkeit und Gewalt. Daher rührten die Reservationen, die Commenden, die rechtswidrigen Collationen der Beneficien, der Expectanzen, die anticipirten Daten, die während der Vacanz geistlicher Stellen erpreßten Annaten u. s. w." Übrigens findet sich diese für den Zustand der deutschen Kirche im fünfzehnten Jahrhundert höchst wichtige Schrift in der von von der Hardt gemachten Sammlung aller das Constanzer Concil betreffenden Actenstücke.

Siegmund wäre in seiner Forderung vielleicht standhaft geblieben, wenn ihn nicht zuerst die Engländer und bald nachher auch die deutschen Prälaten, denen man Pfründen und Würden versprach, im Stiche gelassen hätten. Er willigte schon Ende September in die Vornahme der Pabstwahl; doch machten er und seine Deutschen dabei den ausdrücklichen Vorbehalt, daß der zu ernennende Pabst unmittelbar nach seiner Krönung im Verein mit dem Concilium die Reformation des Kirchenwesens vornehme und durchführe. Das Concilium seiner Seits beschloß am 9. Oktober, daß künftig ebenso wie in der älteren Kirche wieder regelmäßig allgemeine Kirchenversammlungen gehalten werden sollten, und zwar die erste nach fünf, die zweite nach sieben Jahren und nachher alle zehn Jahre eine. Die Wahl des Pabstes wurde diesmal nicht den dreiundzwanzig in Constanz anwesenden Kardinälen allein überlassen, man wollte diese anfangs sogar ganz ausschließen, vereinigte sich aber am Ende dahin, daß sechs Deputirte jeder Nation, also in Allem dreißig, in Verbindung mit den dreiundzwanzig Kardinälen das Wahl-Collegium bilden sollten. Dieses trat am 8. November 1417 im bischöflichen Palaste zusammen, und wählte am 11. jenen Kardinal Otto von Colonna, welcher früher im Auftrage Johann's XXIII. das erste Urtheil gegen Huß ausgesprochen hatte (s. S. 145).

Der Gewählte nahm den Namen Martin V. an, und erneuerte sogleich alle die Misbräuche, welche seine Vorgänger mit den Sporteln und Taxen getrieben hatten. Er, die versammelten Väter und König Siegmund feierten gleich nach der Wiederbesetzung des päbstlichen Stuhles ein Fest nach dem anderen, und belustigten das müßige Volk durch kirchliche und ritterliche Schaugepränge, bei welchen der Pabst die erste, König Siegmund die zweite Rolle spielte. Dieser und diejenigen Prälaten und Theologen, welche vorher so laut von Reformen geredet hatten, wurden jetzt ganz kleinlaut, weil Pabst Martin ihnen immer auswich. Der Form wegen bestanden freilich noch am 22. November alle fünf Nationen auf Reformen; sie willigten aber ein, daß die Sache an eine Commission überwiesen ward, welche zuerst lange Zeit hindurch keinen Bericht abstattete und dann die Sache in die Länge zog. Die Deutschen allein fuhren fort, auf Abschaffung der römischen Tyrannei zu dringen, durch welche sie selbst am härtesten

gedrückt wurden, weil drei von ihren sieben Kurfürsten Pfaffen waren, weil ihr Kaiser der Krönung und Bestätigung des Pabstes zu bedürfen glaubte, und sogar gleich dem byzantinischen Kaiser stolz darauf war, daß er die Würde eines Unter-Diakonus habe und als solcher mit dem Schwert in der Hand bei der Messe das Evangelium vorlesen dürfe. Die Deutschen allein faßten daher auch ihre Beschwerden über den römischen Hof in achtzehn Artikel zusammen, welche dann Ende Januar 1418 dem neuen Pabste übergeben wurden. Dieser wich jedoch ihren dringenden Forderungen auf dieselbe Weise aus, wie seine Nachfolger bis auf den heutigen Tag allen ähnlichen Forderungen ausgewichen sind, d. h. er gewährte statt der Reformen täuschende Concordate, welche so abgefaßt waren, daß man Alles beim Alten lassen und sich doch rechtfertigen konnte. Da die Italiäner gar keine Reform wollten, so brauchte Martin blos mit den anderen vier Nationen Concordate zu schließen. Jede derselben erhielt ihr eigenes Concordat, und die Deutschen nahmen das ihrige am 21. März an, jedoch ohne irgend eine Bürgschaft, daß es würde gehalten werden. Keine der Regierungen von den vier Nationen wollte nachher auf das von ihren Geistlichen angenommene Concordat eingehen, weil in demselben nur ganz unbedeutende Zugeständnisse und auch diese mehr zum Schein als in Wahrheit gemacht waren; alle aber außer der deutschen trafen in Verbindung mit ihren Ständen Maßregeln, um den Päbsten zum Trotz durch weltliche Mittel dem Unfuge einstweilen zu steuern.

Da die Reformation der Kirche die Hauptaufgabe des Conciliums hatte sein sollen und der Pabst jene fruchtlosen Concordate für Kirchen-Reform ausgab, so war mit dem Abschlusse derselben der Zweck der vierjährigen Berathungen der Theologen der ganzen Christenheit scheinbar erreicht, und Martin V. schickte sich an, nach Rom zu reisen. Ehe er das Concilium schloß, erklärte er in der vorletzten Sitzung (19. April 1418), daß er das nächste, in fünf Jahren zur weiteren Reformation des Kirchenwesens zu haltende Concilium nach Pavia berufen werde, d. h. mit anderen Worten, daß er diese Reformation in die Hände der Italiäner geben wolle, welche jeder Verbesserung abgeneigt waren; seine Erklärung erweckte daher auch den Unwillen der ganzen Kirche.

In der am 21. April gehaltenen letzten oder fünfundvierzigsten Sitzung, in welcher der leere und eitele Siegmund mit der königlichen Krone auf dem Haupte wieder als Diakonus neben und unter dem Pabste prunkte, las auf Befehl des Letzteren ein Kardinal die Formel der Auflösung des Conciliums vor; Siegmund aber ließ durch seinen gelehrten Juristen, Ardoin von Novara, einen Vorläufer von Metternich's Gentz, dem Concilium eine in seinem Namen verfaßte Schrift vortragen, in welcher erklärt wurde, daß der König sehr vergnügt über alles sei, was er verschwendet, verreist und gewünscht habe, und daß nur böse Mäuler behaupten könnten, es sei mit allem dem weit mehr verdorben als verbessert worden.

5. Siegmund, das deutsche Reich und der Hussiten-Krieg bis zum Jahre 1432.

Die deutsche Nation mußte den Fanatismus der zu Constanz versammelten Theologen, sowie die eitele Pracht, die Zerstreuungssucht und die leichtsinnige Verschwendung ihres Königs schwer büßen. Siegmund schadete den Deutschen nicht blos dadurch, daß er die Rechte und Güter des Kaiserthums, also die der Nation selbst, um schnödes Gold verkaufte und verpfändete, und daß er für Geld die Anmaßungen der Fürsten, Ritter, Städte und Corporationen durch Urkunden und Siegel zu Rechten und Privilegien machte; er schadete dem Reiche auch noch durch seine Servilität gegen den Pabst. Diese Servilität, welche übrigens blos Politik, nicht Aberglauben war, trieb ihn dazu, daß er die Czechen, die durch seinen Vater und seinen Bruder mit den Deutschen innig und brüderlich vereinigt worden waren, zu tödtlichen Feinden der deutschen Nation, ihrer Religion und Civilisation, sowie seines eigenen Hauses machte. Das Concilium hatte die böhmische Nation bei Gelegenheit der hussitischen Sache gerade so behandelt, wie der deutsche Bundestag, Östreich, Preußen und Rußland das deutsche Volk von 1817 bis 1848 behandelt haben. In beiden Fällen wollte man, zu Gunsten des positiven Rechtes der Minderheit, gegen das Vernunftrecht der Mehrheit polizeilich und kriminalrechtlich verfahren. Das Concilium hatte, von den deutschen Theologen angeregt, die vierhundertzweiundfünfzig böhmischen

und mährischen Barone und Ritter, welche dem Drohbrief vom 2. September 1415 ihr Siegel angehängt hatten (s. S. 159), durch Beschluß vom 24. Februar 1416 als der Ketzerei verdächtig vorgeladen und diese Vorladung im Mai zu Constanz, Passau und Wien, sowie im Juni auch zu Regensburg an die Kirchenthüren anheften lassen. Das Concilium hatte außerdem sogar über den Prager Erzbischof, Konrad von Vechta, und über den Bischof von Olmütz, Wenzel Kralic von Bubenic, einen Proceß verhängt, weil sie die Ketzerei geduldet hätten. Ja, als bald nachher beim Tode des Letzteren König Wenzel ohne Rücksicht auf das Concilium durch Konrad einen neuen Bischof von Olmütz einsetzen ließ, wollten die heiligen Väter mit aller Gewalt sogar Wenzel und seine Gemahlin als Ketzerbeschützer verfolgen, und Siegmund hatte große Mühe, das Concilium abzuhalten, daß es sich nicht vollends lächerlich und verhaßt mache.

Die Verfolgung des Conciliums traf hauptsächlich die gelehrten Männer, welche auf der Prager Universität und an anderen Orten in die Spuren der beiden böhmischen Märtyrer getreten waren, und ein mehr oder weniger von der Kirchenlehre abweichendes System biblischer Religion aufstellten, während der unwissende Haufe von einer Anzahl wüthender Schwärmer religiös und politisch aufgeregt ward. Zu jenen Reformatoren, welche nur Misbräuche abgestellt, nicht die ganze bestehende Lehre geändert haben wollten, gehörten von den Mitgliedern der Prager Universität besonders Johann von Jesenic, Jakobellus von Mies, Christian von Prachatic, Johann Cardinalis von Reinstein, Simon von Tisnowic, Simon von Rokyczan, Zdenek von Labaun, Marcus von Königingräz, die Barone Zdislaw von Zwiretic und Michael Cizek von Malenic. Diese Doctoren und ihre Anhänger bildeten die Gemeinde der sogenannten Kalixtiner oder Utraquisten, welche zwar die Austheilung des Abendmahles unter beiderlei Gestalt und die Abstellung von sehr vielen kirchlichen Misbräuchen forderten, dabei aber öffentlich erklärten, daß sie in allen Punkten, über welche die Schrift nichts Bestimmtes aussage, den hergebrachten Kirchenglauben als Richtschnur betrachteten. Eine ganz andere Reformation verlangten die verschiedenen Secten und ihre schwärmerischen Stifter, welche den eingewanderten Picarden, Albigen-

fern und Begharden folgten, und von den Stämmen Israel's träumten. Diese Schwärmer übten auf das ganz unwissende Volk den größten Einfluß aus, weil sie aus dem Mosaismus und aus den Evangelien ein communistisches und republikanisches System ableiteten, wie Wicliffe's Schüler gethan hatten und wie später die englischen Schwärmer zu Cromwell's Zeiten thaten. Ihre wilde, anfangs jedoch mäßige Schwärmerei veranlaßte in Böhmen ähnliche Gräuelscenen, wie die Begeisterung für Gleichheit, Freiheit und Menschenrecht im letzten Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts unter den Franzosen, und machte die begeisterten Böhmen den Deutschen bald eben so furchtbar und verderblich wie es später die Franzosen der Schreckenszeit wurden. Diese Schwärmer erhielten gleich anfangs zu Austi an der Luznic und auf dem von Austi aus bevölkerten und mit einem biblischen Namen benannten Berge Tabor einen festen Sitz. Ein reicher Tuchmacher und Tuchhändler zu Austi, Pytel, welcher schon den Märtyrer Huß in seinem Hause aufgenommen hatte, gewährte allen gelehrten und ungelehrten Schwärmern, denen die Prager zu prosaisch und zu wenig radikal waren, Gastfreundschaft. Um diese durch die eingewanderten fremden Schwärmer aufgeregten Sectenstifter und Lehrer, den Magister Johann von Jicin, die Priester Wenak, Bydlin, Kanis, Psenicka und Andere, sammelten sich nachher, als der Krieg begann, viele Tausende, welche das jetzige Städtchen Tabor gründen halfen, anfangs aber im Freien hausten. Gegen sie erließen die Magister der Prager Hussiten und Kalixtiner schon am 25. Januar 1417 eine Proclamation, in welcher es heißt: „Der Teufel pflege oft den Schein der Heiligkeit anzunehmen, um auf diese Art Bruderzwist und Verachtung der göttlichen Gebote desto besser verbreiten zu können. Mit Schmerz habe man in Prag erfahren, daß in einigen Gemeinden und Orten des böhmischen Landes gelehrt werde, es gäbe kein Fegfeuer, Gebete und Almosen für Verstorbene seien folglich unnütz, die Bilder der Heiligen und ihre Verehrurg ständen mit der Schrift im Widerspruch, die Kirchen-Ceremonien, wie das Weihen von Salz und Wasser, der Gebrauch von Palmen, die Ostereier und Anderes, seien überflüssig und irrig und dergl. mehr.“ Dies Alles strebten also die Prager Magister festzuhalten; man sieht

aber leicht, daß sie, da man einmal aufklären wollte und mußte, hinter denen, welche nicht auf halbem Wege stehen blieben, zu weit zurück waren, um der drohenden Revolution Meister zu sein. Das Constanzer Concilium beging einen noch weit größeren Fehler, als die gelehrten Professoren, welche die Prager Rechte bildeten. Statt nämlich sogleich diesen Pragern, die nur geringe Forderungen machten, Einiges nachzugeben, trieb das Concilium durch seine Schritte alle Böhmen zur Vereinigung gegen eine Lehre, welche die Vertheidiger alles Alten ihnen aufdringen wollten. Der Kanzler der Pariser Universität, Johann Gerson, von seiner und seiner Genossen Unfehlbarkeit ganz eingenommen, wie gelehrte und berühmte Professoren seiner Art zu sein pflegen, widerlegte zwar im Auftrage des Conciliums die Kalixtiner, redete aber dabei von den Böhmen, welche seine Gründe nicht gelten lassen wollten, mit solcher Geringschätzung, daß er geradezu erklärte: es scheine ihm geeigneter, mit weltlichem Arm, als mit geistlichen Mitteln gegen die Hussiten einzuschreiten. So reden seines Gleichen noch alle Tage, und Pabst Martin ließ sich das nicht zweimal sagen. Er war kaum als Pabst anerkannt, als er auf dieselbe Weise wie vorher das Concilium mit den Böhmen verfuhr; ja, er würde sogar den Proceß, mit welchem dieses den armen Wenzel bedroht hatte, fortgesetzt haben, wenn er nicht durch Siegmund's Zureden und durch die Versprechungen, die derselbe in Wenzel's Namen that, davon abgebracht worden wäre. Die Böhmen dagegen behandelte der Pabst gerade so, als wenn das ganze Volk vom Glauben abgefallen wäre. In der am 22. Februar 1418 aus Constanz erlassenen Bulle droht er allen denen, welche dem Wicliffe oder dem Huß und Hieronymus anhingen oder ihre Lehren billigten, mit den furchtbarsten Strafen, und diese sollten auch alle ihre Angehörigen und Verwandten treffen, ja sogar einen Jeden, welcher einen Hussiten verberge oder in sein Haus aufnehme, oder der auch nur unterlasse, die ihm bekannten Ketzer anzuzeigen; es sollte nämlich das Vermögen von allen diesen eingezogen und ihnen selbst das christliche Begräbniß versagt werden. Außerdem erneute Martin die nach den Anfangsworten ut inquisitionis negotium benannte furchtbare Inquisitions-Bulle des Pabstes Bonifacius, welche alle weltlichen Richter gegen die der Ketzerei Beschuldigten auf-

ruft. Einen Monat später schreibt der Pabst allen Böhmen ohne Unterschied, besonders den Baronen und Rittern: „Es sei jämmerlich, kläglich, abscheulich zu hören und bitter schmerzlich zu sagen, wie die Leute, welche den verruchten, längst verdammten Lehren des Johann Wicliffe und Johann Huß verfluchten Andenkens anhingen, jetzt schon das ganze Königreich Böhmen mit verderblichen Lehren und Irrthümern so erfüllt hätten, daß man fast sagen müsse, der katholische Glauben und die evangelische Zucht seien dort, wo sie früher mit großer Verehrung und ausgezeichneter Andacht in Ehren gehalten worden wären, spurlos verschwunden." Der Kardinal, welcher diese Geschichten mit ihren urkundlichen Belegen aufbewahrt hat, gesteht selbst, durch diesen Fluch, diese Bulle, diese Episteln und geistlichen Schmähungen wären die Böhmen, sowohl der Adel als das Volk und sogar die Geistlichen, in Wuth gebracht worden, so daß die Prager, als Wenzel einer Aufforderung des Pabstes und seines Bruders gemäß die Freiheit des Predigens habe beschränken wollen, einen Aufstand erregt und den König genöthigt hätten, auf dem Schlosse Wissehrad eine Zuflucht zu suchen.

Wenzel fand es klüger, sich seine Unterthanen, als den Pabst befreundet zu erhalten; er ließ daher etwa sechs Wochen nach jenen Eingriffen des Pabstes in die weltliche Regierung und Gerichtsbarkeit (am 9. Juni 1418) aufs neue ein Gesetz bekannt machen, vermöge dessen jede Vorladung böhmischer Unterthanen weltlichen Standes vor ein auswärtiges geistliches Gericht für ungültig und nichtig erklärt ward. Wir haben schon oben (S. 160) bemerkt, daß der Kardinal Johann Dominici, ein Dominikaner und also schon seines Ordens wegen ein Ketzerrichter, welchen Pabst Martin im Juli zur Verfolgung der Ketzer nach Böhmen schickte, dort nichts ausrichten konnte; Wenzel wollte nichts von ihm wissen, und der Kardinal mußte froh sein, daß er mit heiler Haut davon kam. Er befand sich daher auch am Ende des Jahres 1418, als Siegmund endlich über Passau nach Ungarn zurückreiste, in dessen Gesellschaft, und wir vermuthen, daß dieser vornehme Dominikaner es war, welcher Siegmund zu dem unvorsichtigen Schritt bewog, seinem Bruder in einem offenen Briefe bittere Vorwürfe darüber zu machen, daß er die Maß-

regeln des Pabstes gegen seine Unterthanen nicht kräftiger unterstütze. Das mußte die Böhmen vollends gegen Siegmund erbittern. Dieser kündigte sogar der Ketzerei wegen dem König Wenzel die Bruderliebe und Freundschaft auf, und drohte mit einem Ausrottungskriege der Christenheit gegen die Böhmen, worauf Wenzel ihm zuerst durch Briefe und dann im Januar 1419 durch Gesandte erwiderte, man wisse in Böhmen nichts von Ketzern und Irrlehren. Unglücklicher Weise ließ sich der böhmische König nachher durch seinen Bruder doch noch in Furcht jagen, und versuchte, seinen schwachen Willen der ganzen Nation zum Trotz durchzuführen; er gab dadurch die Veranlassung zum Abfall der Böhmen und zu den furchtbaren Grausamkeiten der Czechen gegen die Deutschen. Fast ganz Prag war nämlich schon im Jahr 1419 utraquistisch, selbst Wenzel's Rathgeber und Generale hatten sich stets für Huß erklärt, nichts desto weniger begann der König im Februar plötzlich den Gottesdienst der Utraquisten auf gewisse Kirchen zu beschränken und nüchtern oder im Rausch gegen Ketzer zu toben. Jetzt vereinigten sich aber die Prager Bürger zum Schutz ihrer Lehre, und der beste Staatsmann in Wenzel's Cabinet trat zugleich mit dem ausgezeichnetsten Kriegsmann aus dem königlichen Dienste. Diese beiden Häupter der Hussiten, welche nachher ebenso berühmt geworden sind, wie später Cromwell in England, waren Nikolaus von Hussinecz, königlicher Burggraf auf Huß und Prachatic, und der greise Zizka von Trocznow, der sich früher in Polen und Litthauen im Kriege der deutschen Ritter mit den Heiden als Feldherr Ruhm erworben hatte. Als Beide sich von Wenzel abwandten und die Prager Bürgerschaft die Niederlegung der Waffen verweigerte, hielt sich Wenzel auf dem Wissehrad nicht mehr sicher, und floh auf das Schloß Wenzelstein, welches er in der Nähe von Kunratic erbaut hatte. Da sowohl Zizka als Nikolaus von Hussinecz von Wenzel verbannt und als Ketzer bezeichnet wurde, so sammelten sich auf den Gütern dieser beiden Männer unzählige Hussiten aus ganz Böhmen. Die aus Austi verdrängten Geistlichen des schwärmerischen Theiles aber vereinigten auf dem breiten Hügel Hradist an der Luznik ihre Gläubigen. Dieser Hügel war auf drei Seiten von wasserreichen Schluchten umgeben und nur durch eine Land-

zunge von der vierten Seite her zugänglich, er war also von Natur zur Festung geeignet, wozu er nachher unter dem Namen des Berges Tabor benutzt ward. Dort hielten die Geistlichen im Sommer 1419 unter freiem Himmel ihren von vielen Tausenden besuchten Gottesdienst, dort versammelte Nikolaus von Hussinecz am 23. Juli 1419 zweiundvierzigtausend Männer, Frauen und Kinder aus allen Gegenden Böhmens zu einem begeisternden religiösen Nationalfeste, das die ganze Nation mit Enthusiasmus erfüllte, da es ein Fest der Gleichheit vor Gott war: Processionen mit Fahnen, die Vortragung des Sacraments und der Gesang frommer Lieder in böhmischer Sprache fehlten nicht, jeder Zuzug aus der Ferne ward von den bereits Anwesenden feierlich empfangen, Allen wurden Plätze angewiesen, die Versammelten nannten sich Volk Gottes und Stamm Juda, jeder Standesunterschied war unter ihnen aufgehoben, und der Bauer wie der Edelmann hieß Bruder. Mehrere Tage hindurch verweilten die vielen Tausenden, welche zusammengeströmt waren, auf dem mit Zelten bedeckten Hügel, und das erbauliche und heitere hussitische Nationalfest ward ohne alle weltlichen Ergötzlichkeiten, ohne irgend eine Schwelgerei, ohne Trinken und Lärmen begangen. Es machte auf das Volk einen um so stärkeren Eindruck, als sich die Versammelten ganz friedlich und freundlich trennten, ohne auch nur den mindesten Anlaß zur Klage gegeben zu haben. Unglücklicher Weise wurde aber dem Könige Wenzel die Rolle, welche Nikolaus von Hussinecz dabei gespielt hatte, von einer sehr gehässigen Seite dargestellt. Wenzel hatte seit den letzten Briefen und Drohungen des Pabstes Martin und des Königs Siegmund wieder angefangen, die Hussiten zu beschränken und ihren Gottesdienst zu verfolgen; er hatte den Magistrat der Neustadt Prag mit Gegnern der Hussiten besetzt, und machte Anstalt, in der Altstadt und Kleinstadt dasselbe zu thun. Dies veranlaßte am 30. Juli 1419 die erste Gräuelscene des Hussiten-Krieges. Ein ehemaliger Mönch des Prämonstratenser-Klosters Selau, Johann, welcher in der Neustadt längst eine fanatische Gemeinde gebildet und das Volk durch Aussprüche und Gleichnisse der Offenbarung Johannis, sowie der gegen Abgötterei tobenden jüdischen Propheten zur Wuth gegen die Verfolger seiner Glaubensgenossen entflammt hatte, veranstaltete an jenem Tage eine

Procession, durch welche alle Straßen mit Menschen angefüllt wurden. Der versammelte Magistrat wollte dies hindern, seine Rathsdiener und rechtgläubige Bürger insultirten den Mönch und das Sacrament in beiderlei Gestalt, welches Johann statt der Monstranz dem Zuge vorantrug; der Haufe der Fanatiker nahm aber auf der Stelle Rache dafür, er machte einen Angriff auf den Magistrat und die Polizei, und Zizka unterstützte ihn dabei mit seinen Bewaffneten. Das Rathhaus ward vom wüthenden Haufen erstürmt, und sieben Rathsherren nebst dem Stadtrichter Niklasek wurden ergriffen, zum Fenster hinausgestürzt, von den untenstehenden Bewaffneten mit Spießen aufgefangen und hierauf vollends gemordet, wiewohl nicht beraubt; die übrigen Rathsherren entzogen sich dem gleichen Schicksal durch die Flucht. König Wenzel überlebte diesen Frevel nur wenige Tage; viele Schriftsteller lassen ihn daher vor Schrecken oder gar vor Zorn sterben, andere haben aus Haß gegen die Hussiten sogar die Behauptung ausgesprochen, die hussitisch gesinnten Männer in Wenzel's Umgebung hätten ihn erstickt. Der neueste böhmische Geschichtschreiber hat jedoch die Ungerechtigkeit dieser Angaben nachgewiesen. Nachdem er dargethan, daß Wenzel schon vorher einen Schlaganfall gehabt und noch im Anfange des August an den Folgen desselben gelitten habe, setzt er mit Recht hinzu: „Was Wenzel's plötzlichen Tod am 16. August 1419 angeht, so scheint es sehr begreiflich, daß ein robuster Esser und Trinker wie Wenzel an einem wiederholten Schlage starb.“

Der Tod des Königs Wenzel ward das Signal eines allgemeinen Aufstandes in Böhmen. Die Hussiten bemächtigten sich überall der Regierung; es wurden am 29. September und am 11. November ebenso, wie vorher auf dem Berge Tabor, auf offenem Felde schwärmerische und so zu sagen republikanisch-radikale Volksfeste gefeiert, welche ebenfalls keine Excesse zur Folge hatten, obgleich Zizka und der hussitische Priester Wenzel Coranda dabei eine Hauptrolle spielten, und jener sogar an der Spitze von viertausend Bewaffneten umherzog. Die Mehrzahl der Städte des Landes war und blieb zwar noch lange in der Gewalt der Deutschen, und diese wurden auch von den meisten böhmischen Landherren begünstigt; Zizka rief aber die Bauern und die ganze eigentlich böhmische Bevölkerung zu den Waffen, und forderte sie durch fana-

tisirte Prediger und durch Proclamationen in böhmischer Sprache auf, keinem Deutschen zu trauen und keines Deutschen zu schonen. In einer dieser Proclamationen ruft er seinen Landsleuten und Glaubensgenossen zu: „Habt Acht auf die, welche gegen unseren Glauben arbeiten, und besonders auf die große Bosheit der Deutschen, deren Verfolgungen um des Namens Jesu willen ihr schon erfahren habt! Stehet wider sie beständig, wie eure Vorfahren, die alten Böhmen, die ihre Waffe (Bhanicy) unter die Stiefel gesteckt, nicht allein Gottes, sondern auch ihrer selbst wegen! Wir aber, lieben Brüder, die das gemeine Wohl und das göttliche Gesetz vor Augen haben, müssen größere Anstrengungen machen. Wer ein Schwert führen und eine Keule schwingen kann, muß zum Kampfe gerüstet sein. Ihr müßt eure Pfarrer anhalten, daß sie in allen ihren Predigten das Volk zum Streit gegen den Antichrist ermahnen und Jung und Alt allzeit zum Kriege bereit machen u. s. w."

Wenzel's Wittwe, Sophia, erhielt von ihrem Schwager Siegmund, welcher damals mit den Türken und Venetianern zu thun hatte und, wie gewöhnlich, ganz ohne Geld war, keine Unterstützung, und mußte in Verbindung mit dem rechtgläubigen Theile des Adels, sowie mit den Bewohnern der Städte und mit den geworbenen deutschen Soldaten sich helfen, wie sie eben konnte. In der Stadt Prag fielen täglich blutige Gefechte vor, im übrigen Böhmen ward nach und nach unter Coranda und Zizka das ganze Volk ebenso militärisch organisirt, wie es in Frankreich zur Schreckenszeit geschah. In Prag behauptete sich zwar die gemäßigte Partei, weil sie Flinten und Geschütz hatte, wie denn auch bei der Belagerung von Constantinopel Böhmen als Artilleristen ausgezeichnet werden; Mord und Brand konnte aber Sophia nicht hindern. Sie selbst floh aus der Stadt, die Paläste wurden verbrannt, das Rathhaus und das sogenannte Sachsenhaus gestürmt und das Letztere zur Festung gemacht. Zwar blieben Prag und die anderen Städte des Landes bis auf fünf von gemäßigten Hussiten besetzt; allein die Wüthenden, welche ein Reich Christi auf Erden gründen wollten, besiegten unter Zizka die Schaaren der Ritter, nahmen ihnen die Stadt Pilsen und gründeten dieselbe neu. Sie schlugen auch den Herrn von Rosenberg in einer blutigen Schlacht,

entvölkerten Austi und erbauten dann eine Festung auf ihrem Tabor-Berge. Nichtsdestoweniger war die Zahl der Gemäßigten immer noch so groß, daß Siegmund, obgleich die Fanatiker geschworen hatten, ihn nie als ihren König anzuerkennen, mit Hülfe jener die Rasenden hätte in Schranken halten können, wenn er nicht ganz in der Gewalt der verhaßten Pfaffen- und Hof-Aristokratie gewesen wäre. Diese allein sammelte sich um ihn, als er auf Weihnachten 1419 die böhmischen und mährischen Barone, Ritter und Burggrafen nebst den Abgeordneten der Städte nach Brünn rief. Er erschien daselbst, umgeben von Fürsten und Bischöfen, die den Hussiten ein Gräuel waren; in seiner Begleitung war auch der päbstliche Legat Ferdinand von Lucca, welcher als Nachfolger des Johann Dominici die Ausrottung der Ketzer leiten sollte; die Königin Sophia kam ebenfalls mit ihrer durch die letzten Vorfälle in Prag höchst erbitterten Umgebung nach Brünn. Nichtsdestoweniger suchten die gemäßigten Hussiten, besonders die Prager Bürgerschaft, welche von den radikalen Taboriten, Adamisten und wie sie sich sonst nannten, gepeinigt wurden, Schutz bei Siegmund. Die Prager Deputation, welche nach Brünn geschickt ward und dort am 27. December unter Trompetenschall ihren Einzug hielt, bestand freilich auch aus Hussiten, sie brachte sogar ihre eigenen Geistlichen mit und feierte ganz öffentlich Abendmahl und Gottesdienst auf hussitische Weise; allein diejenigen, von welchen sie gesandt waren, fühlten doch, daß sie des Königs bedürften, und ließen sich deshalb sogar gefallen, daß er ihre Abgeordneten wie Leibeigene behandelte. Diese mußten nämlich, als sie bei der ersten Audienz wegen der Gräuel in Prag um Verzeihung baten, nicht nur lange vor Siegmund auf den Knieen liegen, ehe er ihnen eine Antwort ertheilte, sondern sie wurden hierauf auch mit Schmähungen und Vorwürfen überhäuft. Außerdem forderte der König, daß überall im Lande die Ketzer von den Ämtern entfernt werden. Während so die gemäßigte Partei oder, wie sie auch genannt wird, die Prager sich zwischen Siegmund und den Fanatikern im Gedränge fanden, waren diese mit der Bildung eines Heeres für das zu gründende Reich der neuen patriarchalischen Kirche der Slaven beschäftigt, und betrieben eifrig die Befestigung der von ihnen besetzten Plätze, wobei ihnen die des Minirens und Unter-

bauens kundigen Bergleute, welche zu ihnen gehörten, große Dienste leisteten. Es schien daher anfangs, als wenn Alles sich den Befehlen des Königs fügen würde; Siegmund schonte aber auch der Gemäßigten nicht, und bewirkte dadurch, daß alle böhmischen Secten und Parteien, so sehr sie auch einander haßten, sich gegen den König und gegen die deutschen Fürsten, die der Pabst auf sie hetzte, vereinigten.

Dies geschah, als Siegmund sich von Brünn nach Schlesien begeben hatte und dort gegen die Breslauer Bürgerschaft mit Willkür und Grausamkeit verfuhr. Er hielt in Breslau, wo sich auf seine Einladung viele Fürsten, Herren und Ritter um ihn versammelt hatten, zuerst nach seiner Gewohnheit Prunkfeste und Gastmähler. Dann fällte er (Januar 1420) in einem Streite des polnischen Königs mit dem Großfürsten Witold von Litthauen als Kaiser prahlend einen schiedsrichterlichen Spruch, welchen nachher keiner von beiden Theilen anerkennen wollte. Hierauf stattete er einige deutsche Fürsten mit Lehen aus, und gewährte anderen für ihr gutes Geld allerlei Privilegien und Begünstigungen, deren Aufzählung in dieses Werk nicht gehört. Im Februar endlich suchte er sein königliches Ansehen gegen die Breslauer Bürgerschaft geltend zu machen, um nachher in Böhmen auf gleiche Weise zu verfahren. In Breslau hatten nämlich die Innungen, besonders die Metzger, im Juli 1418 ihren Magistrat gerade so behandelt, wie nach einem bereits oben mitgetheilten Berichte ein Jahr später die Prager den ihrigen behandelten: sie hatten das Rathhaus erstürmt und die Rathsherren theils nach slavischer Sitte zu den Fenstern hinausgeworfen, theils auf andere Weise umgebracht. Während Wenzel sich bei dem ganz ähnlichen Vorfalle zu Prag begnügte, den eingesetzten revolutionären hussitischen Rath zu cassiren, die Aufrührer selbst aber nicht bestrafte, hielt dagegen Siegmund ein grausames und barbarisches Gericht über dieselben. Er bestellte eine Commission, welche dreiundzwanzig Bürger zum Tode verdammte, ließ diese im März durch acht Scharfrichter vor seinen Augen enthaupten, schenkte die Güter derer, welche entflohen waren, der Stadt, schmälerte den Innungen, besonders den Metzgern, ihre Rechte, und verbot ihre Zusammenkünfte. Außerdem sorgte er dafür, daß das städtische Regiment

in die Hand eines servilen und aristokratischen Rathes komme; denn es wurden jetzt sechszehn Mitglieder desselben aus den Geschlechtern und nur vier aus der Gemeinde gewählt. Nachdem auf solche Weise diejenigen, welche sich den monarchischen Ordnungen nicht hatten fügen wollen, bestraft worden waren, verfuhr Siegmund dem Pabste zu Gefallen mit noch weit größerer Strenge gegen alle die Leute, die der kirchlichen Obrigkeit widerstrebten. In Breslau lebte Johann Kracha, ein ehemaliges Mitglied des Prager Magistrats; da dieser Mann Huß vertheidigte und das Concilium tadelte, so überantwortete Siegmund ihn einem geistlichen Gericht, und nachdem dieses, wie sich denken läßt, den Angeklagten verurtheilt hatte, ließ der König ihn am 15. März durch die Straßen zum Richtplatz schleifen und dort verbrennen. Der Unglückliche wurde dabei mit unwürdigen Mishandlungen aller Art überhäuft, bewahrte aber wie Huß seine Haltung und Standhaftigkeit bis zum Tode. Sein Mord erfüllte alle Herzen um so mehr mit Wuth, da er ein gemäßigter Hussite gewesen war. Nichts desto weniger erlaubte Siegmund gleich darauf dem päbstlichen Legaten und Inquisitor, Ferdinand von Lucca, Martin's V. Kreuzzugs-Bulle gegen die Hussiten der Breslauer Bürgerschaft zu verkündigen. Einige böhmische Herren in Siegmund's Gefolge verlachten darüber den Ketzerrichter öffentlich, und Siegmund war, als derselbe deshalb in große Wuth gerieth, diesmal verständig genug, nicht das Werkzeug des pfäffischen Zornes sein zu wollen.

Nach diesen Vorgängen in Schlesien erklärte sich auch die Prager Bürgerschaft nebst der Universität gegen den König, und nahm die Taboriten und ihren Helden Zizka, welche vorher zurückgewiesen worden waren, in ihre Stadt auf. Auch die anderen Städte verbanden sich gleich nachher, als die deutschen Fürsten und Bischöfe unter Siegmund's Führung den Kreuzzug des Pabstes gegen die Böhmen ausführen wollten, mit den Pragern zu gemeinschaftlichem Widerstand. In einer zu Prag gehaltenen Versammlung städtischer Deputirten kündigten diese ihrem Könige den Gehorsam auf, und erklärten ihn für einen Feind der böhmischen Nation, den sie nie zu ihrem König annehmen würden. Siegmund ward übrigens damals von den deutschen Fürsten um so kräftiger unterstützt, als fast alle deutschen Städte, Bürger und freien Ge-

meinden, besonders aber diejenigen Städte, welche entweder unter geistlichen Fürsten standen oder geistliche Stifter, Klöster und Gerichtsbarkeiten in ihren Mauern hatten, Neigung zeigten, den Grundsätzen der Böhmen zu huldigen. Der König hatte die geistlichen und weltlichen Privilegirten für sich, das böhmische Volk dagegen die Verständigen und die Menge. Man muß daher auch den schimpflichen Ausgang des Krieges der Deutschen mit den Böhmen aus dem Umstande erklären, daß die Tausende von Bürgern und Bauern, welche von den Rittern und Fürsten gleich einer Heerde ins Feld getrieben wurden, die erste beste Gelegenheit ergriffen, um davon zu laufen. Gleichwohl schien die Sache der Rechtgläubigen anfangs ganz gut zu gehen; denn während Siegmund von Schlesien her auf Prag los marschirte, hatten die Kurfürsten von Mainz, Trier, Köln, Pfalz und Brandenburg, die Herzöge von Östreich und Baiern, zwei Markgrafen von Meißen, der Landgraf von Thüringen und viele Bischöfe, Fürsten und Grafen, alle diejenigen Deutschen, welche sich durch die Ausrottung von Rebellen und Ketzern den Himmel verdienen wollten, im Westen vereinigt, um von dort aus in Böhmen einzudringen. Die Letzteren trafen vor Prag mit dem königlichen Heere zusammen. Die Zahl der Truppen, welche Siegmund damals vereinigt hatte, soll nach einer in unseren Augen sehr unwahrscheinlichen Angabe hundertundfünfzigtausend betragen haben. Wie groß aber auch Siegmund's Heer gewesen sein mag, jedenfalls war bei demselben keine Ordnung, Zucht und gehörige Leitung zu finden, und noch weit weniger jener das Ganze beseelende Enthusiasmus, der die Böhmen belebte. Wir werden uns daher auch nicht wundern, daß ein General, wie Zizka war, am 14. Juli 1419 den Sturm der Deutschen auf Prag abschlug. Der entscheidende Kampf fand dabei an dem Berge statt, welcher nachher dem Sieger zu Ehren den Namen Zizka-Berg erhielt. Nachdem der Angriff auf Prag gescheitert war, sahen sich die Deutschen aus Mangel an Magazinen genöthigt, das Land rings herum zu verwüsten und zu plündern, wodurch die Böhmen vollends erbittert und die slavischen Gemüther zu grausiger Rachsucht entflammt wurden.

Seit dieser Zeit suchten Siegmund und Zizka einander durch Grausamkeit und Gräuel zu übertreffen. Schon als der König

gegen Prag zog, hatte er bei Leutmeritz zwanzig Hussiten in der Elbe ersäufen lassen. Andererseits rächten sich die Prager an den Deutschen, als diese nach ihrem misglückten Sturm sehr grausam mit den Czechen umgingen, dadurch, daß sie auf ihrer Stadtmauer sechszehn gefangene Deutsche im Angesichte des feindlichen Heeres verbrannten. Wir schweigen von den grausigen Geschichten der durch Zizka und die Taboriten verübten Verstümmelungen und Quälereien; nur das Eine wollen wir aus Hunderten von Beispielen anführen, daß die Taboriten bei der Eroberung von Sedlecz den Herrn des Ortes, Ulrich von Rosenberg, langsam mit Dreschflegeln erschlugen, alle Einwohner bis auf sechs ermordeten, dann auch noch diesen den Tod gaben und nur den einen von ihnen am Leben ließen, der sich dazu verstanden hatte, die fünf anderen zu enthaupten. Solche Grausamkeiten wurden übrigens größtentheils nur von den Bauern zweier fanatischer Secten, der Orebiten und der Taboriten, sowie von den wilden Kriegsleuten Ziska's, welche sich später nach ihres Anführers Tode Orphaniten oder Waisen nannten, verübt. Diese drei Parteien der Hussiten sind damals durch ihre Grausamkeit und Mordlust eben so berühmt geworden, als in früherer Zeit Dschingiskhan's Mongolen und Timur's Tataren. Die Prager hätten sich daher auch derselben gern entledigt; sie bedurften ihrer aber, weil Siegmund, mit welchem sie den ganzen Juli hindurch, während der Gefechte um Prag, unterhandelten, weder ihre Nationalrechte noch ihre Veränderungen im Cultus anerkennen und verbürgen wollte. Der schwärmerische Theil des böhmischen Volkes hatte sich übrigens schon damals in eine Anzahl von Secten aufgelöst; denn außer den drei vorhergenannten werden noch andere, wie z. B. die Adamiten und Picarden, angeführt. Einigen von diesen Fanatikern gelang es am 19. Juli, die aus dürrem Holz und Gesträuch erbauten Hütten des deutschen Lagers vor Prag anzuzünden; ein Sturmwind breitete das Feuer weiter aus, und es brannte ein so großer Theil des Lagers nieder, daß die Deutschen sich nur noch elf Tage zurückhalten ließen. Am 30. Juli zogen sie schimpflich nach Hause. Der König selbst mußte erst noch eine Scene des Pomps und der Festlichkeit feiern, ehe er sich nichtig zeigte, wie er war. Er ließ sich vom Erzbischof von Prag auf dem noch in seiner Gewalt be-

findlichen Prager Schlosse krönen. Erst dann zog er mit seinen ungarischen, böhmischen und gemietheten Kriegsvölkern nach Beraun ab. Doch ließ er eine Besatzung auf der Burg Wissehrad zurück. Die Prager versuchten auch nach Siegmund's Abzuge trotz der von seinen Ungarn verübten Grausamkeiten alle Mittel, um ihn zu einer Aussöhnung zu bewegen; er verweigerte aber jedes Zugeständniß. Die Gemäßigten mußten daher auch zugeben, daß die Fanatiker den Wissehrad aufs äußerste bedrängten. Siegmund eilte der verzweifelnden Besatzung zu Hülfe, und lieferte, da die Burg nicht anders zu retten war, den wüthenden Schwärmern und den mit ihnen vereinigten Pragern eine Schlacht (1. Nov. 1420). Die Feinde waren aber seinem aus Ungarn und Schlesiern, sowie aus treugebliebenen Böhmen und Mähren bestehenden Heere sogar an Zahl überlegen, und er erlitt deshalb eine völlige Niederlage. Sein Heer ward theils zusammengehauen, theils zerstreut, er selbst war unter den eilig Fliehenden, und schon am folgenden Tage ergab sich der Wissehrad.

Böhmen bot von diesem Augenblick an ein gräßliches Schauspiel dar; denn Siegmund's Ungarn und Zizka's Schwärmer wetteiferten mit einander im Verbrennen ganzer Städte und Dörfer, sowie im Verstümmeln und Morden von Hunderten und Tausenden von Menschen. Die Gemäßigten oder die sogenannten Prager wollten den König von Polen zum Oberhaupt erwählt haben, die Schwärmer dagegen begünstigten Nikolaus von Hussinecz, der sich bisher neben Zizka als Feldherr ausgezeichnet hatte und mit Nachdruck gegen die Herbeiziehung des orthodoxen polnischen Königs auftrat. Nikolaus von Hussinecz starb jedoch bald nachher (zu Ende des Jahres 1420) durch einen Sturz vom Pferde, und nun stand Zizka allein an der Spitze desjenigen Theiles der Böhmen, welcher weder von einer Übereinkunft mit Siegmund, noch von der Wahl des polnischen Königs, noch von der Halbheit der Prager und Kalixtiner etwas wissen wollte. Gleich im Anfange des Jahres 1421 drang Zizka mit seinen organisirten Kriegsschaaren nach Mähren, und ließ zugleich rechtgläubige Böhmen mit ihren Dörfern und ganze Haufen von Adamiten verbrennen, jene, weil sie am Alten hingen, diese, weil sie eine rothe Republik, Communismus und gottlosen Frevel nicht blos systematisch predigten, son-

dern auch mit Feuer und Schwert einzuführen suchten. Auch die königlichen Truppen schlug und zerstreute der neue Oberfeldherr der Czechen überall, so daß Siegmund schon gegen Ende Februar nach Mähren zurückweichen mußte. Hierauf suchte Zizka die verschiedenen Parteien seiner Landsleute zu gewissen gemeinschaftlichen Grundsätzen in der Politik und Religion zu vereinigen, was schon am 24. November 1420 auf einer großen Versammlung zu Prag vergebens versucht worden war. Er stützte sich dabei auf vier Sätze, welche früher von der gemäßigten Partei aufgestellt worden waren und in der Geschichte den Namen der Prager Artikel führen. Um auf dieser Grundlage eine Einheit herzustellen, verfuhr Zizka mit den unbändigen Adamiten, welche jede Ordnung und Zucht für eine Beschränkung der urchristlichen Freiheit und Gütergemeinschaft erklärten, ebenso wie mit den papistischen Geistlichen und Mönchen und mit allen übrigen Menschen, die sich nicht an die Hussiten anschlossen, oder mit anderen Worten, er ließ diese wie jene verstümmeln, köpfen und verbrennen, und machte ihre Wohnsitze dem Boden gleich. Auch seinen Taboriten, besonders den Priestern derselben, setzte er, wenn sie sich nicht in die vier Artikel des Hussitismus fügen wollten, durch Prügel die Köpfe zurecht. Auf diese Weise brachte Zizka es endlich doch ebenso weit, als Bonaparte es im Jahre 1801 gebracht hat: alle Böhmen, so verschieden ihre Religionsmeinungen auch sein mochten, waren 1421 in Hinsicht auf Staat und Kirche zur Behauptung ihrer nationalen Freiheiten vereinigt. Es wurden nämlich im Juli dieses Jahres auf einem zu Czaslau gehaltenen Landtage die erwähnten vier Artikel allgemein anerkannt, so daß selbst der Erzbischof von Prag sie billigte. Diese vier Artikel, denen man später noch zwei weitere beifügte, bildeten nach Art der Augsburgischen Confession der Lutheraner das Religionsbekenntniß, auf welchem alle Parteien ohne Ausnahme sowohl der Kirche als dem Könige gegenüber bestehen wollten. Der Landtag setzte außerdem noch eine provisorische Regierung von zwanzig Directoren ein, um bis zur Erwählung eines neuen Königs die Regierung zu führen. Zum Letzteren hatte man schon vorher den König von Polen ausersehen gehabt; die an ihn abgeschickte Gesandtschaft war aber in Schlesien aufgefangen und auf Siegmund's Befehl nach Ungarn abgeführt worden. Aus jenem

Versuch einer ständischen Regierung ward nachher ebenso wenig etwas, als aus dem Plan, die slavischen Fürsten von Polen und Litthauen für die böhmische Sache zu gebrauchen und alle Slaven im Hussitismus zu vereinigen. Im Felde war und blieb Zizka überall Sieger, obgleich er schon längst an dem einen Auge blind war und im Fortgange des Krieges auch an dem anderen bedeutend beschädigt wurde. Er erhielt an zwei Mönchen Unterbefehlshaber, die sich nachher, als Zizka gestorben war, nicht weniger furchtbar machten, als er selbst gewesen war. Diese Mönche trugen Beide den Namen Prokop, und wurden dadurch von einander unterschieden, daß man mit Rücksicht auf ihren Wuchs den Einen Prokop den Großen, den Anderen Prokop den Kleinen oder Prokopupeck nannte. Der Erstere führte auch den Beinamen Holy, d. i. der Geschorene oder der Mönch.

Nachdem Siegmund mit seinen Truppen sich aus Böhmen zurückgezogen hatte, begannen die rasenden Taboriten und Orebiten und ihre Genossen auch die benachbarten Länder heimzusuchen. Durch ihre grausamen und verheerenden Einfälle litten die Deutschen unsäglich, während Siegmund, welcher immer in Geldverlegenheit und auf Reisen war, die von den Hussiten angegriffenen Länder ihrem Schicksal überließ. Die deutschen Fürsten hielten bald da bald dort einen Reichstag; ihr König erschien aber nie oder kam erst dann, als die Fürsten bereits wieder heimgekehrt waren. Seine besten Freunde, Ludwig von der Pfalz und Friedrich von Brandenburg, wurden daher endlich ganz erbittert über ihn. Scheu und Scham hatte er wenig. Trieb er doch einige Zeit hindurch sogar mit seiner Tochter Elisabeth Speculation! Diese hatte er schon in ihrem zweiten Jahre mit Albrecht von Östreich verlobt. Jetzt war er fast Willens, das erst zwölf Jahre alte Mädchen an den Großsultan, also an einen Türken, zu verhandeln; er verfiel aber bald wieder auf andere Gedanken, und ersah sich statt des Türken zuerst den König von Polen und dann den künftigen Erben von Litthauen, also einen gräßlichen Barbaren, zum Schwiegersohn, weil er dadurch den Ersteren und den Großfürsten Witold von Litthauen, dessen Neffe und Nachfolger Siegmund Korbut war, von den Böhmen zu trennen und an sich zu ziehen hoffte. Doch fand er es zuletzt wieder vortheilhafter, bei Albrecht stehen zu

bleiben, welcher zweimalhunderttausend Dukaten für rückständige böhmische Kriegskosten von ihm zu fordern hatte und für Siegmund's Tochter noch sechzigtausend Dukaten baar zu zahlen versprach. Die Vermählung des Kindes ward schon 1422 vollzogen und dabei das Land Mähren an Albrecht überlassen. Dieser Herzog von Östreich verfuhr gegen die Ketzer und Juden seines Landes mit wahrer Wuth, da er die Letzteren zu Hunderten verbrennen ließ; Mähren vermochte er aber nicht gegen Zizka's Taboriten zu schützen. Er lockte im Gegentheil durch seine Züge gegen die Hussiten diese nach Östreich, wo sie ungeheuere Verheerungen anrichteten. Wir wollen die Niederlagen nicht aufzählen, welche die von Albrecht ausgerüsteten und von Siegmund mit rohen madscharischen und kumanischen Horden unterstützten Heere erlitten; nur die Folgen der deutschen Anarchie und des Mangels an nationalem Patriotismus und an jener Aufopferung, welche die Böhmen unüberwindlich machte, wollen wir flüchtig erwähnen. Im September 1421 hatten sich der Markgraf von Meißen, die Kurfürsten von Mainz und Brandenburg und viele andere Bischöfe und Herren bei der Stadt Saaz gelagert, in der Erwartung, daß Siegmund von Osten her in Böhmen einbrechen würde. Dies geschah aber erst im Oktober, und Zizka konnte daher früher nach Saaz aufbrechen. Hier verbreitete schon die bloße Nachricht vom Herannahen des furchtbaren Feldherrn einen solchen Schrecken, daß das deutsche Heer sogleich auseinander lief. Es ward auf der Flucht größtentheils zusammengehauen. Auch Albrecht's Heer, welches auf zwölftausend Mann geschätzt wurde, ergriff in demselben Jahre auf so schimpfliche Weise die Flucht, daß der Herzog die Ausreißer nachher in der Heimat aufsuchen und einkerkern ließ. Siegmund selbst, dessen Truppen der Condottieren-Hauptmann Pipo von Florenz anführte, drang freilich im November 1421 bis gegen Prag hin vor, und glaubte bereits Zizka's Heer bei Kuttenberg völlig eingeschlossen zu haben; der blinde Feldherr bahnte sich aber in der Nacht einen Weg mitten durch das feindliche Heer. Dieses mußte darauf in harter Winterszeit (Januar 1422) seinen Rückzug antreten und ward bei Deutsch-Brod, wo Zizka es einholte, völlig geschlagen, mit Verlust seiner Fahnen und Wagen auseinander getrieben und bis Iglau verfolgt. Siegmund hatte

die Stadt Kuttenberg niedergebrannt und ihre Einwohner zusammengehauen; Zizka verfuhr auf gleiche Weise mit Deutsch-Brod, welches hierauf 14 Jahre lang öde blieb.

Siegmund begab sich nach der erlittenen Niederlage in sein Königreich Ungarn. Hier erschien im Frühjahr 1422 der Erzbischof von Köln, um ihn zur Abhaltung eines deutschen Reichstages zu bewegen, auf welchem Maßregeln gegen die von Böhmen her drohende Gefahr ergriffen werden sollten. Der König schrieb wirklich einen Reichstag nach Regensburg aus; er selbst verschob aber seine Reise dahin bis zum Juli, und als er endlich in Regensburg ankam, fand er die deutschen Stände dort nicht anwesend. Diese waren nicht nach Regensburg gegangen, sondern tagten in Nürnberg, und nun wurde eine Zeitlang darüber gestritten, ob die Stände zum Könige oder der König zu den Ständen kommen sollten, bis endlich Siegmund nachgab und nach Nürnberg reiste. Hier ward wieder Vieles decretirt und auf das geduldige Papier gebracht; bei näherer Betrachtung zeigt sich aber, daß die deutschen Fürsten im Jahre 1422 ebenso, wie die deutsche Nationalversammlung im Jahre 1848, vergaßen, zuerst zu fragen, wie und durch wen ihre Beschlüsse ausgeführt werden sollten. Es ward auf dem Reichstag zu Nürnberg festgesetzt, wie viel Truppen oder Geld jeder Reichsstand zum Kriege stellen sollte. Eine solche Anordnung, welche jedoch nicht, wie man behauptet hat, damals zum ersten Male gemacht wurde, nennt man eine Matrikel. Die Rechnung war, wie sich leicht nachweisen läßt, ohne den Wirth gemacht. Es wurden z. B. die Städte Schwyz, Bern, Zürich, Lucern und Freiburg im Uechtlande, welche sich nie beim Reichskriege betheiligt haben, in der Matrikel ebenso, wie Gent, sehr bedeutend tarirt; ferner sollten die Städte Weinheim und Ladenburg, was außer Verhältniß war, 12 Gleven (zu je 4 bis 5 gepanzerten Reitern) und 15 Schützen stellen; dagegen finden wir den Kurfürst von Trier gar nicht erwähnt. Damit konnte es nicht ernst sein, obgleich Friedrich von Brandenburg zum Anführer des beschlossenen Kreuzzuges erwählt wurde und in der Sebaldus-Kirche zu Nürnberg das vom Pabste geweihte Banner feierlich übernahm. Es ward aus dem ganzen Zuge nichts, und Siegmund konnte nachher in Deutschland nur auf seinen Schwiegersohn Albrecht und auf

den neuen Kurfürsten von Sachsen rechnen. Der Letztere war Friedrich der Streitbare, Markgraf von Meißen und Landgraf von Thüringen. Siegmund hatte ihm, als 1422 mit Albrecht III. die askanische Linie der Kurfürsten von Sachsen ausgestorben war, im Jahre 1423 die erledigte Kurwürde übertragen.

Im Oktober des Jahres 1424 starb Zizka, und sein Tod hatte die unmittelbare Folge, daß die Böhmen unter sich ganz zerfielen. Der am meisten fanatische Theil von Zizka's Schaaren, der sich nach dem Tode des Oberfeldherrn den Namen der Orphaniten oder der Verwaisten gab, folgte mehreren Führern, unter welchen Prokop der Kleine der bedeutendste war; die übrigen Taboriten unterwarfen sich der Führung Prokop's des Großen; von den Landherren unterhandelten einige mit dem König Siegmund, andere dagegen hielten ebenso wie die Prager zu dem litthauischen Prinzen Siegmund Koribut, welcher 1422, als die Letzteren ihm die Krone angeboten hatten, nach Böhmen gekommen, schon im folgenden Jahre aber wieder zu den Seinigen zurückgekehrt war. Diese inneren Streitigkeiten wollte der neue Kurfürst von Sachsen benutzen, um den Einfällen der Hussiten in sein Land zu steuern; die Zwietracht der böhmischen Parteien dauerte aber nicht lange, denn sobald es galt die Deutschen zu berauben oder zurückzuschlagen, waren alle Czechen einig. Sie zerstörten die beiden böhmischen Grenzstädte Dur und Brir, welche Siegmund dem Kurfürsten von Sachsen überlassen hatte, völlig, metzelten die Einwohner derselben nieder, und erschlugen, als sächsische und thüringische Truppen zur Hülfe herbeigeeilt waren, in einem einzigen Treffen viertausend Feinde. Später belagerten sie die böhmische Stadt Aussig, welche ebenfalls erst kurz vorher an Sachsen gekommen war. Da der Kurfürst Friedrich sich damals gerade auf einem der vielen Reichstage befand, welche in jener Zeit von den deutschen Ständen gehalten wurden, so nahm sich seine Gemahlin der mit dem Schicksale von Dur und Brir bedrohten Stadt Aussig an. Sie schickte ein starkes Heer von thüringischen, sächsischen und fränkischen Kriegsleuten; unglücklicher Weise waren aber die beiden Anführer desselben, die Grafen von Weiden und von Schwarzburg, nicht einmal verständig genug, den trefflichen Rath der Kurfürstin zu befolgen. Anstatt, wie diese ihnen gerathen hatte, die Böhmen nicht

hinter ihrer Wagenburg anzugreifen, stürmten sie tollkühn auf dieselben ein, und zogen sich dadurch eine furchtbare Niederlage zu. Die Deutschen wurden von den mit hakigen Lanzen und eisernen Dreschflegeln bewaffneten Taboriten aus ihren Sätteln gerissen und erschlagen. Es sollen in diesem Treffen fünfzehntausend Deutsche geblieben und viertausend Wagen mit Lebensmitteln und Gepäck von den Hussiten erbeutet worden sein; wir lassen jedoch diese Zahlen dahingestellt sein, da niemand die Gefallenen oder die eroberten Wagen gezählt haben kann. Gewiß ist dagegen, daß die Stadt Aussig vom Feinde erstürmt und eingeäschert, ihre Bewohner aber grausam gemordet wurden (6. Juli 1426).

Bei solchen Niederlagen konnten die Deutschen nur auf kurze Zeit ermuthigt werden, wenn sie einmal einen Vortheil errangen, wie im März des Jahres 1427, wo die Östreicher ein hussitisches Heer, welches zum zweiten Male die Stadt Zwettel belagerte, gänzlich aufrieben. Die beiden Prokope und ganze Schaaren wilder Schwärmer machten fortwährend verheerende Raubzüge nach Schlesien, Meißen und der Lausitz, sowie nach Sachsen und Franken. Auch die Zwietracht der Böhmen nützte den Deutschen nichts. Die Prager hatten den Prinzen Siegmund Koribut zum zweiten Male gerufen und sogar als König anerkannt und gekrönt; sie sahen aber bald, daß sie sich in ihm geirrt hatten, spotteten seitdem seiner Krone, verhafteten ihn zuletzt und schickten ihn dann nach Litthauen zurück. Die gemäßigte Partei, zu welcher die ganze böhmische Ritterschaft gehörte, war zwar monarchisch gesinnt und unterhandelte auch mit König Siegmund; sie bildete aber den schwächeren Theil und mußte Jahre lang den Schwärmern nachstehen, deren Ziel eine aus misverstandenen Stellen der Bibel abgeleitete Republik mit Gütergemeinschaft war. Ein flüchtiger Blick auf die ganz kriegerische Einrichtung und Lebensweise der Taboriten Prokop's des Großen und der fanatischen Secten, welche keinen eigentlichen Oberanführer hatten, wird zeigen, daß diese Slaven ebenso furchtbar waren, als die Türken. Von Städten und Festungen wollten sie gar nichts wissen, sie zerstörten und verbrannten vielmehr alle Ortschaften, welche in ihre Gewalt fielen. Sie lebten unter freiem Himmel, und Hunderte von Wagen, die mit Ketten zusammengeschlossen wurden, bildeten ihr Lager und ihre Befestig-

ungen. Wenn sie ein Treffen liefern wollten, so nahm das Fußvolk die Mitte ein, rechts und links von demselben befanden sich die in Reihen aufgestellten Wagen, von welchen herab die Weiber, Kinder und Greise mit Flinten und Bogen auf den angreifenden Feind schossen; auf der äußersten Seite der beiden Wagenburgen stand die Reiterei, und diese zog sich, sobald sie verfolgt ward, hinter die Wagen zurück, deren Reihen man schnell zu öffnen und zu schließen geübt war. Sich selbst nannten diese Fanatiker das Volk Gottes, sie ahmten die Mosaische Ordnung von Stämmen nach, Böhmen hieß bei ihnen das gelobte Land, dagegen nannten sie die Bewohner von Meißen Moabiter, die Sachsen Edomiter, die übrigen Deutschen aber Philister. Mit diesem militärischen Fanatismus vergleiche man die lächerlichen Einrichtungen, welche die Deutschen machten, als bei Aussig viele Tausende derselben, unter ihnen der Burggraf von Meißen, die Grafen von Hohenstein, von Gleichen, von Querfurt, von Barby und die edeln Herren von Falkenstein, mit Dreschflegeln erschlagen worden waren, als sich der Schrecken der Taboriten bis zu den entferntesten Städten, wie Braunschweig und Lüneburg, verbreitete, und als die näheren, wie Jena, Erfurt und Magdeburg, ihre Mauern erweiterten. Statt ins Feld zu ziehen, hielten die Deutschen im April 1427 zu Frankfurt wieder eine Versammlung, und schrieben noch einmal eine Matrikel und eine aus zwei Theilen bestehende Kriegsordnung nieder. Wir wollen dasjenige, was damals beschlossen und zu Papier gebracht wurde, nicht anführen, weil wir dergleichen Dinge den Gelehrten überlassen; unerwähnt dürfen wir aber nicht lassen, daß in diesem Frankfurter Geschreibe sich (Artikel 35 — 45) auch eine Artillerie-Ordnung findet, in welcher unter Andern von den sogenannten Terras-Büchsen die Rede ist. Das Unpraktische dieser Vorschriften von Systematikern, welche mit dem Wesen des böhmischen Krieges ganz unbekannt waren, geht am besten daraus hervor, daß die Hauptbedeutung auf eine große Büchse gelegt wurde, welche Steinkugeln von 150 bis 200 Pfund schoß. Die langen Berathungen in Frankfurt und das Buch, welches über einen Feldzugsplan und über dessen mögliche Ausführung zusammengeschrieben wurde, hatten nicht die geringste unmittelbare Wirkung; denn es erschien in Nürnberg, wo sich die Truppen hatten sammeln

sollen, niemand als der Kurfürst Otto von Trier und wenige Andere. Der Zeitgenosse Eberhard von Windeck sagt daher auch: „Ott sei auf den Rath weiser Leute heimgegangen, wenn die Andern wern gar sehr beschemt worden, wenn ihr Macht was zu klein."

Im Juli 1427 wurden die Verheerungen und Plünderungen der Hussiten in Schlesien, Meißen, Sachsen und Franken und bis nach Baiern hinein so arg, daß man sich doch endlich über einen allgemeinen Reichszug nach Böhmen verständigte. Friedrich von Sachsen sollte bei Kommotau und Kadan, Friedrich von Brandenburg bei Eger, Otto von Trier mit den Baiern, Rheinländern und Schwaben bei Tauß in Böhmen eindringen, und die Stadt Mies der Vereinigungspunkt für alle drei Heere sein. Man hatte dabei auf die unter den Böhmen bestehende Zwietracht gerechnet; diese erhielten aber kaum von dem Plane der Deutschen Kenntniß, als alle Parteien vereint denselben entgegenrückten, die Taboriten unter Prokop dem Großen mit fünfhundert, die Orphaniten mit zweihundert Wagen, die Orebiten und Prager mit ihrem Fußvolke und sogar die katholischen Herren mit ihren Reitern. Die Oberanführung über das Ganze hatte Prokop der Große. Bei der Nachricht vom Anzug der vereinten hussitischen Kriegsmacht brachen die Sachsen, welche vor den anderen Deutschen bei Mies angekommen waren, sogleich auf, um sich nach der fränkischen Grenze zurückzuziehen, von woher die übrigen Reichstruppen in Böhmen eindringen sollten. Ihr Rückzug verwandelte sich aber in schimpfliche Flucht, weil das ganze sächsische Heer von einem panischen Schrecken ergriffen wurde (21. Juli 1427). Die Hussiten setzten ihnen nach, fielen über die Fliehenden her, tödteten, wie es heißt, zwölftausend derselben, und bemächtigten sich ihres ganzen Gepäckes und Geschützes. Auf die Nachricht von dieser Niederlage der Sachsen zogen sich auch die beiden anderen deutschen Heere eilig zurück. Prokop nahm hierauf die am Böhmerwald gelegene Stadt Tachau, und vernichtete sie sammt ihren Bewohnern. Vor Pilsen dagegen, welches ebenfalls von ihm belagert ward, scheiterte er.

Die Deutschen hielten in demselben Jahre zu Frankfurt noch einmal eine große Berathung, an welcher auch ein päbstlicher Legat, der Kardinal Heinrich von Winchester, nicht aber König Siegmund Theil nahm, und bei der wieder viel auf das Papier

gebracht wurde. Um den Kurfürsten von der Pfalz, welcher am Podagra litt, mit in die Berathung ziehen zu können, verlegte man nachher den Reichstag von Frankfurt nach Heidelberg. Hier sagte dann Friedrich von Brandenburg den Reichsständen endlich gerade heraus, daß, so lange sie nicht ein ordentliches Heer und geübte Krieger hätten, sondern jeder Fürst, jede Stadt, jeder Graf und Ritter schlechtes Landvolk und undisciplinirte Gepanzerte schicke, die kriegsgewohnten, kampffertigen und disciplinirten Hussiten ihnen stets überlegen bleiben würden. Sie faßten daher in Heidelberg den Beschluß, ein ordentliches Reichsheer zu werben, zu diesem Zweck eine Kriegssteuer im Reiche auszuschreiben und die Werbungen durch Friedrich von Brandenburg als Reichsfeldherrn und durch den genannten Kardinal als päbstlichen Gesandten besorgen zu lassen. Da dieser Beschluß unausgeführt blieb, so führen wir die Einzelnheiten desselben nur in so weit an, als daraus ersehen werden kann, wie wenig man damals noch die Wissenschaft des Geld-Erpressens systematisch zu betreiben verstand. Nach dem gemachten Anschläge der Geldbeiträge sollte jeder Geistliche von je zwanzig Gulden Einkünften einen, jeder Jude einen Gulden, jeder Christ ohne Unterschied, Mann oder Frau, einen Groschen, jeder, der bis zu zweihundert Gulden im Vermögen habe, einen halben und alle, welche mehr besäßen, einen ganzen Gulden, jeder Graf zwanzig, jeder Freiherr fünfzehn, jeder Ritter fünf Gulden bezahlen. Übrigens ward ein Theil dieses Geldes wirklich erhoben, er scheint aber nicht in die rechten Hände gekommen zu sein. Trotz der langen Berathungen in Frankfurt und Heidelberg ward wieder aus dem ganzen Vorhaben nichts, und Schlesien, die Lausitz, Meißen, Ober- und Niedersachsen, Franken und Baiern blieben Jahre lang den Raubzügen der wüthenden Slaven ausgesetzt. Diese eroberten die Stadt Plauen, schlugen die Sachsen bei Grimma, und drangen bis über Leipzig und in die Mark hinein. Im Jahre 1428 brachten sie die Bewohner von Mähren und Östreich zur Verzweiflung, da Herzog Albrecht sogar von den Geistlichen so drückende Kriegsbeiträge erpressen mußte, daß, wie Eberndorfer in seiner Chronik berichtet, mancher Priester die Hälfte seiner Einnahme abzugeben genöthigt ward. Übrigens wurde Brünn damals von den Hussiten vergebens angegriffen, dagegen erschienen sie bald nachher vor

Wien und lagen eine Zeitlang dieser Stadt gegenüber bei Nußdorf. In den drei Jahren 1427 bis 1429 nahmen die Hussiten, wenn wir den Chroniken jener Zeit Glauben schenken wollen, im Ganzen über siebenhundert befestigte Orte ein.

Während die Orphaniten, die Taboriten, die Orebiten und andere zu organisirten Räuberbanden gewordene Schwärmer auswärts umherstreiften, führten sie zugleich innerhalb ihres Heimathlandes mit den Pragern, mit den Landherren, mit denen, welche dem König Siegmund treu geblieben waren, und mit den in Böhmen wohnenden Deutschen einen glücklichen Krieg. Im Frühjahr 1429 schien endlich ein Frieden zwischen den Hussiten und ihren auswärtigen Feinden zu Stande zu kommen. Siegmund alternd und schwach ließ die Führer der Böhmen zu einer Unterhandlung einladen, man kam deshalb über eine Waffenruhe bis zum Juni überein, und eine Deputation reiste mit Prokop dem Großen an der Spitze nach Preßburg, wo sich auch Albrecht von Östreich einfand. Hier legten aber die Böhmen Bedingungen vor, welche Siegmund als deutscher König und als Sklave des römischen Stuhles unmöglich eingehen konnte, wenn er auch als Beherrscher von Ungarn und Böhmen nichts dagegen haben mochte: er sollte die heilige Schrift als Grundlage des Glaubens anerkennen, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt nehmen und nehmen lassen und den Häuptern der böhmischen Parteien eine Amnestie nebst gewissen Vortheilen gewähren. Die Friedensverhandlungen scheiterten daher, die Verwüstungen der Taboriten und Orebiten begannen im September von neuem, und die Bürger und Bauern Deutschlands mußten wieder dafür büßen, daß Pfaffen, Ritter, Barone, Grafen und Fürsten die Einheit des Reiches und die Macht der Kaiser vernichtet hatten. Mähren, Schlesien und Sachsen wurden aufs neue von hussitischen Schaaren heimgesucht; diese brannten damals nicht nur die Altstadt von Dresden nieder, während Kurfürst Friedrich der Friedfertige, der Sohn und Nachfolger Friedrich's des Streitbaren, sich in die Neustadt eingeschlossen hatte, sondern es wurden auch alle Städte bis nach Magdeburg hin eingeäschert; in der Lausitz gingen alle Dörfer in Flammen auf, und als die Stadt Görlitz hussitische Abgeordnete, durch welche sie zur Übergabe aufgefordert worden war, in Säcke genäht und ersäuft hatte, mußten die Bewohner anderer

Orte diese rohe Grausamkeit mit dem Leben büßen. Im Anfang des folgenden Jahres (1430) strömte ganz Böhmen unter Prokop des Großen Führung in das unglückliche Deutschland ein, welches, von seinem Könige verlassen, nirgends widerstehen konnte, weil seine Kräfte zersplittert waren. Prokop's Heer soll damals aus zwanzigtausend Reitern und zweiundfünfzigtausend Fußgängern bestanden und zur Fortschaffung des zu machenden Raubes nicht weniger als dreitausend Wagen bei sich gehabt haben, von welchen einige mit zehn bis zwölf Pferden bespannt gewesen seien, und doch reichte diese Zahl von Wagen nachher zum Transport der gemachten Beute nicht hin. Obgleich wir diesen bestimmten Zahlen keinen Glauben schenken, so kann doch ihre Anführung dienen, um zu bezeichnen, warum die Hussiten ebenso wie die Türken der Kriegsmacht aller Fürsten jener Zeit überlegen sein mußten, und warum sie nicht blos nach Deutschland, sondern auch über Mähren hinaus nach Ungarn und durch Schlesien nach Polen streiften. In Deutschland waren es damals die Länder Sachsen und Franken, welche von den Hussiten heimgesucht wurden. Beide Länder wurden zur Wüste gemacht, über hundert Städte in ihnen niedergebrannt und alle Heerden nach Böhmen getrieben. Andere Gegenden und Städte hielten durch Geld das Verderben von sich ab: der Kurfürst von Brandenburg zahlte den Hussiten zehntausend Dukaten, die Stadt Nürnberg ebensoviel, die Stadt Eger siebzehnhundert, der Bischof von Bamberg neuntausend und der baierische Herzog Johann zehntausend Dukaten. Auch Ansbach, Eichstädt und Salzburg kauften die Plünderung mit bedeutenden Summen ab.

Die furchtbaren Verwüstungen der Hussiten machten endlich in Deutschland das Bedürfniß einer Beseitigung der inneren Zwistigkeiten und die Nothwendigkeit einer größeren Einheit und Kraft der Regierung fühlbar. Schon im Jahre 1429 hatte Siegmund, um die zersplitterten Kräfte der Nation gegen die Hussiten vereinigen zu können, den ewigen Fehden der einzelnen Reichsstände unter einander durch die Aufrichtung eines allgemeinen Landfriedens steuern wollen. Da dies jedoch nur vermöge eines Reichstags-Beschlusses geschehen konnte, und da Siegmund damals weder Geld hatte, noch von den Ungarn aus dem Lande gelassen wurde, so hatte er einen Reichstag nach Wien ausgeschrieben; er selbst war aber, weil er am

Podagra litt, dort nicht erschienen. Die in Wien zusammengekommenen deutschen Stände hatten sich daher zu ihm nach Ungarn begeben, und es war hierauf, zum ersten und einzigen Male, in Preßburg ein deutscher Reichstag gehalten worden (Ende 1429). Schon aus diesem einzigen Umstande ist zu ersehen, wie dringend die Noth war, und wie sehr Alle das Bedürfniß einer monarchischen Regierung empfanden. Auch Siegmund's Unterredungen mit den deutschen Ständen in Preßburg und die Sprache, welche die ungarischen Magnaten den deutschen Großen gegenüber führen durften, beweisen besser als alle Erläuterungen, die wir hier geben könnten, wie frevelhaft die Pfaffen, Fürsten, Barone, und Ritter einerseits und die Patricier und Krämer der Städte andererseits schon damals das Ansehen des Kaisers und die Einheit der Regierung unter die Füße getreten und sich dadurch selbst entehrt hatten. Die in Preßburg versammelten deutschen Reichsstände hatten nämlich, da auf fremdem Boden kein Beschluß gefaßt und noch weniger für die Ausführung desselben gesorgt werden konnte, an Siegmund das Gesuch gerichtet, zur Herstellung des Landfriedens einen Reichstag nach Nürnberg auszuschreiben. Es ward ihnen aber hierauf vom König selbst erklärt: „er habe schon längst den Wunsch gehabt, die deutsche Krone niederzulegen, weil es ihm bisher unmöglich gewesen wäre, den Landfrieden zu Stande zu bringen, und weil er am Ende doch eigentlich nur in Ungarn seine Versorgung habe; er sei aber durch den Pabst davon abgehalten worden." Zu gleicher Zeit sagten Siegmund's ungarische Reichsräthe den deutschen Ständen rund heraus: „ihr König könne nicht so weit in das Innere von Deutschland kommen, weil die Gefahr eines Einbruches der Türken in Ungarn noch nicht vorüber sei; sie riethen daher den Deutschen, sich damit zufrieden zu geben, daß Siegmund den Kurfürsten Friedrich von Brandenburg zum Reichsverweser ernenne, und dieser dann die Leitung der deutschen Angelegenheiten besorge." Zuletzt mußten die deutschen Fürsten, um nur von Siegmund die Zusage seiner persönlichen Erscheinung in Nürnberg zu erlangen, den Ungarn versprechen, daß der König gleich nach geendigtem Reichstage wieder nach Ungarn zurückkehren solle.

Der neue Reichstag war auf den März des Jahres 1430 ver-

abredet worden, er konnte aber der hussitischen Raubzüge wegen zu der festgesetzten Zeit nicht gehalten werden. Auch nachher fanden sich anfangs nur wenige Fürsten und von den mehr als fünfundachtzig freien Städten des Reiches kaum zwölf in Nürnberg ein. Siegmund selbst, welcher seinen ungarischen Kanzler, den Bischof von Agram, vorausgeschickt hatte, ließ die deutschen Stände wieder lange auf sich warten. Er that sich zuerst in Wien, wo er im Juli ankam, bei seinem Schwiegersohn Albrecht und dann in Straubingen bei den Herzögen von Baiern gütlich, hielt nachher in Regensburg einen sogenannten Fürstentag, und kam erst Mitte September nach Nürnberg. Darüber war den deutschen Ständen, welche ihn schon seit Juni erwartet hatten, die Zeit lang geworden, und der größte Theil derselben hatte sich, als der Kaiser endlich eintraf, bereits auf den Heimweg begeben. Siegmund schrieb daher sogleich auf den November einen neuen Reichstag nach Nürnberg aus, sah sich aber nachher genöthigt, denselben wieder bis zum Februar des folgenden Jahres zu verschieben, wo er dann endlich auch wirklich eröffnet wurde. Bis zum Beginn dieses Reichstages hielt sich Siegmund in verschiedenen schwäbischen und baierischen Städten und Stiften auf, und zwar nicht gerade zur Freude derer, welche von ihm besucht wurden und nach alter Sitte nicht nur ihn selbst, sondern auch sein aus Ungarn bestehendes Hofgesinde bewirthen, verpflegen und versorgen mußten. Der Nürnberger Reichstag des Jahres 1431 war zahlreicher besucht, als irgend ein anderer seit langer Zeit, weil durch die letzten Raubzüge der Hussiten die Deutschen endlich zu der Erkenntniß gebracht worden waren, daß man dem Unfuge der inneren Fehden ein Ende machen müsse, um mit vereinten Kräften den auswärtigen Feind zu bekriegen und der Übermacht der Slaven Schranken zu setzen. Auch würden in der That die Beschlüsse dieses Reichstages den Fortschritt des deutschen Volkes in der Civilisation ebenso sehr gefördert haben, als sie für den Forscher des öffentlichen Rechtes und der in Deutschland niedergeschriebenen und mitunter auch bekannt gemachten Verordnungen wichtig sind und stets bleiben werden, wenn sie nur irgend einen unmittelbaren Erfolg gehabt hätten. Da wir blos das, was wirklich geschehen ist, nicht was hätte geschehen sollen oder was in Versammlungen beschlossen und nieder-

geschrieben ward, erzählen wollen, so genügt für unseren Zweck eine kurze Anzeige der auf dem Nürnberger Reichstage des Jahres 1431 verhandelten Reichsangelegenheiten. Überdies liegt das Einzelne außerhalb des Kreises dieser Weltgeschichte. Es sollte endlich mit dem Reichskriege ernst werden; man verhandelte und beschloß daher zunächst wieder ein Langes und Breites über die Matrikel oder über die von jedem kleinen und großen Reichsstand zu stellende Zahl Streiter und über den zu entrichtenden Geldbeitrag; außerdem enthielt der im April erlassene Reichstagsabschied sechs Abschnitte über die Ordnung beim Feldzuge, über das Kriegsrecht und über die Art und Weise den Krieg zu führen. Als es aber an die Ausführung gehen sollte, wurden weder die beschlossenen Streitkräfte ins Feld gestellt, noch die Geldbeiträge gezahlt, und als dies endlich auf Betrieb des päbstlichen Legaten hie und da geschah, war mit der großen Anzahl von verschieden gerüsteten und geübten, durch kein organisches Band und keine gemeinsame Gesinnung mit einander vereinigten Streitern nichts anzufangen. Hatte man ja doch auch in dieser Nürnberger Matrikel wieder Gent und die Schweizer Städte den Reichsstädten beigezählt! Der Ausgang wird zeigen, wie viel besser die Hussiten daran waren, welche keine geschriebene und systematische Verordnungen hatten, wohl aber tüchtige und geübte Führer besaßen und von einem und demselben Sinne beseelt waren.

Ganz ebenso ging es mit dem Landfrieden, welcher in Nürnberg beschlossen wurde. Obgleich der Reichstag ausdrücklich in der Absicht Ruhe und Ordnung im Reiche zu stiften veranstaltet worden war, und obgleich die Hussiten fortwährend mit neuen Verheerungen drohten, so wagte man doch nicht, einen beständigen Landfrieden und die Entscheidung aller Streitigkeiten durch den Kaiser und seine Richter vorzuschreiben, sondern es ward nur bis Martini 1432 ein Landfrieden geboten, und statt eine Gewalt einzurichten, welche im Stande gewesen wäre, den Störer der Ruhe zur Ordnung zu bringen, enthielt der Reichstagsabschied die leere Drohung: wer den Frieden störe, solle des Königs Ungnade (Siegmund's Ungnade, wie furchtbar!!) erfahren, aus Stadt und Land vertrieben und mit der Reichsacht belegt werden. Auch in einer besonderen Streitsache erscheint das Justiz-Wesen des Reiches bei

Gelegenheit des Nürnberger Reichstages ebenso kläglich, als die Einrichtung des Kriegswesens im Kampfe mit den Hussiten. Diese Streitsache war der langjährige Streit der baierischen Herzöge Ludwig von Ingolstadt und Heinrich von Landshut. Diese hatten eine alte Feindschaft gegen einander, und schon 1417 war zu Constanz von dem Kaiser ein Proceß zwischen ihnen verhandelt worden. Mitten in diesem Proceß hatte Herzog Heinrich seinen Vetter auf offener Straße meuchlings überfallen und schwer verwundet, ohne daß er nachher vom Kaiser bestraft wurde. Es entstand aber darüber zwischen den beiden Herzögen und ihren Verbündeten ein mehrjähriger Krieg, in welchem ganz Baiern durch gegenseitige Verheerungen zu leiden hatte. Der Kaiser begnügte sich mit Aufforderungen zum Frieden, keiner von beiden Theilen kehrte sich aber daran. Endlich wandte sich der Ritter Kaspar Torringer, welcher zu Ludwig's Partei gehörte, in seinen eigenen und in Ludwig's Angelegenheiten an das westphälische Vehmgericht, und nun ward ein Proceß geführt, der uns die Reichs-Justiz und jenes sonderbare Gericht, welches mit den Anstalten der Assassinen wie mit der Inquisition und ihrer spanischen heiligen Brüderschaft (santa hermandad) einige Ähnlichkeit hatte (s. Th. VIII. S. 532 f.), in gleich unvortheilhaftem Lichte zeigt. Wir sehen nämlich einerseits, daß nicht der König und die Fürsten, sondern ein geheimes Gericht, dem zwar auch der König angehört, dessen eigentliche Beschaffenheit ihm aber ebensowenig als die sämmtlichen Beisitzer bekannt sind, zwischen Kaspar Torringer und Herzog Heinrich entscheidet, und andererseits tritt in dieser Sache ein Richtstuhl jenes Gerichtes oder, wie man es nannte, ein Freistuhl gegen den anderen auf. Siegmund als oberster Richter der Vehme hatte anfangs den Erzbischof Dietrich von Köln beauftragt, das Verfahren des geheimen Gerichtes zum Schutze des Kaspar Torringer gegen den übermächtigen Herzog Heinrich zu leiten; der Fortgang des Processes gab aber die westphälische Vehme als ein höchst gefährliches Kriminalgericht zu erkennen, es zeigte sich, daß dasselbe mit seinen sogenannten Freigrafen gegen Heinrich ein Urtheil auszuführen vermöge, welches Kaiser und Reich nie hätten durchsetzen können, und nun hielt Siegmund für nöthig, den nämlichen Erzbischof von Köln zu unterstützen, als

dieser die Vehme einzuschränken suchte. Der Erzbischof oder vielmehr die von ihm zu Rathe gezogenen Juristen und Schöppen hatten schon 1430 eine Reform des Gerichtes entworfen, und Siegmund, welcher Alles anfing und sich um Alles bekümmerte, aber nichts ausführte, billigte diesen Entwurf. Durchgesetzt ward jedoch die Sache erst viel später. Auch mit den anderen Gerichten im Reiche und mit den königlichen Hofgerichten befaßten sich Siegmund und der Nürnberger Reichstag; die Gerechtigkeitspflege ward aber durch das Reden und Schreiben darüber durchaus nicht besser. Ebendasselbe gilt von dem Münzen, das jeder Herr, welcher Brief und Siegel darüber hatte, ganz nach Gutdünken betrieb, obgleich auch von dieser Sache in Nürnberg die Rede war.

Während dieser Verhandlungen predigte der uns schon aus der byzantinischen Geschichte bekannte Kardinal Julian (s. S. 93 f.), den der Pabst als Legaten nach Nürnberg gesandt hatte, einen Kreuzzug gegen die Hussiten. Siegmund glaubte dessen ungeachtet am Ende doch mehr auf eine Aussöhnung mit der gemäßigten Partei in Böhmen rechnen zu müssen, als auf die schwerfälligen Kriegsrüstungen des verwirrten deutschen Reiches. Er glaubte dies um so mehr, als auch der Pabst, wie wir unten sehen werden, sich schon vor der Eröffnung des Nürnberger Reichstages entschlossen hatte, ein Concilium auf deutschem Grund und Boden zu veranstalten. Überdies war auf einem Religions-Kongreß, den die verschiedenen hussitischen Parteien zur Zeit des Nürnberger Reichstages gehalten hatten, offenbar geworden, daß die Utraquisten oder Kalixtiner sich der alten Kirche in eben dem Grade wieder genähert hatten, als die auf ihren Raubzügen ganz verwilderten apokalyptischen und fanatischen Secten immer weiter von derselben getrennt worden waren. In Folge jenes Kongresses kamen hussitische Abgeordnete, unter denen sich auch Prokop der Große befand, nach Eger, um mit Bevollmächtigten Siegmund's über einen Vergleich zu unterhandeln. Diese Abgeordneten der Hussiten wollten zwar die Prälaten des Conciliums und ihren Präsidenten, den Pabst, nicht als höchstes Glaubensgericht anerkennen, sie stellten aber doch an die Deutschen das Ersuchen, man möge sie nicht bekriegen, sondern bekehren, und es wäre deshalb vielleicht eine Aussöhnung möglich gewesen, wenn nur Siegmund verstanden hätte, die Lage

der Dinge in Böhmen zu benutzen. Er war aber von dem Pabst und von dessen Legaten Julian, welcher in Übereinstimmung mit dem grundgelehrten Theologen Gerson (s. S. 182) die Hussiten nur durch den weltlichen Arm in die Kirche zurückgetrieben haben wollte, zu sehr abhängig, als daß er hätte Friedensstifter sein können. Sein Verhältniß zu dem Pabste und dessen Legaten, zu den deutschen Kirchenfürsten und deren Theologen, sowie zu seinem ganz blindgläubigen Schwiegersohn Albrecht erlaubte ihm nicht, den Utraquisten entgegenzukommen. Da nun überdies Prokop von der wüthenden Kreuzespredigt in Deutschland und von der großen Zahl Menschen, welche Kardinal Julian dort auf die Beine gebracht habe, Nachricht erhielt, so war die ganze Verhandlung fruchtlos, und die beiderseitigen Bevollmächtigten trennten sich, wie dies zu geschehen pflegt, mit vermehrter Abneigung von einander. In Böhmen vereinigte hierauf das Gefühl der Nationalität und die Gefahr des Vaterlandes alle Parteien sogleich wieder. Noch ehe das deutsche Heer aufbrach, hatten die Hussiten nicht nur die Zugänge zu ihrem Lande besetzt, sondern auch, wie sich bei einer im Pilsener Kreise gehaltenen Musterung ergab, ein Heer von fünfzigtausend Mann zu Fuß, fünftausend Reitern, viertausend Wagen und vielen Kanonen zusammengebracht. Auf deutscher Seite hatte Kardinal Julian vierzigtausend Mann zu Pferde und nur weniges Fußvolk zusammengepredigt.

Siegmund selbst wohnte dem neuen Kriegszuge gegen die Hussiten nicht bei, sondern blieb in Nürnberg zurück. Die Oberanführung übertrug er dem Kurfürsten Friedrich von Brandenburg, der sie nur ungern und zögernd übernahm, weil er als erfahrener Feldherr recht gut erkannte und auch laut aussprach, daß mit einem Heere, wie die Deutschen es stellten, keine Ehre im Felde zu erwerben sei. Dagegen fehlte ihm freilich die leere Ehre des Pompes und Prunkes nicht. Dafür sorgte Siegmund, indem er ihm am 26. Juni 1431 in der Sebaldus-Kirche zu Nürnberg die Feldherrnstelle mit aller deutschen Grandezza feierlich übertrug. Der Kardinal Julian hielt eine salbungsvolle Rede, nachher überreichte Siegmund ein auf dem Altar liegendes Schwert dem Kardinal, welcher dasselbe hierauf unter Gebeten einweihte und durch einige Bischöfe dem Kurfürsten umgürten ließ. Zuletzt wurde dem

Oberfeldherrn noch das Reichs-Panier übergeben, und mit diesem schritt dann nach geendigter Feierlichkeit der Graf von Hohenlohe dem Kurfürsten stolzen Schrittes voran. Wer von diesen hier nur kurz angedeuteten Hof- und Staats-Ceremonien liest und mit ihnen den Ausgang des Kriegszuges vergleicht, muß fast glauben, die bekannte Fabel von der Taboriten-Trommel sei erfunden worden, um als Satyre auf das deutsche Ceremonien-Wesen zu dienen und den Contrast mit dem unter den Böhmen waltenden Geiste recht hervorzuheben. Es heißt nämlich, Zizka habe sterbend befohlen, seinen Körper unbeerdigt den wilden Thieren zu überlassen, die abgezogene Haut desselben aber über eine Trommel zu spannen und diese im Kriege mit den Deutschen zu gebrauchen, weil dieselben beim Schalle der Trommel jedes Mal von panischem Schrecken würden ergriffen werden.

In den ersten Tagen des August 1431 brach das Reichsheer, von Kardinal Julian begleitet, an verschiedenen Stellen in Böhmen ein. Eine der Heerabtheilungen ward gleich anfangs bei Tachau schimpflich auseinander gesprengt, und zerstreute sich nach ganz verschiedenen Richtungen hin. Da in Folge davon der Kurfürst fürchtete, es möchten die übrigen Abtheilungen auf ähnliche Weise einzeln aufgerieben werden, so zog er sie alle an sich und schlug mit der ganzen deutschen Kriegsmacht bei Tauß ein Lager auf. Hier erschienen dann ganz unerwartet die Hussiten unter Prokop's des Großen Führung. Sie waren durch die gräßlichen Verwüstungen, Plünderungen und Mordbrennereien, welche Kardinal Julian verüben ließ, in hohem Grade erbittert, und ihr Fußvolk war den unbehülflichen deutschen Reitern ebenso weit überlegen, als ihr leichteres Geschütz den monströsen Kanonen, welche die Feinde mitgebracht hatten. Überdies herrschte Hader und Zwietracht im deutschen Heere: die Fürsten hatten schon vorher erklärt, daß sie nicht fechten würden, wenn sich nicht der Kurfürst von Sachsen zum Ersatz alles Schadens, den sie im Kampf erleiden könnten, gegen sie verpflichte; sie hatten ihn ausgelacht, als er von der Aufopferung materieller Vortheile für Vaterland und Glauben redete, was ja nur ideelle Dinge und also leere Begriffe seien; sie waren endlich schon vor der Ankunft der Böhmen Willens gewesen, nach Hause zurückzukehren. Sobald es daher hieß: Prokop

kommt!, ergriff ein panischer Schrecken das ganze deutsche Heer, und jeder lief ohne Rücksicht auf die Anderen davon. Das erste Beispiel zur Flucht gab ein baierischer Herzog. Selbst der Oberfeldherr, Friedrich von Brandenburg, dachte nicht daran, irgend eine Ordnung aufrecht zu erhalten, sondern hörte vielmehr gleich anfangs auf, Befehle zu geben. Die Niederlage der Deutschen war daher außerordentlich groß. Sie verloren auf der Flucht bei Tauß — denn eine Schlacht kann man es nicht nennen — elftausend Mann, zweitausend Wagen und hundertfünfzig ihrer ungeheueren Kanonen. Unter den Trophäen der Böhmen befand sich auch Julian's Kardinalshut, sowie seine Kreuzesbulle, sein Meßgewand und das ihm vorgetragene Kreuz. Der Kardinal wäre glücklich gewesen, wenn er sich durch sein Schicksal auf diesem Zuge hätte warnen lassen; denn er kam später, als sein Fanatismus die Ungarn zum Friedensbruch getrieben hatte, durch die Türken elendiglich, wie er verdiente, ums Leben (s. S 97).

Nach der schimpflichen Flucht der Deutschen fiel Prokop der Große ins Voigtland und in das bis dahin verschont gebliebene Osterland ein. Er schlug die Truppen des Kurfürsten von Sachsen und die ihm zu Hülfe gekommenen Baiern bei Taucha so gänzlich, daß man sagt, es seien dort nur sehr wenige von seinen Gegnern dem Tode entronnen. Hierauf erkaufte der Kurfürst den Abzug Prokop's durch einen Tribut. Auch die Schlesier mußten sich, als die Hussiten um dieselbe Zeit in ihr Land einfielen, durch Geld mit ihnen abfinden. Selbst bis nach der ungarischen Stadt Kremnitz drang damals ein Corps von achttausend Orphaniten und verbrannte dieselbe. Nur Albrecht von Östreich war im Jahre 1431 glücklicher, als die anderen deutschen Fürsten, wiewohl nicht im Kampfe mit den Prokopen, sondern mit den armen hussitischen Bauern in Mähren, welche bei der Nachricht von den Siegen ihrer Brüder sich gegen den fanatischen Druck ihrer Tyrannen erhoben hatten. Er erschien damals in Mähren, und vernichtete fünfhundert hussitische Dörfer nebst ihren Bewohnern durch Feuer und Schwert. Im folgenden Jahre rächten aber die böhmischen Hussiten den an ihren Glaubensgenossen und Stammverwandten begangenen Frevel durch eine Niederlage der Östreicher. Seit der Zeit setzten sowohl die Deutschen, als auch die gemäßigten Par-

teien der Böhmen ihr ganzes Vertrauen auf das Concilium, durch welches sie endlich der vom Gottesreich träumenden Schwärmer entledigt zu werden hofften.

6. Das Concilium zu Basel, Siegmund und die Hussiten bis auf die Aussöhnung der Letzteren mit ihrem Könige.

Pabst Martin V. befand sich zu Rom, wohin er erst mehrere Jahre nach seiner Erwählung gekommen war (s. S. 168), in einer sehr bedrängten Lage: er war in steter Geldverlegenheit, und der Kirchenstaat mit seiner Ritterschaft gehorchte ihm eben so wenig, als unsere deutschen Städte und Ritter ihrem Kaiser; namentlich hatte er mit und wegen der Stadt Bologna unaufhörlich Streit. Drei Dinge indessen gaben dem päbstlichen Stuhle damals für die gesammte Christenheit, besonders aber für Deutschland, eine Bedeutung, wie sie in unseren Tagen die deutsche Kaiserwürde für den deutschen Patrioten haben würde. Diese drei Dinge waren: die Vereinigung der griechischen und römischen Kirche, welche von den griechischen Kaisern ängstlich und zuletzt auch ernstlich erstrebt ward, um die Türken von der Christenheit abhalten zu können; die Aussöhnung der unbesieglichen Hussiten mit der Kirche oder, wenn dies unmöglich war, ihre Vertilgung; endlich die zu Constanz beschlossene, vom Pabst zugesagte und durch ihn allein zu bewirkende Abstellung der vielen Misbräuche im Kirchenwesen, welche selbst von den Theologen mit Ausnahme der italiänischen nicht abgeleugnet werden konnten. Alle drei Punkte erforderten ein Concilium. Dieses sollte versprochener Maßen innerhalb der nächsten fünf Jahre nach dem Schlusse der Constanzer Kirchen-Versammlung berufen werden. Martin hielt auch Wort, wollte aber unter dem Vorwande, daß man den Griechen den Besuch des Conciliums erleichtern müsse, dasselbe nur in einer italiänischen Stadt halten lassen, und schrieb 1423 die verheißene Versammlung nach Pavia aus. Mit dieser Verfügung waren alle Nationen außer den Italiänern unzufrieden. Der Pabst hatte außerdem noch dadurch alle Welt gegen sich erbittert, daß er seine eigene Familie, die Colonna's, auf Kosten der Kirche reich und mächtig zu machen strebte, und in Deutschland nicht nur kirchliche Gelderpressungen

sich erlaubt hatte, sondern auch, trotz der in Constanz gewährten Zugeständnisse, bei Besetzung der hohen geistlichen Stellen willkürlich verfuhr.

Das nach Pavia ausgeschriebene Concilium war im März 1423 kaum eröffnet worden, als es hieß, dasselbe müsse an einen anderen Ort verlegt werden, weil wegen der dort ausgebrochenen Pest nur wenige Geistliche erschienen waren und diese nicht länger bleiben wollten. Der Pabst gestattete im August die Verlegung des Concils nach Siena. Dies erregte große Unzufriedenheit, weil es ebensoviel war, als wenn die Versammlung nach Rom berufen worden wäre. Auch war dieselbe so zusammengesetzt, daß man sie, wie Martin selbst durch ihre schon im Februar des nächsten Jahres ausgesprochene Auflösung eingestand, weder der Zahl noch der Beschaffenheit ihrer Mitglieder nach eine allgemeine Kirchenversammlung nennen konnte. Es fanden sich nämlich in Siena fast nur italiänische Bischöfe, also Creaturen des Pabstes, ein, aus Deutschland dagegen erschienen blos fünf, aus Frankreich sechs und aus Spanien gar keine Bischöfe. Mit einem der Könige des letzteren Landes, Alphons V. von Aragonien, hatte Martin sogar einen so heftigen politischen Zwist, daß jener nach Benedict's XIII. Tode (1424) von den beiden Leuten, die sich für dessen Kardinäle ausgaben, einen neuen Pabst (Clemens VIII.) wählen ließ. Übrigens war dieser Schritt des Königs Alphons nur für Aragonien von Bedeutung, in so fern nämlich Alphons die Usurpation der Pabstwürde durch Clemens der Form wegen zu seinen Zwecken benutzte. Sobald der König das, was er wollte, erreicht hatte, mußte Clemens auf sein Verlangen wieder abdanken (1429). Was das Concilium von Siena betrifft, so fanden die versammelten italiänischen Bischöfe nicht rathsam, die wichtigste der dem Concilium gestellten Aufgaben zu lösen; sie redeten allerlei über die Vereinigung der römischen Kirche mit der griechischen, und faßten dann den Beschluß, daß sich nach sieben Jahren die Bischöfe der sämmtlichen europäischen Reiche an einem ihnen bequemer gelegenen Orte zu einem allgemeinen Concilium versammeln sollten. Als ein solcher Ort ward von ihnen, ehe sie auseinander gingen, Basel genannt, und auch Martin bezeichnete in einer Bulle vom 12. März 1424 diese Stadt als den Sitz der neuen Versammlung.

Der Pabst suchte auf jede Weise zu beweisen, daß es ihm mit der Berufung eines allgemeinen Conciliums ernst sei, weil niemand dies glauben wollte. Er meldete schon im April 1424 der Bürgerschaft von Basel, daß im Jahre 1431 die Bischöfe sich in ihrer Stadt versammeln würden; er ersuchte sie, die nöthigen Vorkehrungen dafür zu treffen, ernannte seinerseits drei Kardinäle, um die Geschäfte des Conciliums vorzubereiten, und forderte die Christenheit auf, an diese Commission Petitionen einzusenden. Selbst in Rom wurde damals von der Kirchenverbesserung viel geredet, und der Pabst entwarf sogar eine Lebensordnung der Kardinäle. So viel Eifer aber Martin auch zu haben schien, so ward doch einerseits weder irgend ein Misbrauch abgestellt, noch selbst auf die Concordate Rücksicht genommen, und andererseits änderten weder die Kardinäle noch die gesammte übrige Geistlichkeit, besonders die Mönche, ihren Lebenswandel, so daß in allen christlichen Ländern die Geistlichkeit die Zielscheibe des Volkswitzes blieb. Endlich sah sich der Pabst durch die Gefahr, welche der böhmischen und deutschen Kirche von den Hussiten her drohte, genöthigt, einen Versuch zur Beruhigung der Unzufriedenen zu machen. Er berief am 1. Februar 1431 ein Concilium nach Basel. Doch ernannte er zu seinem Stellvertreter bei der Eröffnung desselben den bekannten Kardinal Julian Cesarini, der sich viel besser zur Verfolgung der Ketzer, zum Kreuzesprediger und zur Rolle eines Peter von Amiens im Türken-Kriege, als zum Versöhner und Reformator paßte. Martin erlebte die Eröffnung des Baseler Concils nicht mehr, da er schon am 20. Februar starb. An seine Stelle ward ein hartnäckiger und stolzer Venetianer erwählt, der gerade auf diejenigen Dinge im Kirchenwesen und in der Glaubenslehre die größte Bedeutung legte, welche nicht blos von den Hussiten, sondern auch von allen wahrhaft frommen Gelehrten seiner Zeit als unwesentlich angegriffen wurden. Ein Streit zwischen den versammelten Ständen der Kirche und ihrem Monarchen, dem Pabste, war also mit Gewißheit vorauszusehen. Hatte ja doch selbst der biegsame Pabst Martin aus keiner anderen Ursache seine kirchlichen Stände in Siena so schnell entlassen!

Eugen IV. — so nannte sich der neue Pabst — bestätigte die Berufung des Conciliums von Basel, traf aber gar

keine Anstalten zur feierlichen Eröffnung desselben, und sorgte nicht einmal dafür, daß eine gewisse Zahl von Geistlichen verschiedener Länder an einem bestimmten Tage zu Basel beisammen sei. Daher haben auch zwei neuere katholische Schriftsteller über den Tag der Eröffnung des Conciliums streiten können; der Eine läßt dieselbe im Juli, der Andere im August Statt finden. Der Kardinal Julian Cesarini, welcher vorher schon zweimal in Basel gewesen war und Vorbereitungen getroffen hatte, war im Sommer 1431 zugleich mit dem größten Theile der deutschen Bischöfe beim böhmischen Kriegszuge beschäftigt, und hatte daher zwei Männern Vollmacht gegeben, das Concilium zu eröffnen. Diese begannen dann am 26. Juli 1431 mit den wenigen Geistlichen, welche anwesend waren, die Vorberathungen. Julian selbst erschien erst am 2. September in Basel, nachdem er mit genauer Noth aus Böhmen entronnen war (s. S. 212). Er übernahm gleich nach seiner Ankunft den Vorsitz bei den Berathungen der kleinen Anzahl von Geistlichen, die er in Basel antraf. Julian war zu der Einsicht gelangt, daß er mit seiner Kreuzesbulle, auch wenn er sie nicht, wie auf der Flucht bei Tauß, von sich zu werfen genöthigt wurde, gegen die Böhmen nichts ausrichten könne; er bemühte sich daher zu Basel, die Prager und die böhmischen Landherren, welche gemäßigt und im Allgemeinen rechtgläubig waren, von dem schwärmerischen Theile der Hussiten zu trennen. Diese Bemühungen setzte Julian im Namen und Auftrage der Prälaten auch dann noch fort, als die Hussiten am 1. Oktober die an sie ergangene Einladung Siegmund's, auf dem Concil zu erscheinen oder mit demselben freundlich zu unterhandeln, höchst unartig abgelehnt hatten. Am 15. Oktober erließ Julian im Namen des Conciliums ein freundliches Schreiben an die Hussiten, um sie zu vermögen, eine Abhülfe ihrer Beschwerden vom Concilium zu suchen, indem er sie versicherte, daß sie gewiß Gehör finden würden. Dieser Schritt des Concils schreckte den Pabst um so mehr, als auch die Decrete desselben über die Ordnung der Berathungen und über die Ausschüsse so beschaffen waren, daß es auf eine gründliche Untersuchung der Ursachen des Verfalls der Kirchenzucht und auf eine vollständige Wiederherstellung derselben abgesehen zu sein schien. Auch erfuhr der Pabst zu gleicher Zeit, daß eine sehr zahlreiche

Menge angesehener Geistlichen und gelehrter Theologen, unter welchen auch die Professoren der Pariser Sorbonne waren, in Basel eingetroffen sei. Er hatte allerdings nicht Unrecht, schon im November sehr besorgt zu werden. Das bewies nachher der am 14. December unter Julian's Vorsitz gefaßte Beschluß, in welchem die zu Constanz gemachte Anordnung als Grund und Zweck des Baseler Conciliums und die Ausrottung der Ketzerei, die Vermittelung des Friedens in der Christenheit, die Reform der Kirche an Haupt und Gliedern und die möglichste Herstellung der alten Disciplin als die eigentliche Aufgabe der Versammlung erklärt ward. Pabst Eugen hatte deshalb schon im November ein Schreiben an die versammelten Geistlichen erlassen, in welchem er die Verlegung des Concils nach Bologna vorschlug. Die dafür angeführten Gründe waren hauptsächlich: die Winterkälte, eine zwischen Friedrich von Tyrol und dem Herzoge von Burgund ausgebrochene Fehde, welche ebenso, wie jene Kälte, das Reisen nach Basel unsicher und beschwerlich mache, ferner die Gefahr, von der Ketzerei angesteckt zu werden, weil ganz Deutschland und besonders Stadt und Land Basel im Glauben erschüttert sei, sowie endlich das schon von Martin gegebene Versprechen, ein allgemeines Concilium in einer italiänischen Stadt zu halten, damit die Vereinigung der lateinischen und griechischen Kirche leichter zu Stande gebracht werde. Alle diese Gründe machten jedoch keinen Eindruck; im Gegentheil, Eugen's Schreiben erregte nicht nur bei den versammelten Vätern und sogar bei dem päbstlichen Legaten, welcher für das Concilium die Feder führte, großen Unwillen, sondern auch König Siegmund, welcher damals wieder auf einer Reise nach Italien begriffen war, wurde durch dasselbe erbittert. Julian gab dem Pabste im Auftrage der Prälaten eine sehr nachdrückliche und spitzige Antwort. Er widerlegte alle Gründe des Pabstes auf ziemlich höhnische Weise. Über die oben angeführten vier Punkte z. B. schreibt er: „Was der Pabst von den Herzögen von Burgund und Tyrol sage, sei nicht wahr, da dieselben bereits einen Waffenstillstand geschlossen hätten. Die Erklärung wegen der in und um Basel herrschenden Ketzerei sei grundfalsch; man sehe und höre weit und breit gar nichts von Ketzerei, im Gegentheil, die Bürger von Basel seien alle sehr gute Katho-

liken und nähmen sich der Geistlichen redlich an. Durch die bloße Winterkälte lasse sich gewiß keiner, der nach Basel reisen wolle, abschrecken. Was aber die Griechen angehe, so sei das Lied von ihrer Aussöhnung mit der römischen Kirche schon dreihundert Jahre lang gesungen worden und werde jedes Jahr aufs neue angestimmt. Es wäre jedoch viel verständiger, wenn man, statt ihnen nachzulaufen, mit den Hussiten unterhandele, welche erst neuerdings von der Kirche abgefallen wären, und deren Lehre sich schon nach Deutschland verbreite. Doch könne man allerdings zugleich mit den Hussiten und mit den Griechen unterhandeln; aber das Letztere habe keine Eile." Aeneas Sylvius spricht in einer Bulle, die er später als Pabst Pius II. gegen die Behauptungen des Constanzer Conciliums erließ, die Meinung aus, Julian habe sich ebenso, wie auch er selbst damals, von den Gegnern des Pabstthums verlocken lassen. Wahr ist, daß Eugen dies glaubte und dadurch mit dem Concilium in einen höchst ärgerlichen Streit gerieth. Der Pabst nahm nämlich nicht blos sehr übel, daß ihm das Concilium den erwähnten Brief hatte schreiben lassen, sondern er erließ auch schon im December den förmlichen Befehl, daß das Concilium, weil es die böhmischen Ketzer zur Absendung von Bevollmächtigten aufgefordert habe, um mit ihnen über Lehren zu disputiren, die vom Pabste längst verdammt seien, sogleich aufgelöst und nach achtzehn Monaten ein anderes in Bologna versammelt werden solle.

Diese Bulle kam im Januar 1432 zu Basel an, nachdem am 14. December die erste förmliche Sitzung des Conciliums gehalten und die angegebenen Beschlüsse gefaßt worden waren. Die versammelten Väter fühlten sich durch die päbstliche Bulle beleidigt, sie blieben standhaft, der König Siegmund nahm sich ihrer an, und der Pabst ward in einem langen Briefe von seinem eigenen Legaten gewarnt, doch ja nicht im Vertrauen auf seine Kabalen mit den Fürsten die deutsche Nation aufs äußerste zu treiben. Julian gibt in diesem Schreiben deutlich zu verstehen, daß die von den böhmischen Fanatikern gepredigten Grundsätze über die Menschenrechte bei den deutschen Bürgern, welche durch den Straßenraub der Ritter so sehr litten, und bei den Bauern, welche unter dem Drucke der Fürsten und des Adels erlagen, großen Beifall fänden. In Betreff der in Deutschland verbreiteten demokra-

tischen Grundsätze der Böhmen und in Bezug auf das Vertrauen, welches Eugen auf die Fürsten setzte, schreibt Julian: „Die Deutschen hätten ihm gesagt, an dem unglücklichen Ausgange der böhmischen Feldzüge seien blos ihre Fürsten schuld; das wollten sie ihm beweisen, wenn sie allein ins Feld zögen, und sie seien bereit dies zu thun, wenn er zur Deckung der Kosten dreißigtausend Dukaten herbeischaffe.“ Auch in Betreff des Verhältnisses der Deutschen zur Kirche warnt Julian den Pabst, indem er ihn auf die Gefahr aufmerksam macht, daß die Deutschen ebenso wie die Böhmen abtrünnig werden könnten. Er schreibt nämlich: „Die Deutschen seien wegen der fortdauernden kirchlichen Misbräuche und Erpressungen so erbittert, daß er fürchte, sie würden nächstens gleich den Hussiten über ihre Geistlichen herfallen und die Mönche verbrennen.“ Der Pabst ließ sich nicht warnen, und schon im Februar brach der Krieg zwischen ihm und den zu Basel versammelten Prälaten aus. Eugen rief durch ein Schreiben vom 12. Februar 1432 seinen Legaten peremtorisch vom Concilium ab; die Väter faßten aber, noch ehe dieses Schreiben ankam, am 16. Februar in ihrer zweiten Sitzung einen Beschluß, der das Concilium von dem Pabste und seinem Legaten unabhängig machte. Es ward nämlich das Decret des Constanzer Conciliums erneuert, daß eine allgemeine Kirchenversammlung über dem Pabste stehe, und zu gleicher Zeit beschloß man, daß das in Basel versammelte Concilium ohne seine eigene Zustimmung von niemand, selbst vom Pabste nicht, aufgelöst, vertagt oder verlegt werden dürfe. Hiermit begann der Kampf zwischen dem Oberhaupt der Kirche und dem Concilium. Der Pabst rechnete bei diesem Streite auf die Hülfe des Königs Siegmund, welcher schon seit den letzten Monaten des Jahres 1431 im oberen Italien verweilte, und seit dem Anfange des Jahres 1432 wegen seiner Kaiserkrönung zu Rom mit Eugen unterhandelte.

Siegmund hatte sich, da die Deutschen von einem Römerzuge nichts wissen oder wenigstens kein Geld dazu hergeben wollten, allein auf den Weg gemacht, und verfuhr in Italien ganz nach seiner gewohnten Weise. Er borgte und schwelgte überall, wo man etwas hergeben wollte, machte allerlei neue, weit aussehende Projecte bekannt, ließ sich mit dem Herzog von Mailand in eine

Verbindung gegen die Venetianer ein, und ward, um seiner Eitelkeit zu schmeicheln, mit der eisernen Krone der Lombarden zum König von Italien gekrönt. Er blieb nachher fünf Wochen lang in Mailand, war aber zuletzt dem Herzoge und den Bürgern so lästig, daß er im Anfange des Jahrs 1432 nach Piacenza weiter reisen mußte. Hier saß er dann einige Monate hindurch ganz trostlos, und trat mit Mailand, mit Rom, mit dem Concilium und mit aller Welt durch Briefe und Gesandte in Verkehr, da er zum Handeln weder Kraft, noch Macht, noch Geld besaß. Seine Hauptunterhandlung betraf die vom Pabste ausgesprochene Auflösung des Conciliums, und war mit einer anderen wegen der Kaiserkrönung zu Rom unzertrennlich verbunden. Siegmund mußte darauf bestehen, daß das Concilium nicht von Basel entfernt werde, weil dieses allein eine gewaltsame Reformation in Deutschland verhindern und zugleich ihm selbst wieder zu seinem Königreich Böhmen verhelfen konnte. In Beziehung auf Deutschland sagte Siegmund gleich dem Kardinal Julian dem Pabste gerade heraus: „Er fürchte, die deutschen Bürgerschaften würden mit der Hierarchie bald ebenso umgehen, wie die Böhmen gethan hätten; schon habe die Metropolitan-Stadt Magdeburg ihren Erzbischof sammt seinen Domherren verjagt und gleich den Hussiten die Güter derselben geplündert; die mit Magdeburg verbündeten Hanse-Städte an der Nord- und Ostsee machten Anstalt, dem gegebenen Beispiele zu folgen; auch am Rhein sammelten sich, wie das Gerücht sage, Tausende von Laien, um die Stadt Worms zur Auslieferung der Geistlichen und Juden zu zwingen; in Passau wollten die Bürger die Schlösser ihres Bischofs stürmen, und auch in Bamberg seien sie wegen der ihnen vom Könige verliehenen Privilegien mit dem Klerus in offenem Kriege." Übrigens mußte Siegmund nach drei Monaten auch Piacenza verlassen, weil sein dortiger Aufenthalt den Argwohn des Herzogs von Mailand erregte und die Einquartierung für die Stadt zu lästig war. Er wanderte Ende März nach Parma, wo er dann, nicht gerade zur Freude der Einwohner, wieder sieben Wochen lang schreibend und unterhandelnd verweilte.

Unterdessen setzte das Concilium, vom mailändischen Herzoge aufgefordert, von Siegmund unterstützt, von dem Herzog Wilhelm von Baiern mit den Waffen geschützt und vom deutschen Volk als

Anker des Heils betrachtet, den Kampf mit dem Pabste muthig fort. In der am 29. April gehaltenen dritten Sitzung ward nicht blos der Beschluß vom 16. Februar erneuert, sondern auch dem Pabste, der dem Kardinal Julian seine Vollmacht entzogen hatte, eine Frist von drei Monaten gesetzt, innerhalb deren er entweder selbst auf dem Concilium sich einfinden oder, wenn seine Gesundheit dies nicht erlaube, Bevollmächtigte schicken solle. Der Pabst, welcher die Baseler Versammlung schon seit dem December nicht mehr anerkannte, sondern in seinen Briefen an Julian und an Siegmund nur von dem sogenannten Concilium sprach, wollte ebensowenig nachgeben, als die Bischöfe. Es entspann sich ein gehässiger Briefwechsel, und das Concilium faßte in seiner vierten Sitzung (20. Juni) zwei neue nachdrückliche Beschlüsse. Es erklärte, daß, wenn während seines Bestehens Eugen stürbe, ein neuer Pabst von und aus dem Concilium gewählt werden sollte, und verbot zugleich dem Pabst Eugen, neue Kardinäle zu ernennen oder diejenigen, welche sich in Basel befänden, von dort abzurufen.

Siegmund gab sich unterdessen große Mühe, einen offenen Bruch zwischen Pabst und Concilium wenn auch nicht zu hindern, doch wenigstens zu verzögern; Eugen war aber über Siegmund's Theilnahme an den Schritten des Conciliums so unwillig, daß er, gleich als wenn er das deutsche Reich zu vergeben hätte, zu verstehen gab, er könne am Ende auch noch einen anderen Fürsten zum römischen Kaiser krönen. Er hatte dabei wahrscheinlich den Herzog Friedrich mit der leeren Tasche im Sinne. Dieser Fürst war in jeder Beziehung Siegmund's leibhaftiges Ebenbild. Er war eitel, leichtfertig und leichtsinnig, verschwenderisch, voller Projecte, unstet und wüst. Nur arm war er damals nicht mehr, weil reiche Metalladern in den Bergwerken von Tyrol entdeckt worden waren; er wußte aber der Welt auf keine andere Art zu beweisen, daß seine Tasche nicht mehr leer sei, als dadurch, daß er sein Haus in Inspruck mit einem vergoldeten Dache versehen ließ, welches noch gegenwärtig den Reisenden gezeigt wird. Ein solcher Mann war für Siegmund kein gefährlicher Nebenbuhler. Auch scheint es dem Pabste weder mit der Erhebung desselben ernst gewesen zu sein, noch würde er unter den damaligen Umständen die Fürsten wohl geneigt gefunden haben, die gegen Wenzel ange-

wendete Maßregel der Absetzung eines Kaisers gegen Siegmund zu wiederholen, obgleich der Letztere im April 1432 ebenso der Familie Gonzaga zu Gefallen für Geld eine Markgrafschaft Mantua errichtete, wie Wenzel den Visconti's für Geld ein Herzogthum Mailand geschaffen hatte. Ende Mai zog Siegmund, da er sich aus Geldmangel in Parma nicht mehr halten konnte, mit seinem aus zweitausend Mann Ungarn, Mailändern und Deutschen bestehenden Gefolge nach Tuscien, um auch dort die kaiserlichen Städte auszusaugen. Eine Zeitlang lebte er auf Unkosten der Stadt Lucca, dann begab er sich nach Siena, wo er dem Pabste so nahe war, daß diesem sehr bange wurde. Übrigens unterstützten damals die deutschen Reichsstädte ihren Kaiser mit Geld; die Fürsten dagegen erkannten zwar ihre Verpflichtung, zum Römerzuge des Kaisers beizusteuern, an, entzogen sich derselben aber durch die Ausflucht, daß diese Steuer auf einem Reichstage hätte beschlossen werden müssen. Siegmund verweilte fast ein ganzes Jahr hindurch (von Juli 1432 bis Anfang Mai 1433) in der Stadt Siena. Er war dort wie überall den Einwohnern sehr zur Last, hatte stets mit Geldmangel zu kämpfen, mußte die Venetianer fürchten, konnte der Florentiner wegen sich nicht aus der Stadt wagen, und beschuldigte den Herzog von Mailand, daß er ihn verrathe und ihm nachstelle. Er selbst hat sein Leben in Siena durch eine tropische Redensart bezeichnet, welche wir aus Respect für die Kaiser-Idee unserer Tage nicht zu gebrauchen wagen würden, wenn er es nicht selbst thäte. Siegmund sagte nämlich: Er sei dort gewesen wie ein wildes Thier im eisernen Käfig. Dies hinderte indessen den alten Mann nicht, sich in Siena ganz nach seiner gewöhnlichen Art aufzuführen. Er lebte in Saus und Braus und hatte unzählige Liebesabenteuer. Der sehr verdiente neueste deutsche Lebensbeschreiber Siegmund's meint freilich, wogegen wir auch nichts erinnern wollen, der an sich edle und gute Kaiser habe doch Alles dadurch wieder gut gemacht, daß er oft bei dem Minoriten Bernardino, welcher in der Nähe von Siena als Einsiedler ein ascetisches Leben führte und im Rufe der Heiligkeit stand, Erbauung gesucht und sich mancherlei Büßungen unterworfen habe. Übrigens hat Aeneas Sylvius oder, wie er nachher als Pabst hieß, Pius II. aus einem der Liebensabenteuer Siegmund's in

Siena und aus der Geschichte seines Kanzlers Kaspar Schlick einen Roman gemacht, der an Sentimentalität und an Eleganz des Styls, sowie in Bezug auf Immoralität bei anscheinend großer Züchtigkeit einem der Romane von George Sand nicht nachsteht.

Während Siegmund in Siena verweilte, hatte das Concilium neue Schritte gegen den Pabst gethan und im August 1432 den König sogar ersucht, nach Basel zu kommen, damit der Proceß gegen Eugen begonnen werden könne. Dies machte den Letzteren einigermaßen betroffen, und ward für Siegmund, welcher gern gekrönt sein wollte, ein Mittel, Eugen's Verlegenheit zu seinen Zwecken zu benutzen. Wie groß damals die Besorgniß des Pabstes war, geht daraus hervor, daß er fast zu gleicher Zeit zwei Kardinäle, einen Italiäner und einen Engländer, an Siegmund schickte und dem Concilium Vorschläge machen ließ. Diese kamen freilich zu spät; denn am 6. September (in der sechsten Sitzung) war schon der Pabst mit siebenzehn seiner Kardinäle vor dem Concilium officiell angeklagt worden, weil er in Basel nicht erschienen war und auch die Auflösung des Conciliums noch nicht widerrufen hatte. Nur mit Mühe erlangten Eugen's Bevollmächtigte auf Verwenden des Königs Siegmund eine neue Frist. Im Oktober, als sich der Pabst endlich geneigt erklärte, die Kaiserkrönung vorzunehmen und auch die Kosten derselben zu bestreiten, erwirkte Siegmund noch einmal einen Aufschub. Der Pabst hielt aber nachher sein Wort wegen der Krönung nicht, und der Streit des Conciliums mit ihm ward heftiger. Im December erklärte sich Siegmund gegen den Pabst, und brachte es sogar beim Könige von England dahin, daß derselbe sich des Conciliums annahm. Dieses faßte darauf am 18. December in seiner achten Sitzung den Beschluß, daß, wenn der Pabst nicht innerhalb sechzig Tage seine Auflösungs-Bulle zurücknehme, der Proceß gegen ihn eröffnet werden solle. Zugleich wurden die Kardinäle entboten, nach Basel zu kommen, widrigenfalls ihre Pfründen suspendirt werden würden. Dem armen Siegmund, der immer noch in Siena saß und sich nach seiner Krönung sehnte, ward unterdessen vom Pabste heftig zugesetzt. Eugen gab dem König zu verstehen, daß er ihn wegen des Schutzes, welchen er den gegen den Pabst streitenden Prälaten gewähre, wohl mit dem Banne belegen, ja sogar, statt ihn zum Kaiser zu krönen, auch

noch der königlichen Krone, die er bereits trage, berauben könne. Er drohte außerdem, daß Herzog Wilhelm von Baiern, welchen Siegmund zum Schutz- und Schirmvogt des Conciliums bestellt hatte, sein Schicksal theilen solle. Die in Basel versammelten Väter nahmen sich hierauf des Königs ernstlich an, und in der neunten und zehnten Sitzung des Conciliums (22. Januar und 19. Februar 1433) trat die Aristokratie der europäischen Hierarchie mit solcher Entschiedenheit zur Beschützung der kaiserlichen Monarchie gegen die Usurpationen des römischen Stuhles auf, daß selbst die römischen Kanonisten dem Pabste riethen, sich so bald als möglich aus der Klemme zwischen Kaiser und Kirche zu ziehen. In der neunten Sitzung wurden nämlich alle Strafen und Urtheile, welche der Pabst gegen den römischen König und gegen dessen Stellvertreter, den Herzog Wilhelm, ausgesprochen habe oder noch aussprechen werde, für null und nichtig erklärt; in der zehnten aber ward es dem Pabst unmöglich gemacht, sich durch Ertheilung von Pfründen einen Anhang zu schaffen, indem das Concilium den Ausspruch that, daß alle Ertheilungen von Benefizien, welche Eugen seit der von ihm erlassenen Auflösungs-Bulle vorgenommen habe, ungültig seien. Zugleich ward in derselben zehnten Sitzung der Proceß gegen den Pabst wirklich begonnen. Als dies geschah, hatte Eugen, was man freilich zu Basel noch nicht wissen konnte, bereits in der Hauptsache nachgegeben. Er hatte nämlich dem deutschen Könige und den Kurfürsten eine am 16. Februar 1433 erlassene Bulle zugeschickt, die sie dem Concilium mittheilen sollten, und in welcher er seine Einwilligung dazu gab, daß die Kirchenversammlung in Basel unter dem Vorsitze seines Legaten Julian fortbestehe. Als deshalb nicht lange nachher noch vier andere Kardinäle als Legaten Eugen's in Basel eintrafen, um neben Julian die Berathungen des Conciliums zu leiten, schien der lange Streit beendet zu sein. Leider erwiesen sich aber die Erklärungen des Pabstes bald so zweideutig, daß eine Versammlung, welche die Unterordnung des Pabstes unter eine allgemeine Kirchenversammlung und seine Verantwortlichkeit gegen dieselbe als Grundsatz geltend machen wollte, sich unmöglich dabei beruhigen konnte. Das Concilium that deshalb in seiner elften Sitzung (27. April) einen weiteren Schritt gegen Eugen, indem es,

gegenüber dem neuen Rechte der päbstlichen Kirche und den ihm zu Grunde liegenden Decretalen, das alte Kirchenrecht der reinen Episcopalkirche auf eine recht harte und schroffe Weise feststellte.

Mit der Kirchenversammlung blieb also der Pabst in Feindschaft, dagegen söhnte er sich mit Siegmund aus. Er suchte an diesem eine Stütze gegen das Concilium, und hoffte vermittelst des Kaisers in Basel auf krummen Wegen zu erlangen, was auf dem geraden nicht mehr zu erhalten war. Siegmund verstand sich, da er gern aus seiner Noth in Siena erlöst und auf Kosten des Pabstes gekrönt sein wollte, zu allem, was der Pabst nur wünschen konnte; er beschwor namentlich die Aufrechthaltung aller päbstlichen Anmaßungen in geistlichen und weltlichen Dingen. Dagegen schämte er sich freilich doch, dem Pabste auf irgend eine Weise seinen Beistand gegen das Concilium zu Basel zu versprechen, außer wenn dieses sich geradezu gegen ihn auflehne oder ihn absetzen wolle. Der veränderte Ton, welchen Siegmund's Briefe von jetzt an erhielten, setzte das Concilium nicht wenig in Erstaunen. Der Kaiser antwortete auf die Schreiben, in welchen die Väter von Basel ihm sehr starke Vorstellungen über sein Verhältniß zum Pabste machten, immer kälter, und beschwor das Concilium, besonders als er endlich nach Rom zur Krönung reiste, daß man doch ums Himmelswillen keinen weiteren Schritt gegen das Supremat des römischen Stuhles thun möchte. Der Pabst hatte den alten eiteln Mann bei seiner schwachen Seite gefaßt; er hatte ihn nicht nur durch zwei Kardinal-Legaten in Begleitung von vierhundert Rittern nach Rom geleiten lassen, sondern er bestritt auch, weil Siegmund gar nichts hatte, die Kosten aus seiner eigenen Kasse, und sorgte für gute Bewirthung und für Festlichkeiten. Am 21. Mai 1433 hielt Siegmund seinen feierlichen Einzug in Rom. Daß es dort an Festlichkeiten und Ceremonien aller Art nicht fehlte, würde man sich leicht denken, wenn es auch die Schriftsteller jener Zeit nicht mit einer lästigen Ausführlichkeit berichteten, bei welcher immer auf das Unwesentlichste die größte Bedeutung gelegt wird. Wir bemerken blos, daß die Krönung am 31. Mai wirklich vollzogen ward, und daß Siegmund von diesem Tage an die Freude hatte, Kaiser zu heißen. Er ward dadurch weder reicher, noch im geringsten mächtiger und angesehener,

im Gegentheil, die neue Würde machte den Kontrast zwischen seiner Pomphaftigkeit, seinen neuen Ansprüchen und seinen Mitteln nur noch auffallender und lächerlicher. Wegen der Kosten setzte Siegmund, da von den Fürsten nichts zu erhalten war, die deutschen Städte, d. h. die damals sparsamen, häuslichen und wohlhabenden deutschen Bürger, in Contribution; ob er aber viel von ihnen empfangen hat, wird nicht gesagt. Gewiß ist dagegen, daß der zweiköpfige Adler, den er damals in das kaiserliche Siegel aufnahm, seitdem das Reichswappen geblieben ist. Seinen bürgerlichen Kanzler Kaspar Schlick, der sich selbst rühmt, daß er in Siena und in Rom diplomatische Meisterschaft bewiesen habe, belohnte Siegmund nach der Krönung mit demselben Lehen, mit welchem der Urheber des Moniteur, Generalsecretär des Consulats und kaiserliche Minister Maret von Bonaparte belohnt wurde. Siegmund machte seinen Kanzler zum Grafen von Bassano, Bonaparte ward durch seine geschichtkundigen Rathgeber, vielleicht durch Talleyrand, der in Geschichte und Theologie ebenso stark war, als in Ränken und Gaunerkünsten, bewogen, Maret zum Herzog von Bassano zu ernennen. Doch erhielt der Letztere nicht, wie der böhmische Kanzler, zugleich Land und Leute. Erst im August reiste Siegmund wieder von Rom ab, um ganz langsam über Ferrara und Mantua durch Tyrol nach Basel zu gehen; denn er hielt sich gern an jedem Orte so lange auf, als er an demselben geduldet ward oder Geld auftreiben konnte.

In Böhmen herrschte noch immer wilde Verwirrung, obgleich sich das Concilium 1433 ernstlich bemühte, die gemäßigte Partei der Hussiten von dem in Kirche und Staat durchaus radikal revolutionären Anhange der beiden Prokope zu trennen. Nach der Niederlage der Deutschen bei Tauß hatten die Taboriten, Orphaniten und Orebiten verbunden mit den Pragern, gleich den Madscharen des neunten Jahrhunderts und den Mauren und Normännern des zehnten, alle Nachbarländer furchtbar verheert und geplündert; nur in Ungarn, wo sie sich 1432 unter Prokop's Führung über die Waag hinauswagten, wurde der größte Theil ihres Heeres zusammen gehauen und die ganze Wagenburg desselben nebst den mit Beute beladenen leichteren Wagen weggenommen. Die Mark Brandenburg verwüsteten die Hussiten bis nach Küstrin mit Feuer

und Schwert, und wenn einerseits Sachsen sich für neuntausend Dukaten eine kurze Waffenruhe erkaufte, so wurden andererseits Östreich, Meißen, das Voigtland, Baiern und Franken von Zeit zu Zeit aufs neue heimgesucht. Von dem Baseler Concilium wollten die Böhmen nichts wissen, und dieses mußte zweimal eine freundliche Botschaft schicken, ehe sie sich sogar nur auf eine Unterhandlung einließen. Sie waren durch die Art, wie das Constanzer Concilium gegen ihre Landsleute verfahren war, scheu geworden, und ließen sich trotz der Geleitsbriefe, die man ihnen anbot, und trotz des Versprechens, daß sie in Basel Sicherheit und Schutz finden würden, nicht bewegen, Abgeordnete dahin zu schicken. Endlich verständigte man sich mit ihnen dahin, daß Bevollmächtigte der Böhmen und des Conciliums zu einem vorläufigen Congreß in Eger zusammentreten sollten. Dieser Congreß ward im Mai 1432 gehalten, und man kam auf demselben überein, daß alle Parteien der Hussiten Bevollmächtigte nach Basel schicken sollten, denen das Concilium besonders in Bezug auf die Art der Austheilung des Abendmahles Zugeständnisse zu machen versprach. Das größte Verdienst dabei hatten Mainhard von Neuhaus (Gindrzichohradezko), das Haupt des bis auf wenige Punkte ganz orthodoxen böhmischen Adels, und Johann Rokyczana, der Erste unter den Lehrern der sogenannten Prager und Kalixtiner, welche sehr leicht zu befriedigen gewesen wären. Der Letztere ward auch zu einem der geistlichen Deputirten ernannt, welche in Begleitung von drei ausgezeichneten Kriegshauptleuten der revolutionären Partei, Prokop dem Großen, Wilhelm Kostka und Benesa Mokrofauß, nach Basel reisten; seine geistlichen Begleiter aber, der Bischof der Taboriten Niklas Peldrzimowski, der zur schwärmerischen Secte der Waisen gehörende Priester Ulrich und Peter Payne, welchen man, weil er entweder in England geboren war oder doch längere Zeit dort gelebt hatte, den Engländer nannte, waren nicht so leicht zu befriedigen. Die Gesandschaft reiste unter dem Geleite von dreihundert auserlesenen böhmischen Rittern, und traf am Drei-Königs-Tage des Jahres 1433 in Basel ein. Dort hatte man den unglücklichen Einfall, fünfzig Tage lang mit den Böhmen zu disputiren, wodurch, wie jeder einräumen wird, welcher Schulgelehrte, besonders speculative Philosophen und Theologen, kennt, der Zwist viel

ärger werden mußte, als er gewesen war. Prokop der Große bewies sich dabei in der scholastisch-theologischen Disputation ebenso tapfer und überlegen, als vorher und nachher auf dem Schlachtfelde. Erbittert ward er aber über den orthodoxen Disputanten Johann von Ragusa, Siegmund's ungarischen Kanzler, als dieser, obgleich selbst ein Slave, die Slaven Ketzer schimpfte.

Das Concilium hätte dem hitzigen Gezänke, zu dem es seine Klopffechter gebrauchen mußte, um so mehr ausweichen können, als zum großen Erstaunen der versammelten Väter die sämmtlichen Deputirten, sowohl von der Prager Partei als von den Taboriten und Waisen, die Erklärung gaben, sie würden sich begnügen, wenn man ihnen die vier schon früher (S. 194) erwähnten Prager Artikel zugestehe. Diese Artikel lauteten: „1) Das Abendmahl muß unter beiderlei Gestalt genossen werden. 2) Die Vergehen der Geistlichen müssen wie andere Verbrechen von der weltlichen Obrigkeit bestraft werden. 3) Jeder Christ, wer er auch sei, hat die Befugniß, das Wort Gottes zu predigen. 4) Das geistliche Hirtenamt ist mit weltlicher Herrschaft unvereinbar.“ Nachher kamen freilich noch ganz andere Dinge zur Sprache. Nach drei Monaten kehrten die böhmischen Abgeordneten, deren Glaubensgenossen auch während der Disputationen zu Basel ihre Raubzüge nach allen Seiten hin fortgesetzt hatten, zwar höchst unzufrieden mit dem Resultat ihrer Reise nach Prag zurück; allein beide Parteien hatten doch das Bedürfniß der Aussöhnung. Die Gemäßigten unter den Hussiten, die Partei Rokyczana's und Mainhard's von Neuhaus, und die zahlreichen Freunde der Ordnung in Kirche und Staat, welche die bestehende Civilisation nicht vertilgt haben wollten, wünschten der wilden Schwärmer entledigt zu werden, die aus Böhmen ein Turkestan oder Kurdistan machen wollten. Auf der anderen Seite strebte das Concilium, dessen Streit mit dem Pabste noch immer fortdauerte, wenigstens nach dem Ruhm, die Hussiten in den Schoß der Kirche zurückgeführt zu haben, und Siegmund wünschte sehnlich, nicht nur selbst nach Prag gehen zu dürfen, wo Adel und Bürgerschaft ihm nicht abgeneigt waren, sondern auch seinem Schwiegersohn Albrecht den böhmischen Thron zu sichern. Es kam also bald zu einer neuen Unterhandlung. Auch diesmal waren es wieder die Väter des Conciliums nebst den an

Böhmen's Grenzen herrschenden Fürsten, welche die ersten Schritte zur Aussöhnung thaten. Sie schickten geistliche und weltliche Abgeordnete nach Prag, wo dieselben im Juni 1433 ankamen und sehr freundlich empfangen wurden. Da damals nicht nur die Stände von Böhmen und Mähren in Prag zusammentraten, sondern auch neben Prokop dem Großen, welcher von der alten Kirche wenig wissen wollte, der nach einer Aussöhnung mit derselben strebende Johann Rokyczana böhmischer Bevollmächtigter war, so ward sehr viel insgeheim mit den Freunden der Ordnung unterhandelt, welche über ihre radikalen Landsleute ebenso erbittert waren, als das Concilium nur immer sein konnte. Während daher die radikale Partei ihre Raubzüge in fremde Länder fortsetzte, während die Waisen unter Johann Czapko bis nach Danzig hin streiften und dort das Kloster Oliva verbrannten, während auch Prokop der Große Prag verlassen hatte, und in Verbindung mit Prokop dem Kleinen nicht nur Baiern verwüstete, sondern auch Ungarn und Schlesien wiederholt heimsuchte, und das schon in den Jahren 1421 und 1431 hart bedrängte Pilsen mit seiner ganzen Macht angriff, wurden die beiden Häupter der gemäßigten Partei, Mainhard von Neuhaus und Johann Rokyczana, von den Abgeordneten des Conciliums gewonnen. Mainhard schickte unmittelbar darauf sogar der Stadt Pilsen Hülfe gegen die rasenden Schwärmer. Übrigens ließ sich Rokyczana durch die Aussicht locken, daß er nach seiner Aussöhnung mit der Kirche Erzbischof von Prag werden könne. Durch Vermittelung der Führer des begüterten Adels und der Prager Bürgerschaft wurden in einer besonderen Schrift die Punkte zusammengefaßt, deren Zugeständniß die gemäßigten Hussiten zur Bedingung ihrer Wiedervereinigung mit der Kirche machten. Diese Schrift ward von einer Deputation dem Concilium in Basel vorgelegt. Hier bemühte sich Siegmund, welcher bereits wieder in Basel eingetroffen war, angelegentlich, den Vorschlägen der Böhmen beim Concilium Eingang zu verschaffen, weil dann auf jeden Fall die Katholiken und die gemäßigten Hussiten mit den wilden, fanatischen Parteien, mit welchen sie schon längst in heftigem Zwiste waren, für immer tödtlich entzweit werden mußten. Die Angabe der weiteren Unterhandlungen und Disputationen gehört nicht hierher; für unseren Zweck genügt es zu bemerken, daß Bevollmächtigte

des Conciliums endlich mit der gemäßigten Partei der Hussiten einen Vergleich zu Stande brachten, welcher am 30. November 1433 zu Prag unterzeichnet und im Februar 1434 vom Baseler Concilium bestätigt wurde. Dieser unter dem Namen der Prager Compactaten berühmt gewordene Vergleich gestand der neuen hussitischen Gemeinde in Böhmen die vier Prager Artikel mit gewissen Beschränkungen zu. Die vier Artikel erhielten nämlich folgende veränderte Fassung: „1) Das Abendmahl darf unter beiderlei Gestalt genommen werden. 2) Die Geistlichen dürfen zwar wegen gemeiner Verbrechen von weltlichen Richtern gestraft werden, jedoch nur mit Zuziehung von Geistlichen. 3) Das Wort Gottes darf frei gepredigt werden, aber nur von ordentlich bestellten Geistlichen. 4) Geistliche sollen keine weltliche Regierung führen, sondern nur die Güter der Kirche verwalten; doch dürfen sich weltliche Personen, ohne in die Strafe des Kirchenraubes zu verfallen, der Kirchengüter nicht bemächtigen." Die gewährten Zugeständnisse betrafen, wie man sieht, eigentlich nur ganz unbedeutende Nebensachen; man darf sich daher auch nicht wundern, daß die Taboriten, Orebiten und Waisen die Compactaten nicht annehmen wollten, und alsbald gegen ihre hussitischen Landsleute eine größere Erbitterung zeigten, als gegen die Orthodoxen.

Unmittelbar nach der Abschließung der Compactaten brach zwischen dem aristokratischen Theile der Böhmen und den Städten einerseits und den Demokraten andererseits eine offene Fehde aus. Weil nämlich niemand sich um Siegmund kümmerte, so richtete der aristokratische und städtische Theil der Böhmen eine Reichsverwaltung im Namen der Stände, d. h. des Adels ein, um der Anarchie der Taboriten, Orebiten, Waisen und anderen Fanatiker ein Ende zu machen. Zum Reichsverweser ward Alexius von Rosenberg (Aleso Sswichowsky von Wrzeslav) gewählt, der zwar kein Feldherr, aber ein sehr geachteter und rechtlicher Mann war. Zur Seite standen ihm Mainhard von Neuhaus, Hynko Praczeck von Lippa, Aleso von Sternberg und Hansko von Kolowrat. Es kam nun für die aristokratische Partei vor Allem darauf an, daß die Eroberung von Pilsen, welches Prokop der Große schon seit elf Monaten enge eingeschlossen hielt, verhindert und die Macht der Waisen, die im Besitze der Prager Neustadt waren und deren

Priester Wolf ein Todfeind Rokyczana's war, gebrochen werde. Dazu sollte das Concilium Subsidien geben; da es aber keine Einnahmen und keine Kasse hatte, so collectirten die Väter unter sich und schickten, als die Prager und die Ritter zum Entsatz von Pilsen auszogen, eine Summe Geldes nach Böhmen. Noch ehe dies geschah, hatte bereits der Ritter von Klenow sich durch Prokop's Heer durchgeschlagen und der Stadt Pilsen Proviant und Verstärkung gebracht, während zugleich die Ritter mit den Bürgern der Prager Altstadt die Schaaren Prokop's des Kleinen, welche in der Neustadt lagen, überfallen und vollständig besiegt hatten. Auf die Nachricht davon zündete Prokop der Große sein Lager vor Pilsen selbst an, und ließ alle Kranke und Verwundete in demselben verbrennen, um nach Prag zu ziehen und, wie er sagte, sowohl den Adel im Lande auszurotten, als die Prager Neustadt zur ersten Stadt der Welt zu machen (Ende April 1434). An ihn schlossen sich die Waisen und Orebiten an. Verheerend zog hierauf das unter seinem Oberbefehl vereinigte Heer, dessen Unteranführer Prokop der Kleine, Johann Czapek von Slan und Johann Kersky waren, in der Umgegend von Prag und anderen Städten umher. Besonders ließen die erbitterten Schaaren an den Besitzungen Mainhard's von Neuhaus ihre Wuth aus; die Güter desselben wurden völlig verwüstet und seine Stadt dem Erdboden gleichgemacht. Gegen die vereinigte Macht der Demokraten hatten die Ritter und Städte ein sehr ansehnliches Heer gerüstet, dessen Oberanführer dem Scheine nach Alexius von Rosenberg, in der That aber Mainhard von Neuhaus war. Neben diesen Beiden standen noch Plesko von Lipy, Aleso von Sternberg und Wilhelm Kostka an der Spitze der bewaffneten Bürgerschaften und Ritter. Ende Mai 1434 lagen die beiden Heere in der Gegend von Böhmisch-Brod einander innerhalb ihrer Wagenburgen gegenüber, und am 28. Mai kam es bei Lipan und Hrzik zu einem entscheidenden Treffen, in welchem nach einem mörderischen Kampfe die beiden Prokope fielen, die von ihnen angeführten Schwärmer aber gleich wilden Thieren niedergemacht wurden. Wie man mit diesen Unglücklichen verfuhr, läßt sich daraus beurtheilen, daß die Pilsener tausend Gefangene in Scheunen sperrten und mit diesen verbrannten, und daß Peter Payne und sogar der Greis Wenzel

Koranda, welche in Gefangenschaft gerathen waren, ersäuft worden wären, wenn nicht Wilhelm Kostka und die Prager sich nachdrücklich für sie verwendet hätten. Die furchtbare Niederlage, welche die Demokraten erlitten, soll nach der Angabe einiger Berichterstatter ihren Grund darin gehabt haben, daß sich Prokop's Schaaren aus der Wagenburg in das offene Feld locken ließen, wo ihnen die Ritterschaft überlegen war. Andere sagen, Czapek und Kersky, welche die Reiterei commandirten, während der Schlacht aber dem Fußvolke nicht gegen die berittene Ritterschaft beistanden, sondern davon flohen, hätten sich schon vorher in ein verrätherisches Einverständniß mit den Feinden eingelassen. Da Johann Czapek nachher die Städte Kollin und Böhmisch-Brod, welche er besetzt hatte, der Ritterschaft übergab und später zu großen Ehren und Vortheilen gelangte, so scheint er allerdings eingesehen zu haben, daß es klüger sei, sich bei Zeiten von den Demokraten zu trennen. Übrigens waren die Reste der streitbaren schwärmerischen Secten auch nach jener Niederlage noch furchtbar.

Als der Kern der Schwärmer und Demokraten vernichtet war, ließ Siegmund den Häuptern des Adels und den Ständen, welche der Reichsstatthalter im Juni 1434 zu Prag versammelt hatte, zu ihrem Siege Glück wünschen. Er war kurz vor dem Empfang der Nachricht von demselben nach Ulm gekommen, nachdem er seit seiner Rückkehr aus Italien gleich einem Abenteurer oder honetten Bettler im südlichen Deutschland umhergezogen war, gegen Versatz Geld geliehen hatte, allen Städten zur Last gefallen und sogar einmal auf offener Landstraße von einem der unzähligen Raubritter angefallen und ausgeplündert worden war. Die siegende Partei in Böhmen erwiderte seine Botschaft durch eine Gegengesandtschaft, die ihn in Regensburg traf, wohin er einen Reichstag ausgeschrieben hatte. Diese Gesandtschaft kam jedoch erst im September nach Regensburg, und hatte keine andere Vollmacht, als zur erlangten Kaiserwürde Glück zu wünschen; alles Andere sollte auf den nächsten Landtag verschoben bleiben. Man sieht daraus, daß sich die böhmische Aristokratie nicht eilte, Siegmund als ihren längst gekrönten König anzuerkennen oder seiner großen Geldnoth aus dem Ertrage der damals sehr ergiebigen Bergwerke abzuhelfen. Siegmund wandte sich daher, als mit der Aristokratie

nichts anzufangen war, an die Taboriten, die Orebiten und die übrigen Demokraten, welche nicht allein in Böhmen noch mächtig waren, sondern auch fortwährend Streifzüge nach Deutschland machten. Er konnte jedoch mit diesen sich ebenso wenig, als mit der aristokratischen Partei verständigen. Seine Orthodoxie oder vielmehr die Rücksicht, die er auf den Pabst und die Geistlichkeit nehmen mußte, und die Furcht, daß er die Mönche zurückführen, die Klöster wieder erbauen, die hussitischen Priester vom Hofe entfernt halten, die vier Artikel verletzen und nicht in böhmischer, sondern in deutscher Sprache predigen lassen möchte, verhinderte seine Aussöhnung mit einer der beiden Parteien. Er kehrte daher auch im Herbst 1434 nach Ungarn zurück, ohne Böhmen berührt zu haben. Doch gab sich nachher der böhmische Reichsstatthalter von Rosenberg alle Mühe, zwischen den Ständen und dem Könige zu vermitteln, und am 14. Februar 1435 brachte derselbe es auf einem Landtage zu Prag endlich dahin, daß sich die böhmischen Herren und ihre hussitischen Theologen über vierzehn Artikel vereinigten, deren Unterschrift man von Siegmund verlangen müsse, ehe er als König anerkannt werde. Diese Artikel, deren Anführung wir nicht nöthig finden, sollten dem Kaiser in Ungarn vorgelegt werden, und die dazu bestimmte Gesandtschaft war eben im Begriff abzureisen, als Bevollmächtigte Siegmund's in Prag eintrafen. Hier begannen nun neue Unterhandlungen, die ganze Sache blieb aber bald wieder auf sich beruhen, wahrscheinlich weil die kaiserlichen Bevollmächtigten sich nicht geneigt zeigten, dem Kaiser und der Kirche etwas zu vergeben. In der nächsten Zeit ward die Verwirrung in Böhmen wieder sehr groß. Die vom Kaiser geschützten und unterstützten Katholiken hatten noch immer Städte und Vesten inne, und befehdeten die gemäßigten Hussiten, diese aber führten zugleich mit den wieder erstarkten Taboriten Krieg, besiegten dieselben unter der Führung Heinrich's von Piaczeck und Ulrich's von Rosenberg von Zeit zu Zeit im offenen Felde und erstürmten ihre Vesten. Nicht politische, sondern theologische Bedenklichkeiten waren es, wodurch die Aussöhnung des Kaisers mit den Böhmen verhindert wurde; denn Siegmund und sein Schwiegersohn und erklärter Nachfolger, der steifgläubige Albrecht von Östreich, waren eben so ängstlich, als die Theologen der

Hussiten und Taboriten. Die Sache blieb in der Schwebe, bis endlich im Juli 1435 das Baseler Concilium aufs neue Gesandte nach Böhmen schickte. Diese brachten es dann dahin, daß endlich alle Hussiten, sowohl die der kalixtinischen als die der taboritischen Partei, sich mit den Compactaten zu beruhigen versprachen, wenn Siegmund und sein Schwiegersohn ihnen noch einige besondere Punkte zugeständen und außerdem über das Politische mit ihnen einig würden. Siegmund und Albrecht begaben sich hierauf nach Brünn, und empfingen daselbst eine glänzende böhmische Gesandtschaft, welche aus einigen hundert Mann bestand und gleich Siegern in die Stadt einzog. Rokyczana, der sich unter den Gesandten befand, überreichte dem Kaiser die erwähnten vierzehn Artikel, und Siegmund nahm dieselben an (Juli 1435). Der Kaiser hatte jedoch nur aus dem Grunde nachgegeben, weil er nicht anders konnte. Er brach deshalb nachher auch, als er zum Besitze von Böhmen gelangt war, sein Wort wieder, und die Unzufriedenheit mit den Deutschen ward größer, als je zuvor. Übrigens wandten die Böhmen, ehe sie ihren König wieder aufnahmen, alle mögliche Vorsicht an, sie wurden aber doch betrogen. Sie trauten nämlich dem Kaiser nicht sogleich unbedingt, sondern hielten Ende September erst noch einen Landtag zu Prag, um Alles urkundlich genauer zu bestimmen. Auf diesem Landtage bewog der in diplomatischen Geschäften jeder Art und aller Länder sehr geübte Kanzler Siegmund's, Kaspar Schlick, welcher seine böhmischen Landsleute am besten zu behandeln verstand, die böhmischen Stände, daß sie endlich die Compactaten urkundlich bestätigten und im Oktober eine Gesandtschaft mit dem Actenstücke nach Stuhlweißenburg schickten, wo diese auch Bevollmächtigte des Baseler Conciliums finden sollte. In Stuhlweißenburg stellten dann Siegmund und Albrecht (Anfang Januar 1436) den böhmischen Gesandten zwei Urkunden aus, in denen die wegen der Religionsübung zugestandenen Rechte und Freiheiten aufs neue durch Unterschrift und Siegel bestätigt waren, und welche ganz Böhmen außer wenigen Taboriten-Gemeinden befriedigten. In diesen Urkunden wurde allen Böhmen Schutz und Schirm versprochen, die hussitischen Geistlichen erhielten das Recht, sich ihren Erzbischof und zwei andere Bischöfe zu wählen, und der Kaiser versprach, den

Pabst und das Concilium zur Bestätigung alles dessen, was er versprochen hatte, zu bewegen. Dies geschah in Bezug auf den Pabst Eugen IV. schon zwei Monate nachher, und zu derselben Zeit erwählten die Böhmen Johann Rokyczana zum Erzbischof von Prag.

Obgleich jetzt Alles geordnet zu sein schien, so erweckte doch Siegmund's Unzuverlässigkeit in Verbindung mit seines Schwiegersohnes Grausamkeit gegen Juden und Ketzer noch immer Mistrauen. Es konnte nämlich dem aufgeklärten Theile der Kalixtiner nicht unbekannt sein, daß Siegmund, was sein neuester Biograph lobend erwähnt, gerade um diese Zeit am Grabe seines Schutzpatrones, des heiligen Ladislaus, Trost suchte, und den Generalvicar der Minoriten, Jakobus Picenus de Marchia, also einen Mann, dessen Orden den Böhmen mehr als jeder andere verhaßt war, zu seinem Beichtvater und Vertrauten machte. Wir glauben zwar nicht, daß, wie erzählt wird, dieser Franziskaner dem Kaiser den Rath gab, der nach Dante einen Kriegsmann in der Franziskaner-Kutte, welcher ihn ertheilte, und einen Pabst, welcher ihn befolgte, in die Hölle brachte; allein es war doch schon genug, daß es allgemein gesagt und geglaubt wurde. Dieser aus Bosnien herbeigerufene Bruder Jakobus nämlich, welcher die Ketzer, die er nicht bekehren konnte, mit Feuer und Schwert im offenen Felde todtzuschlagen pflegte, soll seinem Beichtkinde Siegmund gesagt haben, er möge den ketzerischen Hussiten alles was er wolle versprechen, aber nichts halten. Wenn übrigens auch Siegmund's Beichtvater ihm diesen Rath nicht gegeben hat, so handelten doch die Diplomaten des Kaisers so, daß es scheinen könnte, als wenn sie denselben gebilligt hätten. Als nämlich Siegmund im Juni 1436 mit seinem Schwiegersohne nach Iglau gekommen war, und die Böhmen noch immer Schwierigkeiten machten, ihn in Prag einzulassen, gewährte er ihnen Zugeständnisse, welche er und sein Schwiegersohn, sowie selbst der Kanzler Kaspar Schlick weder halten wollten noch konnten, sondern, sobald sie nur einmal im Besitze wären, nach und nach zurückzuziehen gedachten. Hierauf erließ Alexius von Rosenberg als Reichsstatthalter am 12. Juli einen Befehl an das gesammte Königreich, die Compactaten und die Aussöhnung mit der allgemeinen Kirche anzuerkennen und Siegmund als Kaiser zu empfangen, und am 25. August 1436

kam endlich Siegmund nach Prag. Er hielt einen glänzenden Einzug, und sorgte damals, wie sein ganzes Leben hindurch, vor Allem dafür, daß es an Pomp, an Festen, Feierlichkeiten, Gastmählern und Orgien nicht fehlte, obgleich ihn fortdauernd großer Geldmangel drückte.

7. Das Concilium zu Basel in der letzten Zeit Siegmund's; böhmische und östreichische Angelegenheiten unter Albrecht II. und unmittelbar nach seinem Tode.

Die Kirchenversammlung zu Basel würde ebenso den Beschwerden der deutschen Nation über die Misbräuche der päbstlichen Kirche abgeholfen haben, wie sie denen der Böhmen abgeholfen hatte, wenn nicht die Politik der deutschen Kaiser einer Abhülfe entgegen gewesen wäre, die es ihnen unmöglich gemacht hätte, sich der Monarchie der Päbste gegen die Aristokratie der deutschen Bischöfe zu ihren Zwecken zu bedienen. Dieser Politik wegen blieben die vom Concilium gefaßten Reform-Beschlüsse unausgeführt. Die Folge davon war aber, daß das Volk, weil es damals von seinen weltlichen und geistlichen Fürsten verlassen wurde, im nächsten Jahrhundert unter der Leitung einer Anzahl kühner Prediger stürmend eine Revolution durchzusetzen gezwungen war. Um zu zeigen, welche Verordnungen die Zeit vom Concilium erforderte, und welche Reformen in allen Staaten, besonders aber in England, Deutschland und Frankreich, für unerläßlich gehalten wurden, brauchen wir nur die officiellen Beschwerden der Deutschen (Gravamina nationis Germanicae) über den Ultramontanismus mit wenigen Worten anzuführen. In dieser Beschwerdeschrift heißt es: „1) Die Päbste glauben sich an Bullen, Verträge, Privilegien und Urkunden, welche von ihren Vorgängern unbedingt ausgestellt wurden, durchaus nicht gebunden, sie ertheilen auf irgend eines elenden Menschen Gesuch sogleich Revocationen und Suspensionen. 2) Keine Wahlen werden respectirt, der Pabst vergibt die Bisthümer, Decanate, Probsteien und Abteien nach Belieben, auch wenn man vorher die Stelle theuer erkauft hat. (Welchen Druck dies in dem damaligen Deutschland nach sich ziehen mußte, wird man schon daraus erkennen, daß es allein fünfzig deutsche Bis-

thümer gab.) 3) Die besten deutschen Pfründen werden stets römischen Kardinälen und Protonotarien verliehen. 4) Die päbstliche Kanzlei ertheilt so viele Exspectanzen oder Anwartschaften auf Stellen und Pfründen, daß nothwendig das Geld oft verloren geht, und daß unzählige Processe unvermeidlich werden. 5) Die Annaten, d. i. die Zahlungen, welche man nach dem Tode eines Bischofs bis zur Ernennung seines Nachfolgers an den Pabst zu machen hat (medii fructus), steigen immer höher, sie betrugen in Mainz zuerst zehntausend, dann zwanzigtausend und endlich fünfundzwanzigtausend Dukaten; wie nun, wenn in Einem Jahre zwei Bischöfe sterben? 6) Man besetzt die geistlichen Stellen mit Italiänern, welche weder die Sprache verstehen noch Sitten haben. 7) Man widerruft alte, längst bezahlte Indulgenzen, um neue verkaufen zu können. 8) Man läßt den Türken-Zehnten erheben und verwendet doch das Geld nicht zum Zuge gegen die Türken oder zur Unterstützung der Griechen. 9) Processe aller Art werden nach Rom gezogen, wo Alles um Geld feil ist." — Wegen dieser Beschwerden waren schon 1416 die sogenannten Avisamenta dem Constanzer Concil übergeben worden (s. S. 175), und der Kaiser hatte darauf vom Pabste ein Concordat erhalten; nichts desto weniger war aber zwei Jahre nachher der Druck ebenso arg, als je zuvor. Man sieht also, wie die Deutschen von Pabst und Kaiser betrogen wurden. Im Jahre 1427 übergab der Kurfürst von Mainz dem Kaiser neue Avisamenta, dieser konnte aber nichts vom Pabste erlangen, und ließ deshalb durch seinen Rath Friedrich von Landskron die sogenannte Reformation aufsetzen; dies hatte jedoch ebenfalls keinen Erfolg.

Im Jahre 1434 beseitigte das Baseler Concilium wenigstens Einen Beschwerde-Punkt, die Annaten, wenn auch nur gegen Entschädigung; es konnte aber weder damals noch im folgenden Jahre erlangen, daß Siegmund das Versprechen gab, die Beschlüsse zur Ausführung zu bringen, oder daß er auch nur seinen Schutz gegen den Pabst bestimmt zusicherte. Nicht einmal zur Ernennung eines neuen Schutzvogts für das Concilium ließ er sich bewegen, als Wilhelm von Baiern starb. Siegmund blieb so lange auf Seiten der versammelten Väter, als sein Vortheil ihn antrieb, die Vermittelung derselben in der hussitischen Angelegenheit zu benutzen.

Ebenso machten es die Kardinäle und zuletzt sogar Julian, der am längsten mit den versammelten Vätern für die Kirchenverbesserung eiferte. Die Kardinäle trennten sich vom Concilium, sobald man ihre Einkünfte schmälerte. Nachdem nämlich schon 1434 die Annaten abgeschafft worden waren, in Bezug auf welche die Franzosen sogar gegen jede Entschädigung protestirten, kam im folgenden Jahre die Reihe an die Pallien-Gelder; 1436 aber galt es den Anwartschaften auf Pfründen und der willkürlichen Besetzung geistlicher Stellen (den Provisionen), ja sogar dem päbstlichen Glaubensbekenntnisse und der Zahl der Kardinäle. Dies mußte dann freilich den Kardinälen bange machen. Um den weiteren Berathungen eines reformirenden, der Autokratie des Pabstes Trotz bietenden Conciliums Einhalt zu thun, nahm man die Vereinigung der griechischen Kirche mit der lateinischen zum Vorwande. Diese ward nicht nur, wie wir bereits in der griechisch-türkischen Geschichte erzählt haben, vom griechischen Kaiser eifrig erstrebt, sondern auch der Pabst wünschte dieselbe, und Siegmund förderte sie ihm zu Gefallen durch Briefe, Botschaften und Ermahnungen. Das Concilium selbst hatte mit dem griechischen Hofe Unterhandlungen darüber gepflogen und von ihm die Zusicherung erhalten, daß Abgeordnete der Griechen allenfalls auch nach Basel kommen wollten, wenn das Concilium eine Flotte schicke, um sie abzuholen; Eugen hatte aber die Sache zu vereiteln gewußt. Auf sein Betreiben schrieb der griechische Kaiser im November 1435, er finde es am passendsten, wenn die Berathungen über die Vereinigung der beiden Kirchen und die zu diesem Behufe zu haltende allgemeine Kirchenversammlung nicht in Basel, sondern an einem mehr nach dem Meere hin gelegenen Orte Statt fänden, wodurch auch die Anwesenheit des Pabstes, welcher keine weite Reise unternehmen könne, erleichtert werden würde. Dies fiel gerade in die Zeit, als (im Anfange des Jahrs 1436) Kaiser Siegmund, welcher nie Treue und Glauben hielt, die kurz zuvor erwähnten Forderungen des Conciliums abgelehnt hatte.

Von dem Augenblick an, als Pabst und Kaiser deutlich zu erkennen gegeben hatten, daß sie der griechischen Angelegenheit wegen das Concilium verlegen wollten, entfernte dieses durch alle Schritte, die es that, sich immer weiter von dem weltlichen und geistlichen

Oberhaupte der lateinischen Welt. Im März 1436 traf es Anordnungen wegen der künftigen Pabstwahlen, forderte, daß jeder Pabst sich eidlich verpflichten solle, die Beschlüsse der reformirenden Versammlungen des fünfzehnten Jahrhunderts auszuführen, und schrieb dem Pabste Verhaltungsmaßregeln vor, damit er dem Klerus ein Muster im Lebenswandel sein könne. Ebenso streng waren die von ihm gegebenen Gesetze über die Zahl und Auswahl der Kardinäle und über ihren Wandel. Auch erneute das Concil seine Beschlüsse wegen der freien Wahl der Bischöfe und Prälaten, deren Stellen man in Rom an die Meistbietenden zu verkaufen pflegte. Im April 1436 war daher Eugen schon ganz mit dem Concil zerfallen, weil dieses fortfuhr, seinen Beschlüssen ohne Rücksicht auf ihn Gesetzeskraft zu geben, obgleich bereits die Kardinäle und unter ihnen Julian an den Berathungen keinen Antheil mehr nehmen wollten. Gerade in diesem Augenblick erklärte endlich das Concil durch zwei Decrete dem Pabste förmlich den Krieg. Es hob nämlich alle päbstlichen Vorbehalte auf, und beschloß sogar, einen Jubelablaß wegen der Wiedervereinigung der Griechen mit den Lateinern verkünden zu lassen, obgleich das Abläß-Wesen eine Erfindung und ein Erwerb der Päbste war. Dies wirkte um so stärker, da das Concilium schon am Ende des Jahres 1435 nicht nur jede Appellation von seinen Entscheidungen an den Pabst bei schwerer Strafe untersagt hatte, sondern auch dem neu ernannten Erzbischof von Rouen, welchem der Pabst die unentgeltliche Zusendung des Palliums verweigerte, dasselbe durch den Erzbischof von Lyon, als Primas der gallikanischen Kirche, hatte ertheilen lassen. Eugen wandte sich jetzt durch diplomatische Noten und durch Gesandte an alle Fürsten, um sie aufmerksam zu machen, wie gefährlich es sei, daß eine kirchliche Aristokratie das weltliche und geistliche Supremat, welches bisher der Pabst als Monarch in Anspruch genommen habe, an sich reißen wolle. Der Streit dauerte das ganze Jahr 1436 hindurch fort, bis endlich die Frage wegen der griechischen Kirche den völligen Bruch herbeiführte. Um diese Frage drehte sich nämlich zuletzt der ganze Streit, weil sie der Punkt war, von welchem aus die Minderzahl der Kardinäle und päbstlichen Prälaten hoffen konnte, die Mehrheit, welche den Pabst, den Kaiser und die Griechen gegen sich hatte, zu besiegen. Das Con-

cilium schlug freilich den Griechen, welche wie der Pabst seit 1434 auf der Verlegung des Conciliums in eine italiänische Stadt bestanden, die Stadt Avignon zur Conferenz vor; die Griechen verlangten aber, daß ihnen entweder von den Bürgern dieser Stadt oder von den Vätern des Conciliums nicht weniger als siebenzig tausend Dukaten gezahlt würden, was für die Einen wie für die Anderen zu viel war. In der fünfundzwanzigsten Sitzung, am 7. März 1437, sollte endlich durch eine entscheidende Abstimmung die Sache zum Schluß gebracht werden. Zwei Drittheile der Mitglieder des Conciliums stimmten dafür, daß entweder in Basel oder, wenn dies nicht geschehen könne, in Avignon oder in einer savoyischen Stadt mit den Griechen unterhandelt werden solle; das andere Drittheil oder die päbstliche Partei, an deren Spitze der Kardinal Julian stand, entschied sich dem Antrage des Pabstes entsprechend für die Verlegung des Concils nach Florenz oder nach Udine. Als auf diese Weise der Beschluß gegen den Pabst ausgefallen war, zeigte sich der Erzbischof von Tarent, welcher neben Julian päbstlicher Commissär bei dem Concilium war, auf eine seiner eigenen Sache höchst verderbliche Art als einen Meister der diplomatischen Künste. Es war nämlich zugelassen worden, daß auch der Minoritäts-Beschluß öffentlich bekannt gemacht werde; doch sollte natürlich nur der Beschluß der Mehrheit Gültigkeit haben. Der Letztere ward mit allen möglichen Siegeln versehen und in die für dergleichen Urkunden bestimmte Kapsel des Archivs gelegt. Der Erzbischof von Tarent verschaffte sich aber Zugang zum Archiv, zerschnitt die Fäden, an welchen die Siegel des Majoritäts-Beschlusses hingen, nahm diese hinweg und legte den mit allen Siegeln versehenen Minoritäts-Beschluß in die Kapsel. Dieses diplomatische Meisterstück wurde indessen bald entdeckt, der Erzbischof ergriff die Flucht, der Kaiser sagte sich in einem Schreiben aus Eger ganz von ihm los und drohte, die Schurkerei zu rächen, und auch der Pabst leugnete jeden Antheil an der Betrügerei ab. Doch handelte der Letztere so, als wenn es ihm angenehm gewesen sein würde, wenn sein Commissär die Sache geschickter angefangen hätte. Er schrieb nämlich an den Kaiser und an die Könige in Europa, und ermahnte sie, die Ausführung des Beschlusses der Mehrheit zu hindern und die Haltung eines Conciliums in Italien zu befördern.

Da die Griechen sich ganz an den Pabst angeschlossen hatten und das Interesse Beider mit dem der Venetianer übereinstimmte, so that Eugen im September 1437 endlich den letzten entscheidenden Schritt. Er berief ein neues Concilium auf den Februar 1438 nach Ferrara, wodurch das in Basel bestehende von selbst aufgelöst werden mußte. Dies brachte eine völlige Spaltung der Kirche hervor, weil seitdem das Concilium, welches vorgab über dem Pabste zu sein, und der Pabst, welcher über dem Concilium zu stehen behauptete, einander gerichtlich verfolgten. Die in Basel versammelten Väter erklärten zuerst den Pabst der Hartnäckigkeit schuldig, dann sprachen sie (12. Okt. 1437) die Nichtigkeit der wegen des Concils zu Ferrara erlassenen Bulle aus, und endlich beschlossen sie sogar in ihrer einunddreißigsten Sitzung (24. Jan. 1438) die Suspendirung des Pabstes Eugen. Durch diese Schritte des Conciliums kamen der Kaiser und die Stadt Basel sehr ins Gedränge; denn Beide wollten es mit dem Concilium nicht verderben, und doch wurden sie vom Pabste dringend aufgefordert, gegen dasselbe feindselig zu verfahren. Vom Kaiser verlangte Eugen, daß er dem Concilium seinen Schutz entziehe, von der Stadt Basel, daß sie die Väter nicht länger in ihren Mauern dulde. Siegmund erlebte jedoch den vollständigen Bruch zwischen Eugen und der Baseler Versammlung nicht mehr. Er erkrankte auf einer Reise von Böhmen nach Ungarn in der mährischen Stadt Znaym tödtlich, und starb daselbst am 9. December 1437. Auch in den letzten Augenblicken seines Lebens hatte ihn seine Eitelkeit und sein Haschen nach leerem Prunk und lächerlichem Pomp nicht verlassen. Als er nämlich von seinen Ärzten erfuhr, daß er nur noch wenige Stunden zu leben habe, ließ er, statt der irdischen Größe zu vergessen und ihre Nichtigkeit zu erkennen, sich den kaiserlichen Ornat anlegen und mit allen Insignien des Kaiserthums geschmückt sich auf den Thron setzen. Hier ereilte ihn dann seine letzte Stunde. Sein Tod erfolgte unter sehr trüben Aussichten für Böhmen, für das Concilium und für Deutschland, welches eine Reformation seiner Kirche dringend verlangte; denn Siegmund's Schwiegersohn und Nachfolger, Albrecht II., war als fanatischer Papist den Hussiten und den Anhängern des Conciliums verdächtig, wiewohl er sich nachher gemäßigt benahm. Schon vor dem Tode

des Kaisers hatte nicht nur Friedrich von Tyrol, sondern auch Siegmund's Xantippe und Messalina, Barbara von Cilley, welche ihrem Gemahle sein ganzes Leben hindurch seine Ausschweifungen tüchtig vergolten hatte, Verschwörungen angezettelt; Friedrich strebte nämlich nach der böhmischen Krone, Barbara aber, welche des alten Gemahls längst überdrüssig geworden war, wünschte einen schmucken Knaben, den Bruder des Königs von Polen, den sie gern geheirathet hätte, auf den böhmischen Thron zu bringen. Siegmund war kurz vor seinem Tode, ehe er nach Ungarn aufbrach, von dem Verrathe seiner Gemahlin in Kenntniß gesetzt worden; er hatte dieselbe aber in Böhmen selbst nicht anzutasten gewagt, sondern erst in Mähren festnehmen lassen. Gleich nach Siegmund's Tode war Albrecht darauf bedacht, die Stiefmutter seiner Gemahlin unschädlich zu machen. Er nahm sie zuerst als Gefangene mit nach Ungarn, schickte sie nachher aber wieder aus diesem Lande fort, zog alle ihre Güter ein, und beschränkte sie auf einen jährlichen Wittwengehalt von zwölftausend Gulden.

In Ungarn ward Siegmund's Schwiegersohn, Albrecht II., ohne Schwierigkeit als König anerkannt, in Östreich ordnete er eine Regentschaft von dreizehn Bischöfen, Rittern und vornehmen Beamten an, in Deutschland wählte man ihn schon im März 1438 zum König; in Böhmen dagegen konnte er kaum hoffen, als Siegmund's Nachfolger anerkannt zu werden. Auch in Deutschland war anfangs die Mehrzahl der Kurfürsten geneigt gewesen, den Markgrafen Friedrich von Brandenburg zu wählen; der Erzbischof von Mainz hatte aber Gründe gehabt, Albrecht vorzuziehen, und es dahin gebracht, daß demselben alle Stimmen zu Theil wurden. Albrecht, welcher weniger auf Pomp und Repräsentation erpicht war, als Siegmund, zögerte die ihm angebotene deutsche Krone anzunehmen. Auch war die Lage der Dinge damals sehr schwierig, weil wegen der Stellung der Baseler Kirchenversammlung zu dem Pabste und zu dem unterdessen eröffneten Concilium von Ferrara der neue König sogleich in ein bedenkliches Verhältniß kam. Albrecht entschloß sich daher, nachdem auch das Baseler Concilium zu diesem Zwecke Abgeordnete an ihn gesandt hatte, nur unter der Bedingung zur Annahme der deutschen Krone, daß er erst nach zwei Jahren

in das Reich zu kommen brauche, um sich krönen zu lassen. Friedrich von Steiermark, der Sohn des längst gestorbenen Herzogs Ernst des Eisernen, hatte sich viele Mühe gegeben, Albrecht zur Annahme der Krone zu bewegen; Friedrich von Tyrol dagegen unterhielt bis an seinen 1439 erfolgten Tod ein Einverständniß mit den Böhmen. Doch hatten die ehrgeizigen Bestrebungen des Letzteren weder Erfolg, noch brachten sie ihm irgend einen Nutzen. In Böhmen hatte Albrecht die Utraquisten und Taboriten gegen sich, während die Katholiken ihn bereits im Mai 1438 als König anerkannten. Mit den Ersteren war schon Siegmund wieder zerfallen, weil ihre Geistlichen gegen ihn eiferten; er hatte daher dem Wenzel Koranda das Predigen untersagt, auch Peter Payne war aus Prag vertrieben worden, und der hussitische Erzbischof Rokyczana hatte sich so wenig für sicher gehalten, daß er nach Königingrätz entflohen war. Siegmund's Gemahlin Barbara hatte es daher leicht gefunden, die Häupter der strengeren Hussiten, Hynko Praczeck von Lippa, Aleso von Sternberg und Georg Podiebrad, für ihren oben erwähnten Plan zu gewinnen. Diese drei Herren hielten auch nach Siegmund's Tode, obgleich Barbara sogleich in Haft gebracht worden war, zu Tabor eine große Versammlung, und erwählten den von ihr empfohlenen, erst dreizehn Jahre alten polnischen Prinzen Kasimir zum König, während Ulrich von Rosenberg, Mainhard von Neuhaus, Jagicz von Hasenberg und Hans von Kolowrat, die Häupter der Gegenpartei, durch Siegmund's Kanzler Kaspar Schlick bewogen wurden, der Krönung Albrecht's beizuwohnen, welche der Bischof von Olmütz unter Assistenz von zwei anderen Bischöfen in der Prager Schloßkirche feierlich vollzog. Aus dieser Doppelwahl entstand ein offener Krieg zwischen den strengeren Hussiten und ihren durch die Compactaten mit der Kirche versöhnten Brüdern. Beide Theile stellten ein Heer ins Feld und verwüsteten die Schlösser, Städte und Güter ihrer Gegner, doch hatten Albrecht und seine Anhänger anfangs die Übermacht, obgleich ihren Gegnern fünfzehntausend Polen zu Hülfe gekommen waren. Beide Theile gebrauchten zu ihrer gegenseitigen Bekämpfung viel Artillerie, und Albrecht ließ die Hussiten in ihrem festen Lager so geschickt und aus so schwerem Geschütz beschießen, daß sie hinter den Mauern der Stadt Tabor Zuflucht

suchen mußten. Hier ward Hynko Praczeck, welcher in der Stadt commandirte, aufs äußerste gebracht; auch wäre er wirklich zu einer Capitulation gezwungen worden, wenn ihm nicht Georg Podiebrad zu Hülfe geeilt wäre. Dieser Böhme, welcher nachher in seinem Vaterlande dieselbe Rolle spielte, welche Johann von Hunyad und sein Sohn in Ungarn spielten, ward durch den Entsatz von Tabor zuerst als ausgezeichneter Feldherr bekannt; denn er nöthigte den König Albrecht, die Belagerung ganz aufzuheben und nach Prag zurückzukehren.

Bald nachher sah der König von Polen ein, daß er seinen Bruder schwerlich auf den böhmischen Thron bringen werde; da er nun überdies auch zu rechtgläubig war, um eine Stütze der Hussiten sein zu wollen, so fand er sich einstweilen mit Albrecht ab, damit dieser nach Ungarn gegen die Türken ziehen könne. Doch war er zuvor noch in Schlesien eingefallen, und hatte dort große Verwüstungen angerichtet. Albrecht faßte damals den auffallenden Entschluß, den Grafen von Cilley, einen Bruder der bösen Barbara, die seinen Schwiegervater so lange geplagt hatte und endlich von ihm aus Böhmen weggeschleppt worden war, zu seinem Statthalter in Böhmen einzusetzen. Er vertraute also seine Sache einem Manne aus jenem Hause an, das sich in der Geschichte von Ungarn und Östreich durch Treulosigkeit und Mord berüchtigt gemacht hat. Kaum war er daher auf kurze Zeit nach Breslau und Görlitz gereist, um sich huldigen zu lassen, als sein Statthalter die Großen durch Geld für sich zu gewinnen suchte. Dies mislang dem Grafen freilich, und er mußte sich durch die Flucht zu retten suchen; er stiftete aber dagegen später, als Albrecht gestorben war, in Ungarn viele Unruhen an. Die Statthalterschaft übertrug Albrecht an Mainhard von Neuhaus und Ulrich von Rosenberg, welche durch eine Übereinkunft mit den Utraquisten ihrem Vaterlande wenigstens so lange Ruhe schafften, als Albrecht gegen die Türken zu Felde lag. Wie unglücklich und schimpflich dieser Kriegszug Albrecht's endigte, ist bereits in der türkischen Geschichte (S. 85 f.) berichtet worden. Albrecht zog sich auf demselben durch Unvorsichtigkeit die Ruhr zu, an welcher er dann in einem vier Stunden von Gran entfernten kleinen Orte starb (27. Oktober 1439). Vier Monate nach seinem Tode wurde sein Sohn Ladislaus VI. geboren, über

dessen Vormundschaft sowohl in Östreich, als in Ungarn und Böhmen die heftigsten Streitigkeiten entstanden.

In Östreich war Ernst der Eiserne schon 1424 gestorben und hatte zwei Söhne hinterlassen, von welchen der ältere, Friedrich III., dem Vater in Steiermark, Kärnthen und Krain folgte. Diesen erwählten die Deutschen einige Zeit nach Albrecht's II. Tode zu ihrem Könige (1440); die deutsche Krone hatte aber damals eine so geringe Bedeutung, daß sich Friedrich dritthalb Monate bedachte, ehe er sie annahm. Er erhielt übrigens die Verwaltung aller östreichischen Besitzungen; denn er hatte schon mehrere Monate vor des Königs Albrecht Tode die Vormundschaft über den unmündigen Sohn Friedrich's mit der leeren Tasche, den später blödsinnigen Herzog Siegmund von Tyrol, übernommen, und ward nachher auch in Östreich als Vormund des jungen Ladislaus anerkannt. Dagegen wollten die Czechen und Madscharen von keiner deutschen Verwaltung wissen. Wir haben bereits früher (S. 86 und 90) der Streitigkeiten und Fehden gedacht, welche wegen der Vormundschaft über den jungen Ladislaus in Ungarn entstanden, und verweilen daher jetzt hauptsächlich nur bei den böhmischen Angelegenheiten und bei der Geschichte des mit dem Baseler Concilium zusammenhängenden Versuches einer Reformation der Kirche. Die deutschen Angelegenheiten oder die Verhältnisse der einzelnen Länder und Städte in Deutschland während der Regierung Siegmund's und Albrecht's II. werden wir erst dann übersichtlich darstellen, wenn von Maximilian's I. Bemühungen um Wiederherstellung des kaiserlichen Ansehens und der gesetzlichen Ordnung die Rede ist.

Nach Albrecht's II. Tode richteten die Böhmen eine nationale Vormundschaft und Regierung in ihrem Lande ein, und die Ungarn krönten den herbeigerufenen Beherrscher von Polen, Ladislaus III., zu ihrem König, obgleich Albrecht's Wittwe, Elisabeth, die heilige Krone, welche eigentlich allein der Krönung in den Augen der Ungarn eine Bedeutung gab, versteckt hatte. Elisabeth flüchtete sich mit ihrem Kinde nach Östreich, und suchte zuerst bei dem Bruder Friedrich's III., Albrecht dem Verschwender, Schutz; sie erkannte aber bald, daß derselbe ihr keinen Beistand leisten könne, und wandte sich deshalb, wie die Tyroler, an Friedrich. Dieser benutzte auf eine schmutzige Weise ihre Noth und Geldverlegenheit, um die

schönsten Güter und Herrschaften als Unterpfänder für kleine Darlehen zu erhalten; sie knüpfte daher, sobald sie seine Absichten merkte, mit dem polnischen König Unterhandlungen an, und söhnte sich mit den Ungarn aus. Hierauf kehrte sie selbst nach Ungarn zurück; ihr Sohn Ladislaus aber blieb nebst seinen beiden Schwestern und der heiligen Krone der Madscharen in Friedrich's Gewalt. Elisabeth würde sich damals sogar mit dem polnischen König Ladislaus vermählt haben, wenn nicht der Tod sie ereilt hätte 19. December 1442). Sie starb eines so plötzlichen Todes, daß man, wie dies in solchen Fällen zu geschehen pflegt, behauptet hat, sie sei vergiftet worden. Von den beiden neueren östreichischen Geschichtschreibern der Zeit Friedrich's III., die man als Quellen ansehen und gebrauchen kann, behauptet der Eine (Kurz), sie sei vergiftet worden, der Andere (Chmel) läßt es unentschieden, ob sie an Gift oder an gebrochenem Herzen gestorben sei; der ungarische Geschichtschreiber Engel führt andere Ursachen ihres Todes an, setzt aber hinzu: wenn sie vergiftet worden sei, so habe der ritterliche Ladislaus von Polen gewiß keinen Antheil daran gehabt.

Von diesem Augenblick an spielte, wie bereits früher angegeben worden ist, in Ungarn Johann von Hunyad die Hauptrolle; dagegen dauerte in Böhmen der Wechsel der Regierung und mit ihr die Verwirrung noch lange fort. In dem letzteren Lande bedurfte man eines Regenten, welcher nicht blos dem Namen nach die Regierung führe, sondern im Stande sei, bei der fortwährenden Zwietracht der Utraquisten und der römisch Gesinnten mit dem Schwert in der Hand Ordnung zu halten. Die Häupter der Rechtgläubigen boten daher zuerst dem Herzoge von Baiern, dann dem deutschen König Friedrich die Krone an, welche dem Kinde Ladislaus gebührte. Beide Fürsten waren klug genug, eine Königswürde auszuschlagen, die sie nicht hätten behaupten können, ohne sich entweder mit den Hussiten in einen hoffnungslosen Kampf einzulassen, oder zugleich mit dem Pabste und mit dem Concilium zu zerfallen. Man mußte sich daher 1441 entschließen, eine Regentschaft zu bestellen, welche im Namen des unmündigen Ladislaus die Verwaltung führen sollte. Zu Regenten wurden die Führer der beiden Hauptparteien, Mainhard von Neuhaus und Hynko Praczeck von Lippa, ernannt. Von diesen neuen Regenten hatte

der Erstere für den Glauben des Pabstes und des Baseler Conciliums mit dem Schwerte gestritten, der Zweite stand an der Spitze aller derjenigen Hussiten, welche nicht zu den wilden Fanatikern gehörten, mit denen auch er einen Ausrottungskrieg führen mußte. Eine solche Regierung konnte nicht bestehen, weil die Häupter derselben entgegengesetzte Ansichten und Zwecke hatten. Sie entbehrte der Einheit und Kraft, und war nicht vermögend, den wieder beginnenden Räubereien und Fehden der Parteien zu steuern. Man wollte deshalb, um der Regierung mehr Ansehen zu verschaffen, den jungen Ladislaus nach Prag bringen lassen; Friedrich III. weigerte sich aber, ihn den unruhigen Böhmen anzuvertrauen. Hierauf machten die Anhänger von Siegmund's Wittwe Barbara den Vorschlag, daß man ihr, weil sie einst als Königin von Böhmen gekrönt worden war, die Stelle gebe, die dem Kinde zugedacht worden war. Dies war auf jeden Fall ein unglücklicher Gedanke, da man von einem Weibe, wie Barbara war, und von ihrer ganzen Familie, den Cilley's, die Unschuld und Lenksamkeit eines Kindes nicht erwarten konnte. Auch verlangte Barbara in der That sogleich, daß ihr, ehe sie nur den Namen Regentin annehme, nicht blos das Prager Schloß als Residenz eingeräumt, sondern auch die Haupteinkünfte des Reichs überlassen würden. Barbara stützte sich auf die Hussiten, und ward auch, als sie nach Böhmen kam, von den drei Häuptern der hussitischen Partei, Praczeck, Holiczky und Georg Podiebrad, zu Czaslau empfangen. Der ganze Plan zerrann aber wieder, weil man ihre unverschämten Forderungen nicht gewähren wollte. Jetzt halfen sich die Böhmen damit, daß sie über jeden der neun Kreise ihres Landes einen Hauptmann aus dem Herrenstande mit je zwei Rittern, und zwar theils Katholiken, theils Utraquisten, setzten und den Führer der eifrigen Utraquisten, Piaczeck, zum Präsidenten dieser neun Kreisvorsteher ernannten. Außerdem ließen sie, um wenigstens den Schatten eines rechtmäßigen Oberherrn im Lande zu haben, im Herbst 1443 durch eine Gesandtschaft den deutschen König Friedrich noch einmal ersuchen, daß er seinen Mündel Ladislaus nach Böhmen schicke; Friedrich schlug aber mit Recht diese Bitte ab. Die Anarchie ward hierauf ärger, als sie gewesen war. Die Parteihäupter waren damals Piaczeck, Bedrich von Stracniz, Ulrich von

Rosenberg und Mainhard von Neuhaus. Der Erste leitete die eifrigen Utraquisten, der Zweite die Taboriten, der Dritte die Katholiken, der Vierte alle diejenigen, welche die Compactaten anerkannten. Im August 1444 starb Piaczeck, und nun traten Georg von Kunstadt und Georg Podiebrad an die Spitze der heterodoxen Partei. Diese war als streng nationale Partei die mächtigste, und ihr Führer Georg Podiebrad erhob sich nach und nach zu einem solchen Ansehen, daß er später sogar wagen konnte, nach der Königskrone zu streben. Die Unruhen dauerten in den Jahren 1445 und 1446 fort. Vergebens suchte man wiederholt den deutschen König Friedrich zu bewegen, den jungen Ladislaus nach Böhmen zu schicken; Friedrich fürchtete für den rechten Glauben des Prinzen, weil der hussitische Ketzer Georg Podiebrad auf den Beschluß, denselben nochmals von seinem Vormund zu erbitten, den größten Einfluß gehabt hatte. Nachdem die Gesandtschaft unverrichteter Dinge zurückgekommen und jede Hoffnung, die Hussiten mit den Katholiken unter Einem Haupte zu vereinigen, verschwunden war, beschlossen die Führer der Hussiten auf einer Versammlung in Kuttenberg, sich der Stadt Prag zu bemächtigen, Mainhard von Neuhaus und seinen katholischen Anhang ganz zu verdrängen und statt desselben einen der hussitischen Herren an die Spitze der Nation zu bringen. Die Seele dieser Verschwörung war Georg Podiebrad. Dieser trat, um den beabsichtigten Zweck zu erreichen, mit den Czechen in Prag, welche der hussitischen Partei angehörten und gegen die der alten Lehre treu gebliebenen deutschen Bürger der Stadt heftig erbittert waren, in Verbindung, und verabredete mit ihnen, daß sie ihm Nachts eines der Thore von Prag öffneten. Dieser Plan gelang. Podiebrad drang in Prag ein, zog alle Utraquisten der Stadt an sich, und besetzte nicht nur die Stadt, sondern auch den Wissehrad (1448). Sobald Podiebrad Herr von Prag war, ließ er Mainhard von Neuhaus verhaften und auf eine seiner Burgen bringen, wo derselbe bald nachher starb.

Seit dieser Zeit benahm sich Podiebrad, wie wenn er der rechtmäßige Beherrscher von Böhmen wäre, und er ward von seinen Landsleuten ebenso als Held der Nation und als Beschützer ihrer Religion betrachtet, wie Johann Hunyad von den seinigen: Hunyad führte die Madscharen gegen die Türken, Georg Podiebrad

die Czechen gegen die Deutschen ins Feld. Gleich in den Jahren 1449 und 1450 rächte Podiebrad an den Sachsen die Unterstützung, welche sie den Söhnen Mainhard's von Neuhaus gewährten, und richtete Verheerungen in Deutschland an. Aeneas Sylvius, welcher, wie wir uns jetzt ausdrücken würden, um jene Zeit Friedrich's III. Minister war und von diesem nach Böhmen geschickt wurde, behauptet sogar, Podiebrad habe sich schon damals zum König erwählen lassen wollen, und die Erwählung desselben sei nur durch seine (des Aeneas Sylvius) Beredsamkeit gehindert worden. Wenn aber auch Georg nicht gleich anfangs König wurde, so war er darum nicht weniger mächtig. Er beseitigte während seiner Regierung in Böhmen die kirchlichen Übel, denen das Concilium zu Basel hatte abhelfen sollen, und seine Landsleute genossen unter ihm einer kirchlichen Freiheit, deren die Deutschen entbehrten. Diese suchten freilich den Streit des Pabstes mit dem Concilium zu benutzen, um ihre Kirche auf dieselbe Weise von den drückendsten Lasten der römischen Hierarchie zu befreien, wie es später die Franzosen thaten; sie wurden aber von ihrem Könige verlassen und von Rom betrogen. Friedrich's Minister, Sylvius, verstrickte seinen Herrn, welcher als Vormund des jungen Ladislaus in Östreich selbst noch weit ärger bedrängt wurde, als früher von Böhmen und Ungarn aus, in ein Netz italiänischer Kabalen, um den gutmüthigen Deutschen insgeheim die Vortheile wieder entziehen zu können, die man ihnen öffentlich eingeräumt hatte.

8. Friedrich III. von Deutschland und das Baseler Concilium bis zum Schlusse des Letzteren.

Die abendländische Kirche oder doch wenigstens ihre Hierarchie war durch den vollständigen Bruch zwischen dem Pabst Eugen IV. und den zu Basel versammelten Vätern in zwei Hälften zerfallen. Eugen hatte die Baseler Versammlung für aufgehoben erklärt und unter dem Schutze der Venetianer ein neues Concilium in Ferrara eröffnet. Die Väter zu Basel dagegen hatten im Januar 1438 den Pabst Eugen suspendirt, zwei Monate später das Concilium zu Ferrara als ein bloßes Conventikel bezeichnet, die Mitglieder desselben vor ihren Richterstuhl geladen und den Pabst Eugen für unverbesserlich erklärt. Der Bruch zwischen dem Pabste und einem

großen Theile der Kirche war um so entschiedener, da bereits auch die beiden Kardinäle, welche in Basel lange Zeit den Vorsitz geführt und die Reform gegen Eugen eifrig verfochten hatten, dem Concilium untreu geworden und nach Italien zum Pabste entwichen waren. Diese Kardinäle waren: Julian, welcher mehrere Jahre nachher im Kriege mit den Türken einen schmählichen Tod fand, und Nikolaus von Cusa (Nikolaus Cusanus), dessen Verdienste um die deutsche Literatur und um das damals neu erwachende Studium der alten griechischen Klassiker allgemein anerkannt sind. An ihrer Stelle übernahm der Kardinal und Erzbischof von Arles, Ludwig Allemand, den Vorsitz und die Leitung der Geschäfte des Conciliums. Dieser gelehrte, fromme und von der Nothwendigkeit einer durchgreifenden Reform überzeugte Kardinal war dem Pabste längst verdächtig gewesen und deshalb von ihm in Italien zurückgehalten worden, hatte sich aber 1433 durch eine heimliche Flucht der Gewalt desselben entzogen.

Eugen und sein Pseudo-Concilium zu Ferrara benahmen sich gegen ihre Brüder in Christo mit einer durchaus unanständigen Feindseligkeit, und gingen hierin, sowie in der Art und Weise ihrer Regierung über Christi Kirche viel weiter hinaus, als die Väter zu Basel. Sie erklärten alles, was diese beschlossen hatten, für nichtig, Eugen sprach außerdem gegen alle diejenigen, welche das Baseler Concilium anerkennen würden, den Bann aus, forderte unter Androhung desselben den Magistrat von Basel auf, die Väter aus der Stadt zu treiben, und verbot bei den härtesten kirchlichen Strafen allen Bürgern und Landleuten, den in Basel versammelten Geistlichen Lebensmittel zu verkaufen. Ja, das Concilium zu Ferrara verfuhr zuletzt gegen die Baseler Versammlung, gegen die Stadt Basel und gegen deren Handelsfreunde ebenso, wie einst ein anderer Pabst nicht ohne Erfolg gegen Venedig verfahren war (s. Th. VIII. S. 139). Es forderten nämlich die Italiäner, aus welchen das päbstliche Concilium größtentheils bestand, alle Gläubigen auf, die Kaufleute, welche Waaren oder Lebensmittel nach Basel führen oder sich dort länger aufhalten würden, zur Ehre Gottes und zu ihrem eigenen Vortheile auszuplündern. Dies geschah freilich nicht; denn weder der Rath von Basel noch die Kaufleute nahmen Rücksicht auf die Decrete der

Ultramontanen, und die Straßen wurden in Folge dieser Beschlüsse nicht unsicherer, als sie damals leider! stets waren, weil Ritter und Grafen vom Raube lebten.

Pabst und Concilium waren schon in offenem Zwist, und die ganze christliche Gemeinde war, da Beide einander verfluchten, ungewiß darüber, wo eigentlich die Gesetzgebung und Regierung der Kirche zu suchen sei, als Siegmund starb und die Kurfürsten zur Wahl eines neuen römischen Königs, sowie bald nachher die Fürsten und Stände Deutschlands zu einem Reichstage zusammentraten. Sowohl Eugen als die Väter von Basel gaben sich Mühe, die Deutschen zu bewegen, daß sie eine Erklärung zu ihren Gunsten gäben. Diese ließen sich aber durch keinen der beiden streitenden Theile bestimmen, und handelten, so weit man dies über politische oder diplomatische Schritte in einer von der unsrigen ganz verschiedenen Zeit und bei einer so verwickelten, halb geistlichen Sache aussprechen kann, ganz richtig, indem sie weder die Hierarchie zu einer aristokratischen (der Kardinal Raynaldus sagt fälschlich demokratischen) Republik machen, noch auch dulden wollten, daß die päbstliche Monarchie länger eine Despotie bleibe. Die Kurfürsten erklärten an demselben Tage, an welchem sie Albrecht II. zu Siegmund's Nachfolger erwählten, daß sie und ganz Deutschland neutral bleiben wollten, und in einer vor Notar und Zeugen ausgefertigten Urkunde ward eine Rechtsverwahrung des Inhalts aufgesetzt: man werde in Deutschland, so lange der kirchliche Streit dauere, weder vom Pabst Eugen noch vom Concilium zu Basel eine Verordnung annehmen, sondern die Kirchensprengel des Reiches nach der ordentlichen Gerichtsbarkeit der Bischöfe verwalten lassen, bis man mit dem neuen Reichsoberhaupt einen gemeinschaftlichen Reichsbeschluß verabredet habe; im Fall aber ein solcher nicht zu Stande komme, werde man bei der Neutralität verharren. Diese Verwahrung der Kurfürsten ward den geistlichen und weltlichen Fürsten und den Reichsstädten mitgetheilt und nachher als Reichsbeschluß von den Fürsten bestätigt. Die Letzteren fügten noch hinzu, daß sie gegen alles, was der Pabst oder das Concilium wider den Beschluß der Deutschen verordnen würde, an ein künftiges Concilium appellirten. Selbst der streng kirchlich gläubige Albrecht II. ließ sich, so sehr er auch nach

seiner Erwählung durch den Pabst bestürmt wurde, von der Neutralität nicht abbringen, weil er zwischen beiden Theilen am besten vermitteln könne, wenn er nicht Partei nehme. Er trat auf einem zu Frankfurt gehaltenen Reichstage dem Bunde der Kurfürsten bei.

Vergebens hatten die Deutschen und ihr König auf diesem und zwei vorhergegangenen Reichstagen zwischen den streitenden Parteien, von welchen Bevollmächtigte erschienen waren, zu vermitteln gesucht. Weder der Papst noch das Baseler Concilium waren zum Nachgeben zu bewegen. In Folge der Hartnäckigkeit Beider faßten endlich die Franzosen und nach ihrem Vorgange auch die Deutschen den klugen Entschluß, aus dem Streite der Hierarchie denjenigen Vortheil zu ziehen, den ihnen die Decrete des Conciliums boten, ohne sich dabei auf die zwischen Pabst und Concilium streitigen Punkte einzulassen. Leider befolgte aber weder Albrecht II, noch sein nächster Nachfolger, Friedrich III., das Beispiel des französischen Königs Karl VII., welcher den Beschwerden seines Volkes über äußere und weltliche Dinge durch ein Reichsgrundgesetz abhalf, und die theologischen und kanonischen Spitzfindigkeiten dem Gezänke der Geistlichen überließ. Jedoch darf dabei zur Ehre der Deutschen nicht übersehen werden, daß sie sich nicht gleich den Franzosen auf die Verordnung eines unter die Heiligen aufgenommenen Königs berufen konnten, welcher schon zweihundert Jahre früher dem Ultramontanismus Schranken gesetzt und die Rechte der Franzosen in kirchlichen Angelegenheiten gesichert hatte. Zu derselben Zeit nämlich, als die Päbste dem mächtigen Hause der Hohenstaufen den Untergang bereiteten, der deutschen Nation Pfaffenkönige gaben und eine zwanzigjährige Anarchie, das Interregnum genannt, stifteten, hatte Ludwig IX. oder der Heilige durch ein unter dem Namen der pragmatischen Sanction bekanntes Reichsgesetz (s. Th. VII. S. 478) die geistliche Gerichtsbarkeit der französischen Bischöfe und Prälaten geordnet, die Rechte der weltlichen Kirchen-Patrone seines Reiches und aller derer, welche Pfründen zu vergeben hatten, gesichert, den Päbsten die Eingriffe in die freie Wahl der Bischöfe und Äbte verwehrt und überhaupt die französische Geistlichkeit gegen alle Anmaßungen der römischen Curie in Schutz genommen. Dieses Grundgesetz des französischen Reiches ließ König Karl VII. im Jahre 1438 erneuen. Er berief lange vorher, ehe die Deutschen

auf einen ähnlichen Einfall kamen, eine Versammlung von Bischöfen, Äbten, Prälaten, weltlichen Großen und Rechtsgelehrten nach Bourges. Hier erschienen auch fünf Abgeordnete des Baseler Concils, an deren Spitze Thomas von Corcellis stand, sowie eine aus elf Bischöfen und einem Kanonisten bestehende päbstliche Gesandtschaft. Die Ersteren überreichten in der heiligen Kapelle zu Bourges, wo die Fürsten, Herren, Prälaten und Äbte nebst den angesehensten Mitgliedern des königlichen Rathes versammelt waren, die Beschlüsse des Conciliums, durch welche die Anmaßungen der römischen Curie beseitigt wurden. Die Versammlung prüfte dieselben und nahm sie, zur tiefen Betrübniß der anwesenden päbstlichen Gesandten, mit einigen Abänderungen als Gesetz an; im Juli des folgenden Jahres wurden sie dann vom Parlament einregistrirt und folglich als Reichsgrundgesetz anerkannt. Dieses Gesetz erhielt ebenso, wie die erwähnte Verordnung Ludwig's des Heiligen, den Namen der pragmatischen Sanction, weil nach Du Cange jede von mehreren Parteien mit Kenntniß der Sache, unter Zustimmung der Großen und mit Bestätigung des Regenten gemachte Anordnung so genannt wird. Dasselbe blieb die Grundlage der Freiheiten der gallikanischen Kirche, und ist für die französische Geschichte unendlich wichtig. Diese zweite pragmatische Sanction der Franzosen näher anzugeben und zu erläutern, erlaubt der Zweck des vorliegenden Werkes nicht; wir bemerken nur, daß der französische König den tobenden Lärm, welchen Pabst Eugen gegen die pragmatische Sanction und gegen ihren Hauptvertheidiger, den Erzbischof von Tours, erhob, gänzlich verachtete. Wir wenden uns jetzt zu dem, was die Deutschen in Bezug auf die von den Franzosen als Reichsgesetz anerkannten Beschlüsse des Conciliums zu Basel thaten.

Die deutschen Fürsten hielten, nachdem sie in Nürnberg zu einer Conferenz zusammen gekommen waren, im März 1439 eine große Versammlung, welche eigentlich in Frankfurt hätte Statt finden sollen, aber nach Mainz verlegt worden war. Hier erschienen nicht blos die deutschen Fürsten und Stände nebst den Bevollmächtigten ihres Königs Albrecht, sondern es kamen auch Gesandte der Beherrscher von Frankreich, Castilien und Portugal, sowie des Herzogs von Mailand; die Letzteren hatten, wie es hieß, auch von Aragonien Vollmacht erhalten. Außerdem sollten auf dem Mainzer

Reichstage auch Abgeordnete des Baseler Conciliums und des Pabstes Eugen erscheinen. Die Ersteren, von welchen der Patriarch von Aquileja aus dem herzoglichen Hause Teck der bedeutendste Mann war, fanden sich zu rechter Zeit in Mainz ein; die päbstlichen Gesandten dagegen, an deren Spitze der früher als Verfälscher von Urkunden verurtheilte Erzbischof von Tarent (s. S. 240) stand, waren unter dem Vorwande, daß sie erst noch Instructionen einholen müßten, in Nürnberg zurückgeblieben und kamen erst dann nach Mainz, als die Gesandten des Conciliums die Stadt schon verlassen hatten. Sie erschienen übrigens ohne jenen Erzbischof, an dessen Stelle Eugen den Nikolaus von Cusa ausgewählt hatte, um seine schlechte Sache bei den Deutschen zu führen. So sehr diese auch des Nikolaus Gelehrsamkeit, Beredsamkeit, Ehrlichkeit und ächte Religiosität kannten und achteten, so richtete derselbe doch damals bei ihnen nichts aus. Die Versammlung zu Mainz nahm, wie im vorhergehenden Jahre die zu Bourges, am 26. März die reformirenden Beschlüsse des Baseler Conciliums, sechsundzwanzig an der Zahl, an, nachdem sie an denselben nur diejenigen Abänderungen gemacht hatte, welche die besonderen Verhältnisse Deutschlands erforderten. Doch hielten sowohl die deutschen Fürsten als König Albrecht dabei ihre Neutralitäts-Erklärung in Hinsicht auf den zwischen Eugen und dem Baseler Concilium bestehenden Zwist aufrecht. Bei den Berathungen und Verhandlungen zu Mainz, besonders in Betreff des in Deutschland ganz ungewöhnlichen Beschlusses, daß über die Verwaltung der Kirche, soweit sie die rein weltliche Ordnung und nicht Glauben oder Lehre anging, durch ein Reichsgesetz entschieden werden sollte, war unstreitig der anwesende Erzbischof von Tours, welcher schon auf die Beschlüsse seiner eigenen Landsleute zu Bourges großen Einfluß gehabt hatte, den Deutschen mit seinem Rathe nützlich. Die Baseler Beschlüsse ließ der Reichstag, nachdem er sie zu einem Reichsgesetz erhoben hatte, noch einmal vom Concil als Kirchengesetz bestätigen. Während er dadurch das Ansehen des Conciliums anerkannte und vor der Welt geltend machte, gab er zugleich einen deutlichen Beweis seiner Neutralität, indem er öffentlich misbilligte, daß die Gesandten des Conciliums ein Verdammungsurtheil gegen den Erzbischof von Tarent, welcher an der Spitze der in Nürnberg zurückgebliebenen

päbstlichen Gesandtschaft stand, an den Thüren des Mainzer Doms hatten anschlagen lassen.

Nach der Anerkennung der Baseler Decrete durch den Mainzer Reichstag fuhren die deutschen Prälaten zu Basel, welche am meisten Ursache zur Unzufriedenheit mit der römischen Curie hatten, um so mehr fort, auf einer Verurtheilung des Pabstes zu bestehen, als einerseits die deutschen Reichsstände das sichere Geleite für Alle, welche nach Basel reisen wollten, erneuten, und andererseits von dem päbstlichen Concilium zu Ferrara im Norden und Westen der Alpen gar keine Rede war. Schon im April 1439 begannen die Debatten für und gegen die Verdammung Eugen's als eines Ketzers, weil er das Ansehen der allgemeinen Kirchenversammlungen nicht anerkennen wolle. Dies scheint uns nämlich in den fünf Anklage-Artikeln, welche gegen ihn aufgestellt wurden, die Hauptsache zu sein. Der Proceß gegen den Pabst dauerte von April bis Juni, und die Spanier und Italiäner tobten dabei aufs heftigste gegen die Deutschen und Franzosen, welche die Verurtheilung desselben betrieben. Bei dieser Gelegenheit benahmen sich die deutschen Fürsten und Bischöfe, welche nicht zur Kirchenversammlung gehörten, in Folge der Drohungen und Versprechungen Eugen's sehr schwach und zweideutig. Nichts destoweniger ward (Juni 1439) in einer Sitzung, in welcher etwa vierhundert Mitglieder gegenwärtig waren, der Pabst verurtheilt, hierauf im Juni seine Absetzung beschlossen und dieselbe in der Sitzung vom 7. Juli öffentlich bekannt gemacht. In dem Absetzungs-Decret wurde allen Christen unter Androhung kanonischer Strafen verboten, Eugen ferner als Pabst anzuerkennen oder ihm zu gehorchen. Es dauerte nachher noch einige Monate, ehe das Concilium zur Wahl eines anderen Pabstes schritt. Man mußte sich für dieselbe nach einem Manne umsehen, welcher allenfalls im Stande wäre, die ihm übertragene Würde mit seinen und seiner Freunde Kräften zu behaupten, weil das erwähnte Verbot von niemand befolgt wurde, und die deutschen Kurfürsten nicht nur schon in der Mitte des Monats August sich gegen alle Verfügungen und Censuren des Pabstes sowohl als des Conciliums feierlich verwahrten, sondern auch nachher auf einer Versammlung zu Frankfurt ihre Neutralitäts-Erklärung erneuerten. Zum Gegenpabste wurde auffallender Weise

ein Mann ausersehen, welcher zwar im Rufe der Heiligkeit stand, aber doch eigentlich kein Geistlicher, sondern nur Meister (doyen) der Ritter von St. Moritz de Ripaille war. Dieser Mann war Graf Amadäus VIII. von Savoyen, welcher 1434 nach dem Tode seiner Gemahlin die Regierung seinem Sohne Ludwig abgetreten und sich nach Ripaille am Genfer See zurückgezogen hatte, wo er als ein scheinbar allem Weltlichen abgestorbener Büßer und Freund der Natur ein streng nach der Mönchsregel geordnetes Leben führte. Gegen seine Erwählung machten freilich Viele den Einwand, daß er kein Geistlicher sei; man erwiderte ihnen aber, daß er doch die kanonischen Stundengebete verrichte und Gott siebenmal des Tags preise. In der That wurde Amadäus am 17. November 1439 durch einen Synodalbeschluß zum Pabst erklärt. Er nahm die Wahl an, und begab sich im folgenden Jahre nach Basel, wo er am 24. Juli 1440 als Pabst Felix V. unter dem Zuströmen einer unzähligen Menge von Menschen und unter der Assistenz von zwei Söhnen ein feierliches Hochamt hielt. An eine Anerkennung von Seiten der Fürsten und Staaten durfte er freilich ebenso wenig denken, als an die Besitznahme der Kirchengüter; auch mußte er seinem eigenen Gebiete nahe bleiben, und hielt sich deshalb theils in Basel, theils in Lausanne, theils in Genf auf. Er umgab sich aber doch mit einer Art von päbstlicher Hofhaltung; denn er ernannte in vier Promotionen dreiundzwanzig Kardinäle.

Um dieselbe Zeit, als das Concilium die Gemüther durch die Herbeiführung eines neuen Schisma betrübte, erfreute Pabst Eugen IV. die Einfältigen unter den Gläubigen durch das täuschende Schauspiel der Vereinigung der griechischen und lateinischen Kirche. Dieses Schauspiel fand in Florenz Statt. Dahin war nämlich 1439 Eugen's Concilium verlegt worden, als in Ferrara eine gefährliche ansteckende Krankheit ausgebrochen war, von welcher wir ebenso wenig, als von anderen pestartigen Krankheiten jener Zeiten behaupten möchten, daß es die egyptische Pest gewesen sei, obgleich in Ferrara wie in allen Häfen Italiens wegen des steten Verkehres von Venedig und Genua mit Egypten zuweilen die egyptische Pest geherrscht haben konnte. Der Ausbruch der Krankheit hatte die geistlichen Herren in Schrecken gesetzt, und es war deshalb vom Pabste alsbald die Verlegung des Conciliums

in eine andere Stadt beantragt worden. Dagegen hatten aber die Griechen erklärt, sie könnten nicht länger von Hause abwesend bleiben, weil nicht nur ihrer Hauptstadt Gefahr drohe, sondern auch ihr Kaiser und ihr Patriarch dem Vereinigungsgeschäfte schon große Summen geopfert hätten. Unter diesen Umständen war es fast dahin gekommen, daß die ganze Angelegenheit der Union, welche ohnehin von der Mehrzahl der griechischen Geistlichen verabscheut wurde, scheiterte. Allein der griechische Kaiser und der Patriarch von Constantinopel nebst einigen Hofgeistlichen wünschten die Vereinigung oder wenigstens den Schein derselben, und bewogen deshalb die nach Ferrara gekommenen Griechen, in die Verlegung des Conciliums einzuwilligen. Die Bedingungen, unter welchen sich die Griechen dem Verlangen des Pabstes fügten, waren: daß der Pabst für neun Monate Hülfsgelder zum Türkenkriege gebe, daß er während der Dauer des Conciliums für den Unterhalt des Kaisers und der griechischen Prälaten sorge, daß er das Concilium in keine andere Stadt als nach Florenz verlege, daß dasselbe nicht über vier Monate dauere, und daß nach Verlauf dieser Zeit die Griechen sogleich nach Hause zurückkehren dürften. Hierauf ward im Januar 1439 das Concilium zu Ferrara für aufgelöst erklärt, vom Pabste eine Summe von neunzehntausend Dukaten nach Constantinopel geschickt und in Florenz glänzend für den Unterhalt der dahin entbotenen Griechen gesorgt. Der Pabst, welcher vor diesen in Florenz eintraf, that seine Ankunft allen europäischen Mächten durch Rundschreiben kund. Im Februar wurde die erste Sitzung der nach Florenz verlegten Kirchenversammlung gehalten; sie hieß die siebenzehnte, weil man die dortigen Sitzungen mit Hinzurechnung der in Ferrara gehaltenen zu zählen pflegte. Gleich in dieser Sitzung begannen die Disputationen über die zwischen der lateinischen und griechischen Kirche streitigen Artikel. Der Kardinal Julian hatte ein langes Gespräch mit dem griechischen Kaiser darüber, welches mit dem Beschlusse endigte, daß die Griechen sich zuerst unter einander über jene Punkte verständigen und dann in der nächsten Sitzung wieder öffentlich mit den Lateinern verhandeln sollten. Die Griechen konnten jedoch unter sich nicht einig werden; die kaiserliche Partei, welche die Union wollte, schob daher einen Isidorus von Kiew und Andere vor, um scheinbar mit den Lateinern

zu disputiren und sich von ihnen besiegen zu lassen, und es wurde dann in den folgenden Sitzungen bis zur achten über den Ausgang des heiligen Geistes mit aller möglichen Aristotelischen Spitzfindigkeit, mit großem theologischen Ernst und mit einer Wichtigkeit disputirt, welche um so größer war, je weniger Stoff zum Streiten über diesen Punkt in der heiligen Schrift zu finden ist. Wir übergehen den theologischen Theil dieser Disputationen und berühren nur die politische Seite der Sache, indem wir bemerken, daß sich alles, was man etwa über die Spitzfindigkeiten der Theologen zu wissen wünschen kann, bei Gibbon findet, dessen Geschichte der letzten Schicksale des gesunkenen römischen Reiches ganz eigentlich für die große Welt berechnet ist. Die Lateiner hatten übrigens Recht, wenn sie im Glaubensbekenntniß den Zusatz machten, der Geist gehe aus vom Vater und vom Sohne; andererseits hatten aber auch die Griechen nicht Unrecht, wenn sie diesen Zusatz wegließen, da sich derselbe bei einem dreieinigen Gotte ja von selbst verstehe. Der Kardinal Raynaldus berichtet uns, es sei bei Gelegenheit dieses Streites ein Wunder zu Gunsten der lateinischen Glaubensformel geschehen; denn der heilige Bernhardin, welcher dem Concilium beiwohnte, habe, obgleich er kein Wort Griechisch verstand, an die Griechen eine Rede im allerbesten Griechisch gehalten. Gewiß ist, daß die Griechen zuletzt nachgaben. Sie wurden am 3. Juni 1439 in der Wohnung ihres Patriarchen versammelt, welcher entweder krank war oder sich krank stellte und es dem Kaiser überließ, den Anderen seine Zustimmung zur Kirchenvereinigung kund zu thun und sie um die ihrige zu ersuchen. Als herumgefragt wurde, waren Alle außer dem Bischof Marcus von Ephesus zufrieden, daß der heilige Geist ebenso vom Sohne wie vom Vater ausgehe. Großen Antheil an diesem Ergebniß der Verhandlungen hatte ein griechischer Theolog und Philolog, der sich später unter dem Namen Kardinal Bessarion um die Verbreitung der griechischen Literatur in Europa unsterbliche Verdienste erworben hat. Wie wenig es mit der Vereinigung auf sich hatte, wird man schon aus dem Umstand ermessen können, daß der bekannte Gennadius (s. S. 115 f.) in Florenz ein eifriger Vertheidiger derselben war und sie nachher in Constantinopel heftig bekämpfte. Gennadius disputirte in Florenz nicht allein für die Vereinigung, sondern er

schrieb auch gegen den eben angeführten Widersacher derselben unter dem Titel „Commentar gegen des Betrügers Marcus von Ephesus Briefe" eine sehr grobe Schrift, aus welcher Raynaldus Stellen mittheilt. Derselbe Gennadius tobte später gegen die geschlossene Vereinigung aufs heftigste, und trug durch seine Angriffe auf dieselbe viel dazu bei, daß Constantinopel früher in die Hände der Türken fiel, als sonst geschehen sein würde. Sobald man über den Hauptpunkt einig war, kam man über die anderen leichter hinaus, zumal da Eugen neue Subsidien und eine Flotte versprach, und durch die Medicis von Florenz, damals das bedeutendste europäische Bankierhaus, zwölftausend Dukaten zahlen ließ. Es ward, obgleich der Patriarch unterdessen gestorben war, eine Urkunde über die Bedingungen der Vereinigung abgefaßt, und diese wurde am 6. Juli 1439 feierlich verkündigt.

Die in Florenz geschlossene Vereinigung der griechischen und römischen Kirche war freilich nur eine scheinbare, weil die Geistlichkeit und das Volk der Griechen von dem, was ihr Kaiser und seine Hofgeistlichen bewilligt hatten, durchaus nichts wissen wollten; Pabst Eugen hatte aber richtig gerechnet, daß der Jubel in ganz Europa über die endlich zu Stande gebrachte Union ihm das Übergewicht über das Concilium zu Basel verschaffen werde. Dies war um so mehr der Fall, als die Baseler Versammlung gerade zu der Zeit, in welcher die Vereinigung Statt fand, durch ein feierliches „Wir beschließen (decernimus)" den Pabst Eugen absetzte und bald nachher eine ihr selbst sehr nachtheilige Maßregel beschloß. Die Väter zu Basel waren nämlich in Verlegenheit, wie sie ihrem Pabste die Mittel verschaffen könnten, durch äußeren Glanz das Ansehen seiner Würde aufrecht zu halten, und verfielen auf den Gedanken, ihm einen Zehnten von dem seine Wahl billigenden Theile der Geistlichkeit zu decretiren. Über diesen Beschluß schrieen denn alsbald gerade diejenigen, welche bei der Wahl des Pabstes Felix am eifrigsten gewesen waren, die französischen und deutschen Prälaten, am ärgsten. Der König von Frankreich erklärte sich sogar geradezu gegen den Pabst Felix; doch verleugnete er deshalb das Concilium zu Basel nicht, und die politischen Rechte der französischen Nation blieben dem Pabstthum gegenüber durch die Beschlüsse von Bourges vollständig gesichert. Ganz anders ging es in Deutschland. Auch

hier hatten die Stände endlich einmal die Sache der Nation gegen die kirchlichen Usurpationen in weltlichen Dingen rühmlich und standhaft verfochten; allein unglücklicher Weise stand gerade zu der Zeit, wo der Streit durch die Energie des Kaisers für immer hätte geschlichtet werden können, ein Fürst, welcher Ruhe, Bequemlichkeit, Geld, Pomp und Genuß jedem Ruhme und jeder Tugend vorzog, an der Spitze des Reiches. Dieser kümmerte sich wenig darum, daß, wie jedermann schon damals überzeugt war und wie aus allen im fünfzehnten Jahrhundert geschriebenen deutschen Büchern hervorgeht, die Vereitelung einer Reformation der kirchlichen Zustände früher oder später ebenso in Deutschland, wie vorher in Böhmen, eine Revolution hervorrufen mußte, durch welche Kirche und Staat erschüttert wurden. Im Gegentheil, Friedrich III. selbst und sein italiänischer Minister, Aeneas Sylvius, waren nebst dem Erzkanzler des Reiches und den juristisch kanonischen Sophisten seiner Kanzlei dem Pabste insgeheim behülflich, um durch diplomatische Künste die deutsche Nation aller mühsam errungenen Vortheile wieder zu berauben.

Friedrich III. bewies nicht einmal in der Verwaltung seines Stammlandes und in den Angelegenheiten seiner eigenen Familie Energie, Kraft und Redlichkeit. Er gab sich keine Mühe, seinem Mündel Ladislaus die ererbten Ansprüche an Böhmen und Ungarn zu sichern; er ließ vielmehr die Böhmen ganz gewähren, und sah ruhig zu, daß die Ungarn und ihr Hunyad sogar sein eigenes Gebiet furchtbar verheerten. Auch die Östreicher machte er unzufrieden, weil er ihren jungen Herzog und dessen Schwestern mit sich nach Neustadt in Steiermark schleppte, wo er auch die ungarische Krone verwahrte. Die Königin Elisabeth beschwert sich bitter über Friedrich in einem an ihn gerichteten Briefe. „Lieber Vetter, schreibt sie, also pitt ich ew der ersten, das ir meinen Sun und mein Töchter, auch die heilig Kron von Ungern lasset pringen her in das Land gen Osterreich . . . . . . als ir ew des gegen mir habt verschrieben.“ Die Tyroler waren ebenfalls unwillig über Friedrich, weil er ihren jungen Herzog Siegmund länger in Vormundschaft hielt, als sie und Siegmund selbst für recht hielten. Sogar seine eigenen Vasallen konnte Friedrich nicht in Ordnung und Gehorsam halten. In Steiermark machten ihm die Grafen

von Cilley zu schaffen, und in Östreich trotzte ihm ein ritterlicher Abenteurer, Ulrich Eyzinger, der Liebling Albrecht's II. Eyzinger, von Geburt ein Baier, hatte sich bei Albrecht II. so einzuschmeicheln gewußt, daß er durch diesen groß und reich gemacht worden war. Albrecht hatte ihm die Erhebung seiner Einkünfte überlassen und ihn außerdem mit Gütern, Schlössern und Palästen reichlich beschenkt. Eyzinger erhielt einen sehr großen Anhang in Wien und im ganzen übrigen Östreich, und machte in späterer Zeit dem König Friedrich III. große Angst und Noth. Schon 1441 bereitete er ihm eine arge Schmach. Als nämlich Friedrich eine Summe Geld, welche Eyzinger von Albrecht's Zeit her zu fordern hatte, nicht bezahlen wollte oder doch die Zahlung von einem Termine zum anderen verschob, verschaffte sich Eyzinger selbst Recht. Er vereinigte eine große Anzahl Ritter und Herren mit sich und kündigte dem deutschen Könige im Mai 1441 den Krieg an, worauf dieser, statt ihm im Felde entgegen zu gehen, nicht blos seine Schuld, sondern auch die Kriegskosten bezahlte. Seit der Zeit trotzte Eyzinger dem Könige bei jeder Gelegenheit, und alle Raubritter und Bauern-Peiniger, von denen das Land wimmelte, sammelten sich um ihn. Aus allem diesem ist leicht zu ersehen, daß Friedrich nicht der Mann war, welcher in den Verhältnissen des deutschen Reiches zum römischen Stuhle kräftige Maßregeln hätte ergreifen können: er wollte vergleichen, wo keine Vermittelung möglich war. In demselben Jahre 1441, in welchem Eyzinger und seine Gesellen ihn in Östreich hart bedrängten, kam er auf den Einfall, der Kirchenspaltung dadurch ein Ende zu machen, daß eine dritte allgemeine Kirchenversammlung berufen werde, um zwischen den beiden anderen Concilien und ihren Päbsten zu entscheiden. Er schickte zu diesem Zwecke Gesandte auf eine im Februar 1441 in Mainz zu haltende Fürstenversammlung, und gab ihnen eine lange und breite Instruction über seinen Vorschlag mit, welche man in Chmel's Regesten dieses Kaisers finden kann, die wir aber nicht anführen, weil die Sache in sich zerfiel. Da Friedrich selbst nicht nach Mainz kam, so konnte kein entscheidender Beschluß gefaßt werden; doch willigte man in die Veranstaltung eines dritten Conciliums ein; dieses sollte auf den August 1442 berufen werden, und zwar vom römischen Könige, im Falle die

beiden Päbste und ihre Concilien über den Ort der Versammlung nicht einig werden könnten; Friedrich sollte dann aus sechs deutschen und sechs französischen Städten eine auswählen. Die Sache kam aber nicht zur Ausführung, weil Friedrich keinen festen Entschluß zu fassen vermochte und sich, wie Siegmund, stets in Geldverlegenheit befand. Selbst als er zur Krönung nach Aachen reiste, mußte er dazu zweihundert Mark von einem Tyroler Edelmanne borgen. Diese Reise dauerte vom März 1442 bis zum Januar 1443, und ging zuerst an den Rhein und an diesem Flusse hinab, dann als Friedrich gekrönt war, wieder den Rhein hinauf zum Concilium in Basel, hierauf in die Schweiz, deren Bewohner ihm den Gehorsam versagten, und endlich zurück nach Östreich. Unterwegs wurden in Köln und in Frankfurt lange Berathungen über die Kirchenangelegenheiten gehalten. Im Allgemeinen zeigte sich dabei die Stimmung günstiger für Eugen, als für Felix, den auch Karl VII. von Frankreich nur als Grafen von Savoyen begrüßte. Wichtig für die Kirchenangelegenheiten und für das deutsche Reich war es, daß damals der Kurfürst von Mainz dem Erzbischof Jakob von Trier (einem Grafen von Sierk) einige Zeit hindurch die Geschäfte des Reichskanzlers überließ. Der Letztere, welcher mit dem Könige von Frankreich in gutem Vernehmen stand, führte auf dem im Jahre 1442 gehaltenen Frankfurter Reichstage nicht nur, worauf wir unten zurückkommen werden, den Aeneas Sylvius bei Friedrich ein, sondern er hatte auch wahrscheinlich großen Antheil an den dort gefaßten, aber freilich nie ausgeführten Verbesserungsvorschlägen in Betreff der kirchlichen Angelegenheiten. Es ward nämlich, nachdem man mehrere Wochen hindurch auch über die Reform der Reichsverwaltung berathschlagt hatte, am Vorabend von Mariä Himmelfahrt ein Reichstagsbeschluß zu Stande gebracht, welcher unter dem Namen der Reformation Friedrich's III. (IV.) bekannt ist, und dessen wir nur aus dem einzigen Grunde gedenken, weil aus ihm deutlich hervorgeht, wie traurig es in jenen gepriesenen Zeiten mit dem deutschen Reiche aussah. Wir brauchen nur die ersten Zeilen der Einleitung, welche entweder vom Könige selbst oder doch in seinem Namen abgefaßt worden ist, in der naiven Sprache des Originals einzurücken, um zu zeigen, daß im Jahre 1442, wo zu Frankfurt eine reformirende und projectirende aristo-

kratische Versammlung gehalten wurde, die Anarchie doch weit ärger war, als im Jahre 1848, wo an demselben Orte eine demokratische Versammlung tagte. Friedrich sagt, oder man läßt ihn wenigstens sagen: „Daz in dem heiligen römischen Reich und sonderlich in deutschen Landen vil vnrats gewalticlicher auch anderer vnziemlicher vnd vneerlicher angriff und beschedigung bescheen seind vnd noch teglichs geschcen mit rowb, mord vnd brandt, davon das heilig reich, des wir ein merer genannt sein, gar schadlichen gemynnert, vnd vil des reichs vndertauen vnd getrewen geistlich vnd weltlich personen groß nott, verderbnuss vnd scheden teglich leiden u. s. w." Hierauf gründet sich dann die in vier Hauptstücke gefaßte Reformation, welche, wie tausend andere deutsche Reichsbeschlüsse, nie zur Ausführung kam, den Verfassern unserer Rechts- und Reichsgeschichten aber reichen Stoff zu vielen und langen Deductionen gegeben hat. In einem Hauptstücke dieser Reformation ist die Rede vom Landfrieden; in einem anderen wird vermittelst eines Pfändungsrechtes gegen Habe und Person vorgebeugt, daß der Gläubiger nicht aus Mangel einer Gerichtsvollstreckung gegen den bösen Schuldner so verfahre, wie Eyzinger gegen König Friedrich verfahren war; es werden ferner recht gute Verordnungen wegen der Sicherheit der Straßen gegeben, sowie die westphälischen geheimen Gerichte geordnet und beschränkt und die Münzgebrechen abgestellt. Allein da niemand im Reiche war, der für die Ausführung dieser Verordnungen hätte sorgen können oder wollen, so blieb natürlich Alles beim Alten oder ward auch noch viel ärger. Der Erzbischof Jakob von Trier misbrauchte um jene Zeit den schwachen König, um gewisse Güter an sein Bisthum zu bringen und seinen natürlichen Sohn auf Kosten des Reiches zu bereichern. Er gewann überhaupt einen besonders in geistlichen Angelegenheiten sehr nachtheiligen Einfluß auf den König, welcher damals ebenso unbedachtsam und leichtsinnig in Ertheilung von Privilegien, Freibriefen und Schenkungen war, als sein Vorgänger Siegmund zu sein pflegte.

In Frankfurt machte Friedrich zum Unglück für das deutsche Reich die Bekanntschaft eines der ausgezeichnetsten von jenen Italiänern, welche sich damals um die Kunst und Wissenschaft der neueren Zeit und um diejenige Geistesbildung, die aus den

Schriften der Griechen und Römern geschöpft werden kann, unsterbliche Verdienste erworben haben. Dieser Mann war **Aeneas Sylvius Piccolomini**. Er gehörte zu den Leuten, welche in Zeiten der Revolution, wie auch die unsrigen sind, durch Beredsamkeit, durch philosophische und rhetorische Bildung, noch mehr aber durch kluge Benutzung der Umstände, durch dreistes Wechseln der Meinung und durch das Übergehen von einer Partei zur anderen für sich selbst große Vortheile und die höchsten Stellen zu erlangen beflissen sind. Aeneas Sylvius war mit dem Kardinal Julian nach Basel gekommen, und hatte diesem, so lange derselbe noch für die Reform arbeitete, treffliche Dienste geleistet. Auch mit Siegmund und dessen Kanzler Kaspar Schlick war er bei Gelegenheit ihres Aufenthalts in seiner Vaterstadt Siena sehr vertraut geworden. Da er, wie seine Schriften beweisen, sich eine besonders genaue Kenntniß der böhmischen Angelegenheiten und Verhältnisse erworben hatte, so war er von den Vätern des Baseler Concils zum Mitgliede der Gesandtschaft gemacht worden, die man nach Böhmen schickte, vorgeblich um alle Hussiten mit der Kirche auszusöhnen, in Wirklichkeit aber um die Kalixtiner oder diejenige hussitische Partei, welche blos den Gebrauch des Kelches beim Abendmahle zugestanden haben wollte, mit den Taboriten tödtlich zu entzweien. Zur Erreichung dieses Zweckes hatte sich Aeneas damals desselben diplomatischen Kunstgriffes bedient, vermöge dessen er nachher die Deutschen um die Vortheile ihres mit dem Pabste geschlossenen Concordats betrog. Er rieth nämlich, den Kalixtinern ihre Forderungen schnell zu gewähren, weil dann einerseits die Taboriten leichter unterdrückt werden könnten, andererseits aber die Kalixtiner sich dazu verstehen würden, dem römischen Bischofe treu zu bleiben, **auch wenn man die mit ihnen eingegangenen Friedensbedingungen nicht gerade treu erfülle**. Seit der Zeit dieser Sendung eiferte Aeneas Sylvius, dessen freier Sinn besonders aus seiner im klassischen Style der Römer verfaßten Geschichte der böhmischen Reformatoren hervorgeht, für die Reform-Bestrebungen des Baseler Conciliums, und blieb demselben auch dann noch getreu, als sein Protector Julian sich von dem Concilium getrennt hatte und für den Pabst Eugen thätig war. Er und ein anderer Mann, welcher gleich ihm unter

den Restauratoren des klassischen Alterthums durch Styl, durch Kritik und durch Verdienste um die Aufsuchung der bis dahin verlorenen oder doch für verloren gehaltenen Schriften desselben unsterblich berühmt geworden ist, der Kardinal Poggio, verfaßten die päbstlichen Streitschriften über die Wahl des Grafen Amadäus. Von Aeneas Sylvius nämlich, welcher des neuen Pabstes Felix V. Geheimschreiber ward, rühren die Schreiben dieses Pabstes an den deutschen König und die anderen Fürsten her, in denen die Nothwendigkeit und Rechtmäßigkeit seiner Wahl bewiesen wird; Poggio dagegen verfaßte Eugen's Ausschreiben, in welchen gegen das Concilium und seinen Pabst auf höchst gemeine Weise geschimpft wird. In Beziehung auf den letzteren Umstand unterscheiden sich die Schreiben beider Männer sehr von einander, und man sollte (denn wir selbst haben kein Urtheil in dieser Sache) fast denken, Eugen's Angelegenheit wäre eine sehr schlechte gewesen, weil Aeneas in den Schranken des Anstandes bleibt, Poggio dagegen im Namen seines Pabstes wie ein Fischweib schimpft. Daß dies nicht zuviel gesagt sei, wird man aus einigen wenigen Anführungen ersehen. In den von Poggio verfaßten päbstlichen Schreiben werden die in Basel versammelten Prälaten nicht allein Ketzer und Schismatiker genannt, sondern der Kardinal schimpft in diesen von allen Fürsten und Geistlichen und sogar vom Volke zu lesenden Rundschreiben die edelsten und gelehrtesten Mitglieder des europäischen Klerus ärger, als die Organe unserer Ochlokratie jetzt zu schimpfen pflegen, was doch viel sagen will. Die Väter zu Basel heißen dort Dummköpfe, Narren, Barbaren, Rasende und wilde Thiere, welche kaum menschliche Gestalt haben, Felix V. aber wird ein Moloch, ein reißender Wolf in Schaafsgestalt, ein neuer Cerberus, ein goldenes Kalb, ein Mohammed, ein Gegenchrist gescholten. Im Jahre 1442 ward Aeneas Sylvius als Bevollmächtigter des Pabstes Felix nach Frankfurt geschickt. Hier führte ihn dann Jakob von Trier, welcher damals großen Einfluß auf den König Friedrich hatte, bei diesem ein, und Friedrich, der die Studien liebte und ehrte und ein weit besserer Gelehrter als Regent oder Kriegsmann war, gewann großes Gefallen an ihm. Der König gewährte ihm damals die Auszeichnung, daß er zu seinen Gunsten von dem kaiserlichen Vorrechte, Dichter zu krönen und ihnen über die Krönung ein Diplom

zu geben, Gebrauch machte. Er selbst setzte ihm feierlich den Lorbeerkranz auf, und erklärte ihn dann in einem Diplom für einen Meister in Geschichte und Poesie. Nach dem Inhalt und der Form dieses Diploms zu schließen, scheint Aeneas gleich gewissen Gelehrten unserer Zeit, denen er ähnlich war, vortrefflich verstanden zu haben, sich selbst der Welt zu empfehlen. Die Gelehrten unserer Zeit veranstalten nämlich ein General-Beifallklatschen, welches sie selbst oder ihre guten Freunde in Zeitungen und Journalen ertönen lassen. Aeneas that dasselbe in dem Diplom, zu welchem der König den Namen hergab; denn der Inhalt, der Styl und die Latinität des posaunenden Diploms beweisen, daß niemand als Aeneas selbst es geschrieben haben kann. Übrigens erzählt er selbst in seinen Briefen, wie er sogleich erkannt habe, daß Friedrich der Mann sei, den er durch Complimente, Schmeichelei, italiänische Artigkeit und Augendienerei ganz gewinnen und zu seinen eigenen Zwecken gebrauchen könne. Auch gesteht er dies wirklich gethan zu haben. Doch trat er erst im November 1442, als Friedrich nach Basel kam, aus den Diensten des Pabstes, in welchen wenig zu gewinnen war, in die des Königs; er ward damals königlicher Geheimschreiber und Protonotar der römisch-königlichen Kanzlei.

Dies fiel in die Zeit, als Pabst Eugen mit seinem Concilium, welches er bereits wieder von Florenz hinweg nach Rom verlegt hatte, und Pabst Felix mit dem seinigen einander wechselseitig verfluchten. Friedrich neigte mehr zu Eugen als zu Felix, und wurde damals durch den Herzog Philipp von Burgund dem Ersteren noch näher gebracht. Er war nämlich schon längst mit den Schweizern in Zwist gerathen, und bedurfte deshalb der Freundschaft des Herzogs Philipp, welcher das Waadtland, den südlichen Theil des Jura-Gebirgs, die Franche Comté, Bourgogne und die französischen Niederlande bis über Cambray hinaus, sowie die deutschen von Antwerpen an bis nach Gröningen beherrschte, und den Eidgenossen eben so gram war, als Friedrich. Dieser hatte den Herzog schon längst gebeten, die Banden, welche in burgundischen Diensten waren, gegen die Schweizer loszulassen, und Philipp hatte den Bischof von Verdun an Friedrich geschickt, um in Verbindung mit Eugen's Gesandten ihn zu bewegen, daß er und die deutsche Nation ihre Neutralität aufgäben. Damals verständigte sich Aeneas Sylvius,

obgleich er noch mit den Censuren des römischen Pabstes belastet war, mit dessen Gesandten, und Eugen durfte hoffen, daß er der noch immer in Basel versammelten Gegner nach einiger Zeit durch Unterhandlungen und Kabalen werde entledigt werden. Der Zwist Friedrich's mit den Eidgenossen war ärger geworden, als er auf seiner Krönungsreise selbst in die Schweiz gekommen war und statt der Ehrenbezeugungen und des Gehorsams manches Ungebührliche erfahren hatte; Zürich allein hatte sich treu bewiesen und zu Östreich gehalten, mußte aber nach des Königs Entfernung ebenso, wie Friedrich's Vasallen überhaupt, dafür büßen. Es ward von den Eidgenossen hart bedrängt. Da nun weder Friedrich noch das deutsche Reich stehende Truppen hatte, so sah sich der König nach geübten Schaaren um, mit deren Hülfe er seinen Zürichern beistehen könne. Nur in vier Ländern gab es damals Schaaren rüstiger Kriegsleute, welche mit unseren stehenden Heeren verglichen werden können, weil sie den Krieg als Wissenschaft, als Handwerk, als Broderwerb trieben. Diese Länder waren: das ganz militärische türkische Reich, die Schweiz mit ihrer nationalen Infanterie, welche je nach den Umständen für Geld oder für das Vaterland diente (s. Theil VIII. S. 130 und 531 f.), Italien, wo die Führer der Miethvölker (condottieri) sich und ihre schwer gerüsteten Schaaren bald diesem, bald jenem Staate verkauften, und endlich Burgund mit dem südlichen Frankreich oder vielmehr das ganze heutige nordöstliche Frankreich und Languedoc, wo sich in den langen Kriegen der Engländer mit den Franzosen und der Familien Orleans und Burgund die sogenannten Banden gebildet hatten. Diese aus rüstigen Abenteurern aller Nationen zusammengesetzten Heere von Freischärlern, von denen wir leider in unserer Zeit eine lebendige Anschauung erhalten haben, waren im Frieden eine große Last für die Staaten, denen sie gedient hatten, und der Namen Armagnac's, mit welchem man sie benannte, war für die Franzosen und die Burgunder eben so furchtbar, als heut' zu Tage das Wort Kroate für den Wiener nur immer sein kann. Diese französischen Kriegsleute waren es, welche König Friedrich und die ganze Ritterschaft der Schweiz, die an ihm hing, herbeizuziehen suchten, als sie gegen die furchtbare Demokratie und Infanterie der Eidgenossen die Hülfe eiserner Ritter nöthig fanden. Friedrich

schickte im Mai 1444 den Bischof von Augsburg, Peter von Schaumberg, Thüring von Hallwyl, Friedrich von Hohenburg und den Grafen von Stahremberg nach Frankreich, um die Unterhandlungen wegen eines solchen Hülfsheeres zu betreiben. Der Herzog von Burgund und der König von Frankreich, welcher die Schweizer als Demokraten haßte, waren gleich sehr bereit die gewünschte Hülfe zu gewähren. In Betreff des französischen Königs scheint es fast, als wenn er und der Herzog Renatus oder René von Lothringen, welcher nachher bei dem Zuge eine Rolle spielte, den Gedanken gehabt hätten, daß bei dieser Gelegenheit wenn auch nicht das ganze linke Rheinufer, doch wenigstens Metz, Toul und Verdün vom deutschen Reiche abgerissen werden könnten. Um Friedrich zu entschuldigen, muß man wissen, daß die Schweizer damals die ihm befreundeten Städte grausam befehdeten, Zürich sechzig Tage lang, wiewohl glücklicher Weise sehr ungeschickt, belagerten und die Ritterschaft mit ihren Burgen vertilgten. Überdies hatte Friedrich auf einem Reichstage zu Nürnberg die Deutschen vergebens aufgefordert, ihm beizustehen; die Fürsten glaubten keinen Grund zu haben, die Sache der Habsburger auszufechten; die deutschen Städte aber, welche von Fürsten und Rittern verachtet und gepeinigt wurden, würden vielleicht sogar der Aufforderung der Eidgenossen zu einem demokratischen Bunde mit ihnen Gehör gegeben haben, wenn sie nicht durch das ritterliche Patriciat der meisten Magistrate deutscher Städte daran gehindert worden wären. Friedrich verlangte übrigens nur zehntausend Mann der Armagnac's oder französischen Freischärler, ja, es war anfangs sogar blos von fünftausend die Rede; Karl VII. von Frankreich ergriff aber diese günstige Gelegenheit, um sich der ganzen Masse jener räuberischen und gewaltthätigen Miethvölker zu entledigen. Karl war um so mehr geneigt, dem König Friedrich und seiner Ritterschaft gegen die Bürger und Bauern der Schweiz zu Hülfe zu ziehen, da für ihn auch noch ein anderer Vortheil damit verbunden war. Pabst Eugen hoffte nämlich dieses Hülfsheer gelegentlich benutzen zu können, um das in Basel versammelte Concilium aus einander zu jagen und auf solche Weise seine hierarchischen Zwecke schneller zu erreichen, als es durch Unterhandlungen und Kabalen geschehen konnte. Er hatte deshalb dem französischen König für den Fall, daß

dieser die von ihm verfluchte Stadt Basel züchtige und die in derselben versammelten Prälaten sammt ihrem Pabste fortjage, das Versprechen gegeben, die pragmatische Sanction von Bourges anzuerkennen und also den Franzosen in geistlichen Dingen dasjenige zu gewähren, was er den Deutschen versagte.

Karl VII., bei welchem Philipp von Burgund die Sache mit Nachdruck unterstützte, vereinigte vierzig- bis fünfzigtausend Mann. Diese wurden in zwei große Heere getheilt, von welchen das eine unter Renatus von Lothringen gegen Metz, Toul, Verdün und ins Elsaß, das andere unter dem Dauphin Ludwig nach dem Sundgau zog. In dem Letzteren hatte der Graf von Armagnac ein Haupt-Commando, und daher kommt es, daß man die aus Cataloniern, Gasconiern, Britten und Franzosen bestehende Schaaren, welche unter ihm die Länder verwüsteten, Armagnac's nannte, welcher Namen nachher in Schwaben durch arme Gecken verkauderwelscht ward. Alle Helden aus dem Kriege der Franzosen mit den Engländern befanden sich beim Heere des Dauphin; Johann von Müller in seiner Schweizergeschichte hat dieselben insgesammt namentlich aufgeführt. Sie waren die erbittertsten Feinde jeder Demokratie, und die deutschen Ritter und Herren jenseit des Rheines, durch die furchtbar vollzogene Vernichtung der Feudalherrschaft in der Schweiz erschreckt, erleichterten daher nicht nur, was sie bald zu bereuen Ursache hatten, den Zug der Franzosen, sondern sie ließen sogar geschehen, daß der Herzog Renatus denselben für seine besonderen Zwecke benutzte. Dieser ehrgeizige Herzog, welcher in Sicilien dem Könige von Aragonien hatte weichen müssen, war nämlich besonders mit der deutschen Reichsstadt Metz, welche mit Toul und Verdün in enger Verbindung stand, in Streit, und gebrauchte deshalb den ihm anvertrauten Theil des großen Heeres zu einer Demonstration gegen das Rheinland. Daß man dabei von Seiten der Franzosen wirklich Absichten auf das linke Rheinufer hatte, geht aus der merkwürdigen Proklamation hervor, welche sie bei dieser Gelegenheit erließen, und in der von natürlichen Grenzen die Rede ist. Renatus selbst zog gegen Metz, Jakob von Lützelstein gegen Toul und Verdün, Siegfried von Venningen in das untere, Jakob von Lichtenberg in das obere Elsaß, der Dauphin Ludwig endlich in das Sund-

gau und gegen Mümpelgard. Der Letztere hatte die Armagnac's bei sich, deren Zahl man auf zwanzigtausend und mehr angibt. Auch Engländer nahmen an dem Zuge Theil; denn der tapfere Talbot führte dem Herzog Renatus viertausend brittische Schützen zu. Selbst der Herzog von Burgund ließ, obgleich er dem französischen Könige feind war, nicht allein das wilde Heer gern durch sein Gebiet ziehen, sondern vereinigte sogar burgundische Schaaren mit demselben, weil er Städte wie Basel und Straßburg zu erobern hoffte. Als die Franzosen vor Mümpelgard erschienen, hielten die Eidgenossen schon seit einigen Monaten die Stadt Zürich eingeschlossen, während zu gleicher Zeit Färsburg von Solothurnern, Lucernern, Wallenburgern und Liestalern hart bedrängt wurde. Die an dem letzteren Orte eingeschlossenen Ritter ließen die Franzosen vor Mümpelgard dringend um Entsatz bitten, und diese brachen auch zu ihrer Rettung eilig auf. Sie schlugen am 26. August 1444 einige tausend Schweizer, welche ihnen von den Belagerern Färsburg's entgegen geschickt worden waren und sich über die Birs hatten locken lassen. Dagegen fanden sie, daß Basel nicht so leicht zu nehmen sei, als sie und Pabst Eugen geglaubt hatten. Alle Bürger von Basel waren in den Waffen, und eine kleine Zahl derselben bewies den Franzosen alsbald, wie schwierig der Kampf mit dieser Stadt sein würde. Die Stadt Basel hatte nämlich jenen über die Birs gelockten Eidgenossen dreitausend Bürger zu Hülfe geschickt, und von denselben waren fünfhundert auf dem Kirchhofe von St. Jakob eingeschlossen worden. Diese wetteiferten mit den Spartanern des Leonidas, und nahmen den Kampf mit dem ganzen überlegenen Heere der Franzosen auf, obgleich sie keine Hoffnung des Sieges hatten. Sie stritten zehn Stunden lang gegen einen Feind, der ihnen durch Zahl und Geschütz weit überlegen war, bis nur noch zehn Mann von ihnen übrig blieben. Der Verlust, den die Franzosen erlitten, war in Betracht der kleinen Zahl ihrer Feinde so bedeutend, daß der Dauphin, dessen Muth überhaupt weit geringer war, als seine Klugheit und Arglist, nicht rathsam fand, seinen Marsch fortzusetzen. Er ward aus einem streitenden Helfer des deutschen Königs ein Vermittler zwischen ihm und den Schweizern, und täuschte die Hoffnungen, welche Pabst Eugen auf den Zug der

Franzosen gesetzt hatte. Die Baseler schickten eine Gesandtschaft an ihn, und viele Mitglieder des Conciliums fanden sich zugleich mit dem Herzog Ludwig von Savoyen, welcher für den Pabst Felix unterhandelte, in seinem Lager ein, um Schonung für Basel zu erlangen. Die Stadt ward wirklich geschont, das Concilium nicht, wie Pabst Eugen gehofft hatte, auseinander getrieben, und sogar mit den Eidgenossen am 26. Oktober 1444 zu Ensisheim ein Frieden geschlossen, vermöge dessen Ludwig die Rolle eines Vermittlers zwischen ihnen, dem König Friedrich und der Stadt Zürich übernahm.

Die raubenden und mordenden Schaaren der Armagnac's blieben am Rhein, und die ganze Last des Zuges fiel auf deutsche Reichslande. Das Raubheer überschwemmte nicht nur alle Gegenden von der Mündung der Aar an bis zum schweizerischen Jura-Gebirge, sowie das Elsaß bis nach Straßburg hin, sondern auch ganz Schwaben. Das letztere Land ward der Schauplatz eines schrecklichen gegenseitigen Mordens, weil sich die Bewohner des Schwarzwaldes in Masse erhoben und auf die Banden wie auf wilde Thiere Jagd machten. Der Einfall der Franzosen in das Reichsgebiet rief bei den Deutschen eine große Erbitterung gegen den König Friedrich hervor. Dieser hatte geglaubt, die Deutschen würden einfältig genug sein, ein Heer gegen die Eidgenossen aufzustellen, und er hatte auch schon zum Feldherrn desselben seinen Bruder Albrecht bestimmt, unter dessen Anführung es den Deutschen in der Schweiz gewiß nicht besser ergangen sein würde, als es ihnen im Hussitten-Krieg ergangen war. Allein statt der gehofften Unterstützung erhielt Friedrich auf einem Reichstag zu Nürnberg bittere Vorwürfe über die Berufung der Franzosen. Er bereute daher, was er gethan hatte, und schickte in Gemeinschaft mit den Reichsständen Gesandte an den Dauphin. Seine Reue kam aber zu spät. Der Dauphin lachte der durch kein Heer unterstützten Vorstellungen Friedrich's, und schickte in Begleitung der deutschen Gesandten einen Bevollmächtigten nach Nürnberg, wo dann die Reichsstände in voller Versammlung sehr stolze Worte von dem Franzosen anhören mußten; denn statt den Abzug der französischen Truppen vom deutschen Gebiet zu versprechen, wurden sehr harte Anforderungen

an den abwesenden König gemacht. Dieser ward nämlich daran erinnert, daß er selbst die Banden von den Franzosen verlangt habe; man forderte von ihm, er solle den von seinem Oheim, Friedrich mit der leeren Tasche, hinterlassenen Schatz herausgeben und dessen Sohn Siegmund, den Schwiegersohn des Königs von Frankreich, aus der Vormundschaft entlassen, in welcher derselbe gegen seinen Willen noch immer gehalten werde; dann werde auch der französische König dafür sorgen, daß sein Tochtermann alle die Landschaften wieder erlange, welche die Eidgenossen ihm und seinem Vater entrissen hätten. Die französischen Raubhorden blieben nachher, allen Vorstellungen Friedrich's, der Kurfürsten und der Städte zum Trotz, im Lande liegen, bis Alles aufgezehrt und ausgeplündert war; erst im folgenden Jahre (1445) wurden sie nach einem zwischen dem Könige von Frankreich und den mächtigsten deutschen Reichsfürsten geschlossenen Vertrage, auf welchen wir weiter unten zurückkommen werden, langsam zurückgezogen.

Auf dieselbe Weise, wie bei dem Schweizerkriege und beim Einfall der französischen Raubritter in das Reichsgebiet, wurden auch in den kirchlichen Angelegenheiten die Rechte und die Ehre des deutschen Reiches vom Könige schmählich preisgegeben und die Nation zum Gegenstand des Hohnes ihrer Nachbarn gemacht. Aeneas Sylvius hatte, seit er in Friedrich's Dienste getreten war und, um uns eines modernen Ausdruckes zu bedienen, dessen ganzes Ministerium ausmachte, den König hinreichend kennen gelernt, um ihn in der kritischen Angelegenheit der beiden Concilien und ihrer Päbste auf einen Weg zu leiten, auf welchem Friedrich's Privatzwecke erreicht und des Aeneas Sylvius Ehrgeiz befriedigt werden konnten. Friedrich schickte im Jahre 1445 den durchtriebenen Sienesen nach Rom an den Pabst Eugen, um mit demselben wegen eines ganz neutralen dritten Conciliums zu unterhandeln. Jedermann fürchtete damals, Eugen möchte den ehemaligen Vertheidiger des Baseler Conciliums, welcher für den Gegenpabst Felix die Feder geführt hatte, übel empfangen, auch fand Aeneas Sylvius, als er nach Siena kam, einen päbstlichen Abweisungsbefehl vor, und seine italiänischen Freunde suchten ihn von der Fortsetzung der Reise abzuhalten; allein er wußte zu gut, was er im Sinne habe, und wie willkommen sein Rath dem Pabst seir werde,

um sich Furcht einflößen zu lassen. Er begann die Kabale, welche er in Rom zu spielen willens war, damit, daß er, ehe er dort vor dem Pabste erschien, die von der deutschen Nation und ihrem König noch immer beobachtete Neutralität ganz aufgab. Der kaiserliche Gesandte sprach nämlich öffentlich seine Reue darüber aus, daß er jemals mit dem Baseler Concilium und mit Pabst Felix in Verbindung gestanden habe, und ließ sich feierlich von allen Censuren lossprechen, deren er sich, wie er reuig eingestand, aus jugendlicher Übereilung durch seinen Enthusiasmus für jenes Concilium schuldig gemacht habe. Dann fiel er, als der Pabst ihn bei sich empfing, vor demselben auf die Kniee, entschuldigte sich wegen seines Abfalls, und führte des Kardinals Julian Beispiel für sich an. Wir fügen sogleich noch hinzu, daß er später als Pabst Pius II. noch viel weiter ging, seine früheren, im freien Geiste der alten Römer und Griechen geschriebenen Bücher verdammte und die Gläubigen vor dem in diesen Schriften enthaltenen rein biblischen Christenthum als ketzerischem Gifte warnte. Aeneas Sylvius ward durch den Schein des Liberalismus und durch seine diplomatische Feinheit dem römischen Pabst um so nützlicher, je genauer er das Concilium, den Pabst Felix, den König Friedrich, die böhmischen, ungarischen und deutschen Angelegenheiten, die vornehmsten Personen des deutschen Staates und ihre Absichten aus eigener Erfahrung kannte. Er brachte es, nachdem Eugen das Zugeständniß eines unparteiischen dritten Conciliums abgelehnt hatte, zunächst dahin, daß derselbe den Kardinal Johann Carvajal, einen Spanier, und andere Legaten an Friedrich schickte, für deren Absichten nachher Aeneas im Kabinet des Königs wirkte.

Eugen wagte damals, in allzugroßem Vertrauen auf den neu gewonnenen Renegaten und auf den von diesem durch Schmeicheln und Schönreden geleiteten König Friedrich, einen Schritt gegen deutsche Fürsten, welcher für den Pabst und für das autokratische System der Kirchenregierung, das er aufrecht halten wollte, sehr bedenkliche Folgen hätte haben können. Dieser Schritt hing mit dem Raubzug der Armagnac's und mit den zwischen Karl VII. von Frankreich und mehreren deutschen Reichsständen bestehenden Verhältnissen zusammen. Die rheinischen Fürsten hatten sich nämlich bei dem Einfall der Armagnac's genöthigt gesehen, ein

Abkommen mit den Fremden zu treffen, ohne ihren König, der sie im Stiche ließ, zu fragen. Der Kurfürst Ludwig von der Pfalz, der Bischof von Straßburg, der Erzbischof von Trier, Jakob von Sierk, und der Erzbischof von Köln, Dietrich von Mörs, also gerade die mächtigsten Fürsten im Rheinlande, hatten auf diese Weise die wichtigsten Verträge mit Karl VII. von Frankreich geschlossen. So hatten namentlich die beiden Ersteren wegen des Abzugs der Armagnac's mit den Franzosen einen Vertrag gemacht, in welchem sie Namens ihrer Landsleute auf jede Entschädigung verzichteten. Ebenso hatte der Erzbischof von Trier mit Karl ein Schutz- und Trutzbündniß geschlossen, um von ihm nöthigenfalls gegen den Pabst Eugen und den Herzog von Burgund Hülfe zu erhalten, weil der Erstere durch Aeneas Sylvius sehr verdächtige Verbindungen mit Friedrich anknüpfte, der Letztere aber wegen der Lage der Dinge einen ganz anderen Weg eingeschlagen hatte, als König Karl, und sich daher enger an den römischen Pabst anschloß, während Karl sich mehr von demselben zu entfernen und dem Baseler Concilium zu nähern schien. Diese Verhältnisse bewogen den Pabst Eugen zu einem unerhörten Schritte gegen zwei deutsche Kurfürsten, den Erzbischof Jakob von Trier und den Erzbischof Dietrich von Köln, denen er es vorzugsweise zuschrieb, daß die deutsche Nation und ihr König bei der Neutralität beharrten. In wie weit das Letztere der Fall war, darüber mußte Aeneas Sylvius dem Pabste wenigstens in Betreff des einen der beiden Erzbischöfe, Jakob's von Trier, die beste Auskunft geben können, da er mit demselben enge befreundet gewesen war und Jakob ihn bei Friedrich eingeführt, ihm die Ehre der Krönung als Dichter und Historiker verschafft und ihn in die deutschen Geschäfte eingeweiht hatte. Eugen hatte seit des Aeneas Sylvius Anwesenheit in Rom einen ganz entschiedenen Ton angenommen, und glaubte jetzt eine Gewaltthat gegen zwei Kurfürsten Deutschlands wagen zu können; denn er hatte nicht nur den Herzog von Burgund und viele andere Fürsten für sich gewonnen und den Dauphin Ludwig zum Gonfaloniere oder Schutzherrn der Kirche ernannt, sondern auch einen Spanier nach Deutschland geschickt und beauftragt, in Verbindung mit Aeneas Sylvius den deutschen König durch die Aussicht auf eine prunkvolle Kaiserkrönung in Rom, sowie auf die

Gewährung von Pfründen für seine Privatkasse und von päbstlichen Geldbeiträgen zum Römerzug zu födern. Genug, Pabst Eugen erklärte im Februar 1446 die genannten beiden Erzbischöfe durch eine Bulle für abgesetzt, und übertrug ihre Stellen, sowie folglich auch die von ihnen beherrschten deutschen Fürstenthümer und das Recht, dem deutschen Volke einen Kaiser zu wählen, an zwei mächtige, mit dem Herzog von Burgund verwandte und von demselben unterstützte Grafen. Daß der Pabst unter den damaligen Umständen dies wagen konnte, und daß es deutsche Fürsten gab, welche annehmen mochten, was er kein Recht hatte zu verschenken, zeigt besser, als alles, was wir sagen könnten, in welchem Zustande die Kirche Christi und das Reich Karl's des Großen um diese Zeit sich befanden. Die Grafen, welche Eugen eigenmächtig an die Stelle der von ihm abgesetzten Erzbischöfe und Kurfürsten ernannte, waren Johann von Cambray, ein natürlicher Bruder, und Adolf von Cleve, ein Neffe des Herzogs Philipp von Burgund. Der Erstere wurde zum Erzbischof von Trier, der Letztere zum Erzbischof von Köln ernannt. Diese Anmaßung und Gewaltthätigkeit Eugen's war aber doch den vornehmsten deutschen Fürsten zu arg. Die Kurfürsten versammelten sich gleich im folgenden Monat (März 1446) zu Frankfurt, und beschlossen folgende energische Erklärung: „Wenn der Pabst die Absetzung der beiden Kurfürsten nicht widerrufe, wenn er das in Rücksicht der oft zu haltenden Concilien erlassene Decret des Constanzer Conciliums (s. S. 177) nicht annehme, wenn er der deutschen Nation nicht hinreichende Sicherheit gebe, daß ihre Freiheiten ferner nicht verletzt würden, so wollten sie alle sich zu Gunsten des Baseler Concils und des Pabstes Felix erklären." Zugleich wurde ausgesprochen, daß diese Erklärung durch eine Gesandtschaft dem Könige und dem Pabste mitgetheilt werden solle, und daß die Kurfürsten bei derselben beharren würden, der König möge beitreten oder nicht. Als die Gesandten der Kurfürsten zu Friedrich kamen, zeigte es sich, von welcher Bedeutung es für den Pabst war, daß er einen Diplomaten wie Aeneas Sylvius in Friedrich's Kabinet hatte. Friedrich beleidigte nämlich die Gesandten nicht durch eine Weigerung, er lobte vielmehr die Kurfürsten, weil sie für ihre Erhaltung und für das Wohl der Nation gesorgt hätten, und erklärte seine Bereit-

willigkeit, sich ihnen anzuschließen und dem Pabste Vorstellungen zu machen; aber er oder vielmehr Aeneas Sylvius setzte auch schlau hinzu, man dürfe keinen Lärm machen, es könne Skandal geben. Den päbstlichen Gesandten, die sich bei Friedrich befanden, ward die ganze Sache verheimlicht; denn Friedrich wollte die mit ihm schon längst ebenso, wie einst mit Siegmund, höchst unzufriedenen Deutschen nicht beleidigen und es doch auch mit dem Pabste nicht verderben. Er gab der Gesandtschaft der Kurfürsten seinen Aeneas Sylvius mit nach Rom, um der Angelegenheit eine dem Pabste nicht unangenehme, den Umständen angepaßte Wendung zu geben.

Als die deutschen Gesandten nach Rom gekommen waren und Pabst Eugen sie vor sich gelassen hatte, führte der Nürnberger Syndikus Gregor von Heimburg das Wort. Er sagte eine Reihe derber, in Rom selten vernommener Wahrheiten, und forderte dann im Namen sämmtlicher Kurfürsten die Zurücknahme der Absetzung der beiden Erzbischöfe, die Anerkennung des gesetzgebenden und richtenden Ansehens der Concilien und die Abhülfe der Beschwerden des deutschen Volkes. Er schloß mit der Ankündigung, daß im September die Kurfürsten wieder in Frankfurt zusammentreten und, je nachdem die Antwort des Pabstes ausfalle, ihre Maßregeln nehmen würden. Der Pabst gab eine ausweichende Antwort, er versprach aber Gesandte nach Frankfurt zu schicken. Aeneas Sylvius setzte ihm hierauf in geheimer Audienz auseinander, wie er sich aus der Sache ziehen könne. Er sagte ihm, Friedrich und die weltlichen Fürsten seien zwar für Rom, die Geistlichen und die Kurfürsten aber seien so heftig erbittert, daß nur der Schein des Nachgebens retten könne; der Pabst müsse daher das Constanzer Decret über die öfters zu haltenden Concilien scheinbar anerkennen, zumal da er nachher schon darüber werde hinauskommen können; ebenso könne er auch die beiden Erzbischöfe restituiren, ohne jedoch seine Bulle zu cassiren. Eugen ging auf des Aeneas Sylvius Vorschlag ein; er dankte ihm für seinen guten Rath, belohnte ihn durch den Titel eines päbstlichen Geheimschreibers, und behielt ihn, als die Gesandten der Kurfürsten die Rückreise antraten, noch eine Zeitlang in Rom zurück. Als hierauf Eugen den Bischof von Bologna, Thomas von Sarzana, nach Frankfurt an die Reichsfürsten schickte, begleitete Aeneas Sylvius

denselben, und arbeitete dort mehr für den Pabst, als für Friedrich.

Auf dem in Frankfurt veranstalteten Congreß intriguirten vier Bischöfe für den Pabst, und auch von den sieben Bevollmächtigten des Königs Friedrich waren die vornehmsten, Aeneas Sylvius und Kaspar Schlick, für das ultramontane System thätig. Überhaupt konnte man an dem Benehmen der königlichen Gesandten ebenso, wie an dem Verhalten der Frankfurter Bürgerschaft deutlich merken, daß der römische König und die Stadt Frankfurt Alles aufbieten wollten, um Eugen's Sache zu fördern. Von Seiten des Königs insbesondere wurde Alles gethan, um die diesmal zur Behauptung ihrer Rechte verbundenen Kurfürsten zu entzweien. Durch Beredsamkeit und Sophistik vermochte Aeneas Sylvius, welcher, obgleich Friedrich's Gesandter, doch eigentlich nur für den Pabst handelte, seinen Zweck nicht zu erreichen; er nahm daher seine Zuflucht zum Gelde, durch welches man, wie er selbst in seinen Briefen sagt, in Rom und an Höfen Alles ausrichten könne. Zweitausend Goldgulden, welche der Pabst später dem König Friedrich wieder ersetzte, wurden unter vier Mainzer Räthe vertheilt, und diese bewirkten dann, daß der Kurfürst Dietrich von Mainz die Punkte, welche Gregor von Heimburg in Rom barsch gefordert hatte, durch den Latinisten Aeneas Sylvius so glatt und diplomatisch einkleiden ließ, daß man nachher alles, was man wollte, aus ihnen machen konnte. Die guten Deutschen glaubten wirklich, Thomas von Sarzana habe als Bevollmächtigter Eugen's eine vollständige Zustimmung desselben überbracht, und es heißt deshalb schon in der am 22. Sept. 1446 von einer Anzahl Fürsten geschlossenen Einigungs-Acte zur Anerkennung Eugen's: sie hätten sich gefügt, „dieweil der egemelt unser gnädigster Herr und König und wir zuletzt durch unsere mühe und arbeit nach meinung und begriffen etlicher bundnuß und meinung auf vnser fleisige beger von dem egenannten unserem heiligen Vatter erlanget haben ein antwort, die uns dünket gnüglich und redlich, damit die heilig Kirch desto friedlicher nach gelegenheit aller sachen zu frieden kommen mag vnd wir auch von andern christlichen Königen und gezungen nit geschieden werden." Der von Aeneas Sylvius geschriebene Aufsatz wurde, nachdem ihn Dietrich von Mainz gebilligt hatte, am 11. Nov. 1446 in der

Versammlung der Reichsstände vorgelesen und genehmigt; nur Köln, Trier, Pfalz und Sachsen verweigerten die Unterschrift. Hierauf ging im December 1446 eine neue deutsche Gesandtschaft nach Rom, um vom Pabste in milderem Tone zu fordern, daß er erklären möge: er erkenne erstens die Würde und das Ansehen eines Conciliums, wie sie in dem mehrmals erwähnten Decrete der Constanzer Kirchenversammlung aufgestellt und seitdem vom Baseler Concilium bestätigt worden sei; zweitens wolle er den früheren Beschwerden abhelfen und die deutsche Nation in Betreff künftiger Forderungen sicher stellen, und endlich drittens wolle er die beiden Herren von Trier und Köln wiedereinsetzen, unter der Bedingung, daß sich dieselben ihm in Gehorsam anschlössen. Der zweiten dieser vom Pabste geforderten Erklärungen war eine für die gutmüthige Einfalt der Deutschen den durchtriebenen Welschen gegenüber charakteristische Clausel beigefügt, die wir in ihrer alten naiven Sprache anführen wollen. Sie lautet: „In getrauen, daß der allerdurchlauchtigste Fürst, der Römisch König, und die Churfürsten und die würdige Nation dem heiligen Stuhl zu Rom an der statt ein wiedererstattung thun, wie dann solch gewerb in den Babst und des Babstes antwort mit mehr worten inhaltet." Aeneas Sylvius, welcher ebenfalls nach Rom geschickt worden war, leitete dort die ganze Angelegenheit, und zwar sonderbar genug zugleich im Auftrage des auf den Tod erkrankten Pabstes und des römischen Königs, und verrieth die deutsche Nation, in deren Namen er handelte. Auch der Kurfürst von Mainz und sein Kanzler Lysura, welcher kurz vorher in Frankfurt dem falschen Sienesen die bittersten Vorwürfe gemacht hatte, arbeiteten in Rom eifrig für den Trug. Pabst Eugen, in der festen Überzeugung, daß seine Zugeständnisse durchaus nichts weiter als das augenblickliche Aufhören des Lärms zur Folge haben würden, sicherte durch drei Bullen, welche man das römische Concordat zu nennen pflegt, alle im Aufsatze des Aeneas Sylvius geforderten Punkte officiell zu. Wie richtig er gerechnet hatte, geht daraus hervor, daß das ein Jahr später mit den Deutschen abgeschlossene Wiener Concordat ganz anders aussah, als das römische. Zwei Tage nach der Ausfertigung jener Bullen (7. Februar 1447) bestätigte der Pabst nicht nur alle seit dem März 1439 in Deutschland vorgenommenen Besetzungen geist-

licher Ämter und Pfründen, mochten sie nun von Neutralen oder von Anhängern des Baseler Concils ertheilt worden sein, sondern er schlug auch alle Processe, Censuren, Strafen und Bußen, welche seit jener Zeit vom päbstlichen Stuhle ausgegangen waren, nieder, und erließ alle ihm oder den Kardinälen von 1439 an zugefallenen Annaten und Einkünfte, wogegen jedermann innerhalb sechs Monaten den römischen Pabst anerkennen und folglich den des Baseler Concils aufgeben mußte. In derselben Bulle aber, in welcher dies ausgesprochen war, verwahrte sich Eugen gegen alles, was in seinen Zugeständnissen gegen das Ansehen des päbstlichen Stuhles oder gegen die Lehre der Väter streite, oder mit anderen Worten, er erklärte im Voraus alles das für ungültig, was ihm irgend nachtheilig werden konnte. Er nahm also die eben erst gemachten Zugeständnisse wieder zurück. Da er nun in dem römischen Concordat die Reform der Kirche auf ein Concilium verschob, welches zu einer ungewissen Zeit gehalten werden sollte, so wird man sich nicht wundern, daß die deutsche Nation auch um die geringen in jenem Concordat gewährten Vortheile betrogen werden konnte.

Die Kardinäle hatten sich gegen alles, was in den letzten Monaten des Jahres 1446 und in den ersten des Jahres 1447 geschehen war, so feindselig gezeigt, daß Eugen, um nicht in seinem Consistorium überstimmt zu werden, vier neue Kardinäle hatte ernennen müssen. Es war daher auch ein Glück, daß, als er am 23. Februar 1447 starb, König Alphons V. von Aragonien und Neapel den im Conclave versammelten Kardinälen vorschreiben konnte, wen sie zum Pabste wählen sollten. Sie wählten schon am 5. März denselben Thomas von Sarzana, der in Deutschland die Unterhandlungen geleitet hatte. Dieser nahm als Pabst den Namen Nikolaus V. an, und bestätigte anfangs alles, was Eugen den Deutschen gewährt hatte. Jetzt begann aber Aeneas Sylvius eine neue Reihe diplomatischer Kunststücke, und ward doppelt thätig, weil ihm der neue Pabst sogleich das Bisthum Triest verlieh. König Friedrich berief 1447 einen Fürstentag nach Aschaffenburg, auf welchen auch der Kardinal Johann Carvajal geschickt ward, um die Deutschen zu betrügen. Dieser päbstliche Legat lockte dann in Verbindung mit Friedrich's Gesandten, Aeneas

Sylvius und Hartung von Cappell, die guten Deutschen durch Reden und Schmeicheleien in die Falle. Aeneas Sylvius gab den Verhandlungen in Aschaffenburg auf hinterlistige Weise die Wendung, daß Eugen's Bullen in Rom in ein Concordat gefaßt werden sollten, um nachher auf einem Reichstage von den Deutschen durch Annahme zum Reichs-Kirchengesetz gemacht zu werden. Dies geschah, und Aeneas Sylvius sorgte dafür, daß von den durch Eugen anerkannten Baseler Decreten so wenig als nur immer möglich in das neue Concordat aufgenommen wurde. Die in Aschaffenburg versammelten Fürsten erklärten sich mit den Hauptpunkten einverstanden; die förmliche Annahme des redigirten Concordats ward aber auf das folgende Jahr verschoben, weil zuerst die Kurfürsten von Trier, Köln, Pfalz und Sachsen umgestimmt werden mußten; denn diese hatten kurz vorher mit dem französischen Könige zu Bourges die Übereinkunft getroffen, daß man auf einem neuen allgemeinen Concilium bestehen wolle. Während dies geschah, suchten der Pabst Nikolaus, Aeneas Sylvius und König Friedrich es dahin zu bringen, daß das Baseler Concilium auseinander getrieben und folglich die Ausführung der wohlthätigen reformirenden Beschlüsse desselben unmöglich gemacht werde. Schon am 20. Juli 1447 ward den zu Basel versammelten Geistlichen unter Aufsagung des Geleites angekündigt, daß sie nach Hause gehen müßten. Sie blieben jedoch, obgleich dies nachher mehrere Mal wiederholt wurde, noch ein Jahr lang in Basel beisammen. Außerdem gebot Friedrich am 21. August durch ein Edict, daß jedermann Nikolaus V. als rechtmäßigen Pabst anerkennen solle. Viele Fürsten und Stände Deutschlands, sowie die Wiener Universität entschlossen sich nur sehr schwer dazu; der Kurfürst von Köln ließ sogar erst im Januar 1448 die Obedienz durch einen Bevollmächtigten leisten, und zwar zu Wien in Gegenwart des römischen Königs und des päbstlichen Legaten.

Am 17. Februar 1448 schlossen endlich Friedrich und Johann Carvajal, jener im Namen der deutschen Nation, dieser für den Pabst, zu Wien das trügende Concordat förmlich ab, und am 19. März wurde dieses Wiener Concordat vom Pabste bestätigt. Friedrich und Carvajal wagten nicht, ihr Machwerk kund werden zu lassen; das gefälschte Concordat ward deshalb so geheim gehalten, daß es bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts

den Namen Aschaffenburger Concordat geführt hat, weil man glaubte, es sei in Aschaffenburg geschlossen worden. Dieses Concordat war das Endergebniß der Reform-Bestrebungen in der deutschen Kirche. Die Resultate desselben hat der milde und gelehrte Bischof von Wessenberg im zweiten Theile seiner Geschichte der Kirchenversammlungen des 15. und 16. Jahrhunderts mit den Beschlüssen des Baseler Conciliums ausführlich zusammengestellt; wir begnügen uns, den Contrast Beider mit wenigen Worten anzudeuten. In Bezug auf die Annaten (s. S. 237), welche doch durch die vom Pabst im römischen Concordate anerkannten Decrete des Concils gänzlich abgeschafft worden waren, heißt es in dem insgeheim zu Wien im Namen des Reiches von dessen König und Erzkanzler unterschriebenen Concordat: „Von den Domkirchen und Klöstern soll für die Annaten die gewöhnliche Taxe nicht mehr gefordert werden. Alle Stifter, welche zu hoch taxirt sind, sollen demnächst durch römische Commissäre erleichtert werden.“ Ebenso, wie die Annaten, waren auch die sogenannten Provisionen (s. S. 238) ganz abgeschafft worden; im Wiener Concordat wurden aber statt dessen folgende Bestimmungen gemacht: „1) Der Pabst besetzt alle Stellen jeder Art, deren Inhaber sich zur Zeit ihres Todes zu Rom befanden. 2) Wenn die Wahl zu einer Stelle nicht einhellig war, oder wenn der Pabst einen Geistlichen absetzt, so ernennt er den neuen Inhaber derselben. 3) Alle Pfründen, welche den unzähligen Hof- und Kanzlei-Bedienten des Pabstes verliehen sind, bleiben diesen vorbehalten. 4) Alle Pfründen, deren Inhaber eine Reise nach Rom angetreten haben, werden vom Pabste vergeben. 5) Wer einmal durch eine päbstliche Bulle eine Pfründe erlangt hat, behält sie. 6) Dem Pabste muß von allen Wahlen Bericht gegeben werden, und er trifft Fürsorge, wenn er etwas dagegen einzuwenden hat.“ Endlich heißt es in Betreff der durch das Concilium abgeschafften Reservaten oder der Anmaßung, daß gewisse Pfründen und eine gewisse Zeit der Erledigung von Stellen und Pfründen dem Pabste vorbehalten wurden, in dem Wiener Concordat: „Diejenigen, welche nach Stiftung, Recht und Herkommen allein das Recht haben, gewisse geistliche Stellen und Pfründen zu vergeben (die ordentlichen Collatoren der Beneficien), ertheilen die in sechs bestimmten Monaten des Jahres erledigten

Stellen, wogegen der Pabst die in den sechs anderen Monaten (Januar, März, Mai, Juni, September und November) erledigten vergibt."

Ein Jahr nach der Abschließung des Wiener Concordats wurde durch die endlich zu Stande gebrachte Auflösung des Baseler Conciliums auch dieser Feind des römischen Pabstes beseitigt. Das Concilium zu Basel war lange Zeit auf jede Weise bedrängt worden, und der Pabst hatte endlich sogar den Oberbeamten der geistlichen Justiz des Bischofs von Basel dahin gebracht, daß derselbe es übernahm, die Thüren des Sitzungsgebäudes zu schließen und so die Versammlungen der Väter zu verhindern. Die Sache war aber verrathen worden, und das Concilium hatte, um der Ausführung derselben zuvorzukommen, in einer am 25. Juni 1448 während der Nacht gehaltenen Sitzung seine Verlegung nach Lausanne beschlossen. In dieser Stadt, in welcher Pabst Felix V. sich schon seit einiger Zeit aufhielt, ward dann am 17. August 1448 die nächste Sitzung gehalten und in derselben die Erklärung ausgesprochen, daß man das Baseler Concilium unter französischem Schutze in Lyon fortsetzen und dort die Herstellung der Kircheneinheit zu Stande bringen werde. In Lyon wurde nachher unter der Mitwirkung der Gesandten von Frankreich und England, sowie der Bevollmächtigten der Kurfürsten von Köln, Trier, Sachsen und Pfalz und des Kardinals Ludwig Allemand von Arles als Präsidenten des Concils beschlossen, daß man den Pabst Felix zur Niederlegung seiner Würde bewegen wolle. Dieser dankte auch wirklich, nachdem man zu Bourges über die Bedingungen der Niederlegung einig geworden war, am 7. April 1449 ab. Nicht lange nachher (25. April 1449) wählte das Concilium seinerseits Nikolaus V. zum Pabst, und im Mai löste es endlich sich selbst auf, ohne daß irgend eines seiner Decrete förmlich wäre cassirt oder eine der gegen das Concilium erlassenen Censuren aufrecht erhalten worden. Der abgedankte Pabst Felix ward, zufolge einer am 25. April 1449 mit den Gesandten der oben genannten Fürsten geschlossenen Übereinkunft, nicht blos in allen seinem Range zukommenden äußeren Zeichen des obersten geistlichen Ansehens belassen, sondern es wurde dieser Rang auch gesetzlich bestimmt und von Nikolaus anerkannt. Er sollte Kardinal und

Bischof von Sabina sein, den Rang zunächst nach dem Pabste haben und als dessen Generalvicar im Gebiete des Herzogs von Savoyen, des Fürsten von Piemont, der Markgrafen von Montferrat und Saluzzo, in der Grafschaft Asti, in der Provinz Lyon diesseit der Saone, in den Städten und Diöcesen von Aosta, Lausanne, Basel, Straßburg, Chur, Constanz und Sitten ein unabhängiges kirchliches Regiment führen. Ludwig Allemand, welcher als Kardinal von Arles das Concilium präsidirt hatte und deshalb vom Pabst Eugen IV. seiner Würde beraubt worden war, wurde wieder in das Kardinals-Collegium aufgenommen und 1527 sogar unter die Heiligen versetzt.

Der König Friedrich war schon im Juni 1448 mit der geweihten goldenen Rose, welche die Päbste frommen Königen und Fürsten zu schenken pflegten, beglückt worden, und erhielt einige Monate später eine noch reellere Belohnung vom Pabst Nikolaus. Dieser verlieh ihm nämlich das Patronat über fünf in Krain gelegene Pfarreien der Diöcese des Patriarchen von Aquileja auf Lebenszeit, und erfüllte endlich sein Versprechen wegen der von Friedrich sehnlich gewünschten Kaiserkrönung. Wir brechen jedoch die Geschichte dieses Königs und seines Reiches hier ab, weil wir einen Blick auf die Zustände in Italien werfen zu müssen glauben, ehe wir der sehr verworrenen deutschen Geschichte seit Siegmund's Tod in Verbindung mit den ungarischen und böhmischen Angelegenheiten unter den beiden Hunyad und unter Georg Podiebrad gedenken.

III. Italiänische und spanische Geschichte in der ersten Zeit des fünfzehnten Jahrhunderts.

1. Einleitung.

Am Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts bestand in Oberitalien einerseits ein neues Herzogthum, welches kurz vorher durch Johann Galeazzo Visconti gegründet worden war (s. Th. VIII. S. 552), und andererseits breiteten die Venetianer durch Treulosigkeit und Grausamkeit gegen die Familie Carrara ihre Herrschaft über Verona, Vicenza und Padua aus. In Unteritalien herrschte ein Nebenzweig des aragonischen Königshauses über die Insel Sicilien, und das neapolitanische Reich hatte an dem König Ladislaus einen tapferen, aber auch grausamen und treulosen Herrscher, von welchem Sismondi mit Recht sagt, er habe die ganze hinterlistige Politik Johann Galeazzo's von Mailand besessen und befolgt, sei aber nicht so feige gewesen als dieser. In Mittelitalien endlich hatten die Päbste nach ihrer Rückkehr von Avignon ihren Wohnsitz wieder zu Rom aufgeschlagen; es war aber gleich nachher in Folge des Schisma's (s. Th. VIII. S. 493 ff.) das Pabstthum zwischen Rom und Avignon getheilt worden, und als das Constanzer Concilium die Einheit der kirchlichen Regierung wiederhergestellt hatte, war der Pabst im Kirchenstaat und selbst in Rom nur scheinbar Herr, weil die großen Familien, die Führer der Söldner oder irgend ein Ehrgeiziger, der die Bürger durch das leere Wort Freiheit in Bewegung zu bringen verstand, in den einzelnen Städten herrschten. Dies war auch in der großen und glänzenden Stadt Bologna der Fall, wo man freilich von Zeit zu Zeit die

päbstliche Herrschaft wieder anerkannte. Unter den toscanischen Republiken Pisa, Lucca, Siena und Florenz erhielt das Letztere entschieden das Übergewicht; es litt aber lange Zeit an inneren Unruhen und ward endlich ganz eine demokratische Republik. Zuerst kämpfte der Adel mit den höheren Gewerben (arte majori), dann diese mit den niederen (arte minori), welche ihren Antheil an der Regierung grausam gebrauchten, bis 1383 eine neue Einrichtung getroffen und der Antheil der niederen Zünfte auf ein Drittel beschränkt ward. Um die Zeit, als dies geschah, hatte Florenz nach Villani's Angaben eine Einnahme von dreimalhunderttausend Goldgulden oder zwei Millionen Gulden, welche nach dem damaligen Münzwerth auf etwa acht Millionen unseres Geldes zu veranschlagen sind, und von dieser Summe wurden nach Villani's Versicherung nicht fünf Sechstel ausgegeben. Die Hauptquellen der Einnahme waren Accise aller Art, Zölle und Geldstrafen. Man zählte hundertfünfzigtausend Einwohner innerhalb der Stadt sowie zehntausend Kinder, die in den Schulen lesen lernten, zwölfhundert in den Mittelschulen, in welchen sechs Lehrer das Rechnen lehrten, und sechshundert in den Gymnasien, wo sie in dem, was damals Logik und Grammatik hieß, unterrichtet wurden. Es gab in der Stadt dreißig Hospitäler mit tausend Betten. Fast beständig waren gegen fünfzehnhundert Fremde anwesend. Die Stadt hatte zweihundert Wollfabriken, welche jährlich achtzigtausend Stück Tuch in einem Werthe von einer Million und zweimalhunderttausend Gulden lieferten und dreißigtausend Fabrikanten ernährten. Endlich zählte man zwanzig Tuchhändler im Großen, sowie achtzig Bankiers, welche Commanditen, Factoreien und Commissionäre in allen Gegenden hatten und die großen Darlehen machten. In dieser durch Industrie und Gewerbe, durch Bank- und Wechselgeschäfte und durch große Anlehen blühenden Stadt verschaffte der unermeßliche Reichthum des demokratischen Hauses Medicis demselben ein Übergewicht, welches leicht begreiflich wird, wenn man an die politische Bedeutung eines reichen jüdischen Hauses unserer Zeit denkt.

2. Neapel, Sicilien und Mittelitalien.

Im achten Bande ist der Übergang der Herrschaft von Neapel an eine halb-ungarische Regentenfamilie ausführlich dargestellt und

zugleich berichtet worden, daß die Königin Johanna I. und Pabst Clemens VII. vergebens versuchten, dem jüngeren Hause Anjou den Thron von Neapel zu sichern (s. Th. VIII. S. 473 ff.). Ludwig I. von Anjou, des französischen Königs Johann Sohn, welchen Johanna gerufen und der Pabst anerkannt hatte, verlor im Kampfe mit Karl III. oder dem Kleinen das Leben, und seine beiden Söhne, Ludwig II. und Karl von Maine, hatten soviel in Frankreich und in der Provence zu thun, daß sie vorerst an einen Kriegszug nach Italien nicht denken konnten. Ludwig II. machte freilich nach dem Tode Karl's III. einen Eroberungszug nach Neapel, und seine Truppen nöthigten Karl's Wittwe, Margaretha, mit ihren beiden Kindern, Ladislaus und Johanna II., nach Gaëta zu fliehen; dessen ungeachtet scheiterte aber sein Unternehmen völlig, und Ladislaus behauptete nicht allein das Königreich Neapel, sondern er war auch im Stande, die Wiedereroberung von Ungarn zu versuchen. Obgleich dieser Versuch fehlschlug, so war doch Ladislaus dafür nachher in Neapel und im Kirchenstaat desto glücklicher (s. Th. VIII. S. 579. 584—588.). Er bediente sich bei seinen Eroberungsplänen des Pabstes Gregor XII., den er nachher, sobald seine Politik es forderte, wieder aufgab, drang in den Kirchenstaat ein, besetzte mehrmals die Stadt Rom, und trieb seine Dreistigkeit zuletzt soweit, daß er sich König von Rom nennen und in seine Fahnen den Wahlspruch: Entweder Kaiser oder nichts! (Aut Caesar aut nihil!) sticken ließ. Gerade als er dies gethan hatte (1409), wählte das Concilium zu Pisa den dritten Pabst, Alexander V., welcher dann Ludwig II. von Anjou als Prätendenten der neapolitanischen Krone gegen Ladislaus aufstellte, obgleich die Ansprüche desselben sich auf die Erklärung eines Pabstes gründeten, dessen Pabstthum Alexander nicht hätte anerkennen sollen. Ludwig II. von Anjou leitete nämlich sein Recht auf Neapel daher, daß Clemens VII. die Schenkung der Königin Johanna I. anerkannt und ihn gekrönt hatte; für Alexander V. war aber Clemens VII. kein wahrer Pabst. Alexander erkannte Ludwig II, nachdem derselbe auf seinen Ruf mit einer Söldnerschaar von fünfzehnhundert französischen Rittern nach Pisa gekommen war, als rechtmäßigen König von Neapel an, machte ihm die Vertreibung des Ladislaus aus Rom und aus Neapel zur Pflicht, und excommuni-

cirte den Letzteren auf feierliche Weise in Beisein seiner Kardinäle. Mit dem Gelde des Pabstes wurden dann Condottieri gemiethet, welche sich an die von Ludwig mitgebrachten französischen Ritter anschlossen. Auch das Concilium zu Pisa und, was mehr sagen will, die Republik Florenz erklärten sich für Ludwig. Die Florentiner konnten, da sie Überfluß an Geld hatten, so viele Banden und Bandenführer, als sie nur immer wollten, in Sold nehmen, und die Antwort, welche ihr Gesandter, Bartholomäus Valori, dem König Ladislaus gab, als er diesen zur Räumung der Stadt Rom und des Kirchenstaates aufforderte, zeigt am besten, daß damals auf Geld, nicht auf eigener Kraft die Herrschaft der Staaten Italiens beruhte, und daß die Heere unzuverlässig waren. Ladislaus fragte nämlich: „Und welche Truppen habt ihr denn den meinigen entgegenzusetzen?" Der Gesandte antwortete trotzig: „Deine eigenen." Er wußte ja, daß das Heer des Ladislaus aus lauter Leuten bestand, welche heute diesem, morgen jenem dienten. Die Florentiner mietheten, um den König Ladislaus aus ihrer Nachbarschaft zu vertreiben, den Malatesta von Pesaro, welcher das Handwerk eines Anführers und Vermiethers von Kriegsschaaren trieb. Ladislaus hatte freilich den Stifter und Erzvater der verschiedenen Banden, Alberich da Barbiano (s. Th. VIII. S. 476 ff.), in seinem Solde; dieser starb aber schon am 26. April 1409. Ein anderer Bandenführer, Otto Bon Terzo, der sich durch Treulosigkeit und Verrath die Herrschaft von Parma und Reggio verschafft hatte, war von seinem Nebenbuhler, Attendolo Sforza von Cotignola, auf Anstiften des Nikolaus von Este gemordet worden, und einen dritten, Braccio di Montone, der sich zum Herrn von Perugia gemacht hatte (s. S. 167), beleidigte Ladislaus dadurch tödtlich, daß er sich auf eine treulose Weise der Republikaner dieser Stadt gegen ihn annahm. Diesen Braccio di Montone nahmen darauf die zehn Männer, welche in Florenz das Kriegswesen leiteten, in Dienst, obgleich er Ghibelline und die Florentiner Guelfen waren, während zugleich der Kardinal Balthasar Cossa ein Heer für den Pabst Alexander V. zusammenbrachte und Ludwig II. von Anjou mit seinen Truppen ins Feld rückte. Die drei Heere vereinigten sich, drängten Ladislaus aus einer Stadt in die andere, und nahmen Orvieto, Manfredonia, Corneto, Sutri, Viterbo und

andere Orte ein. Auch die Stadt Rom, in welcher das ganze Haus der Orsini für Pabst Alexander war, fiel nach und nach in die Gewalt von Ladislaus Feinden. Am ersten Oktober war bereits ein Theil von Rom, nämlich San Pietro, der päbstliche Palast und die Engelsburg, für Alexander V. besetzt, und nachdem man den ganzen Oktober, November und December hindurch um den Besitz des Capitols und anderer festen Punkte in und um Rom gekämpft hatte, waren endlich am letzten December alle Punkte außer Porta Maggiore und San Lorenzo dem König Ladislaus entrissen. Im folgenden Jahre (1410) nahmen die Florentiner noch den Attendolo Sforza von Cotignola, welchen der Markgraf von Este ein Jahr früher zum Herrn von Montecchio gemacht hatte, mit sechshundert Reitern und einigem Fußvolk in Dienst, und schickten ihn zum päbstlichen Heere. Gleichwohl wagte sich Alexander nicht nach Rom, sondern ging nach Bologna, wo Alles voll Jubel war, daß man einen Pabst in der Stadt habe. Er starb dort schon am 3. Mai 1410, und seine Kardinäle wählten an seine Stelle eilig den Kardinal Balthasar Cossa, welcher nachher als Pabst Johann XXIII. der Welt so viel Ärgerniß gab. An dieser Wahl hatte Ludwig II. von Anjou, welcher bereits König von Neapel genannt wurde und den Krieg gegen Ladislaus am eifrigsten betrieb, den größten Antheil; er war deshalb auch von Rom nach Bologna gekommen, und reiste von dort nach Florenz, um die Republik zu neuen Anstrengungen zu ermuntern. Johann gab ihm nachher die geweihete goldene Rose, mit welcher die Päbste regierende Herren zu beschenken pflegten; Ludwig war aber nicht im Stande, seinen Zug ins Neapolitanische fortzusetzen, weil es ihm an Geld zur Bezahlung der Söldner fehlte, und weil die Genuesen, welche aus Freunden plötzlich Feinde geworden waren, seine Verbindung mit der Provence zu Wasser und zu Land auf jede Weise hinderten.

Die Republik Genua war in der letzten Zeit zugleich durch innere Unruhen erschüttert und von den Miethlingen des mailändischen Tyrannen unaufhörlich bedroht worden; sie hatte sich deshalb an den König von Frankreich, Karl VI., gewandt und ihm das Anerbieten gemacht, daß sie, um seines Schutzes zu genießen, seine Oberherrschaft anerkennen und einen französischen Ober-

befehlshaber annehmen wolle, welcher in der Stadt die Ordnung und Gerechtigkeit mit starker Hand schütze und erhalte. Der König von Frankreich war auf dieses Anerbieten eingegangen, und hatte den als Krieger, Staatsmann und Diplomaten gleich berühmten Marschall Boucicault (s. oben S. 44—47) nach Genua geschickt. Boucicault kam mit einer geringen Anzahl Franzosen dahin, und wurde anfangs mit großem Jubel empfangen, zeigte aber bald den Hochmuth und die Geldgier, welche man in Italien den Franzosen stets vorgeworfen hat, und bewirkte dadurch den schnellen Untergang der französischen Herrschaft in Genua. Aus Habgier tödtete er einen unglücklichen Sprößling des in Mailand regierenden Hauses, Gabriel Visconti, welcher in der Hoffnung nach Genua gekommen war, daß er durch Boucicault's Vermittelung eine große Summe Geld, die die Florentiner ihm schuldeten, erhalten werde. Boucicault ließ ihn verhaften und so lange foltern, bis er sich zu dem völlig unwahren Bekenntnisse verstand, er sei auf Anstiften des furchtbaren Bandenführers Facino Cane nach Genua gekommen, um die Herrschaft der Stadt von den Guelfen an die Ghibellinen zu bringen. Der unglückliche Jüngling ward hierauf im December 1408 hingerichtet, und Boucicault machte die Forderung desselben an die Florentiner für sich geltend, obgleich er nicht das mindeste Recht dazu hatte. Bald nachher hoffte Boucicault das Herzogthum Mailand auf dieselbe Weise unter die französische Oberhoheit zu bringen, wie Genua unter dieselbe gekommen war. Er nahm einen Vorschlag der in Mailand regierenden Brüder Johann Maria und Philipp Maria Visconti an, nach welchem er ihnen eine bedeutende Zahl gemietheter Krieger zuführen und an der Regierung Antheil nehmen sollte; er ward aber dabei durch den eben erwähnten Bandenführer Facino Cane, welcher die beiden Visconti's unter seiner Vormundschaft hielt und schlauer war, als der im Orient zum Diplomaten gebildete französische Marschall, nicht allein um seine Hoffnung gebracht, sondern hatte auch noch dazu das Schicksal des Raben in der Fabel, der den Käse gestohlen hat. Während nämlich Boucicault mit fünftausend Mann in Mailand verweilte, trieben Facino Cane und Theodorich von Montferrat die längst über die Franzosen heftig erbitterten Genuesen zu einem Aufstand

gegen den von Boucicault zurückgelassenen Statthalter, wobei sie ihnen Hülfe leisteten. Alle Franzosen in Genua wurden erschlagen und der Markgraf von Montferrat zum Befehlshaber in der Stadt ernannt, indem man ihm zugleich die Rechte eines Dogen übertrug. Boucicault brach zu spät aus Mailand nach Genua auf. Er gelangte bis Gavi, war zu schwach, um Genua anzugreifen, ward, während er bei Gavi stand, durch Facino Cane auch von der Rückkehr nach Mailand abgeschnitten, und mußte beschämt seinen Weg nach Frankreich nehmen (1409). Die Genuesen waren jetzt furchtbare Feinde der Franzosen, und verbanden sich mit Ladislaus von Neapel gegen Ludwig II. von Anjou, welchen sie vorher unterstützt hatten.

Den ganzen Sommer des Jahres 1410 hindurch machte die vereinigte Flotte der Genuesen und des Königs Ladislaus dem Herzog von Anjou viel zu schaffen, als dieser aus der Provence, wo er mehrere tausend Mann Verstärkung, eine Flotte und neue Geldmittel geholt hatte, nach Rom zurückkehren wollte. Doch gelangte Ludwig endlich im September mit seinem Heere nach Rom. Von hier brach er, nachdem er auf Ostern 1411 dem Pabste bei dessen feierlichem Einzuge das Pferd geführt hatte, am 28. April mit zwölftausend Reitern und einer bedeutenden Zahl Fußvolk gegen Ladislaus auf. Er hatte in seinem Heere die berühmten Bandenführer Paul Orsini, Attendolo Sforza von Cotignola, Braccio di Montone, Gentile di Monterano und den Grafen von Tagliacozzo. Am 19. Mai trafen die beiden feindlichen Heere auf einander und Ladislaus ward geschlagen; dieser ließ aber einige Söldnerhauptleute in Ludwig's Heer bestechen, daß sie die Verfolgung nicht eifrig betrieben, und gewann dadurch Zeit, die Päße zu besetzen. Seinem Gegner Ludwig fehlte es bald an allen Hülfsmitteln zur Fortsetzung des Krieges; denn die provenzalische Flotte desselben hatte eine Niederlage erlitten, den Pabst Johann kümmerte es, sobald er nach Rom gekommen war, wenig, ob Ludwig König werde oder nicht, und die Florentiner waren schon seit Anfang des Jahres 1411 des Krieges so überdrüßig, daß sie Frieden mit Ladislaus schloßen. Ludwig kehrte daher in der zweiten Woche des Monates Juli nach Rom und von da am 3. August in die Provence zurück. Pabst Johann folgte dem Beispiele der Flo-

rentiner: er bezahlte dem König Ladislaus eine sehr bedeutende Summe Geldes, und erließ ihm den seit zwölf Jahren dem römischen Stuhle schuldigen Vasallen-Tribut, wogegen Ladislaus in dem im Oktober 1412 zu Rom bekannt gemachten Tractat Johann als den rechten Pabst anerkannte und Gregor XII. aufgab. Gregor mußte froh sein, daß er, wie bereits oben (S. 126) erzählt worden ist, sich zu Schiffe nach Rimini begeben durfte, wo ihn Karl Malatesta in Schutz nahm. Ungeachtet des geschlossenen Vertrages benutzte Ladislaus schon 1413 die erste beste Gelegenheit, um den Pabst und die Florentiner aufs neue anzugreifen. Rom ward von seinen Leuten erobert und grausam geplündert; er selbst begab sich hierauf nach Rom und verweilte daselbst so lange, bis im Oktober auch die Engelsburg erobert war. Pabst Johann war bei der ersten Nachricht von dem Heranzuge der Neapolitaner nach Viterbo geflohen, und irrte dann einige Zeit umher, so daß man nicht einmal wußte, wo er sei. Er kam endlich in Siena wieder zum Vorschein, und reiste von dort nach Florenz; hier traute man aber dem Manne, der sich schon als Kardinal Balthasar Cossa durch alle Laster und Frevel berüchtigt gemacht hatte, so wenig, daß man ihn Monate lang nicht in die Stadt aufnahm. Als dies endlich geschehen war, begab er sich alsbald wieder nach Bologna, welches in dem letzten Jahre mancherlei Schicksale gehabt hatte. Johann hatte nämlich, als er 1411 von Bologna nach Rom reiste, den Kardinal di Napoli als Statthalter zurückgelassen, dieser war aber von den Häuptern der Demokratie verjagt, der päbstliche Palast geplündert, die demokratische Freiheit und Volksherrschaft ausgerufen (viva il popolo e le arti!) und endlich eine Regierung von Handwerksmeistern eingerichtet worden. Diese demokratische Republik hatte sich nur anderthalb Jahre erhalten können; denn im September 1413 waren die ritterschaftlichen Familien, unter welchen die Pepoli die angesehensten waren, zusammengetreten, hatten die Handwerker, die im Besitze der Regierung waren, verjagt und hierauf wieder dem Pabste gehuldigt. Johann verweilte nicht lange in Bologna, weil er zu der Zeit, als er dahin zurückkehrte, bereits mit König Siegmund wegen der Berufung des Constanzer Conciliums unterhandelte und deshalb bald nachher mit ihm in Lodi zusammenkam (s. S. 133).

Unterdessen hatte Ladislaus seine Eroberungen über die Grenzen des Kirchenstaates ausgebreitet, und würde auch Siena, Florenz und Bologna besetzt haben, wenn sein Plan, den Markgrafen Nikolaus von Este an sich zu knüpfen, gelungen wäre. Dieser war nicht allein selbst ein mächtiger Fürst und zugleich Anführer furchtbarer Miethlinge, sondern in seinen Diensten stand auch der berühmteste Feldhauptmann des fünfzehnten Jahrhunderts, der bereits früher erwähnte Attendolo Sforza von Cotignola, der sich durch Raub, Mord und Treulosigkeit von einem gemeinen, rohen Bauern zum Range eines Fürsten emporgeschwungen hatte, und dessen Sohn, Franz Sforza, später sogar Herzog von Mailand ward, damals aber als Knabe beim Markgrafen von Este Hofpage war und den ersten Kriegsdienst verrichtete. Dem König Ladislaus war es bereits gelungen, den Markgrafen und dessen Feldhauptmann Attendolo Sforza in seine Dienste zu ziehen, als diese Beiden sich durch die Florentiner bewegen ließen, ihm seine Anstellungs-Decrete und Fahnen zurückzuschicken und für Pabst Johann ins Feld zu rücken. Dies würde jedoch den König Ladislaus, welcher 1414 mit einem Heere in Rom und im Kirchenstaat erschien, nicht abgehalten haben, die Entfernung des Pabstes Johann und die Händel desselben mit dem Constanzer Concilium nach seiner Art zu benutzen, wenn er nicht im August 1414 plötzlich erkrankt und gestorben wäre.

Sein Tod veranlaßte in Neapel neue Veränderungen, weil Ladislaus nur als Oberanführer gedungener Raubschaaren, die er mit erpreßtem Gelde bezahlte, mächtig gewesen war, und weil seine Schwester, Johanna II., die ihm als Beherrscherin des Reiches folgte, stets ein bloßes Werkzeug der Partei war, die sich ihrer gerade bemächtigte. Der Wechsel in der Herrschaft mußte also mit bedeutenden Veränderungen verknüpft sein. Ladislaus war nämlich ein tapferer, geschickter Feldherr, er war räuberisch, gewissenlos und schlau, wie die vielen berühmten Anführer der Banden von Miethlingen, die er bald in seine Dienste nahm, bald wieder entließ, er war ihnen an Lüderlichkeit und Ausschweifung ganz gleich, in ihren eigenen Künsten aber überlegen. Sie achteten ihn daher. Zugleich verehrte ganz Italien, in welchem damals jeder starke Geist, selbst Pabst Johann XXIII.,

allen Sitten und moralischen Gesetzen öffentlich, der Religion aber im Stillen Hohn sprach, den König Ladislaus als einen Meister der politischen Klugheit und der schlauen Künste, die man der Moralität weit vorzog. Man glaubte nämlich damals, was neuerdings auch Voltaire's Schule und unsere Sophisten behaupten, daß Demuth und Gewissenhaftigkeit den gutmüthigen Tropf, welcher an diese Tugenden glaube, zum Spielwerk des Schlauen machen. In Ladislaus Weise konnte seine Schwester Johanna nicht fortregieren. Diese war mit Wilhelm von Östreich, Leopold's III. Bruder, vermählt gewesen, hatte aber von ihm keine Kinder und war nach seinem Tode in ihr Vaterland zurückgekehrt. Sie war, als ihr Bruder starb, bereits sechsundvierzig Jahre alt, und erregte durch ihre Vertraulichkeit mit einem schönen sechsundzwanzigjährigen Manne von geringer Herkunft, Pandolfello Alopo, und durch die Begünstigung desselben große Eifersucht unter den vornehmen Herren. Pandolfello war ihr Seneschall und verwaltete Haus und Hof (era governatore d'ogni cosa), sie machte ihn zum Oberkammerherren (conte camerlengo), und er unterstand sich, zwei der angesehensten Condottieren-Hauptleute des verstorbenen Königs, Attendolo Sforza und Paul Orsini, in Verhaft nehmen zu lassen. Die neapolitanische Ritterschaft drang sogleich darauf, daß der Scandal mit Pandolfello aufhöre und die Königin sich mit einem Prinzen aus einem guten Hause vermähle; es galt aber den vornehmen Herren nicht um das Ärgerniß, welches Johanna gab, sondern sie wollten nur wie früher blos den Adel begünstigt und nicht mehr lauter Plebejer mit Stellen und Ehren bedacht haben. Pandolfello suchte und fand in demselben Manne, den er kaum erst hatte einkerkern lassen, Schutz und Hülfe gegen den Adel. Er söhnte sich mit Sforza, welcher ebenfalls von geringem Stande zu hohen Würden emporgestiegen war, wieder aus; Sforza heirathete Pandolfello's Schwester (oder nach der Chronik, welche den Titel neapolitanische Tagebücher führt, Catella Alopa sua nipote), ward in Folge dieser Heirath im Juni 1415 Groß-Connetable oder Generalissimus des Reiches, und stand von jetzt an dem Günstling der Johanna schützend zur Seite. Man hatte der Königin einen Bruder des englischen Königs, einen Bruder des Königs von Cypern, sowie einen königlichen Prinzen von Aragonien zum

Gemahl vorgeschlagen, und es befanden sich bereits die Gesandten dieser Fürsten in Neapel; Pandolfello hintertrieb aber Alles. Doch mußte sich Johanna endlich dazu verstehen, den Grafen de la Marche, Jakob von Bourbon, zum Gemahl zu nehmen. Dieser Prinz, welcher von Ludwig des Heiligen jüngstem Sohne Robert abstammte, und dessen Bruder, der Herzog von Vendome, der Stammvater des Bourbonischen Königshauses ward, hatte früher eine Tochter Karl's III. von Navarra zur Gemahlin gehabt, und war, was ihn der Geliebten Pandolfello's nicht gerade empfehlen konnte, bereits seit 1405, also ein Jahr früher als diese, verwittwet. Johanna that alles Mögliche, um ihn als Gemahl in der Entfernung halten zu können. Dem Ehevertrag ward die Klausel eingerückt, daß Jakob sich nicht König von Neapel, sondern nur Fürst von Tarent und Herzog von Calabrien nennen dürfe, und Pandolfello und der alte Sforza begrüßten daher, als sie dem bereits durch Procuration mit Johanna vermählten Prinzen entgegengeschickt wurden, ihn nur als Herzog von Calabrien. Dagegen behandelte ihn aber die Ritterschaft des Landes (i Signori) als König. Als solcher wurde er auch in Neapel mit dem königlichen Mantel geschmückt (ricevuto come ré col pallio de panno d'oro), und zog umgeben von der ganzen Ritterschaft in die Burg ein, in welcher die eigentliche Vermählung vollzogen ward. Selbst die Königin erklärte bei dieser Gelegenheit den versammelten Gästen: „Der Herr, welcher dort steht, ist fortan mein Gebieter, und ihr müßt ihn nicht Graf, sondern König Jakob nennen.“ Dies geschah auch; Jakob ließ sich aber verleiten, zu früh den Herrn zu spielen und seine Franzosen auffallend zu begünstigen. Den alten Sforza hatte er zugleich mit dessen Sohn Franz und zwei anderen nahen Verwandten schon in Benevent verhaften lassen (per la mala relazione, che li fu dato di lui); am 8. September ließ er auch Pandolfello, sowie dessen Bruder und Neffen ins Gefängniß werfen und bald darauf, nachdem sie gefoltert worden waren, sogar hinrichten. Die Franzosen in Jakob's Gefolge bemächtigten sich der ganzen Regierung; der französische Oberhofmeister (maggiordomo) leitete willkürlich das Hauswesen, stellte in Verbindung mit einem anderen Lieblinge des Königs überall Franzosen an, und legte französische Besatzungen in die Festungen. Jakob selbst ließ seine Gemahlin

so genau beobachten, als wenn sie eine Gefangene wäre. Sie durfte den Palast nicht verlassen, und ein Franzose, Jean Berlingier, mußte sie bei jedem Schritt und Tritt begleiten. Dieser durfte niemand zu ihr lassen, und als endlich die ganze neapolitanische Ritterschaft bei der Königin Audienz verlangte, wies der König selbst sie zurück. Dies Alles erbitterte die neapolitanischen Großen, welche jetzt überall den Franzosen nachstehen mußten, um so mehr, als Jakob es seiner Gemahlin allein verdankte, daß er die Regierungsgeschäfte führen durfte. Ihr Unwille ward endlich so groß, daß das Leben des Königs in ernstliche Gefahr kam. Julius Cesar von Capua aus dem Geschlechte der Grafen von Altavilla, welcher den Grafen de la Marche bei dessen Landung zuerst als König begrüßt und ihm mit einem Theile der Truppen des Königs Ladislaus gegen den alten Sforza Hülfe geleistet hatte, wußte sich insgeheim Zugang zur Königin zu verschaffen, und bot ihr an, ihren Gemahl ums Leben zu bringen. Johanna traute ihm aber nicht, weil er wahrscheinlich verdächtige Forderungen machte; sie entdeckte ihrem Gemahl die Absichten des Grafen, und dieser ließ ihn hinrichten. Von jetzt an erhielt sie, wie es scheint, größere Freiheit. Sie durfte sogar, nachdem sie ein ganzes Jahr hindurch (bis zum September 1416) im Palast unter strenger Aufsicht gewesen war und niemand hatte sehen dürfen, einem festlichen Mahle beiwohnen, welches ihr ein florentinischer Kaufmann in seinem am Markte gelegenen Garten veranstaltete (13. September). Dieses Fest gab den Neapolitanern Gelegenheit, sich der Franzosen, von denen sie beherrscht wurden, zu entledigen; denn die Komödie, welche am Schlusse desselben gespielt ward, war wahrscheinlich verabredet. Die Königin rief, als sie sich nach geendigtem Mahle erhob, den Gästen und dem zahlreich versammelten Volke zu: „Verlaßt mich nicht, meine Getreuen!" Dieses Wort ward mit dem Ausrufe: „Es lebe die Königin Johanna!" erwidert und die Königin hierauf zuerst in den erzbischöflichen Palast, dann in das Castell Capuana gebracht. König Jakob, welcher seine Kriegsleute kurz vorher in die Abruzzen geschickt hatte, sah sich genöthigt, aus dem Castell nuovo, in welchem er mit der Königin gewohnt hatte, in das Castell d'Uovo zu fliehen; beide Castelle wurden aber von den Anhängern der Königin belagert,

und es begann eine förmliche Fehde zwischen diesen und dem Könige. Der Kampf blieb einige Monate hindurch ohne Erfolg, bis endlich die Königin den alten Sforza und seine Familie in Freiheit setzen ließ, ihm wieder die Würde eines Groß-Connetable gab, und zugleich alle Verbannten zurückrief. Der alte Sforza war, obgleich man ihn wie Pandolfello gefoltert hatte, durch die Macht der gedungenen Banden gerettet worden, deren Anführer damals in allen Gegenden Italiens über das Schicksal der Städte, Fürsten und Völker entschieden. Die ihren Hauptleuten auf Tod und Leben ergebenen Banden waren das Königreich derselben; wohin sie sich wendeten, gaben diese den Ausschlag, und wir könnten ein ganzes Register von Städten und Herrschaften anführen, welche der alte Sforza schon damals in allen Theilen Italiens an sich gebracht hatte. Er war dem Tode durch den Umstand entgangen, daß seine Schwester Margaretha an Michelino Attendolo verheirathet war, welcher, sobald er seines Schwagers Schicksal erfahren hatte, an der Spitze eines Theils der Banden verheerend in Apulien eingedrungen war, während andere Schaaren unter Lorenz Attendolo die Gegenden von Calabrien so verwüsteten, daß Jakob vier Männer aus den ersten Familien Neapel's an Michelino hatte schicken müssen, um den Apuliern und Calabresen Ruhe zu verschaffen. Diese vier Männer hatte Margaretha aufheben und nach Tricario, wo sie sich aufhielt, bringen lassen, indem sie erklärte, daß dieselben mit ihrem Leben für Sforza's Leben bürgen sollten. Sforza wurde daher auch, als die neapolitanischen Herren sich der Königin annahmen, eher in Freiheit gesetzt, als sein Sohn Franz. Jakob war bald genöthigt einen Frieden zu schließen. Er machte sich in demselben verbindlich, den Königstitel wieder abzulegen und alle Franzosen bis auf vierzig Mann aus dem Reiche zu schicken. Von jetzt an leitete der alte Sforza das Kriegswesen, und ein neuer Günstling der Johanna, Giovanni Caraccioli, ward Hofmarschall und Lenker der inneren Angelegenheiten. Es scheint sogar, als wenn seit jenem Vertrage König Jakob, welcher jetzt nur Statthalter des Reiches und Herzog von Calabrien hieß, auf ähnliche Weise behandelt worden sei, wie er selbst vorher seine Gemahlin behandelt hatte; denn in den neapolitanischen Tagebüchern wird berichtet, daß, als die Königin im Januar 1417

den französischen Commandanten im Castell d'Uovo bewogen habe, ihr das Fort für eine Summe Geldes zu übergeben, dieser vorher den König in Freiheit gesetzt haben wollte und erst dann von seiner Forderung abgegangen sei, als er noch mehr Geld und ein Schiff erhalten hatte, um seine Leute über das Meer fortzubringen. Sforza, dessen Miethlinge jetzt die besten Dienste thaten, erhielt die Grafschaft Troja, seinem Sohne gab man für die feste Stadt, welche er verloren hatte, Ariano und andere Plätze.

Um diese Zeit wurde Rom durch einen Mann bedrängt, welcher bei den Söldnerbanden eine ebenso große Bedeutung hatte, als Attendolo Sforza. Wie nämlich Alberich da Barbiano (s. Th. VIII. S. 476 und 548) als Stifter der Heeresmacht und Einrichtung der Condottieren überhaupt angesehen ward, so gab es zwei Schulen der Taktik und Strategie derselben, und an der Spitze der einen stand der alte Sforza, an der Spitze der anderen Braccio di Montone, weshalb der eine Theil der Miethlinge Sforzeschi, der andere Bracceschi genannt wurde. Jener Braccio di Montone nun bedrohte damals die Stadt Rom, in welcher seit 1415 nur noch die Engelsburg von neapolitanischen Truppen besetzt war und der von Pabst Johann XXIII. zurückgelassene Kardinal Jakob Isolani Mühe hatte, sich dieser Besatzung zu erwehren. Braccio bemächtigte sich zu der Zeit, als dem Pabst Johann in Constanz der Proceß gemacht wurde und ein Nachfolger desselben noch nicht gewählt war, der Stadt Perugia und anderer Orte des päbstlichen Gebietes, nachdem er einen Sieg über Karl Malatesta erfochten hatte. Er suchte nachher auch in Rom einzudringen, indem er sich des Vorwandes bediente, daß er diese Stadt für den künftigen Pabst besetzen wolle. Isolani, welcher unter dem hergebrachten Titel Senator die Stadt regiert hatte, flüchtete hierauf in die Engelsburg zu den Neapolitanern und rief die Hülfe der Königin Johanna an; ein anderer Kardinal dagegen (di Santo Angelo) schloß sich an Braccio di Montone an. Dieser zog dann (Juni 1417) mit seinen Banden in Rom ein, ernannte einen neuen Senator und erklärte sich für den Schutzherrn der Stadt. Als er endlich auch die Engelsburg belagerte, mußte Johanna, um dieselbe zu retten, den alten Sforza, welcher schon zu mächtig war, noch viel mächtiger machen. Sie erlaubte ihm, noch zwei andere

Condottieren-Hauptleute an sich zu ziehen oder mit anderen Worten die Blüthe der Heere der Abenteurer unter seinem Oberbefehl zu vereinigen und dann gegen Braccio di Montone, dem er persönlich feind war, nach Rom zu ziehen. Bei seiner Herannäherung hielt Braccio nach Art dieser Feldhauptleute für klüger, seine Leute, die ihm, so lange er sie beisammen hatte, Geld und Herrschaft verschafften, zu schonen, als aus eitler Ruhmsucht das ihm von Sforza angebotene Treffen anzunehmen; er gab den Besitz von Rom auf, kehrte nach Perugia zurück und herrschte fortan als Fürst in dieser Stadt, sowie in Todi, Orvieto, Terni, Giesi, Spello, Narni und Rieti. Seine Banden streiften bis nach Rom, in dessen Nähe sie wiederholt mit Sforza kämpften, aber stets den Kürzeren zogen. Sforza und der Kardinal Isolani ordneten eine neue Regierung in Rom an, und ließen den Kardinal di Santo Angelo einkerkern, von welchem nachher nichts mehr gehört ward. Erst im Frühling des folgenden Jahres (1418) kehrte Sforza von Rom nach Neapel zurück. Hier gerieth er sogleich in einen heftigen Zwist mit dem Hofmarschall Caraccioli, welcher seit der Gefangennehmung Jakob's mit der Königin so lebte, als wenn er mit ihr vermählt wäre, und dies trug viel dazu bei, daß die Königin, um an dem neuen Pabste, Martin V., eine Stütze zu haben, Rom von ihren Truppen räumen ließ. Johanna hatte, schon als Pabst Martin V. noch in Constanz verweilte, Gesandte an ihn geschickt, um ihm als Lehnsherrn von Neapel die seit Einsetzung des Hauses Anjou hergebrachte Huldigung zu leisten. Diese Unterhandlungen wurden nachher fortgesetzt; nichts destoweniger ward aber der Kirchenstaat das ganze Jahr 1417 hindurch von Sforza's rohen Banden mishandelt, während zugleich Braccio di Montone dasselbe that und sogar auch Toscana verheerte. Im Jahre 1418 verwüstete der Letztere ohne irgend einen Vorwand das Gebiet von Siena, und trieb von den umwohnenden Rittergutsbesitzern schwere Contributionen ein. Als er bei dieser Gelegenheit auch aus dem Gebiet von Lucca die Heerden wegtreiben ließ, erfuhr er, daß Paul Guinigi, welcher dort herrschte, nicht in der Stadt anwesend sei, er bedrohte daher dieselbe, und Guinigi hielt bei seiner Rückkehr für rathsam, die Räuber mit fünfzigtausend Goldgulden abzukaufen. Auf diese Weise herrschten in allen Theilen Italiens eigentlich die käuflichen Söldner. Pabst Martin unter-

handelte nachher von Florenz aus mit der Königin Johanna, um den Kirchenstaat und besonders die Stadt Rom wieder zu erhalten, und suchte sie zur Freilassung des armen Jakob de la Marche zu bewegen, den sie und ihr Caraccioli noch immer in Haft hielten; die Königin wollte aber gern, daß der Pabst gegen ihre Ausschweifungen Toleranz beweise und sie krönen lasse, was noch nicht geschehen war. Da sie, wie bereits gesagt ist, dem Pabste schon gleich nach seiner Erwählung entgegengekommen war und Caraccioli mit den Colonna's, d. h. mit den Brüdern, Vettern und Neffen Martin's im besten Vernehmen stand, so wären ihre Wünsche leicht erfüllt gewesen, wenn nicht der Streit, der sich zwischen Caraccioli und Sforza erhoben hatte, die Sache verzögert hätte. Sforza wie Caraccioli übte Gewalt; der Eine hatte während seiner Abwesenheit im Kirchenstaat die beiden anderen Bandenführer, welche ihn begleiteten, niedergedrückt, der Andere hatte die vornehmsten Herren foltern und ihrer Güter berauben lassen; Beide bereicherten sich auf jede Weise und machten 1418 ihre nächsten Angehörigen auf Unkosten des Reiches groß und mächtig. Der alte Sforza selbst erhielt Benevent, welches damals nicht dem Pabste gehörte, sein Sohn Franz ward durch seine Heirath Herr eines Theils von Calabrien, seine Tochter heirathete den Fürsten von Sanseverino, welchem dann Sforza mit den Waffen alles, was ihm ehemals gehört hatte, wieder verschaffte. Caraccioli ertheilte dem einen seiner beiden Schwiegersöhne Reichsgüter, ernannte ihn zum Großrichter, und bewog, als Sforza auf das Land gereist war (all' acqua della Mela persvernare), die Königin, ein Gericht (li eletti di Napoli) zu berufen und den' Groß-Connetable für einen Feind des Reiches erklären zu lassen. Dieser erschien daher sogleich mit seinen Banden vor Neapel (September 1418). Sein Angriff mislang freilich, und er mußte unverrichteter Dinge abziehen; als aber Caraccioli gleich darauf sich unterstand, die Besitzungen des Grafen von Acerra an sich zu reißen und sie seiner Tochter, die er mit Gabriel Ursino, einem Sohne von Ladislaus Wittwe Maria, vermählte, als Ausstattung zu geben, ward der Unwille der Großen und der Bürger von Neapel so heftig, daß er dem Connetable weichen mußte. Dieser trat nämlich, als er in der ersten Woche des Oktober (1418) wieder vor Neapel erschien, mit den Unzufriedenen, welche

die Entfernung des Nebengemahls der Königin zu erzwingen entschlossen waren, in Verbindung, und nun bildeten zehn Männer vom Adel und zehn aus der Bürgerschaft trotz aller Gegenvorstellungen der Königin einen Regentschaftsrath, und machten eine Übereinkunft mit Sforza oder unterwarfen vielmehr sich und die Königin den Bedingungen, welche der Führer der furchtbarsten Banden vorschrieb. Sforza versprach der Königin treu zu dienen, dagegen mußte Caraccioli Neapel verlassen; doch bewirkte die Freundschaft des Letzteren mit der Familie Colonna, daß seine Entfernung auf eine ehrenvolle Weise erfolgte. Er ward nämlich mit einem Gefolge von fünfundzwanzig edeln Herren und mit königlicher Pracht zum Pabst Martin V. geschickt, um wegen der Krönung der Königin und wegen der Räumung der Engelsburg zu unterhandeln. Im Januar 1419 erschienen dann in Neapel als päbstliche Gesandte Jordan und Anton Colonna, der Bruder und Neffe Martin's, welche, begleitet von Gesandten des Königs von Navarra und des Herzogs von Burgund, die Freilassung des unglücklichen Jakob de la Marche betreiben sollten. Diese erreichten in Verbindung mit den Deputirten der Stadt Neapel ihren Zweck, und Jakob ward am 15. Februar, nachdem die ganze Stadt Neapel die von Johanna geforderte Bürgschaft geleistet hatte, freigelassen. Jakob kehrte erst am 22. März in das Castell nuovo zu seiner Gemahlin zurück, weil er vorher die Entlassung des Commandanten (castellano) und aller ihm unangenehmen Personen verlangte, fand aber sein Verhältniß unter den Genossen der ausschweifenden Königin unerträglich, und flüchtete sich daher schon im Mai nach Tarent. Hier ließ ihn die oben erwähnte Wittwe des Königs Ladislaus, welche die Stadt für ihren Sohn zweiter Ehe in Anspruch nahm, durch gedungene Banden sogleich angreifen und vertreiben. Er begab sich darauf nach Trevigo und von da nach Frankreich, wo er Mönch ward und 1438 im Kloster starb.

Nachdem die Königin auf diese Weise ihres Gemahles entledigt worden war, sehnte sie sich nach der Rückkehr ihres Obersthofmeisters Caraccioli. Zur Erfüllung ihres Wunsches waren ihr drei Colonna's, die nächsten Anverwandten des Pabstes Martin, behülflich. Diese brachten zwischen dem alten Sforza, welcher die Übergabe von Rom zur Zufriedenheit Martin's betrieben hatte,

und dem Obersthofmeister eine Aussöhnung zu Stande, und der Pabst selbst half sogar dazu, daß der Connetable aus der Nähe Caraccioli's kam; denn er erbat sich Sforza's Dienste zur Bekriegung Braccio's di Montone. Braccio war ein ebenso geschickter Feldherr und verstand die gierigen Söldlinge ebenso sehr an sich zu fesseln, als Sforza; es wurde also zwischen Beiden ein langer Kampf geführt, an welchem auch Tartaglia und Guido von Montefeltro, der Beherrscher von Urbino und Gubbio, Theil nahmen. Die Verheerungen dieses Krieges waren furchtbar, obgleich die Schaaren, mit welchen derselbe geführt wurde, auf beiden Seiten unbedeutend waren. Sforza erlag seinem Gegner, weil die Königin Johanna oder vielmehr ihr Caraccioli ihm kein Geld schickte, um seine Truppen zu bezahlen und für die vielen Leute, welche er verloren hatte, andere zu werben. Als er geschwächt war, hielt der Pabst für das Klügste, sich von ihm und auch von der Königin Johanna abzuwenden und an den stärkeren von den beiden Räubern anzuschließen. Er ließ Sforza abziehen, schloß durch Vermittelung der Florentiner, welche mit Braccio in freundlichem Verhältnisse standen, Frieden mit seinem seitherigen Gegner und nahm ihn in seinen Sold. Zufolge dieses Friedensvertrages sollte Braccio als Statthalter des Pabstes über Perugia, Assisi und viele andere von ihm eroberte Orte herrschen und dafür den Pabst im Besitze von Rom, Narni, Terni, Orvieto und Orta schützen. Bei der Zusammenkunft Braccio's mit dem Pabste, welche im Februar 1420 zu Florenz erfolgte, ward der Erstere wie ein König oder Kaiser empfangen. Übrigens bestand die Hauptwirkung der Aussöhnung Martin's mit Braccio und seiner Freundschaft mit den Florentinern darin, daß sich das hart bedrängte Bologna im Juli aufs neue dem Pabste unterwarf und einen Kardinal als Statthalter desselben erhielt.

Die Königin Johanna hatte den Pabst nicht blos dadurch gekränkt, daß sie Sforza ohne Unterstützung gelassen hatte, sondern Martin war auch ganz besonders aus dem Grunde über sie erbittert, weil sie seit der Rückkehr ihres Caraccioli nach Neapel aufgehört hatte, die nahen Anverwandten des Pabstes so auffallend zu begünstigen, wie sie vorher gethan hatte. Sie hatte noch im Jahre 1419 Martin's Bruder, Jordan Colonna, und seinen Neffen,

Anton Colonna, auf jede Weise geehrt und mit Land und Leuten beschenkt. Anton Colonna war von ihr nicht nur zum Herzog von Amalfi und Castel a Mare, sowie zum Fürsten von Salerno ernannt worden, sondern man glaubte auch allgemein, sie werde einem der Colonna's die Nachfolge im Königreich Neapel zusichern. Im Jahre 1420 hörte aber die Begünstigung der Colonna's plötzlich auf. Dies bewog den Pabst, die Unzufriedenen in Neapel, besonders die Anhänger des Hauses Anjou, gegen die Königin aufzuregen und ihr oder vielmehr ihrem Caraccioli in dem fünfzehnjährigen Ludwig III. von Anjou, einem Sohne des 1417 verstorbenen Ludwig II., einen Prätendenten entgegenzusetzen. Zu diesem Zwecke vermittelten die Florentiner, von welchen damals die Angelegenheiten Mittelitaliens auf dieselbe Weise geleitet wurden, wie Oberitaliens Schicksal von Venedig und Mailand abhing, eine Unterhandlung mit dem alten Sforza, damit sich derselbe zum Werkzeug der Rache des Pabstes gebrauchen lasse. Nach Florenz, wo Martin sich früher lange aufgehalten hatte, und wohin er sich jetzt wieder begab, kamen auch Gesandte des jungen Ludwig von Anjou; diese huldigten dort dem Pabste als Oberlehnsherrn des neapolitanischen Reiches, und es ward zwischen ihnen, dem Pabste und dem alten Sforza, der sich jedoch nur mit Mühe von den Gegnern der Johanna gewinnen ließ, Alles ausgemacht. Das Benehmen Martin's und seiner Familie ward sehr gemisbilligt, weil er noch am 28. Oktober 1419 die Königin Johanna feierlich hatte krönen lassen (del che foro fatte feste grandissime), und dennoch schon im Mai 1420 Sforza's Banden in ihr Land schickte, um Ludwig III einzusetzen. Sforza verfuhr weit offener, als der Pabst; denn er übte, nachdem er im Juni mit seinen im Kirchenstaate verstärkten Banden die Grenzen des Neapolitanischen überschritten hatte, nicht eher Feindseligkeiten, als bis er der Königin die Insignien der Connetable-Würde zurückgeschickt und sich öffentlich für Ludwig III. erklärt hatte, während dagegen der Pabst den Schein der Freundschaft noch lange beibehielt. Im Neapolitanischen stießen die von Johanna zu Fürsten und Grafen gemachten und mit Gütern reichbeschenkten Glieder von Sforza's Familie, sein Sohn Franz und seine Neffen Michael und Foschino, mit ihren Banden zu ihm. Sforza lag

mit seinem Heere schon in der Nähe von Neapel, um die Ankunft der Flotte zu erwarten, auf welche Ludwig und die ihn begleitenden Ritter aus der Provence herbeikommen sollten, und die Anhänger des jüngeren Hauses Anjou ergriffen schon in allen Theilen des Reiches die Waffen, als Johanna noch immer auf den Pabst rechnete und Antonio Caraffa mit dem Beinamen Malizia an ihn schickte, um ihn zur Übernahme der Vermittelung zu bewegen. Diesen Botschafter der Königin suchte Martin zu täuschen und so lange hinzuhalten, bis Ludwig's III. Flotte angelangt sei; Caraffa war aber zu schlau, um sich betrügen zu lassen, und eilte, seiner Königin noch vor der Ankunft der Franzosen Hülfe zu verschaffen. Er stellte sich, als wenn er nach Neapel zurückkehren wolle, ging aber statt dessen nach Piombino, und schiffte sich dort ein, um den jungen König von Aragonien, Sicilien und Sardinien, Alphons V., welcher damals gerade einen Kriegszug nach Corsika machte, gegen die erwartete provenzalische Flotte Ludwig's III. zu Hülfe zu rufen.

Alphons V. oder der Weise, welcher von diesem Augenblick ebenso in den italiänischen wie in den spanischen Angelegenheiten eine Hauptperson wurde, war der Sohn des Königs Ferdinand I., und beherrschte die erst kurz vorher mit einander vereinigten Reiche Aragonien und Sicilien. Er hatte 1416 schon im fünfzehnten Lebensjahre die Regierung angetreten, und bewies ebenso in den kirchlichen Streitigkeiten zur Zeit des Constanzer Conciliums, wie in seinem Benehmen gegen die aragonischen und catalonischen Stände und gegen diejenigen, welche mit den großen Vorrechten derselben Misbrauch treiben wollten, zugleich feste Haltung und große Mäßigung. Nach Sicilien begab er sich erst im Jahre 1419. Er hatte damals eine sehr ansehnliche Flotte bei sich, und seine Hauptabsicht war, die von den Aragoniern und Cataloniern lange behauptete Herrschaft in den Gewässern Italiens aufs neue in Anspruch zu nehmen, vorerst aber die unruhigen Sardinier wieder zum Gehorsam zu zwingen und Corsika, welches damals den Genuesen gehörte, zu erobern. Er hatte fast die ganze Insel Corsika schon besetzt und den Hauptort derselben, San Bonifacio, zu Wasser und zu Lande eingeschlossen, als er bei dieser Belagerung neun Monate lang aufgehalten wurde und dadurch den Genuesen Zeit gewährte, im Januar 1420 den Bruder ihres Dogen mit

einer Flotte zum Entsatz zu schicken und so den König von Aragonien zum Abzuge zu nöthigen. Es ist daher auch nicht wahrscheinlich, daß ihn Caraffa, wie es heißt, noch im Juli bei Corsika antraf. Er mag vielleicht in Sardinien verweilt haben, als er von Neapel her gegen Ludwig III. zu Hülfe gerufen wurde. Die Königin von Neapel ließ ihm für diese Hülfeleistung die Annahme an Kindes Statt und somit die Nachfolge im Reiche anbieten. Die Unterhandlungen über die Bedingungen, unter welchen Alphons die Königin fortdauernd schützen wollte, zogen sich zwar in die Länge; Hülfe schickte Alphons aber, sobald er erfuhr, daß der Prätendent mit seiner ganzen Macht vor Neapel erschienen sei (23. August 1420), und daß die Genuesen zu seiner Unterstützung eine Flotte gesandt hätten. Schon am sechsten September kamen achtzehn größere und kleinere Schiffe des Königs Alphons nach Neapel. Jetzt ließ die Königin Alphons als ihren angenommenen Sohn und Nachfolger ausrufen, nahm die Catalonier im Castel nuovo auf, und räumte schon am neunzehnten September dem Stellvertreter des aragonischen Königs Calabrien ein, wobei jedoch dem Volke bekannt gemacht wurde, daß dieses Herzogthum dem König Alphons nur als Unterpfand seiner Nachfolge im Reiche überlassen werde, und daß sich Johanna die Regierung bis zu ihrem Tode vorbehalten habe. Gegen Sforza und gegen Ludwig's von Anjou Ritter suchte sich die Königin durch Täuschung zu helfen: sie knüpfte Unterhandlungen über einen mit ihnen zu schließenden Vertrag an. Dies geschah zu derselben Zeit, als Johanna den König Alphons dringend einladen ließ, selbst nach Neapel zu kommen. Alphons, der es erfuhr, würde daher auch nicht gekommen sein, wenn nicht die Stadt Neapel sich für ihn und gegen Ludwig von Anjou erklärt hätte und drei angesehene Männer, welche die Königin an ihn schickte, als Bürgen dafür aufgetreten wären, daß es der Königin mit der Unterhandlung zwischen ihr und Ludwig nicht ernst sei. Gegen Sforza's Banden ward hierauf Braccio di Montone gerufen. Dieser ließ sich lange bitten und theuer bezahlen; er erhielt Stadt und Fürstenthum Capua, sowie die Würde eines Connetable, und die Königin versprach ihm, ehe er am 7. Juni 1421 durch die Terra di Lavoro nach Castell a Mare marschirte, zweimalhunderttausend Goldgulden baar. Andrerseits nahm Pabst

Martin, sobald er erfahren, daß Braccio nach Neapel gezogen sei, dessen Feind, den Bandenführer Tartaglia, in Sold, und schickte ihn mit tausend Reitern dem Sforza und Ludwig von Anjou zu Hülfe. Tartaglia sollte den Braccio in Castell a Mare, welches derselbe kurz vorher erstürmt und grausam geplündert hatte, einschließen; Braccio entschlüpfte aber, vielleicht weil Tartaglia, wie dies der Bandenführer Art war, ihm einen Wink gegeben hatte (si disse, che Tartaglia a quel viaggio non aveva giocato a bon gioco). Am 25. Juni kam auch König Alphons nach Neapel. Der Pabst spielte nachher den Vermittler; er schickte zwei Kardinäle nach Neapel, vorgeblich um eine Aussöhnung zu bewirken, eigentlich aber um von beiden Theilen Vortheile zu erlangen. Sein Tartaglia, der schon beim Angriffe auf Castell a Mare verdächtig geworden war, wurde auf Ludwig's und Sforza's Befehl als Verräther gefoltert und im September zu Aversa auf offenem Markte enthauptet. Sforza hatte damals nur noch sechshundert Reiter, welche überdies in schlechtem Zustande waren, und Ludwig's Kasse war erschöpft; der Letztere begab sich daher im März 1422 nach Rom, wo er zwei Jahre lang blieb und vom Pabste mit Hoffnungen vertröstet ward.

Während Ludwig von Anjou in Rom vegetirte, kam es in Neapel zwischen Johanna und Alphons zum Bruche. Gleich anfangs ward von der Königin und ihrem Vertrauten Caraccioli allerlei angesponnen, was dem König Alphons verdächtig sein mußte. Johanna und Caraccioli verständigten sich mit Sforza, beredeten auch Braccio di Montone zur Aussöhnung mit demselben, und erwiesen, als Braccio wegen seiner Besitzungen im Kirchenstaat auf einige Zeit dahin zurückkehrte, dem alten Sforza so große Begünstigungen, daß man argwöhnte, sie wollten sich seiner gegen Alphons bedienen. Diese Vermuthung war nicht ungegründet; das zeigte sich, als der stille Zwist, welcher bis dahin zwischen Alphons und der Königin geherrscht hatte, zur offenen Feindschaft wurde. Alphons wohnte seit September 1422 in Neapel, jedoch in einem anderen Castell als Johanna; Beide sahen sich wenig und, wenn es geschah, mit einer Ängstlichkeit und unter Vorsichtsmaßregeln, wie sie im Kriege zwischen Feinden genommen zu werden pflegen. Im Mai 1423 ließ endlich Alphons den

Oberſthofmeiſter Caraccioli, den er unter Zuſicherung eines freien Geleites in ſein Caſtell gelockt hatte, verhaften, und eilte gleich darauf nach dem Schloſſe der Königin, um auch dieſe gefangen zu nehmen; zum Glück für Johanna hatte aber der Commandant des Schloſſes einen Wink erhalten, und ließ das Fallthor gerade in dem Augenblick nieder, als Alphons einreiten wollte. Johanna wandte ſich darauf an Sforza um Hülfe, welcher auch herbeieilte und einige Vortheile erlangte; Alphons dagegen hatte auf Braccio, welcher wieder in ſein Fürſtenthum Capua zurückgekehrt war, rechnen zu können geglaubt und erhielt, als dieſer vorerſt nicht erſchien, eine Verſtärkung von jenen Cataloniern, welche vom dreizehnten bis in das ſechzehnte Jahrhundert als Miethvölker und als abenteuernde Ritterſchaft im mittelländiſchen Meer und an deſſen Küſten berühmt und furchtbar waren. Dadurch fühlte ſich Sforza bewogen, den Krieg von der Küſte in das innere Land zu ziehen. Er begab ſich mit der Königin nach Cerra und von da nach Averſa, und befreite auch Caraccioli durch Auswechſelung aus ſeiner Haft; Alphons dagegen ward Herr der Stadt Neapel. In Averſa erklärte Johanna den König Alphons der Adoption für verluſtig, und nahm dagegen Ludwig III. an Kindes Statt an. Der Krieg zwiſchen ihr und Alphons ward nach der Sitte jener Zeit auf dieſelbe Weiſe geführt, wie man die Ritterfehden zu führen pflegte; eine Entſcheidung war alſo nicht zu erwarten. Auf der einen Seite ſchickte der Herzog von Mailand der Königin, wiewohl erſt ſpäter, eine Flotte zu Hülfe, welche Gaëta einnahm; auf der anderen Seite erſchien Braccio nicht bei Alphons, ſondern ſchickte ſtatt ſeiner den Jakob Caldora nebſt einigen anderen ſeiner Hauptleute. Braccio kam nicht, weil er damals mit weit ausſehenden Unternehmungen für ſich ſelbſt beſchäftigt war. Er ſuchte durch Beſetzung der nördlichen Abruzzen die Plätze der Romagna mit ſeinem Fürſtenthum Capua, das er immer erweitert hatte, zu vereinigen und ſich auf dieſe Weiſe einen abgerundeten Staat in Mittelitalien zu gründen. Er belagerte deshalb die Stadt Aquila, deren Einwohner ihm jedoch den kräftigſten Widerſtand entgegenſetzten. Seine Unternehmungen brachten den Pabſt Martin in große Verlegenheit, weil, wenn Braccio, welcher bereits Perugia beſaß, auch die Abruzzen eroberte, das kleine päbſtliche Gebiet rings

um von dem Reiche des Abenteurers eingeschlossen gewesen wäre. Martin mußte daher Alles aufbieten, um den Aversanern einen Entsatz zu verschaffen. Er ließ aus diesem Grunde Sforza durch die Königin Johanna bewegen, daß er mitten im härtesten Winter über das auch im Sommer rauhe und einen Theil des Jahres hindurch mit tiefem Schnee bedeckte Gebirge ziehe. Sforza unternahm den Zug, verlor aber dabei am 4. Januar 1424 durch einen Zufall sein Leben. Er wollte nämlich, als er an die Mündung des reißenden Stromes Pescara gekommen war, durch denselben reiten, und war bereits bis in die Mitte gelangt, als einer seiner Edelknaben zu tief in das Wasser kam; er eilte diesem sogleich zu Hülfe, sein Pferd glitschte aber, er fiel in den Strom, ward von demselben fortgerissen, und kam nebst dem Knaben im Meere um. Er war nicht ganz sechzig Jahre alt geworden. Die Rolle, welche er gespielt hatte, übernahm sein Sohn, Franz Sforza. Dieser erbte die kriegerischen Eigenschaften seines Vaters, war nicht roh wie derselbe, sondern hatte die ganze Bildung seiner italiänischen Zeitgenossen, deren Leben und Literatur damals das Muster für Europa war, in sich aufgenommen, und brachte es daher auch noch weiter, als sein Vater. An einen Entsatz von Aquila konnte er nicht denken; denn er mußte zuerst eines Theils in den ererbten Besitzungen die Huldigung einnehmen und anderen Theils sich von der Königin Johanna zu Aversa belehnen, als Obergeneral anerkennen und mit Geld versehen lassen, um seine Banden bezahlen und beschenken zu können.

Unterdessen hatte König Alphons nach Hause zurückkehren müssen, weil seine spanischen Besitzungen mit einem Einfalle der Castilianer bedroht waren. Er hatte seine Brüder Don Pedro und Don Friedrich als Stellvertreter in Neapel zurückgelassen. Diese wurden aber bald, was bei den Bandenführern jener Zeit ganz gewöhnlich war, von ihrem Hauptmann Jakob Caldora verrathen. Caldora, welcher Neapel vertheidigen sollte, verkaufte sich und die Hauptstadt den Feinden, und Don Pedro wurde im Castel nuovo enge eingeschlossen. Nachdem hierauf die Königin und ihr neuer Adoptivsohn, Ludwig III. von Anjou, unter großem Jubel in Neapel eingezogen waren, wurde, besonders dem Pabste zu Gefallen, eine bedeutende Kriegsmacht gerüstet, um die Stadt Aquila zu entsetzen,

welche nun schon dreizehn Monate hindurch von Braccio belagert und von ihren Einwohnern mit bewunderungswürdiger Ausdauer vertheidigt ward. Die Geschichte dieser Belagerung und Vertheidigung hat ein Zeitgenosse mit großer Ausführlichkeit poetisch beschrieben, und obgleich seine lateinischen Verse sehr holperig und barbarisch sind, so kann man doch aus denselben viele Belehrung über das Kriegswesen und die Kriegführung jener Zeit schöpfen. Jakob Caldora erhielt als oberster Anführer des königlichen Heeres die Leitung des Zuges gegen Braccio; unter ihm dienten Franz Sforza, Micheletto, Ludwig von Sanseverino und andere Hauptleute kleinerer Banden von Sforzeschischen Söldlingen. Auch der Pabst Martin und der Herzog Philipp Maria von Mailand unterstützten den Zug gegen Braccio; der Erstere sandte, weil es die Bekämpfung seines ärgsten Feindes galt, eine auserlesene Zahl gemietheter Krieger, an deren Spitze Ludwig Colonna stand; der Letztere schickte seine Flotte, weil er fürchtete, Braccio möchte den Florentinern beistehen, mit welchen Philipp Maria im Kriege war. Am ersten Juni 1424 standen die beiden Heere einander bei Aquila gegenüber, und am 2. ward ein entscheidendes Treffen geliefert, in welchem Braccio völlig geschlagen wurde. Die neapolitanischen Tagebücher schreiben den Verlust der Schlacht dem Nikolaus Piccinino zu, welcher Braccio's vorzüglichster Zögling war und zunächst unter ihm das Commando führte. Sie sagen nämlich, die Schlacht sei für Braccio nur deshalb unglücklich ausgegangen, weil Piccinino den erhaltenen Befehl, seinen Posten nicht eher zu verlassen, als bis er von Braccio ausdrücklich abgerufen werde, nicht befolgt habe. Braccio selbst ward gefährlich verwundet und gefangen. Er starb schon fünf Tage nachher. Sein eigentliches Reich, d. h. seine Söldner, wurde zersplittert, und Pabst Martin und die Königin Johanna erhielten wieder, was sie ihm theils geschenkt, theils gezwungen abgetreten hatten: die Königin nahm das Fürstenthum Capua nebst den übrigen Lehen, der Pabst Perugia, Assisi und die anderen ihm entrissenen Städte in der Romagna wieder in Besitz. Von welcher Art die tapferen Männer waren, die damals in Italien den Ton angaben und sich Fürstenthümer erwarben, sehen wir an Braccio, dem man allgemein noch größere Tapferkeit und noch größeres Feldherrntalent zuschreibt, als den

beiden Sforza's. Eine Stelle der neapolitanischen Tagebücher über ihn kann uns dienen, um den Zustand und die Sitten der Zeit dieser Banden und den Charakter der hohen Bildung Italiens zu bezeichnen. In diesen Tagebüchern heißt es, nachdem berichtet worden ist, daß der Pabst Braccio's Leiche habe nach Rom bringen und dort zwar nicht auf dem Kirchhofe, aber doch vor der Kirche San Lorenzo beerdigen und auf sein Grab eine Gedächtnissäule setzen lassen: „Dieser Braccio war sein ganzes Leben hindurch gottlos und ketzerisch. Er glaubte weder an Gott noch an die Heiligen; er verachtete alle Religionsgebräuche und jeden Kirchendienst, besuchte nie die Messe und war sehr grausam." Dann erzählt die Chronik, Braccio habe zu wiederholten Malen Mönche in den kochenden Sprudel der heißen Quelle von Viterbo werfen und sechs Franziskaner, welche auf einem Kirchthurme standen und fromme Lieder sangen, herabstürzen lassen, so daß sie den Hals brachen, und dergleichen mehr. „Aber, setzt der Schreiber kalt hinzu, Braccio war doch ein braver Soldat (ma nel suo esercito era leale e valente)." Wenn man hierzu dasjenige nimmt, was Dante im neunten Gesang des Inferno von der zu seiner Zeit unter den leitenden Männern Italiens herrschenden Skepsis sagt, und was uns von des Pabstes Johann XXIII. Cynismus in Wort und That und von fast allen ausgezeichneten Männern Italiens berichtet wird, so begreift man leicht, warum in Italien für die Reformation der Kirche kein Interesse war. Die höheren Klassen hatten eine skeptische Philosophie, und setzten sich daher über Moral und Religion hinweg, waren aber viel zu klug, um der Menge die Binde des Aberglaubens, welche ihnen die Leitung derselben erleichterte, von den Augen nehmen zu wollen.

Im Juni, als der Königin, ihrem Adoptivsohn Ludwig und den Banden, welche vorher unter dem alten Sforza gedient hatten und nur zum Theil an seinen Sohn Franz übergegangen waren, im offenen Felde kein Feind mehr gegenüber stand, konnten sich auch Don Pedro und sein Bruder Friedrich nur durch die Hülfe der aragonischen Flotte und auch mit dieser blos an der Küste behaupten. Ihr Bruder Alphons ward, wie wir später angeben werden, durch seine Händel mit Castilien mehrere Jahre in Spanien zurückgehalten und auf diese Weise außer Stand gesetzt, sein durch

Adoption erlangtes Recht auf Neapel gegen Ludwig von Anjou, welcher den Titel, und gegen Caraccioli, der die Macht des Königthums hatte, zu behaupten. Pedro und Friedrich begaben sich daher nach Afrika, wo Beide dann mit ihren Cataloniern abenteuerten.

3. Veränderungen im oberen Italien.

In Oberitalien hatten um den Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts, während Florenz immer mehr emporstieg, Mailand und Venedig durch Geld, durch gemiethete Truppen, durch Grausamkeit und Treulosigkeit ihre Macht bedeutend vergrößert, Genua aber in demselben Grade die seinige eingebüßt und sich sogar auf kurze Zeit dem Könige von Frankreich unterwerfen müssen (s. oben S. 288 f.). Venedig behauptete nach den gräßlichen Thaten, die es an den letzten Sprößlingen des Hauses Carrara geübt hatte, den Besitz von Padua, Vicenza, Verona und anderen Städten des Festlands (s. Th. VIII. S. 577 f.). Mailand, welches unter Johann Galeazzo Visconti ein Herzogthum geworden war und als solches ein Lehen des deutschen Reiches blieb, erlitt nach dem Tode dieses Herrschers bedeutende Einbußen. Johann Galeazzo hinterließ einen natürlichen und zwei eheliche Söhne. Dem Ersteren, Gabriel, hatte er Pisa vermacht, von den beiden Anderen sollte der jüngere, Philipp Maria, die Städte Pavia, Novara, Vercelli, Tortona, Alessandria, Verona, Vicenza, Feltre, Belluno und Bassano erben; dem älteren dagegen, Johann Maria, welcher erst dreizehn Jahr alt war, sollten Mailand, Cremona, Como, Lodi, Parma, Piacenza, Reggio, Bergamo und Brescia zu Theil werden (s. Th. VIII. S. 577.). Johann Galeazzo's Erben waren aber minderjährig, und dies ward eben so von den benachbarten Staaten, wie von den einheimischen Großen benutzt, um ihre Habgier und Herrschsucht zu befriedigen. Die Venetianer bereicherten sich auf Philipp Maria's Unkosten, die Florentiner verjagten Gabriel aus seinem Erbe, und in allen Städten bemächtigten sich entweder die alten patricischen Familien, welche Johann Galeazzo mit Gewalt unterdrückt hatte, oder einzelne Führer von Söldnerbanden der Herrschaft.

Wie in Unter- und Mittelitalien die Hauptleute, welche aus den beiden militärischen Schulen des Braccio und des alten Sforza hervorgegangen waren, über Fürsten, Völker und Länder schalteten,

so gab es auch in Oberitalien viele angesehene Führer, welche als Meister der Kriegskunst mit ihren Leuten Handel trieben und über das Schicksal der Städte und Staaten entschieden. Von diesen waren am Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts Otto Von Terzo, Graf Theodorich von Montferrat, Galeazzo von Mantua und Thaddäus da Verme vor Andern dadurch berühmt, daß ihre geübten und geschonten Banden bald dieser, bald jener kriegführenden Macht verkauft und auf solche Weise stets im Felde erhalten wurden. Am berühmtesten aber war Alberich da Barbiano (s. Th. VIII. S. 476.), weil er die St. Georgs-Compagnie gebildet hatte, deren Gemeine und Officiere allenthalben gesucht und durch reichen Sold und durch das Versprechen großer Beute aus einem Dienste in den anderen gelockt wurden. Unter die Bandenführer aus seiner Schule gehörte auch Facino Cane, welcher während der Minderjährigkeit der beiden Söhne Johann Galeazzo's der verwittweten Herzogin von Mailand und ihrer Herrschsucht seinen und seiner Miethlinge Arm lieh, um willkührliche Herrschaft zu üben. Übrigens gab es damals kein einträglicheres Gewerbe, als das eines gemeinen Condottiere, geschweige denn eines Officiers oder gar Feldhauptmannes derselben. Abgesehen von den Geschenken, den Erpressungen von Freund und Feind, sowie der Ernährung auf Unkosten der unglücklichen Bewohner des Landes erhielt ein jeder dreißig Goldgulden oder Dukaten monatlich; das Geld hatte aber damals im Verhältniß zu den Bedürfnissen einen vierfachen höheren Werth, als in unserer Zeit. Freilich mußte der gepanzerte Krieger sich Pferd, Kleidung und Rüstung selbst stellen. Diese Söldner bildeten in Italien die Hauptstütze aller Staaten, und die aus ihnen bestehenden Kriegsheere waren die furchtbarsten und geübtesten in ganz Europa. Auch ward damals die Wissenschaft des Kriegswesens ebenso, wie jede andere Wissenschaft und Kunst, in Italien neu gestaltet. Nur die Geschützkunst wurde in Böhmen besser betrieben, und England hatte ausgezeichnete Armbrustschützen.

Johann Galeazzo Visconti, welcher selbst kein Feldherr war, hatte seine weiten Besitzungen durch die Banden der Miethlinge erworben und behauptet; er vertraute daher den Feldhauptleuten derselben auch die Regentschaft für seine Söhne und die Beschützung seiner Wittwe an. Jakob da Verme, Alberich da Barbiano,

Pandolf Malatesta, Franz Gonzaga und Paul Savelli sollten nach Johann Galeazzo's Testament unter der Leitung seiner Wittwe Katharina und unter dem Vorsitze seines Vertrauten Barbavara eine Regentschaft bilden. Die ausführliche Geschichte dieser aus einem Weibe und Räubern bestehenden Regentschaft gehört nicht hierher; es genügen in Betreff derselben einige Winke, um den Charakter der Zeit durch Thatsachen zu bezeichnen. Gleich nachdem Johann Galeazzo gestorben war, brach in allen Städten der Aufstand aus, und die an seine unmündigen Söhne vererbte Herrschaft schien überall schnell untergehen zu sollen. Pistoja machte sich frei. Aus Pisa ward Gabriel vertrieben und dieser nachher grausam gemordet. Como ward von Malatesta geplündert. Der Pabst machte sich wieder zum Herrn von Bologna und von anderen Städten des Kirchenstaats, welche dem Johann Galeazzo gehuldigt hatten. Die Venetianer unterwarfen sich nach dem Sturze der Scala und Carrara die Städte Verona, Padua und Vicenza, sowie 1412 auch Belluno und Feltre, welche Orte König Siegmund von Ungarn besetzt gehabt hatte. Dagegen ward Alessandria, welches sich ebenfalls empört hatte, von Facino Cane wieder unterworfen und auf Katharina's Geheiß gezüchtigt. Auch in Mailand erhob man sich gleich anfangs gegen die Regentschaft. Diese wurde bei Seite geschoben und eine neue bestellt; Katharina lockte aber bald nachher die ihr vom Volke aufgedrungenen Mitregenten in die Burg, in welche sie selbst sich geflüchtet hatte, und ließ dieselben dort theils festhalten, theils ermorden. Dann übernahm sie wieder die Regierung in Gemeinschaft mit Barbavara. Beide machten sich durch schauderhafte Grausamkeiten allgemein verhaßt, und gaben zugleich den von ihnen verfolgten politischen Verbrechern das Beispiel schändlicher Treulosigkeit. Man darf zwar unseren Maßstab der Sittlichkeit nicht an die Menschen jener Zeiten und Gegenden legen; denn in Italien galt damals jeder für einfältig, der sich durch einen Grundsatz von einer That abhalten ließ (Cosa fatta ha capo, hieß es); nichtsdestoweniger trieben Katharina und Barbavara es auch für ihre Zeit zu arg. Durch ihre Härte gegen die politischen Verbrecher, welche allerdings Strafe verdient haben mochten, wurden die Mailänder zuletzt so sehr erbittert, daß Beide endlich

gestürzt wurden. Man zwang die Regentin zuerst, ihre festen Plätze dem Volke zu übergeben und ihren Sohn Johann Maria den von diesem gewählten Vormündern anzuvertrauen, dann ward im Namen des jungen Prinzen überall, wo man ihm noch gehorchte, ein offener Krieg gegen Katharina und Barbavara begonnen. Barbavara entrann dem Verderben durch die Flucht, die Herzogin aber ward zu Monza überfallen und in das Gefängniß geworfen, in welchem sie gleich darauf, wahrscheinlich an Gift, starb (Oktober 1404). Auch der andere Sohn Johann Galeazzo's, der in Pavia wohnende Philipp Maria, war nur ein Schatten; denn die Familie Beccaria, welche ehemals diese Stadt beherrscht hatte, erlangte ihr früheres Ansehen wieder und herrschte in Pavia eben so, wie Georg Benzoni in Crema, Johann von Vignate, eines Metzgers Sohn, in Lodi, die Suardi in Bergamo, die Coleoni in Trezzo, die Cavalcati in Cremona und Franchino Rusca in Como. Alle diese neuen Herrscher übten, obgleich der Sturz des Hauses Visconti durch das Volk bewirkt worden war, dieselben Bedrückungen und Grausamkeiten, wie die Visconti, ersetzten aber den Mangel der Freiheit nicht wie diese durch Einheit und Energie der Verwaltung und durch den äußeren Glanz des mailändischen Herzogthums.

Die Erziehung der beiden Söhne Johann Galeazzo's blieb dem Zufall überlassen. Johann Maria in Mailand war schon als achtzehnjähriger Jüngling ein treuloser und grausamer Tyrann, weil er von den wüthenden Parteien der dortigen Guelfen und Ghibellinen als Werkzeug gebraucht wurde und, wenn er sich behaupten wollte, Treue und Glauben brechen mußte. Sein Bruder Philipp Maria zu Pavia behauptete sich bis 1411 nur mit Mühe durch den Schutz des Condottieren-Hauptmanns Franz Carmagnola im Besitze der Burg; in der Stadt dagegen herrschte Castellin Beccaria, welcher an der Spitze der dort übermächtigen ghibellinischen Familien stand und durch Facino Cane von Alessandria her mit Kriegsleuten unterstützt wurde; doch war auch Philipp Maria manchmal wieder auf kurze Zeit Herr der Stadt. Im Jahre 1407 machte Facino Cane den Versuch, sich auch der Stadt Mailand zu bemächtigen; aber seine Gegner unter den Hauptleuten der Condottieren, Otto Von Terzo und Jakob da Verme, eilten dem mailändischen Herzoge oder vielmehr den durch die Ghibellinen zugleich im

Inneren der Stadt und von außen her bedrohten Guelfen Mailand's zu Hülfe, und schlugen die Banden des Facino Cane, welcher nur mit Mühe entkam und seitdem der heftigste Feind Johann Maria's und seiner Guelfen wurde. Johann Maria nahm nachher gegen seine Feinde in- und außerhalb der Stadt Condottieren in seinen Dienst, heirathete eines Malatesta Tochter und ward von einem anderen Malatesta mit Miethlingen unterstützt, mußte aber, um sich seiner zahlreichen inneren Feinde zu entledigen, zu einer alles menschliche Gefühl in ihm erstickenden Grausamkeit seine Zuflucht nehmen. Von außen her besetzte nicht nur Facino Cane die Stadt Novara, sondern auch Otto Von Terzo ward so mächtig, daß 1408 Johann Maria von Mailand, Franz Gonzaga von Mantua, Nikolaus von Este, Markgraf von Ferrara, Pandolf Malatesta und Gabrino Fondolo, Herr von Cremona, sich verbinden mußten, um sich seiner zu erwehren. Sie schlugen ihn zwar, vernichteten ihn aber nicht, weil er, so lange er Geld hatte, die Lücken in seinem Heer leicht ausfüllen konnte. Johann Maria selbst wurde damals von seinen eigenen Schützern, den beiden Malatesta, und zugleich von Facino Cane bedrängt und belagert, so daß er sich an den französischen Statthalter in Genua, den Marschall Boucicault (s. S. 289), wenden mußte. Dieser gewährte ihm die gewünschte Hülfe, und zog 1409 nach Mailand. Da er aber damals wenige Franzosen in Genua zurückließ, so riefen die dortigen Gegner der Franzosen den Facino Cane herbei, um ihnen zur Wiedererlangung ihrer Unabhängigkeit behülflich zu sein. Boucicault eilte zu spät aus Mailand herbei, Facino Cane's Banden versperrten ihm sogar den Rückweg aus Mailand, und er mußte beschämt nach Frankreich heimkehren. Im folgenden Jahre (1410) ward der Herzog Johann Maria von seinen Unterthanen gezwungen, sich in Facino Cane's Gewalt zu geben, oder mit anderen Worten ihn und seine Banden als Schützer in Mailand aufzunehmen. Sein Bruder Philipp Maria behauptete sich damals zwar durch Franz Carmagnola fortdauernd in der Burg von Pavia, obgleich er von Facino Cane, vorgeblich auf Johann Maria's Geheiß, hart bedrängt ward; im Jahr 1411 aber eroberte Facino Cane auch die Burg, beschränkte Philipp Maria auf den leeren Titel eines Grafen von Pavia, und hielt ihn dann in solcher Dürftigkeit, daß des jungen

Visconti Lebensbeschreiber erzählt, derselbe habe mehrere kostbare Ringe seines Vaters versetzen müssen, um nur leben zu können.

Ästhetisch, poetisch und wissenschaftlich betrachtet war der Zustand Italiens der glänzendste; die Geschichte der einzelnen Staaten und ihrer verworrenen Händel zeigt aber, daß Glanz mit stillem, beschränktem Glücke nicht verwechselt werden darf. Der Handel und die Industrie zogen freilich die Reichthümer Asien's und Europa's nach Italien, wo sie durch große und kleine Städte in alle Adern des Verkehrs gebracht wurden, und in Italien allein blühten damals Wissenschaft und Kunst, Poesie und feiner Ton, Gewerbe und Ackerbau; aber mitten in der allerdings auf bewunderungswürdige Weise regen politischen Bewegung verschwand allenthalben jede sittliche und religiöse Haltung im Leben. Bei dem ewigen Schwanken zwischen Freiheit und tyrannischer Gewalt wetteiferten die enthusiastischen, beredten und aus den Alten gebildeten Freunde republikanischer Freiheit mit den militärischen Tyrannen an Grausamkeit und Treulosigkeit, und jede Stadt schwamm in Blut. Wir würden zur Ehre der Menschheit die uns überlieferten Erzählungen von der Mordlust des feigen und schwächlichen Tyrannen Johann Maria Visconti, der sich in seiner Burg ängstlich wie einen Gefangenen bewachen ließ und nicht herauswagte, für Mährchen halten, wenn nicht alle von Muratori gesammelten Geschichtschreiber Mailand's einstimmig dasselbe berichteten. Übrigens bietet auch die Geschichte der Tyrannen, welche in der alten Zeit die freien Städte in Sicilien und Griechenland ihrer Herrschaft unterwarfen, sowie die der späteren römischen Kaiser ähnliche Gräuel dar. Uns schaudert vor allen den Martern und Peinigungen, mit denen ein Knabe, wie Johann Maria, die Männer der ersten Familien aus der Welt schaffte; ein einziges Beispiel mag hinreichen. Der Tyrann ließ sich durch Doggen bewachen, welche durch seinen Oberjägermeister Squarcia Giramo zum Zerreißen von Menschen besonders abgerichtet und, damit sie ihr Henkeramt desto eifriger erfüllten, an Menschenfleisch gewöhnt worden waren. Diesen Hunden gab der Tyrann, nach vielen anderen Opfern, einst auch zwei Glieder seiner eigenen Familie, Anton und Franz Visconti, und den angesehensten Ghibellinen der Stadt, Johann von Posterla, nebst dem zwölfjährigem Sohne desselben preis. Die genannten drei Männer

wurden von den Hunden sogleich zerrissen, den schönen, unschuldigen Knaben aber wollten die Bestien nicht anpacken; da ließ der Tyrann den Unglücklichen, mit welchem selbst reißende Thiere Mitleid gehabt hatten, durch Giramo's Jagdmesser zerhauen. Der Tyrann von Mailand war übrigens nicht der Einzige, welcher in jener Zeit jeden Grundsatz der Sittlichkeit und Religion ganz öffentlich verhöhnte; alle Condottieren-Führer, die sich der Regierung einer Stadt bemächtigt hatten, sowie besonders auch der Kardinal Balthasar Cossa, der nachher als Johann XXIII. Pabst war, verhöhnten sowohl in ihren Handlungen, als auch durch geniale cynische und himmelstürmende Reden die Einfalt und Gutmüthigkeit derer, welche nicht auf ihrer Höhe standen. Um dies zu erläutern, brauchen wir in Betreff Johann's XXIII. nur auf die durch Bilder veranschaulichten Erzählungen der Constanzer Chronik zu verweisen und in Rücksicht des Otto Bon Terzo dasjenige anzuführen, was von dessen letzten Lebensjahren erzählt wird. Bon Terzo plünderte 1407 das Modenesische einen ganzen Monat lang ohne irgend einen anderen Grund, als weil er in Parma allein seine Banden nicht erhalten könne. Er gab ferner den Mailändern und Venetianern für ihre auf dem Po zu verschiffenden Waaren Geleitsbriefe, und ließ nichts desto weniger nachher dieselben Waaren, deren Werth über hunderttausend Dukaten betrug, wegnehmen. Im Jahre 1408 ließ er in Parma und Borgo San Domino, wo man, wie er glaubte, gegen ihn conspirirte, an Einem Tage fünfundsechzig Personen hinrichten. Im folgenden Jahre jedoch ward ihm Mord mit Mord, Treulosigkeit mit Treulosigkeit vergolten, und der ältere Sforza bewies, daß er ihm ebenso an frevelhafter Gesinnung und an Treulosigkeit, als an Tapferkeit und Feldherrntalent gleich sei. Der Markgraf Nikolaus von Ferrara hatte nämlich Sforza gegen Bon Terzo in Dienst genommen und beunruhigte vermittelst desselben das Gebiet von Parma und Reggio so sehr, daß Bon Terzo ihm endlich eine Zusammenkunft und freundliche Unterredung antragen ließ. Bei dieser Zusammenkunft, zu welcher der Letztere neunzig, der Markgraf Nikolaus hundert Reiter mitgebracht hatte, unterhielten sich Beide im Angesicht ihrer Schaaren, als plötzlich entweder Sforza oder dessen nächster Verwandter, Michael Attendolo, hervortrat und dem Bon Terzo einen Stoßdegen

durch den Leib stieß. Der Leichnam des grausamen Räubers wurde nach Modena gebracht, und hier zerrissen ihn die Einwohner sogleich in Stücke; einige Leute aus dem Volke zerfleischten ihn in ihrer Wuth sogar mit den Zähnen.

Die Grausamkeiten Johann Maria's trieben endlich einige ihm nahe stehende edle Jünglinge, welche das Studium der alten Griechen und Römer mit einer enthusiastischen Liebe der Freiheit und des Vaterlandes und mit einem glühenden Hasse gegen Usurpatoren und Tyrannen erfüllt hatte, das Beispiel der Mörder Cäsar's nachzuahmen. Ihre Verschwörung stand in der That mit dem wiedererwachten Studium der alten Literatur im engsten Zusammenhang. Es war nämlich in den vielen großen und kleinen, zum Theil sehr blühenden Staaten Italiens schon seit hundert Jahren das Bedürfniß einer ganz anderen Bildung erwacht, als man in den öffentlichen Schulen zu empfangen pflegte. Beredsamkeit und guter lateinischer Styl, Philosophie oder, wenn man will, die sophistische Fähigkeit, jeder Sache ein gutes Ansehen zu geben, waren ein ebenso allgemeines Bedürfniß geworden, als kriegerische Eigenschaften und Übungen. Die Schriften der alten Griechen und Römer wurden aus dieser Ursache überall in Bezug auf Politik, Staatswissenschaft und allgemeine Bildung erläutert, und ausgezeichnete Männer, die man Grammatiker nannte, traten in allen Städten auf, bildeten, wie einst die griechischen Philosophen, eine Schule oder einen Kreis von Zuhörern um sich, und schlugen bald in dieser, bald in jener Stadt ihr Theater auf. Einer dieser Grammatiker begeisterte die edle Jugend in Mailand durch seine Reden über den Tyrannenmord, über dessen Rechtmäßigkeit damals von Polen an bis nach Sicilien so heftig gestritten wurde, daß selbst auf dem Constanzer Concil wegen eines Buches, welches dieselbe vertheidigte, heftiger Streit war. Mehrere für die Freiheit begeisterte Jünglinge, deren nächste Angehörige Johann Maria gequält und getödtet hatte, Otto Visconti, Andreas Bagio, ein Posterla, mehrere aus dem Hause Trivulzi, ein Montegazzi und Andere, verschworen sich, Johann Galeozzo's Söhne an einem und demselben Tage zu ermorden und das Volk zur Freiheit aufzurufen. Sie wollten die Krankheit des Facino Cane, der in Pavia auf dem Todbette lag, als eine günstige Gelegenheit zur Tödtung Johann Maria's

benutzen, und zu gleicher Zeit sollte Beccaria in Pavia den Philipp Maria aus der Welt schaffen. Der Letztere ward gerettet, Johann Maria aber auf eine schauerliche Weise ums Leben gebracht. Johann Maria konnte nur in der Kirche, wo ihn seine Verwandten umgaben, getroffen werden; hier überfielen ihn also die Verschworenen während der Messe, und ermordeten ihn am Altar mit unzähligen Wunden (16. Mai 1412). An demselben Tage starb auch der kranke Facino Cane, dessen Charakter die mailändische Chronik mit folgenden Worten schildert: „Facino habe sich zwar manchmal im Felde ausgezeichnet, sei aber sonst jeder Schlechtigkeit beflissen gewesen (in omni vita nequitiae cultor), und habe weder jemals Treue bewahrt, noch Menschlichkeit geübt; er würde auch die mailändischen Prinzen umgebracht haben, wenn er selbst Kinder gehabt, oder wenn er nicht gefürchtet hätte, daß sich alle Parteien gegen ihn vereinigen würden, sobald sie sähen, daß er auch den Titel der Herrschaft an sich reißen wolle." Die jungen Verschworenen hatten, wie Cäsar's Mörder, keinen Plan gehabt, das Volk war schlaff, und die Soldaten waren allein die Vertheiler der Macht; einer der Verschworenen, der ein guter Soldat war, Hector, des Barnabas Visconti natürlicher Sohn, nahm daher zwar anfangs Mailand in Anspruch, konnte aber die Burg nicht in seine Gewalt bringen, und Philipp Maria gewann auf diese Weise Zeit, sich die Summen zu verschaffen, welche Facino's Leute dafür forderten, daß sie sich dem Rathe ihres sterbenden Hauptmanns gemäß in seinen Dienst gäben. Facino hatte nämlich noch vor seinem Ende Johann Maria's Ermordung erfahren und dessen Bruder, Philipp Maria, sowohl dem designirten Erzbischof von Mailand, welcher an seinem Bette stand, als auch seinen Soldaten empfohlen. Gleich nach seinem Tode rieth der Befehlshaber der Burg von Pavia dem jungen Manne, Facino's Wittwe, Beatrix Tenda, zu heirathen, welche ihm eine bedeutende Summe baar zubringen würde. Philipp Maria folgte sogleich diesem Rathe, und Beatrix Tenda nahm seinen Antrag an, als die Leiche ihres Gemahls noch kaum kalt war. Eigentlich erkaufte die damals bereits vierzig Jahre alte Frau sich mit baaren viermalhunderttausend Dukaten einen kaum zwanzig Jahre alten und fürstlichen Gemahl, und dieser erkaufte sich dann mit ihrem Gelde die Soldaten, die

ihm zum Besitze von Mailand und Monza verhelfen sollten. Schon am 16. Juni mußte Hector Visconti den von Philipp Maria angeworbenen Söldnern weichen; er hielt sich hierauf noch neun Monate lang bis an seinen Tod in der Stadt und nachher in der Burg von Monza, und als er gestorben war, ward diese von seiner Schwester Valentina noch so lange vertheidigt, bis Philipp Maria's Marschall, Franz Buso oder, wie er gewöhnlich heißt, Franz Carmagnola, eine vortheilhafte Capitulation gewährte.

Unter Philipp Maria ward hierauf das Herzogthum Mailand mächtiger, als es vorher je gewesen war, während Genua, der Kirchenstaat und fast alle kleineren Staaten durch unaufhörliche Angriffe der Banden, durch Wechsel der Regierung und durch innere Kriege erschöpft und geschwächt wurden. Venedig und Florenz allein, blühend durch Handel und Industrie, vergrößerten mit jedem Jahre ihre Herrschaft und ihre Macht, Florenz innerhalb der Apenninen, Venedig nach allen Seiten hin, sowohl in Dalmatien und Illyrien, als im Inselmeer und im oberen Italien. Mit diesen beiden Staaten gerieth Philipp Maria in Streit, als er auf den Gedanken kam, alles, was ehemals zum Herzogthum Mailand gehört hatte, wieder mit demselben zu vereinigen. Philipp Maria selbst war kein Feldherr, ja nicht einmal ein Kriegsmann. Was er erwarb oder gewann, verdankte er zuerst seiner Gemahlin Beatrix Tenda, welche außer der Schönheit und Jugend alle Eigenschaften eines edlen weiblichen Wesens besaß, sowie später den Generalen Carmagnola und Franz Sforza, denen er seine Heere anvertraute. Seine Gemahlin hatte ihm nicht nur die Schätze verschafft, mit welchen er die Banden erkaufte, sondern auch den Besitz der Städte Tortona, Novara, Vercelli und Alessandria, die sie von Facino ererbt hatte. Er lohnte ihr, wie die Tyrannen und Gewissenlosen aller Zeiten zu lohnen pflegen: er raubte ihr Ehre und Leben. Im Jahre 1418 verstieß er sie, beschuldigte sie des vertrauten Umgangs mit einem jungen Menschen, erpreßte von diesem durch die Folter ein Geständniß, durch welches er sich ihrer entledigen konnte, und ließ sie dann enthaupten; doch glaubte niemand an ihre Schuld, weil Beatrix über allen Verdacht erhaben war. Schon ehe dieses geschah, hatte nicht allein Carmagnola mit den gemietheten Schaaren seines Herzogs Trezzo, Lecco und Castello d'Adda, also die am

stärksten befestigten Plätze zwischen der Adda, dem Tessino und den Alpen, erobert, sondern auch Lodi war, nachdem es im offenen Kriege nicht hatte eingenommen werden können, durch treulosen Verrath in die Gewalt des mailändischen Tyrannen gekommen. Kaum hatten nämlich die Venetianer 1416 einen Waffenstillstand zwischen Philipp Maria, dem Herrn der Stadt Lodi, Johann von Vignate, und den Tyrannen von Como, Cremona, Piacenza vermittelt, als der Herzog den Johann von Vignate nach Mailand lockte, hier sogleich ins Gefängniß warf und dann gefesselt nach Lodi zurückführen ließ, damit Johann's Sohn durch die dem Leben seines Vaters drohende Gefahr und durch das Versprechen bedeutender Geschenke zur Übergabe der Stadt bewogen würde. Während aber Johann von Vignate's Sohn auf der einen Seite von der Mauer herab unterhandelte, erstiegen die mailändischen Söldlinge diese auf der anderen. Das erstürmte Lodi ward geplündert, die beiden Vignate aber gefangen, nach Mailand gebracht und dort sogleich öffentlich hingerichtet. So wird die Geschichte von dem Mailänder Biglia erzählt, in anderer, noch grausigerer Weise aber von dem Venetianer Sanuto.

Ein ähnlicher Versuch, welchen im folgenden Jahre Carmagnola auf Piacenza machte, mislang gänzlich, weil Philipp Arcelli, der Herr dieser Stadt, ebenso, wie der Tyrann von Mailand, ein Herz von Stein hatte. Carmagnola hatte den Bruder Philipp Arcelli's, sowie den Sohn desselben, einen liebenswürdigen, hoffnungsvollen Jüngling, auf einer Reise räuberisch auffangen lassen, und drohte Beide vor den Augen ihres Vaters und Bruders quälen und morden zu lassen, wenn dieser die Thore der Stadt nicht öffne. Jedermann wußte, daß dies keine leere Drohung sei, wie sie denn auch wirklich ausgeführt wurde; Philipp öffnete aber darum die Thore doch nicht. Indessen half ihm seine Hartherzigkeit nichts; denn er mußte bald nachher vor Carmagnola's Waffen aus der Stadt weichen, welche bei dieser Gelegenheit zuerst vom Freunde und dann vom Feinde verwüstet wurde und seitdem einige Zeit hindurch ganz öde liegen blieb. Philipp Arcelli rettete sich auf die Burg, und verkaufte dieselbe nachher für einige tausend Gulden an Carmagnola. Er trat hierauf mit seiner Bande in den Dienst der Venetianer, und machte für dieselben Eroberungen

im Friaul. Nach der Einnahme von Piacenza entriß Carmagnola dem Herrn von Brescia, Pandolf Malatesta, nicht blos Bergamo, sondern auch den größten Theil des Gebiets von Brescia selbst (1419). Die eroberten Städte und Gegenden gewannen und verloren durch den Wechsel der Herrschaft nicht das Mindeste. Den verweichlichten und verwöhnten Bürgern der Städte war es sogar nach und nach ganz gleichgültig geworden, wer sie beherrschte; denn ein Tyrann war es immer. Ebenso waren die betriebsamen, aber vor jeder Gefahr zitternden Bewohner des platten Landes stets irgend einer Bande oder einem Anführer derselben preisgegeben, und diese glichen sich wie ein Ei dem anderen.

Auch das Gebiet der Republik Genua besetzte Carmagnola bis nach Gavi hin für seinen Herzog. Dieser Staat war, nachdem er sich der Franzosen entledigt hatte, aufs neue durch innere Unruhen zerrissen worden. Die Stadt Genua fiel nämlich zuerst wieder in die Gewalt des Markgrafen von Montferrat, mit dessen Hülfe sie sich von den Franzosen befreit hatte, und als 1413 dieser ebenfalls verjagt wurde, erlangte sie gleichwohl ihre Freiheit nicht wieder; denn Georg Adorno, Barnabas Goano und Thomas de Campo Fregoso bemächtigten sich, jeder als das Haupt einer Partei, nach einander der Dogen-Würde und der Tyrannei. Die unterliegenden Parteien bekriegten stets die obsiegenden. Endlich nahmen die Guarci, Montalti und Adorni ihre Zuflucht zu Philipp Maria, und da sich mit diesem auch die Markgrafen del Carreto und von Montferrat verbündeten, so war Carmagnola im Stande, das ganze Land nördlich von den Apenninen zu besetzen. Die Genuesen waren im Jahre 1420 in einer sehr bedenklichen Lage. Ihr Doge, Thomas Fregoso, hatte nicht blos die Parteien seiner Gegner, sondern auch den Herzog von Mailand zu Feinden; die Florentiner schlossen gerade in dem Augenblick, als sie ihnen hätten helfen sollen, mit diesem Herzoge Frieden, weil sie wahrscheinlich hofften, daß ihnen die Genuesen in der Noth würden Livorno verkaufen müssen; und endlich erhielten die Genuesen noch an Alphons V. von Aragonien einen neuen Feind. Dieser suchte ihnen, wie oben (S. 303.) erzählt worden ist, Corsika zu entreißen, und eroberte auch wirklich die ganze Insel bis auf die Stadt San Bonifacio, welche Johann Fregoso, der Bruder des Dogen, nach einer neun-

monatlichen Belagerung rettete. Im Jahre 1421 vereinigten sich die Catalonier des König Alphons mit Carmagnola über einen Angriff auf die Stadt Genua selbst. Diese ward hierauf zu gleicher Zeit zu Wasser und zu Land angegriffen, und die Republik verkaufte damals in ihrer Noth nicht nur Livorno an die Florentiner, sondern sie opferte auch ihre Freiheit auf, um ihren Wohlstand zu retten. Der Doge, Thomas Fregoso, entsagte nämlich freiwillig seiner Würde, wogegen er die Herrschaft von Sarzana erhielt, und Genua erkannte den Herzog von Mailand unter denselben Bedingungen als Oberherrn an, welche zwanzig Jahre früher der König von Frankreich den Genuesen gewährt hatte. Die Bürger behielten die innere Verwaltung und Regierung nebst der Wahl ihrer Obrigkeiten und Richter, Carmagnola aber ward ebenso wie einst Boucicault Statthalter von Genua.

Nach der Vereinigung von Genua mit Mailand waren nur noch Venedig und Florenz im Stande, der weiteren Ausbreitung der Macht des Hauses Visconti Schranken zu setzen; Beide schienen aber damals ihre Aufmerksamkeit auf andere Dinge zu richten, als auf die ihnen von Mailand her drohende Gefahr. Die Venetianer unterwarfen sich, als 1418 der mit Siegmund geschlossene Waffenstillstand (s. S. 132.) abgelaufen war, nach und nach das Gebiet des Patriarchen von Aquileja, und als sie im Jahre 1412 das ganze Friaul bis nach Feltre und Belluno hin unter ihre Herrschaft gebracht hatten, setzten sie den Krieg gegen Siegmund's Vasallen in Istrien, Dalmatien und Albanien eifrig fort. Sie waren deshalb nicht im Stande, die Herren, die sich in den einzelnen Städten der Lombardei Fürstenthümer gegründet hatten, gegen den Herzog von Mailand zu schützen. Sie schlossen vielmehr mit demselben einen zehnjährigen Frieden, in welchem sie blos Franz Gonzaga von Mantua in Schutz nahmen und den Herzog verpflichteten, weder Peschiera noch Mantua anzugreifen. Dieser hatte schon längst Roland Palavicini, den Herrn von San Domino, zur Übergabe seiner Stadt genöthigt, nachher capitulirten auch die Rossi und Pelegrini im Parmesanischen, Nikolaus von Este trat 1421 die Stadt Parma freiwillig ab, um nur Reggio behalten zu dürfen, und Pandolf Malatesta ward, nachdem er Bergamo verloren hatte, in Brescia angegriffen. Vergebens wandte sich

der Letztere, von Venedig verlassen, an seinen Bruder Karl Malatesta, den Herrn von Rimini, um Hülfe; dieser schickte ihm zwar ansehnliche Schaaren seiner Söldlinge, der Anführer derselben aber, Ludwig von Fermo, ward von Carmagnola bei einem plötzlichen Überfall gefangen und seine Bande zerstreut. Pandolf mußte darauf Brescia übergeben und froh sein, daß er sich zu seinem Bruder nach Rimini begeben durfte. Zu gleicher Zeit unterlag auch Crema den Waffen Philipp Maria's, und dieser ward endlich Herr der ganzen Lombardei (1421). Gleich im folgenden Jahre breitete der mailändische Tyrann seine Herrschaft auch auf Unkosten der Schweizer aus. Er besetzte nämlich nicht blos noch die Stadt Domo d'Ossola, sondern er brachte auch das Levantiner Thal durch Kauf und durch Gewalt an sich. In diesem Thale und in anderen Pässen des Gotthardt hielt damals der Canton Uri Besatzung; die Familie Rusca aber, welche von Philipp Maria aus Como vertrieben worden war und ehemals auch in Bellinzona geherrscht hatte, machte den Urnern den Besitz des Levantiner Thales streitig, und trat ihre Ansprüche an dasselbe dem Herzog von Mailand für Geld ab. Dieser beauftragte hierauf den Condottieren-Hauptmann, Agnolo della Pergola, mit der Besetzung des Thales. Agnolo della Pergola nöthigte die Schweizer durch plötzlichen Überfall zum Rückzug, nahm Bellinzona ein, und besetzte das Levantiner Thal bis an den Fuß des Gotthardt. Dies brachte die furchtbaren schwerbewaffneten und berittenen italiänischen Banden mit der, der Natur ihres Landes gemäß gerüsteten und geübten Schweizer-Nationalmacht in Kampf; denn alle Eidgenossen eilten den Urnern zu Hülfe. Der Herzog von Mailand hatte das Heer des Agnolo della Pergola mit der ganzen Söldnerschaar Carmagnola's verstärkt, als vierhundert Armbrustschützen der verschiedenen Cantone und dreitausend Hellebardierer über den Gotthardt in das Levantiner Thal einrückten. Die beiden erfahrenen Feldherrn der Italiäner hüteten sich wohl, den Eidgenossen entgegenzuziehen, sie erwarteten dieselben ruhig bei Bellinzona, und hier kam es dann am 30. Juni 1422 bei Arbedo zu einem Treffen. Über dieses müssen wir uns sehr kurz fassen; da jedoch hierbei das Einzelne und Kleinste eigentlich das Wichtigste ist, so werden die Leser wohl thun, das Nähere im dritten Theile

von Johann von Müller's Schweizergeschichte aufzusuchen, wo freilich nach Müller's Art die Darstellung mit vieler Affectation gegeben ist. Die Zahl der Schweizer betrug nur dreitausendvierhundert Mann, während das mailändische Heer zu sechstausend gepanzerten Reitern und achtzehntausend Mann Fußvolk angegeben wird. Es beweist daher keine große Einsicht, daß die Schweizer bei so ungleichen Kräften den Kampf begannen, und zwar an einem Orte und unter Umständen, welche den Mailändern durchaus günstig waren; desto mehr ist es aber zu verwundern, daß sie sich, obgleich sie den Sieg nicht errangen und viele Leute verloren, ehrenvoll aus dem Kampfe zogen. Carmagnola sah nämlich sogleich, daß der Vortheil auf seiner Seite sei, und gönnte daher, um seine Leute zu schonen, den Schweizern die Ehre, seinen Angriff ausgehalten zu haben. Er hatte ihnen bewiesen, daß ein Versuch weiter vorzudringen, ihr Untergang sein würde, und ließ sie ruhig über den Gotthardt zurückgehen; denn auf diese Weise blieb das Levantiner Thal den Visconti's. Übrigens hatte die Schlacht bei Bellinzona für Italien noch eine ganz besondere Bedeutung. Die Schweizer waren in derselben zwar besiegt worden, die italiänischen Banden aber und ihre Führer wurden durch den Ausgang der Schlacht nicht weniger erschreckt, als wenn sie selbst eine Niederlage erlitten hätten. Die Führer der Condottieren leiteten nämlich nicht nur den Kampf ganz wissenschaftlich und wichen stets, sobald sie sich strategetisch besiegt sahen, sondern es bestand unter ihnen auch eine stille Übereinkunft, das Leben derjenigen Schwergepanzerten zu schonen, welche, vom Pferde geworfen, nicht mehr streiten konnten: sie thaten dies gegenseitig, weil ihre Heere zugleich ihre Waare und ihr Fürstenthum waren. Die Schweizer dagegen tödteten Stehende und Liegende, und brachten daher in jener Schlacht dem mailändischen Heere einen so großen Verlust an geübten Leuten bei, daß ganz Italien mit Schrecken erfüllt ward.

Im folgenden Jahre (1423) legte Philipp Maria gegen die ausdrückliche Bedingung des mit Florenz geschlossenen Friedens eine Besatzung nach Forli, und zugleich drangen seine Generale in den Kirchenstaat ein; dadurch ward er bald auch mit den Florentinern in Krieg verwickelt. Von dieser Zeit an wurden Venedig,

Mailand, Florenz und Neapel durch Kriegsmacht, Politik und diplomatische Unterhandlungen, sowie durch den Styl und die Manier ihrer Staatsschriften Vorbild und Muster der modernen Staaten, welche sich alle nach den italiänischen bildeten und einrichteten, bis Ludwig's XIV. Zeitgenossen eine neue französische Staatswissenschaft schufen. Damals ward auch Spanien in die italiänischen Händel verflochten, weil Alphons V. von Aragonien bei seiner Rückkehr nach Neapel eine Hauptrolle in Italien erhielt. Wir halten daher für passend, hier eine kurze Übersicht dessen einzuschieben, was sich seit dem Jahre 1390 (s. Th. VIII S. 447.) in Spanien ereignet hatte.

4. Spanische Geschichte von Johann I. von Castilien an bis auf dessen Enkel Johann II.

Ebenso wie Italien waren auch Navarra, Aragonien, Castilien und Portugal, besonders die drei letzteren Reiche im vierzehnten Jahrhundert zu großer Blüthe gelangt, obgleich sie fortwährend durch innere Händel erschüttert wurden, beständig mit den Mauren Krieg führten, und durch die Grausamkeit einzelner Regenten zu leiden hatten. Dabei genossen jedoch diese spanischen Reiche zugleich der Vortheile einer Verfassung, welche den Umständen und Verhältnissen angepaßt war. Das Letztere war namentlich in Catalonien und Aragonien der Fall; denn dort war unter Peter IV. (1348) die gar zu große Macht der Barone so eingeschränkt worden, daß diesen nicht ferner, wie den ungarischen Magnaten bis zum Ende des siebenzehnten Jahrhunderts, die Selbsthülfe und die Verbindung gegen ihren König erlaubt war (s. Th. VIII. S. 383.). Man hatte statt dessen eine eigene Art von Obrigkeit eingesetzt, welche die Streitigkeiten der Stände mit dem Könige und der Stände unter einander gerichtlich zu entscheiden hatte. Dieser den Titel Justicia führende Beamte, welchen Spittler mit dem Pfalzgrafen des deutschen Königshofes alter Zeit vergleicht, wurde vom König ernannt; er durfte aber nicht aus den Großen des Reiches, sondern nur aus den Edelleuten oder Rittern genommen werden. Der Justicia hatte übrigens Beisitzer, welche er in gewissen Fällen nicht blos befragen mußte, sondern an deren Ausspruch er sogar gebunden war. Auch mußte er seit

1390 auf jedem Reichstage den Ständen Rechenschaft ablegen, indem von diesen jedes Mal ein Ausschuß ernannt wurde, welcher die ganze Amtsführung des Justicia von dem einen Reichstage bis zum anderen prüfte.

Peter's Sohn und Nachfolger, Johann I. (1387—1395), gab ein denkwürdiges Beispiel von Gewissenhaftigkeit in Betreff der von ihm anerkannten Rechte der Stände und des Justicia; denn er half den gegründeten Beschwerden ab, welche der Letztere gegen seinen Hof und seine Gemahlin erhob. Johann richtete nämlich anfangs vermittelst der reichen Einkünfte seiner beiden Länder Catalonien und Aragonien, in welchen damals die Künste und Gewerbe, besonders die Schiffahrt und Handlung, mehr als im übrigen Europa blühten, einen glänzenden Hofstaat ein, veranstaltete kostspielige Jagden, gab große Summen für Gesang, Musik und catalonische Dichtkunst aus, und gründete besondere Schulen für diese. Seine Gemahlin aber, eine Tochter des Herzogs Robert von Bar, wollte die strengen und einfachen Sitten des Landes, wie sie meinte, verfeinern, bildete einen Hof von edlen Fräulein um sich, und erlaubte sich mit ihrer vertrauten Freundin Carroza von Villarayut, nach französischer Art auch auf die Geschäfte Einfluß zu üben. Dies Alles beleidigte die sittenstrengen Aragonier. Sie klagten laut über die neuen Sitten des Hofes, über den Einfluß der Königin und ihrer Damen und über den lustigen oder, wie man sich auszudrücken pflegt, den bildenden, das Leben der höheren Stände erheiternden Hofton. In Folge davon forderten der Vicekanzler des Reiches und der Justicia, Domingo Cerdan, als Richter des Reichstages den König auf, eine Reform seines Hofes vorzunehmen und die Carroza nebst ihren Freundinnen und Verwandten zu entfernen. Johann schien zwar anfangs unwillig darüber, schenkte aber nach einem Jahre den Beschwerden Gehör, und unterwarf sich dem Gesetz, welches nachher in seinem Reiche allgemein beobachtet ward, während in allen benachbarten Ländern die Ruhe und Sicherheit nur durch Waffengewalt erhalten werden konnte. Er reformirte seinen Hof und entfernte die Carroza nebst den anderen Damen von seiner Gemahlin. In den letzten Jahren seines Lebens wendete Johann seine ganze Aufmerksamkeit auf die Errichtung einer bedeutenden Seemacht und auf die Unterwerfung

der Inseln Sardinien und Sicilien, von welchen die erstere sich empört hatte, die zweite aber für seinen Brudersohn, Martin den Jüngeren, der die Erbin der Insel geheirathet hatte, in Anspruch genommen ward (s. Th. VIII. S. 483 f.). Martin's Vater, Martin der Ältere, Herzog von Monblanc, war noch auf diesem Zuge nach Sicilien und Sardinien begriffen, als König Johann starb und er selbst zur Nachfolge desselben in Aragonien und Catalonien berufen wurde.

Martin der Ältere (1395—1410) gelangte in Folge der von früheren Königen getroffenen und von Johann bestätigten Verfügungen über die Erbfolge auf den Thron. Johann hatte aber zwei Töchter hinterlassen, von welchen die ältere mit dem Grafen von Foix vermählt war, und dieser behauptete, jene Könige hätten kein Recht gehabt, die Thronfolge dahin zu bestimmen, daß der Bruder eines Königs den Vorzug vor den Töchtern desselben haben solle. Der Graf von Foix nahm daher eine jener Banden in Dienst, welche sich in den inneren Kriegen der Franzosen, sowie später in Deutschland und in der Schweiz furchtbar machten und damals nach einem Prinzen, der sie anführte, Armagnac's genannt wurden (s. S. 267.). Mit diesen fiel er in Aragonien ein; er ward aber noch vor der Ankunft Martin's durch die von dessen Gemahlin getroffenen Maßregeln zum Rückzuge genöthigt. Martin begab sich, als er endlich nach Aragonien gekommen war, zuerst der Kirchenspaltung wegen nach Avignon, und nahm dann (1398) auch seinerseits Rache an dem Grafen von Foix. Er zeigte jedoch bei der Bestrafung desselben Mäßigung und Gehorsam gegen das Gesetz, indem er, als der Graf bald nachher starb, weder der Wittwe noch der Schwägerin desselben ihre bedeutenden Besitzungen im Reiche streitig machte. Auch Martin hatte mit inneren Unruhen zu schaffen; denn selbst die beste Verfassung und Einrichtung konnte in jener Zeit die Ruhe nicht sichern, weil jeder, der ein Rittergut besaß und an der Spitze von Vasallen das Land vertheidigen half, im Stande war, den Gesetzen zu trotzen. In Aragonien führte eine Fehde, welche zwischen Ximenes von Urraca und Antonio de Luna, den beiden angesehensten Herren des Reiches, ausbrach, die ganze Ritterschaft ins Feld, da der gesammte Adel für den Einen oder den Anderen Partei nahm; zu gleicher Zeit ward auch Valencia

durch eine ähnliche Parteiung der ritterlichen Familien zerrissen. Unterdessen war die aragonische Flotte im mittelländischen Meere siegreich, und der jüngere Martin unterwarf sowohl Sardinien als Sicilien. Dieser starb noch zu Lebzeiten seines Vaters, und nun wurden die beiden Inseln mit Aragonien vereinigt (s. Th. VIII. S.485). Auch Martin der Ältere starb bald nachher. Da er weder Söhne noch Brüder hinterließ, so entstand ein Streit über die Nachfolge in Aragonien, und es schien anfangs, als wenn dieses Reich schon damals mit Castilien würde vereinigt werden. Dies nöthigt uns, einen Blick auf die castilianische Geschichte vom Jahre 1390 an zu werfen, wobei wir jedoch nicht in das Einzelne eingehen können.

In Castilien herrschte damals Johann I., der Sohn Heinrich's II. Unter ihm dauerte der Krieg mit dem Herzog von Lancaster, dem Gemahle einer Tochter Peter's des Grausamen, und mit dem Könige von Portugal, fort, ohne irgend ein anderes Resultat zu haben, als die Verheerung des Landes und die Erpressung von Geldsummen, welche Castilien versprach, um sich jener Verheerung zu entziehen. Beide Gegner wollten die Legitimität Heinrich's II. und seines Sohnes nicht anerkennen, weil Heinrich nicht in gesetzlicher Ehe erzeugt war, und erst in den letzten Regierungsjahren Johann's I. wurden die Verträge geschlossen, welche den Nachkommen Heinrich's den Thron von Castilien sichern und zugleich den König von Portugal nebst den Töchtern Peter's des Grausamen befriedigen sollten (s. Th. VIII. S. 440—447). Mit dem König Ferdinand von Portugal fand sich Johann I. von Castilien dadurch ab, daß er in zweiter Ehe dessen Tochter Beatrix heirathete, und für den Sohn, der in dieser Ehe geboren werden würde, die Zusage der Erbfolge in Portugal erhielt (1383). Mit dem Herzog von Lancaster verständigte sich Johann von Castilien erst im Jahre 1387: er versprach seinen noch ganz jungen ältesten Sohn Heinrich oder, wenn dieser sterben sollte, seinen zweiten Sohn, Ferdinand, mit der Tochter des Herzogs zu vermählen und dem Letzteren eine für jene Zeit ungeheuere Summe als Ersatz der Kriegskosten, sowie der Gemahlin desselben eine bedeutende jährliche Rente auszahlen zu lassen. Der mit Portugal geschlossene Vertrag veranlaßte einen blutigen Krieg. Die Portugiesen erkannten nämlich nach ihres Königs Ferdinand Tode den spanischen Infanten

nicht als König an, sondern riefen einen außer der Ehe erzeugten Halbbruder Ferdinand's, Johann den Unächten, auf ihren Thron, weil bei ihnen ebenso wie in Castilien die Sitte der Moslemin, den Söhnen der Kebsweiber gleiche Rechte mit denen der rechtmäßigen Gemahlinnen einzuräumen, trotz des großen Hasses gegen alles Maurische bestehen blieb und häufig Kämpfe um den Thron erzeugte. Erst nachdem der Herzog von Lancaster, welcher die Portugiesen gegen die Castilianer unterstützte, den erwähnten Vertrag mit den Letzteren geschlossen hatte, wurde auch ein dauerhafter Frieden zwischen Portugal und Castilien hergestellt. Johann hatte nach diesem Kriege kaum begonnen, den inneren Angelegenheiten des Reiches seine ganze Aufmerksamkeit zu widmen, als er im dreiunddreißigsten Lebensjahre durch einen Sturz vom Pferde das Leben verlor (1390).

Sein Sohn und Nachfolger, Heinrich III., war, als er auf den Thron gelangte, erst elf Jahre alt und von so schwächlicher Constitution, daß man ihn nach der Sitte jener Zeiten, in welchen Könige und Fürsten gleiches Namens nicht durch die ihrem Namen beigefügten Zahlen, sondern durch besondere Beinamen von einander unterschieden wurden, den Kränklichen genannt hat. Der Erzbischof von Toledo, welcher nach Johann's Tode die Hauptrolle spielte, bewirkte, daß die von diesem wegen der vormundschaftlichen Regierung getroffene Verfügung nicht befolgt wurde, weil in derselben die vornehmsten Personen des Reiches, nämlich die Prinzen von Geblüt und der Großmeister des Ordens von St. Jago, übergangen seien. Die Stände wurden daher berufen, um eine andere Regentschaft anzuordnen. Sie verfielen auf die unglücklichste Einrichtung, welche in einer Zeit, wo man von Einheit und Centralisation der Verwaltung keinen Begriff hatte und dagegen an Selbsthülfe und bürgerliche Kriege gewohnt war, getroffen werden konnte. Es wurde nämlich eine Regentschaft eingesetzt, an deren Spitze der Herzog von Benavente, ein natürlicher Sohn Heinrich's II., der Graf Peter von Trastamara und Alonzo von Aragon, Markgraf von Villena, oder mit anderen Worten Prinzen von Geblüt und erste Herren des Reiches, welche die Ritterschaft repräsentirten, gestellt waren. Außer diesen Männern erhielten auch noch die beiden Erzbischöfe von Toledo und von

St. Jago di Compostella, die Großmeister der Orden von St. Jago und Calatrava und die Deputirten der sechzehn zur Standschaft berechtigten Städte Castiliens Sitz und Stimme in dem Regentschaftsrath, so daß derselbe zugleich aus Repräsentanten des hohen Adels, der Ritterschaft und der Bürgerschaften bestand. Diese Einrichtung war die Quelle unaufhörlicher Zwistigkeiten; denn jeder Einzelne suchte die ganze Verwaltung an sich zu reißen, die Regentschaft zerfiel in zwei Parteien, und mit ihr ward auch das ganze Reich in zwei Factionen gespalten. Die Stände suchten im nächsten Jahre vergebens durchzusetzen, daß eine neue Regentschaft von zwei Prälaten, vier weltlichen Großen und sechs ständischen Deputirten bestellt werde; sie mußten vielmehr eine Einrichtung zugeben, welche noch unverständiger und nachtheiliger war, als die frühere. Die Regierung sollte nämlich fortan während der ersten sechs Monate des Jahres vom Herzog von Benavente, vom Erzbischof von Toledo, vom Großmeister des Ordens von St. Jago und von Don Johann Hurtado de Mendoza, welcher zugleich mit Don Pedro Lopez de Zuñiga die Aufsicht und Erziehung des jungen Königs zu leiten hatte, geführt, für die übrigen sechs Monate aber dem Erzbischof von Compostella, dem Grafen von Gijon, dem Grafen von Trastamara und dem Großmeister des Ordens von Calatrava übertragen werden. Die Folgen dieser Einrichtung zeigten sich sogleich, und die Stände bestanden deshalb darauf, daß dem jungen Könige die Papiere vorgelegt würden, welche die von seinem Vater gemachten Verfügungen in Betreff der Regentschaft enthielten, und daß man sich an diese Verfügungen ganz streng binde. Der junge König billigte dies, und der Erzbischof von Toledo war behülflich, den Herzog von Benavente zu entfernen und die Verfügungen des verstorbenen Königs zur Ausführung zu bringen; er ließ sich aber dafür von den Ständen so große Summen zusprechen, daß man fragen muß, wie denn nach Abzug derselben die Staatsausgaben bestritten werden konnten. In der That war man fortwährend in Verlegenheit, zumal da nicht nur die Portugiesen von Zeit zu Zeit Einfälle in die Provinzen machten, sondern auch die gegenseitigen Befehdungen der Großen wieder begannen. Glücklicher Weise war der junge König, Heinrich III., gesunder am Geiste, als am Leibe; er sah, daß alle Einheit der Regierung

schwinde, sowie daß die Finanzen zu Grunde gerichtet und die Krongüter verschleudert und geraubt würden, weil jedes Mitglied der Regentschaft nur für sich selbst sorgte, er beschloß daher, sich für volljährig zu erklären und die Regierung selbst zu übernehmen, obgleich er erst dreizehn Jahre und zehn Monate alt war. Dies that er zu Anfang des August 1393 in Gegenwart der Mitglieder der Regentschaft. Die zu Madrid versammelten Stände ertheilten ihre Einwilligung dazu, und der junge König wagte unmittelbar nachher, im Vertrauen auf die Zustimmung des Volkes, der Unterdrückung desselben durch eine dictatorisch revolutionäre Maßregel abzuhelfen. Er widerrief, als die Stände ihm die unter dem Namen Alcavala bekannte Steuer (s. Th. VIII. S. 378) bewilligt und dagegen das Versprechen erhalten hatten, daß ohne ihre Zustimmung keine neue Auflage gemacht werden solle, alle Vergebungen und Gnadenbezeugungen, welche während seiner Minderjährigkeit auf Unkosten der Domänen ertheilt worden waren. Zugleich erklärte er, um die Einigkeit wiederherzustellen, alle Verbindlichkeiten, welche die Ritter in politischer Beziehung gegen einander übernommen hatten, für aufgehoben, und entband jedermann von den in dieser Hinsicht geleisteten Eidschwüren. Dieser Schritt konnte, wenn er fehlschlug, unsägliche Verwirrung verursachen, wenn er dagegen glückte, die Finanzen eines Reiches wieder herstellen, dessen Ausgaben vorzugsweise aus den Domänen und den Regalen bestritten wurden. Heinrich setzte unter der Anweisung des Erzbischofs von Toledo und durch die große Energie und Mäßigung, die er trotz seiner Jugend und Kränklichkeit besaß, die Sache durch. Zwar griffen die ersten Herren des Reiches, unter ihnen die beiden Prinzen von Geblüt, zu den Waffen, um die ihnen genommenen Krongüter wieder an sich zu reißen und ihren Gehalt als Kron-Großbeamten auf den während der Minderjährigkeit des Königs erlangten Betrag zurückzuführen; sie wurden aber insgesammt genöthigt, sich zu fügen. Heinrich demüthigte zuerst den Marquis von Villena; dann ließ er den Herzog von Benavente, welcher den mit ihm geschlossenen Vertrag zu umgehen suchte, verhaften und auf das Schloß Almodavar bringen; hierauf mußte sich der Graf von Gijon dem schiedsrichterlichen Spruche des Königs von Frankreich unterwerfen, und zuletzt ward auch der Graf von Trastamora zum Gehorsam gezwungen.

Mit derselben Energie, Geschicklichkeit und Mäßigung verfuhr Heinrich auch während der ganzen übrigen Zeit seiner Regierung. Er zwang Portugal zum Frieden, setzte der Seeräuberei der Mauren Schranken, schreckte die Könige von Granada und breitete seinen Ruhm bis in ferne Länder aus. Selbst der Welteroberer Timur schickte Gesandte an ihn. Dies scheint uns jedoch durchaus nicht so merkwürdig, als den spanischen Chroniken, welche viele Worte darüber machen und uns berichten, daß die Gesandten nach Bajesid's I. Niederlage in Castilien eingetroffen seien und zwei von Timur im Lager des türkischen Sultans gefundene ungarische Damen mitgebracht hätten. Wir können dieser Sendung um so weniger irgend einen Werth beilegen, da Heinrich zuerst Gesandte an Timur geschickt hatte und dieser also nur eine ihm erwiesene Höflichkeit erwiderte. Nachdem die Ruhe in Castilien hergestellt und die Finanzen auf vortreffliche Weise in Ordnung gebracht worden waren, beschloß Heinrich, das ganze Reich zu einem allgemeinen Zuge gegen die Ungläubigen in Granada aufzubieten. Im Jahre 1406 hatte er bereits alle Anstalten zum Kriege getroffen, als er so schwer erkrankte, daß er nicht einmal die nach Toledo entbotene Ständeversammlung eröffnen konnte. Dies that sein Bruder Ferdinand, welcher damals eine sehr glänzende Rechenschaft über Heinrich's Verwaltung und Regierung ablegte. Wie weit der König es während der kurzen Zeit seiner Regierung gebracht hatte, oder was in jener Zeit das Reich Castilien im Vergleich mit unserem damals so sehr bedeutenden deutschen Reiche im Felde zu leisten vermochte, und welche Summen dasselbe aufbringen konnte, geht aus den Vorschlägen hervor, welche Ferdinand den Ständen in Betreff des mit den Mohammedanern zu beginnenden Krieges machte. Er forderte zehntausend Lanzen oder gepanzerte Reiter, viertausend leichte Reiter, fünfzigtausend Mann Fußvolk, fünfzig Segelschiffe und dreißig Galeeren, sowie eine dem großen Unternehmen angemessene Zahl von Kriegsmaschinen und hundert Millionen zweimalhunderttausend Maravedi's *) baar zu den Kriegskosten. Die Stände bewilligten die verlangte Summe unter der Bedingung, daß der König, was

*) Der Maravedi galt damals mehr als jetzt, wo er nur achtzehn Kreuzer unseres Geldes beträgt.

auch geschah, aus seiner eigenen Kammer fünfundvierzig Millionen hergebe. Der Krieg gegen Granada wurde hierauf unternommen und eine bedeutende Zeit hindurch mit Erfolg geführt; zum Unglück für das castilianische Reich starb aber Heinrich schon in seinem achtundzwanzigsten Jahre (25. December 1406) Unter allen spanischen Königen ist kein einziger, über dessen mehr reelle, als glänzende Eigenschaften alle Schriftsteller so einig wären, als über die Heinrich's III. Er war, heißt es, eben so milde als gerecht, und hielt mit Strenge die königliche Gewalt aufrecht, achtete aber dabei sorgfältig das bestehende Recht und die Verfassung, obgleich er im Anfange seiner Regierung den Grundsatz geltend machte, daß das Wohl des ganzen Volkes stets das höchste Gesetz bleibe, gegen welches kein angemaßtes Recht und kein Siegelbrief gelten dürfe. Heinrich's Tod verbreitete daher auch den größten Schrecken in Castilien, zumal da die Unmündigkeit seines einzigen Sohnes, welcher nicht viel über ein Jahr alt war, das kaum erst geordnete Reich aufs neue in Anarchie stürzen mußte.

Der neue König, Johann II., war bei seines Vaters Tode erst vierzehn Monate alt, und die Stände boten daher, um die Übel einer Regentschaft zu verhüten, anfangs dem Bruder des verstorbenen Königs, Ferdinand, die Krone an; dieser war aber, wie sein ganzes späteres Leben beweist, zu gewissenhaft, als daß er seinen Neffen des ererbten Rechtes hätte berauben mögen. Er wies die ihm angebotene Krone zurück, und Johann II. ward zum König ausgerufen. Nicht einmal die ungetheilte Regentschaft nahm Ferdinand an, sondern er theilte sie mit seines Bruders Wittwe, Catalina, der Tochter des Herzogs von Lancaster. Die Angelegenheiten Castiliens wurden von Ferdinand, wie früher von seinem Bruder, vortrefflich verwaltet, bis er sich aus Castilien entfernen und den Thron von Aragonien besteigen mußte; dies führte in Castilien große Verwirrungen herbei, und verwickelte unter Ferdinand und unter seinem Sohne Alphons V. die Aragonier in die castilianischen Händel.

Ehe wir zur Darstellung dieses Verhältnisses beider Staaten übergehen, müssen wir einen Blick auf den blühenden äußeren Zustand werfen, in welchem damals alle spanischen Reiche sich befanden. Jene Zeit der Ohnmacht der Centralregierungen näm-

lich, in welcher jeder Einzelne auf sich selbst angewiesen war und seiner individuellen Kraft, Thätigkeit und Betriebsamkeit vertraute, war in Castilien, Aragonien und Portugal die Glanzperiode einer Nation, die nachher von Philipp's II. Regierung an in Schlaf versank. Während unsere deutschen Stände und Könige, welche doch einigermaßen ketzerischer Meinungen verdächtig waren, sich von Rom aus ruhig plündern ließen und den Italiänern, denen die Einkünfte deutscher Pfründen und Güter zufielen, nur Avisamenta und Gravamina entgegenzusetzen wagten (s. S. 175 und 236 f.), wußten die überkirchlichen Castilianer gegen die Misbräuche und Übergriffe der päbstlichen Gewalt sich selbst zu helfen. In demselben Jahre, in welchem Heinrich III. sich für majorenn erklärte, verweigerten König und Stände von Castilien jedem Ausländer, dem der Pabst Pfründen in ihrem Lande ertheilen würde, den Bezug der Einkünfte derselben, und der Pabst schickte vergebens einen Legaten, um den Streich abzuwenden. Diese Einsicht in das Verhältniß der Kirche zum Staat und der Ernst, mit welchem man dem Misbrauch der monarchischen Gewalt des Pabstes steuerte, ist es nicht allein, was unsere Bewunderung erweckt; denn mitten unter den Unruhen und ritterlichen Fehden jener Zeit wurde in Spanien nicht nur eine furchtbare Seemacht gebildet und zugleich die Künste, deren der Seemann bedarf, vorzugsweise betrieben, sondern auch eine Reihe von Entdeckungen gemacht, welche bis zur Auffindung des Seeweges nach Ostindien und der westindischen Inseln führten. Die Catalonier und Aragonier richteten, wegen ihrer Verhältnisse zu Neapel und Sicilien, ihren Seehandel und ihre Kriegsflotten vorzugsweise in den östlichen Theil des mittelländischen Meeres, und kämpften mit den Genuesen und Venetianern um die Beherrschung der See und des Verkehrs an den Küsten von Egypten und von Asien; die Castilianer und Portugiesen dagegen befuhren das atlantische Meer. Schon 1344 hatten die Castilianer die canarischen Inseln entdeckt, bei welcher Gelegenheit Pabst Clemens VI. die Dreistigkeit hatte, diese von den Alten als Wohnsitz der Seligen bezeichneten Eilande (s. Th. IV. S. 10) mit ihren unschuldigen, friedlichen Bewohnern dem Prinzen Ludwig de la Cerda zu schenken. Nachher war jedoch die Fahrt nach den canarischen Inseln wieder

eingestellt worden, und es bedurfte einer neuen Entdeckungsreise, um den seit einem halben Jahrhundert verlorenen Weg zu ihnen wieder aufzufinden. Diese Reise ward 1402 unter der Regierung Heinrich's III. unternommen, und war ein Vorspiel der späteren auf Raub und Eroberung, nicht auf Handel und Verkehr berechneten spanischen und portugiesischen Entdeckungsreisen, welche dem Mutterlande nur so lange vortheilhaft waren, als sie den Antrieb zu großen Anstrengungen gaben und die Spanier ebenso, wie einst die Normänner, zu staunenswerthen Raubzügen und Heldenthaten ermunterten. Die im Jahre 1402 von Heinrich III. ausgerüstete Flotte landete auf der canarischen Insel Lancerote. Die Beute, welche dieselbe mit nach Hause brachte, war nicht bedeutend, sie bestand aus Wein, Wachs und anderen Waaren, sowie aus hundert und siebenzig Einwohnern, welche wahrscheinlich als Sklaven verwendet wurden; man machte aber eine so glänzende Beschreibung von dem Klima und den Producten der canarischen Inseln, daß ein Nachkomme der in Frankreich angesiedelten normännischen Räuber auf den Gedanken kam, er könne sich dort ebenso ein Reich gründen, wie Wilhelm der Eroberer sich eines in England gegründet hatte. Nach dem Tode Heinrich's III. erbot sich nämlich der seefahrende normannische Ritter, Johann von Betencourt, die Eroberung der canarischen Inseln auf eigene Rechnung zu unternehmen, wenn man ihm erlaube, sie nachher als castilianischer Vasall zu beherrschen. Sein Anerbieten, für welches sich der Admiral von Frankreich, Robert de Braquemont, bei der Mutter des unmündigen Königs Johann II. verwendete, ward angenommen, und Betencourt fuhr 1417 nach den canarischen Inseln. Er hatte aber auf denselben einen harten Stand, weil die streitbaren Einwohner sich tapfer wehrten, und obgleich er den Königstitel annahm, so dauerte es doch lange, bis alle Einwohner vertilgt werden konnten. Um die nämliche Zeit ward in Portugal die Aufmerksamkeit der Nation durch das Regentenhaus nicht, wie in Castilien, zufällig, sondern absichtlich auf die Ausdehnung des Handels und der Schifffahrt in unbekannte Länder, sowie auf die Gründung von Factoreien und Zwingburgen an entfernten Küsten gerichtet. Den ersten Anfang überseeischer Eroberungen machte bei den Portugiesen der tapfere Connetable Nuño Alvarez Pereira,

welchem Johann I. oder der Unächte (s. Th. VIII. S. 443—447) es vorzugsweise verdankte, daß er den Thron gegen die mit Johann I. von Castilien vermählte Tochter seines Halbbruders und Vorgängers behauptete. Pereira unternahm, um die von ihm im inneren Kriege gebildeten Schaaren nicht außer Übung kommen zu lassen, Eroberungen jenseit des Meeres, und er, sowie der König selbst und seine Söhne Eduard, Peter und Heinrich landeten 1415 an der Küste von Afrika, nahmen den damals bedeutenden Ort Ceuta mit Sturm, befestigten ihn und bevölkerten ihn mit Christen. Von dieser Zeit widmete sich der Infant Heinrich, Herzog von Viseo und Großmeister des Christus-Ordens, der sich schon vorher viel mit dem Seewesen beschäftigt hatte, ganz ausschließend dem theoretischen Studium und der praktischen Übung desselben, sowie der dazu erforderlichen mathematischen, physikalischen und astronomischen Wissenschaften. Dieser Prinz, welcher unter dem Namen Heinrich der Seefahrer in der portugiesischen Geschichte berühmt geworden ist, schlug seinen Wohnsitz an dem nur eine Meile vom Cap St. Vincent entfernten algarvischen Küstenorte Terca Nabal oder, wie derselbe nachher von den dankbaren Portugiesen genannt ward, in Villa do Infante auf. Hier, im Angesicht des weiten, noch unerforschten Oceans, zog er von allen Enden her Männer, welche der Schifffahrt und der mathematischen, mechanischen und nautischen Wissenschaften kundig waren, an sich, und veranstaltete kühne Entdeckungsfahrten. Er konnte übrigens nur mit großer Mühe die Seeleute und Kapitaine dahin bringen, daß sie sich mit ihren allerdings nicht für den Ocean gebauten Schiffen von höchstens hundert Tonnen ins unbekannte Meer wagten; sie fürchteten, die senkrecht fallenden Strahlen der Sonne möchten ihre Schiffe verbrennen, oder der vermeintliche Magnetberg die Nägel aus denselben herausziehen, oder auch, was vernünftiger war, es möchte, da man keine Karten hatte, der Rückweg nicht gefunden werden. Deshalb nahmen auch alle von Heinrich ausgesandten Seefahrer den langen und höchst gefährlichen Weg an der Küste her, und scheuten sich, weiter als bis zum Cap Bojador zu fahren. Endlich wagten Johann Gonzalez Zarco und Tristan Vaz dieses Vorgebirg zu umschiffen. Sie wurden dabei vom Sturme verschlagen, und machten so zufällig die Entdeckung der Insel Puerto

Santo. Sie kehrten sogleich wieder um; der Infant schickte sie aber unter Führung eines verständigeren Mannes, des Bartholomäus Perestrello, noch einmal aus, und auf dieser zweiten Fahrt ward Madera entdeckt. Wahrscheinlich trug die Unternehmung des Franzosen, welcher als castilianischer Vasall die canarischen Inseln besetzte, dazu bei, daß die Portugiesen nicht zurückbleiben wollten; denn des Franzosen Unternehmung begann im Jahre 1417, und die Entdeckung von Madera wird ins Jahr 1420 gesetzt.

5. Spanische Geschichte von Johann II. von Castilien an bis auf den zweiten neapolitanischen Zug Alphons des Fünften von Aragonien.

Mit dem aragonischen König Martin dem Älteren (s. oben S. 327 f.) starb 1410 der Barcellonische Mannsstamm des Regentenhauses, welches Aragonien, Catalonien, Valencia und seit dem vorhergehenden Jahre zugleich auch Sicilien und Sardinien beherrscht hatte, in gerader Linie aus. Es fragte sich daher, welcher Nachkomme einer aragonischen Prinzessin das nächste Recht an den erledigten Thron habe. Die scheinbar am besten begründeten Ansprüche hatten drei Männer: der castilianische Infant Ferdinand, ein Schwestersohn Martin's des Älteren, Ludwig III. von Anjou und Neapel, dessen Mutter eine jüngere Tochter des Königs Johann I. war, und der Graf Jakob von Urgel, welcher nicht nur eine Tochter Peter's IV. zur Gemahlin hatte, sondern auch als der Enkel eines Bruders dieses Königs dem Mannsstamme angehörte. Der Letztere war in Aragonien gewissermaßen schon als rechtmäßiger Erbe der Krone anerkannt worden. Man hatte ihn nämlich sowohl bei einer früheren Gelegenheit, als auch bei der Erkrankung Martin's des Älteren zum Generalstatthalter des Reiches ernannt, zu welcher Würde nur Prinzen von Geblüt oder erklärte Thronerben erhoben zu werden pflegten. Die Stände von Aragonien, Catalonien und Valencia brauchten viele Zeit, um die Ansprüche der verschiedenen Prätendenten zu prüfen, und während dieser Zeit wurden die drei Reiche durch Parteiungen und Fehden zerrissen. Endlich einigte man sich (Januar 1412) in allen drei Ständeversammlungen dahin, daß die Entscheidung neun Männern, je dreien aus jedem Reiche, überlassen werden sollte. Diese Männer gehörten dem geistlichen

Stande an, und waren Gelehrte, welche als Kenner des vaterländischen, römischen und kanonischen Rechtes großen Ruf hatten. Sie traten zu Caspe am Ebro zusammen, wohin auch die Thronbewerber ihre Bevollmächtigten schickten. Nachdem sie hier zuerst einen ganzen Monat hindurch Gericht gehalten und dann noch sechs Tage lang berathschlagt hatten, entschieden sie am 28. Juni 1412 mit sechs Stimmen gegen drei für den Infanten Ferdinand von Castilien. An diesen wurden sogleich Abgeordnete der drei Reiche abgesandt; doch begrüßten ihn die catalonischen, der Sitte ihres Vaterlandes gemäß, nicht eher als ihren König, als bis er auf catalonischem Boden angelangt war.

Ferdinand zeigte sich nicht weniger in Aragonien, als in Castilien, durch Gerechtigkeit, Milde und Freundlichkeit, sowie durch Ernst und verständige Leitung der Dinge des Königthums würdig. Er erwies dem Grafen Jakob von Urgel diejenige Aufmerksamkeit, die demselben als einem Gliede der königlichen Familie und als einem angesehenen Herrn des Reiches gebührte; als aber Jakob die mit ihm geschlossene Übereinkunft verletzte und Abenteurer, welche den Engländern in Guyenne dienten, herbeirief, führte Ferdinand ihn mit Gewalt auf den Weg der Ordnung zurück. Jakob brach nämlich mit den Banden raubend und zerstörend in Catalonien ein, mußte aber, da er nicht nur bei den Cataloniern keine Unterstützung fand, sondern auch seine Truppen nicht bezahlen konnte und von den Engländern aufgegeben wurde, sich bald dem König Ferdinand, der ihn mit Hülfe castilianischer Truppen bekriegte, unterwerfen, und nun erklärte ihm Ferdinand, daß er zwar, obgleich er den Tod verdient habe, als Glied der königlichen Familie Gnade erhalten solle, aber der öffentlichen Ruhe wegen in lebenslänglicher Haft gehalten werden müsse (November 1413). Jakob ward hierauf nach Castilien gebracht und später (unter Alphons V.) nach Aragonien zurückgeführt, um dort festgehalten zu werden. Ferdinand regierte übrigens zugleich in den drei aragonischen Reichen und in Castilien, in jenen als König, in diesem als vormundschaftlicher Regent. Die ersteren Staaten hatten eine ganz freie Verfassung, nach welcher das Königthum fast nur eine leere Form und bloße Repräsentation war; in Castilien dagegen hatte Ferdinand's Bruder, Heinrich III., zur Freude des Bürger- und Bauern-

standes die Verfassung von den Fesseln der Geistlichkeit und des hohen Adels wieder freier gemacht. Diesen Unterschied empfand Ferdinand in der letzten Zeit so schmerzlich, daß man allgemein glaubte, er werde gegen die Zudringlichkeit der Ritterschaft und der Privilegirten seiner aragonischen Reiche sich zuletzt noch mit den Waffen wehren müssen; er starb aber zu rechter Zeit (1416).

Ferdinand's Sohn und Nachfolger, Alphons V. oder der Weise, welcher später als König von Neapel in ganz Italien ein entscheidendes Ansehen erhielt, würde gleich nach seinem Regierungsantritte dasjenige haben ausführen müssen, was sein Vater zuletzt beabsichtigt haben soll, wenn er nicht einen schicklichen Vorwand gefunden hätte, zuerst dem Zusammenstoß mit den Feudalständen auszuweichen und nachher den Streit mit den stolzen, auf ihre Privilegien eifersüchtigen Herren, Geistlichen, Rittern und Bürgern von Catalonien, Aragonien und Valencia fast während seiner ganzen Regierungszeit seiner Gemahlin Maria, einer Tochter Heinrich's III. von Castilien, zu überlassen. Maria konnte mit den Ständen eher fertig werden, als ihr Gemahl, weil die Ehrfurcht gegen das weibliche Geschlecht im Lande des catalonischen Gesangs und der gaya ciencia oder fröhlichen Wissenschaft (s. Th. VI. S. 326) mehr vermochte, als die Waffen und das Ansehen des Königs. Alphons hatte nämlich kaum die Regierung angetreten und in Valencia sein Haus und seinen Hof bestellt (commenço a ordenar los officios de su casa por la orden que lo hizieron los reyes sus predecessores), als gewisse Barone, Ritter, Städte und Flecken Cataloniens ihr Misvergnügen über die Ämtervertheilung äußerten und den Beschluß faßten, dem jungen Könige durch eine sehr zahlreiche Deputation eine Sturm-Petition überreichen zu lassen. Schon dieser Schritt war dem Könige zuwider (fue esta platica muy enojosa al rey en su nueva succession); noch verdrießlicher ward er aber, als sich an die Deputation der catalonischen Barone und der Stadt Barcellona auch Gesandte von Saragossa und Valencia anschlossen und die Forderung machten, er solle alle Castilianer aus seinen Diensten entlassen und sein königliches Haus gleich dem Staate nur nach ihrem Willen ordnen. Der König gewährte den Gesandten keine Audienz, sondern ließ ihnen erwidern: er habe seinen Hof nach der Art seiner Vorgänger

eingerichtet und die drei oder vier Castilianer, welche in seinen Diensten wären, deswegen bei sich behalten, weil sie keine andere Zuflucht und keinen anderen Lebensunterhalt hätten, indem sie seit sehr langer Zeit seine Schützlinge und Diener gewesen wären; was aber die Forderung der Gesandten betreffe, daß er seine Hofbeamten nach ihrem Rathe ernennen solle, so würde er, das könne er ihnen zusichern, sein Haus jederzeit nur nach genauer Überlegung und nach verständigem Rathe bestellen, jedoch keineswegs nach dem Rathe derer, die sich gegenwärtig verbunden hätten, um ihm ihren Willen und ihre Parteimänner und Verwandten aufzudringen (de lo qual se podrian seguir diversas dissensiones y parcialidades y grandes rancores). Er gab sogar seinen Worten sogleich Nachdruck, weil einige Deputirte des Adels unter dem Vorwande, daß Recht und Sitte ihres Landes ihnen eine dreiste Sprache erlaubten (con color que por constitucion y costumbre del principado lo podian hazer), sehr kühne Worte gegen den königlichen Rath gewagt hatten; er ließ nämlich diese Herren durch dieselbe Obrigkeit (el Veguer) verhaften, vor welcher sie sich so dreist ausgesprochen hatten. Während er auf diese Weise keinen einzigen seiner Beamten blos auf Verlangen der Unzufriedenen entließ, gab er dagegen ganz angesehene Beamte sogleich auf, wenn ihre Entfernung auf gerichtlichem, durch die Constitution bestimmtem Wege gefordert ward, so daß sein Verfahren wohl Unzufriedenheit, aber keine Unruhen erregte. So ward z. B. auf Befehl und mit der Unterschrift (firma) des Justicia von Aragonien der Castilianer Alvaro de Garavita von der Stelle eines General-Landvogts des Königreichs und auf die Vorstellung mehrerer Mitglieder der Gesandtschaft von Barcellona und einiger Ritter von Valencia Ludwig Vidal von der Stelle eines Präsidenten des Kriminalgerichts der Stadt Valencia entfernt.

Im Jahre 1419 boten die Angelegenheiten Italiens dem jungen Könige eine willkommene Gelegenheit dar, die unzufriedenen Städte, Herren und Ritter bei der Ausrüstung seiner Flotte und in seinem Heere zu beschäftigen oder wenigstens die angesehensten von ihnen als Geisel der Anderen in der Fremde um sich zu haben. In Neapel war nämlich der Bruder des aragonischen Königs, Don Johann, der Königin Johanna II. als Gemahl vorgeschlagen worden, und Johann war wegen dieses Vorschlages nach Sicilien

gereist, obgleich Pandolfello Alopo die Sache wieder hintertrieben hatte (s. S. 293 f.). Johann machte sich durch seinen längeren Aufenthalt in Sicilien so verdächtig, daß er zurückgerufen wurde. Bald nachher brachen in Sicilien Unruhen aus, und zu gleicher Zeit fiel nicht nur die Insel Sardinien ab, sondern auch Korsika ward ganz von den Genuesen unterworfen, und diese machten den Cataloniern die Seeherrschaft im Orient und den Antheil am dortigen Handel streitig, wie sie auch den Venetianern zu mächtig wurden. Alphons rüstete daher einen Kriegszug, welcher zunächst gegen Korsika und Sardinien gerichtet war (Mai 1419). Er ward bei diesem Zuge von den drei aragonischen Reichen aus kriegerischem Ehrgeiz, aus Feindschaft gegen Genua und Handelseifersucht kräftig unterstützt. Er ließ sich aber, wie bereits oben (S. 303 ff.) berichtet worden ist, in die neapolitanischen und die allgemeinen italiänischen Angelegenheiten verwickeln, und wurde dadurch in Italien zurückgehalten, bis der drohende Ausbruch eines Krieges mit Castilien seine Gegenwart in Spanien nöthig machte. Er kehrte 1423 nach Aragonien zurück, und ließ seine Brüder Don Pedro und Don Friedrich zurück, um sein Adoptions-Recht in Neapel zu vertheidigen.

König von Castilien war damals der unmündige Sohn Heinrich's **III.**, Johann **II.**, dessen lange Regierungszeit (1406—1454) später durch fortdauernde bürgerliche Kriege ausgefüllt ward. Die vormundschaftliche Leitung hatten anfangs sein Oheim Ferdinand und seine Mutter Catalina, nachher diese allein, ohne daß bedeutende Unruhen Statt gefunden hätten, außer solchen, welche von der Einrichtung und Verfassung der Staaten des Mittelalters unzertrennlich waren. Die Königin Mutter ergab sich zwar dem unmäßigen Genusse geistiger Getränke, es scheint aber nicht, daß dies den Geschäften der Regierung geschadet habe. Dagegen ward es ihr selbst verderblich; denn sie starb 1417 eines plötzlichen Todes. Unmittelbar nachher suchten zwei Brüder des Königs Alphons V. von Aragonien, Don Johann und Don Heinrich, welche die bedeutenden Herrschaften ihres Vaters in Castilien und einen Theil seines dortigen Einflusses geerbt hatten, und von denen der Erstere später durch seine Vermählung mit Blanca, der Erbin von Navarra, Beherrscher dieses Landes ward, durch Parteiung und Kabale den Hauptantheil an der Regierung zu erlangen,

ohne daß sie denselben durch ihre Eigenschaften und Talente verdient hätten. Don Heinrich bewog deshalb den jungen Herrscher, sich schon im dreizehnten Jahr für volljährig zu erklären und zum König ausrufen zu lassen. Johann II. besaß, ohne gerade schlecht zu sein, die Regenten-Eigenschaften seines Vaters nicht, und blieb dreißig Jahre lang das Spielwerk seiner Umgebung. Von den Männern, welche unter seinem Namen regierten oder an der Spitze derjenigen Parteien standen, die sich mit Gewalt oder List seiner Person und seiner Unterschrift bemächtigten, waren die vornehmsten: die genannten beiden aragonischen Prinzen, sowie Johann Fernandez Pacheco und Alvaro de Luna. Doch ward der Letztere, obgleich er mit Pabst Benedict XIII., mit dem Kardinal Albornoz und mit anderen, vom spanischen Geschichtschreiber Zurita sehr weitläufig aufgezählten angesehenen Männern verwandt war, in Castilien nicht für einen Mann aus großem Hause gehalten. Er galt, wie Zurita sagt, für einen Emporkömmling, für den Ersten und Letzten seines Geschlechtes, welcher sehr groß geworden sei, weil nur erst sein Vater unter der letzten Regierung ansehnliche Stellen bekleidet habe. Dagegen war aber Alvaro, wie es uns scheint und wie auch Spittler glaubt, der einzige große Mann unter allen am Hofe kabalisirenden Prinzen und Herren. Von dem jungen Könige selbst und von der Art seiner Erziehung macht uns der Geschichtschreiber Mariana, welcher sehr gut wußte, auf welche Weise vornehme, besonders fürstliche und königliche Kinder in der Regel erzogen werden und wie man sie eigentlich erziehen sollte, eine solche Schilderung, daß es zu verwundern ist, daß Johann sich wenigstens von Zeit zu Zeit an Männer wie Alvaro de Luna, dessen Uneigennützigkeit und moralische Gesinnung wir freilich auch nicht gerade preisen möchten, anzuschließen suchte. Mariana sagt: die Mutter des Königs habe ihren Sohn anfangs wie in einem Vogelbauer gehalten; er sei ein groß aufgeschossener Junge mit garstigem Gesichte gewesen, sanft, lenksam und durch Spiele leicht zu beschäftigen; er habe die Jagd mit Leidenschaft geliebt, eine Lanze brechen und einen Vers machen können, sei gut unterrichtet gewesen und habe gern gelehrten Gesprächen beigewohnt; als er aber endlich aus dem Dunkel oder gewissermaßen aus dem Mutterleibe hervorgekommen sei, habe er sich weder eines verständigen Gedan-

kens fähig noch zum Handeln tüchtig gezeigt (perpetuo hallucinatus est, magnitudine negotii obruebatur animus, aulicorum semper obnoxius imperio).

Im Jahre 1420 unterstand sich der aragonische Prinz Don Heinrich, den König mit Gewalt aus dem Palast, in welchem Alvaro de Luna ihn bewachte, zu entführen. Der Letztere schloß sich damals an Heinrich an und beförderte dessen Absichten; er wurde daher nicht nur bei dem Könige gelassen, sondern erhielt auch eine Grafschaft. Dagegen gerieth Heinrich durch die Art, wie er den Namen des in seinem Gewahrsam befindlichen Königs misbrauchte, mit seinem Bruder Don Johann in Streit. Er selbst heirathete damals die Schwester des Königs, Catalina, die sich lange dagegen sträubte und aus dem Kloster, in welches sie sich nach der Entführung ihres Bruders geflüchtet hatte, gewaltsam herausgeholt worden war; als Ausstattung erhielt Heinrich das Herzogthum Villena. Bald nachher entzog sich der König mit Hülfe Alvaro's de Luna durch heimliche Flucht den Händen Heinrich's, es sammelte sich unter Alvaro's Mitwirkung eine bedeutende Heeresmacht derjenigen Großen, welche sich für den König erklärten, und zu denen auch Don Heinrich's Bruder, Johann, gehörte, und der König sprach dem Infanten Heinrich den Besitz des Herzogthums Villena ab. Heinrich war mit seinen gemietheten Söldnern der Übermacht seiner Feinde nicht gewachsen, und mußte sich 1422 zu Unterhandlungen bequemen. Er weigerte sich lange, nach Madrid zu kommen, wo die versammelten Großen und Städte-Deputirten über seinen Anspruch an das Herzogthum Villena entscheiden sollten. Als er endlich im Juli 1422 dahin kam, ließ ihn der König verhaften und in einen Thurm des Palastes (Alcazar) bringen, wo er mehrere Jahre gefangen gehalten wurde. Unterdessen war Heinrich's Bruder, Johann, welcher die Erbtochter des Königs von Navarra zur Gemahlin hatte, der Aussicht auf die Herrschaft in diesem Reiche gewiß geworden; denn er hatte einen Sohn erhalten, und sein Schwiegervater hatte diesen sogleich zum Fürsten von Viana oder mit anderen Worten zum Kronprinzen von Navarra ausrufen lassen. Heinrich's Gefangenschaft führte den aragonischen König Alphons V. aus Italien zurück. Die Gemahlin des Letzteren nämlich, welche für ihn in Aragonien herrschte, verwendete

sich vergebens für die Freilassung Heinrich's, und forderte deshalb ihren Gemahl zur Rückkehr nach Aragonien auf. Alphons verließ im Oktober 1423 die Küste von Neapel, gerade als der Herzog von Mailand, die Florentiner und der Pabst sich mit seinem Gegner Ludwig III. von Anjou verbunden hatten. Auf der Heimfahrt nahm er an der Hauptstadt der Provenzalen Rache für die Hülfe, welche diese seinem Feinde Ludwig von Anjou geleistet hatten. Er belagerte und eroberte mit einer Flotte von achtzehn Galeeren und zwölf Segelschiffen das mächtige, reiche und bevölkerte Marseille, welches dann sehr hart mitgenommen wurde. Wenn wir diese Belagerung von Marseille mit der dreißig Jahre später Statt gefundenen Belagerung von Constantinopel vergleichen, so sehen wir, daß die Osmanen in Rücksicht auf nautische und militärische Wissenschaft weit hinter den Cataloniern zurückstanden. Das Geschütz der Letzteren war nicht so kolossal, als das der Türken, dafür aber viel brauchbarer und wirksamer; ferner setzten die Catalonier nicht den Pöbel aller Stände dadurch in Staunen, daß sie abenteuerlich ihre Schiffe über Land in den inneren Hafen brachten, sie verstanden aber dafür die schwere Hafenkette zu sprengen. Diese ward nachher als Trophäe im Dom von Valencia aufgehängt.

Der Streit mit Castilien hielt den König Alphons länger auf, als er gedacht hatte; denn zu dem Hauptgegenstande desselben, der Freilassung seines Bruders, kam noch der Umstand hinzu, daß alle Unzufriedenen des Reiches Castilien in Valencia, Catalonien oder Aragonien Zuflucht und Schutz fanden und jeden Augenblick Freischaarenzüge machten, weshalb die Regierung von Castilien ihre Auslieferung forderte. Über beide Punkte ward das ganze Jahr 1424 hindurch unterhandelt, ohne daß eine Übereinkunft zu Stande gebracht werden konnte; im folgenden Jahre rüsteten sich daher beide Theile zum Kriege. Übrigens ist die Zeit dieses Streites vom Augenblick der Gefangennehmung Heinrich's an diejenige Zeit, in welcher Alvaro de Luna groß und mächtig wurde. Die Regierung und der König waren ganz in seiner Gewalt; er selbst war, was selten vorkommt, nicht nur der Günstling und das Orakel des Königs, sondern zugleich auch der Liebling der Nation (en la estimacion de sus virtudes y partes se confor-

mava bien con el juyzio del principe la opinion de las gentes). Auch wurde Alvaro gerade in dieser Zeit mit Ehren und Gütern überschüttet. Der König ernannte ihn zum Connetable von Castilien, und als Don Johann, welcher im Jahre 1425 König von Navarra ward, seinen neugebornen Sohn Karl durch den castilianischen König aus der Taufe heben ließ, gewährte dieser dem Alvaro de Luna die Ehre, sein Mitpathe zu sein; ebenso vertrat Alvaro in demselben Jahre zugleich mit zwei anderen Groß-Kronbeamten Castiliens die Pathenstelle bei dem Sohne des castilianischen Königs, dem nachherigen König Heinrich IV. Was den Krieg zwischen Castilien und Aragonien betrifft, so erließ Alphons im Juni 1425 von Saragossa aus eine Proklamation, in welcher er erklärte, daß er im Begriff sei, mit einem Heere nach Castilien zu ziehen, um der Tyrannei Alvaro's de Luna, der den König in Abhängigkeit halte und das Land durch Zwiespalt verwirre, ein Ende zu machen. Jetzt trat aber Johann von Navarra als Vermittler auf, und kaum war dies geschehen, als auch die Großen der drei Reiche Navarra, Aragonien und Castilien zusammentraten und sich über die Bedingungen der Aussöhnung ihrer Könige vereinigten. Diese mußten die ihnen von ihren Großen gemachten Bedingungen annehmen, und es ward ein Vertrag geschlossen, welcher den Streit endigte. Don Heinrich ward in Folge desselben nicht allein in Freiheit gesetzt, sondern erhielt auch alle seine Güter und Lehen zurück; doch mußte er dem Könige von Castilien einen neuen Eid der Treue schwören. Auch allen seinen Anhängern wurden ihre eingezogenen Güter wiedergegeben, wogegen andererseits der König Alphons versprach, daß sein Bruder Heinrich nichts gegen diejenigen beginnen werde, die an seiner Verhaftung und Gefangenhaltung Theil gehabt hätten.

Dieser Vertrag mußte nothwendig neue Streitigkeiten veranlassen, durch welche dann auch König Alphons noch lange in Spanien zurückgehalten wurde. Der eine seiner Brüder, Johann von Navarra, war dem castilianischen Könige verdächtig geworden, der andere, Heinrich, stand mit dem Connetable Alvaro de Luna in offener oder geheimer Feindschaft, die Unzufriedenheit der Prinzen und Großen des Reiches mit dem überwiegenden Einfluß des Letzteren dauerte fort, und der castilianische König ward unaufhörlich

bestürmt, die Einrichtungen abzuschaffen, welche Alvaro gemacht hatte, um eines Theils seinen König gegen Gewalt zu sichern und anderes Theils sich selbst durch Freigebigkeit und Glanz in Ansehen zu setzen. Johann von Castilien mußte seine Leibwache auf vierhundert Lanzen beschränken und, durch die Vorstellungen der Stände genöthigt, das Versprechen geben, daß er in fünfundzwanzig Jahren keine neuen Gnadenbezeugungen ertheilen und die erledigten Stellen und Jahrgehalte, soweit sie nicht erblich wären, einstweilen nicht wieder besetzen und vergaben wolle. Auch den königlichen Rath wollten die Stände vermindert haben, da es ihnen nicht gefiel, daß fünfundsechzig Personen in demselben Sitz und Stimme hatten. Alvaro's Gegner stützten sich auf die aragonische Partei, und König Alphons war, so lange er in Spanien zurückblieb, der Mittelpunkt aller Kabalen, weshalb denn auch der aragonische Annalist Zurita dem Alvaro die schändlichsten Absichten zutraut, ihm die empörendsten Plane und Tücken Schuld gibt und sogar behauptet, Alvaro habe die Königin verführen und den König aus der Welt schaffen wollen, was uns weder wahr, noch auch selbst wahrscheinlich vorkommt. Drei Jahre lang dauerten die Unruhen in Castilien fort, da Johann von Navarra und sein Bruder Heinrich von Alphons und den vielen Feinden Alvaro's unterstützt wurden, und da die Polizei und Justiz überall gestört waren oder nur durch solche Maßregeln erhalten werden konnten, welche eine schreckliche Rache hervorriefen. Die beiden aragonischen Prinzen und Alvaro erschienen alle drei nur in Begleitung ihrer Truppen am Hofe, und wagten ihre Zusammenkünfte in keinem Gebäude zu halten, sondern unterredeten sich nur auf freiem Felde, wie feindliche Generale pflegen. Endlich brachte ein Franziskaner, welcher im Rufe der Heiligkeit stand, es dahin, daß sich Alvaro und seine Gegner dazu verstanden, die ganze Sache vier von ihnen selbst ernannten Schiedsrichtern zu überlassen (1427). Alvaro ernannte den Admiral von Castilien und den Fernando Alonzo de Robia, der König von Navarra und seine Partei aber den Großmeister des Calatrava-Ordens und Pedro Maurique, und diese vier Schiedsrichter nahmen den Prior des Klosters Sct. Benedict, in welchem sie sich versammelten, zum Obmann. Die Entscheidung fiel dahin aus, daß Alvaro sich achtzehn Monate lang fünfzehn Meilen weit vom Hofe entfernt

halten und alle seine Anhänger den Palast verlassen sollten. Dies geschah; der König blieb aber in steter Verbindung mit Alvaro, er fühlte sich durch die Gewalt, welche die Infanten und ihre Creaturen sich über seine Schwäche anmaßten, sehr gekränkt, und die Letzteren vermochten sogar ihre eigenen Anhänger so wenig in Ordnung zu halten, daß bald das ganze Land durch Privatkriege verwüstet wurde und alle Wege unsicher waren. Die Infanten selbst bewogen daher schon 1428 den König, seinen Connetable zurückzurufen, damit Ordnung und Gesetz wenigstens einigermaßen wieder hergestellt würde. Kaum war Alvaro wieder am Hofe erschienen, als beide Infanten sich am eifrigsten um seine Gunst bewarben und unter einander in solchen Zwist geriethen, daß der König sie und ihre zahlreiche bewaffnete Begleitung entfernen mußte. Um diese Zeit kam auch der dritte Bruder des Königs Alphons, Don Pedro, welcher aus Neapel hatte weichen müssen, nach Castilien und vermehrte die Verwirrung.

Endlich entschloß sich Alphons zu einem neuen Kriege mit Castilien, um seine drei Brüder und ihren Anhang gegen den schwachen König Johann oder, wie Alphons und die Infanten vorgaben, gegen Alvaro de Luna mit einem Heere zu unterstützen. Bei dieser Gelegenheit bewies Alphons, daß er der Mann sei, welcher die Aragonier ebenso gut nach ihrer Weise zu regieren verstehe, als Alvaro de Luna die Castilianer. Als nämlich Alphons die Ritter Aragoniens und die Schätze seines Reiches gebrauchen wollte, um seine drei Brüder, welche den schwachen König von Castilien unter steter Vormundschaft halten wollten, in ihren ehrgeizigen Absichten zu unterstützen, wußte Alvaro eine Partei in Aragonien zu gewinnen, zu welcher die angesehensten Herren des Reiches, unter Andern der Erzbischof von Saragossa, ein Franziskaner, und der Sohn des früheren sicilianischen Königs Martin des Jüngeren, gehörten. Gegen diese castilianische Partei, die den Absichten des Königs entgegen wirkte, verfuhr Alphons sogleich in einer so militärischen Weise, daß er dadurch Alles einschüchterte und in die gesetzlichen Schranken zurückwies. Er ließ z. B. den Erzbischof von Saragossa zu sich rufen, und es ward seitdem nichts mehr von demselben gehört; daß er auf irgend eine Weise aus der Welt geschafft worden sei, schloß man nur aus der nachher angeordneten Wahl seines

Nachfolgers. Im Jahre 1429 vereinigte Alphons sein Heer mit dem seines Bruders, des Königs von Navarra, und Alvaro de Luna hatte sich mit seinen Castilianern Beiden schon gegenüber gelagert, als der Kardinal von Foix, den der Pabst als Legaten geschickt hatte, und die Königin von Aragonien, Maria, eine Schwester des castilianischen Königs, die Führer beider Heere zu einem nochmaligen Versuche, die Sache auf gütlichem Wege beizulegen, bewogen. Es war jedoch zu schwer, Don Heinrich und die beiden anderen Infanten zu befriedigen, und da die Könige von Aragonien und Navarra nicht aufhörten, durch ihren Bruder Heinrich alle Unzufriedenen in Castilien aufzuregen, so fiel Johann von Castilien auf den Rath Alvaro's noch im Jahre 1429 mit einem furchtbaren Heere in Aragonien ein. Obgleich wir sehr weit entfernt sind, der von einigen Schriftstellern gemachten Angabe über die Stärke dieses Heeres unbedingten Glauben zu schenken, so verdient dieselbe doch angeführt zu werden, weil daraus hervorgeht, wie groß damals die Macht Castiliens angesehen und geschildert werden konnte. Das Heer, mit welchem Johann von Castilien und sein Connetable in Aragonien einfielen, soll aus zwölftausend Reitern und sechzigtausend Mann zu Fuß bestanden haben. Die Castilianer richteten in Aragonien grausame Verheerungen an, zogen aber, als weder Alphons noch der König von Navarra gegen sie im Felde erschienen, schon im August an die Grenzen ihres Reiches zurück. Im nächsten Frühjahr (1430) rüstete Alphons einen neuen Zug nach Castilien. Alvaro de Luna suchte denselben zwar vermittelst seiner Verbindungen in Aragonien zu verhindern; seine dortigen Anhänger vermochten aber, nachdem der Erzbischof von Saragossa aus dem Wege geräumt war, nichts gegen den Willen des Königs, und der vornehmste von ihnen sah sich sogar genöthigt, eine Zuflucht in Castilien zu suchen. Andererseits konnte auch Alphons von Aragonien seinen Zweck nicht erreichen; denn obgleich seine Stände ihm endlich Geld zu dem beabsichtigten Kriegszuge bewilligten, so waren sie doch eben so wenig, als die castilianischen Stände, geneigt, für das persönliche oder Familien-Interesse ihres Königs viel zu opfern. Alphons beschloß daher, lieber seinen Einfluß in Italien wieder herzustellen, als um des Infanten Heinrich willen einen neuen Krieg mit seinem Schwager

zu beginnen. Er ließ in Gemeinschaft mit dem Könige von Navarra den Castilianern den Frieden antragen, und erklärte sich bereit, die Sache seiner Brüder Don Heinrich und Don Pedro aufzugeben, wenn dagegen auch der König von Castilien nicht auf der Wiedereinsetzung seiner zu ihm geflüchteten aragonischen Freunde bestehen, sondern sie in Castilien behalten wolle. Im Juli 1430 kam wirklich ein Waffenstillstand auf fünf Jahre zu Stande, und beide Theile ließen es sich gefallen, daß die Entscheidung der zwischen ihnen streitigen Punkte vierzehn Schiedsrichtern überlassen werde. Aus dem letzteren Umstande und aus dem Benehmen der catalonischen Stände, welche ihrem Könige Truppen und Geld zu dem beabsichtigten Zuge gegen Castilien versagt hatten, geht deutlich hervor, daß dieser Waffenstillstand nur eine Wirkung des Widerwillens der sämmtlichen Stände gegen einen Familienkrieg war. Weit glänzender, als die Rolle, welche Alphons seit seiner Rückkehr aus Italien in Spanien gespielt hatte, war dasjenige, was er nach dem mit Castilien abgeschlossenen Waffenstillstande in Italien unternahm; denn hier erwarb er sich damals einen unsterblichen Ruhm und den Beinamen des Weisen.

6. Italien von der Rückkehr Alphons des Fünften nach Aragonien an bis zum Tode desselben.

In Neapel führten nach dem Abzuge des aragonischen Königs und seiner beiden Brüder Don Pedro und Don Friedrich nicht die Königin Johanna und ihr Adoptivsohn, Ludwig III. von Anjou, sondern der Groß-Seneschall Caraccioli mit seinen Verwandten und Creaturen die Regierung (s. S. 307 ff.). Ludwig von Anjou war zuerst ohne alles Ansehen, und wurde dann von der Königin ganz aus ihrer Nähe entfernt; er durfte zwar ganz Calabrien für sich nehmen, aber nicht mehr am Hofe erscheinen. Der Groß-Seneschall tyrannisirte das Reich und die Königin, er und seine Verwandten rissen eine Herrschaft, ein Fürstenthum nach dem anderen an sich, und die Königin wurde, wenn sie einmal keine neuen Vergebungen bewilligen wollte, von Caraccioli in ihren eigenen Gemächern aufs brutalste behandelt. Der Groß-Seneschall ward Herzog von Venosa, Graf von Avellino und Herr von Capua, und wenn er sich nicht auch noch Fürst von Capua nannte, so

geschah es nur deshalb, weil dieser Titel den Kronprinzen von Neapel vorbehalten war. Nach dem Tode des Pabstes Martin V. verlangte Caraccioli auch das den Verwandten desselben gehörende Fürstenthum Salerno, welches Johanna diesen entzogen hatte, sowie das Herzogthum Amalfi. Die tyrannische Herrschaft Caraccioli's und seine grobe Behandlung ließ sich die Königin so lange gefallen, als ihre Leidenschaften noch heftig waren; sobald aber ihr zunehmendes Alter das Band der Sinnlichkeit, welches sie früher mit dem Groß-Seneschall verband, locker gemacht hatte, suchte sie bei ihrer am Hofe lebenden Nichte, der Herzogin von Suessa, Trost und schenkte derselben ihr Vertrauen. Caraccioli dagegen, welcher seit 1428 die Königin völlig als Untergebene behandelte, gewann den Oberbefehlshaber der Truppen, Jakob Caldora, und den mächtigen Fürsten von Tarent für sich, indem er eine seiner Töchter mit dem Sohne des Ersteren, Anton Caldora, und eine andere mit dem Bruder des Letzteren, Gabriel Ursino, vermählte. Er hatte sich aber dabei verrechnet; denn weder Caldora noch der Fürst von Tarent waren Leute, welche auf Verwandtschaft oder Dankbarkeit Rücksicht nahmen, wenn sie ihre besonderen Zwecke zu erreichen suchten. Schon in demselben Jahre, in welchem Gabriel Ursino die Tochter Caraccioli's heirathete (1430), erscheint sein Bruder unter den neapolitanischen Unzufriedenen, welche mit Alphons V. von Aragonien in Verbindung traten; denn dieser schickte damals im September Gesandte nach Valencia, um in seinem und vieler anderen neapolitanischen Großen Namen den König Alphons zu bitten, mit einem Heere nach Neapel zu kommen. Ebenso war auch Jakob Caldora troß aller empfangenen Wohlthaten nicht abgeneigt, von der Partei Ludwig's aufs neue zur aragonischen überzugehen, und der Verfasser der italiänisch geschriebenen neapolitanischen Tagebücher spricht in dieser Beziehung seinen heftigen Unwillen über einen königlichen Oberbefehlshaber aus, der auf solche Weise mit der Treue Handel treiben konnte (Tanto era avaro e avido di robba e si buttò l' honore dietro le spalle, che infino non servò nè a Dio nè al Diabolo). Der Groß-Seneschall suchte den alten Räuber durch ein neues Band zu fesseln; er verlobte seinen einzigen Sohn mit Jakob Caldora's Tochter. Jedoch wohnte nachher Caldora der Vermählung, welche mit wahr-

haft kaiserlicher Pracht gefeiert ward, nicht bei, weil er, wie der erwähnte Annalist zu verstehen gibt, in Furcht war, daß man ihn in eine Falle locken wolle (ma il volpone di Jacopo non ci volse venire).

Alphons hatte schon im Jahre 1426 mit dem Herzog von Mailand angeknüpft; als dieser aber nachher Genua wieder verlor, konnte Alphons von ihm zur See keinen Beistand erwarten, und verband sich deshalb mit den neapolitanischen Unzufriedenen. Er segelte unter dem Vorwande eines Zuges gegen Tunis mit zweiundzwanzig Galeeren und vielen großen Schiffen nach Messina, wo er am 6. Juni 1432 ankam, und fuhr von dort an die Küste von Afrika. Hier verweilte er noch, als Caraccioli das Vermählungsfest seines Sohnes im königlichen Palaste, wo er Zimmer hatte, acht Tage hinter einander feierte und am vorletzten Tage des Festes (17. August 1432) von den mit der Herzogin von Suessa verbündeten Herren aus dem Wege geräumt ward. Die Veranlassung zu seinem Morde war ein heftiger Zank mit der Königin, der er wegen der Fürstenthümer Amalfi und Salerno sehr grob zusetzte. Johanna weigerte sich standhaft, ihm dieselben zu überlassen; er gerieth dadurch in Zorn, beleidigte die Königin und schrie ihr schmutzige Erinnerungen aus der vorigen Zeit zu *). Gleich nachher kam die Herzogin von Suessa, welche in einem anstoßenden Zimmer Alles mit angehört hatte, zur Königin; sie fand dieselbe in großem Zorn und in Thränen, und brachte sie dahin, daß sie den Befehl gab, ihren früheren Liebling zu verhaften. Dies war es, was Ottolino von Caracciolo Rosso und andere mit der Herzogin gegen ihn Verbündete erwarteten; sie drangen in der Nacht in sein Zimmer und durchbohrten ihn, gaben aber nachher vor, daß er sich der Verhaftung widersetzt habe und fechtend umgekommen sei. Die Königin, welche schon damals fast ganz kindisch war, gerieth bei der Nachricht von Caraccioli's Ermordung anfangs in große Betrübniß; bald nachher aber gewährte sie den Mördern desselben Straflosigkeit, und ließ seine Güter einziehen, weil er, wie es in dem deshalb erlassenen Befehle hieß, ein Rebell

---

*) Dies meint wohl der neapolitanische Annalist mit den Worten: usò alcune parole dishoneste contro la regina.

gewesen sei. Auch wurde Caraccioli's Sohn nebst allen seinen Verwandten und Creaturen verhaftet, und alle seine Paläste und Güter nach türkischer Weise der Plünderung des Pöbels preisgegeben. Durch Caraccioli's Tod ward dem König Alphons der Weg zur Rückkehr nach Neapel vollends gebahnt; denn auch die Herzogin von Suessa gab nicht zu, daß Ludwig von Anjou aus Calabrien an den Hof kam, weil sie jetzt die schwache Königin ebenso unbeschränkt beherrschen wollte, als vorher der Seneschall. Alphons, welcher in Afrika einige Vortheile über die Ungläubigen erhalten und die Insel Gerbe den Tunisern abgenommen hatte, war im Oktober nach Messina zurückgekommen, und setzte sich von dort aus mit der Herzogin von Suessa in Verbindung. Diese suchte auch ihrerseits die Königin dazu zu bewegen, daß sie ihre Erklärung zu Gunsten Ludwig's von Anjou, welcher noch immer einen sehr bedeutenden Anhang im Reiche hatte, zurück nehme und dagegen die dem aragonischen Könige gewährte, später aber cassirte Adoption erneuere. Unterdessen besetzte Ludwig von Anjou ganz Calabrien und befehdete in Verbindung mit Jakob Caldora die mächtige Familie Orsini, besonders dasjenige Glied derselben, welches im Besitze des Fürstenthums Tarent war. Für ihn war am neapolitanischen Hofe besonders Urban Cimino thätig, dessen Ansehen den Einfluß der Herzogin von Suessa bei der altersschwachen Königin aufwog. Obgleich daher Alphons im December 1432 Ischia besetzte und bis in den Februar des folgenden Jahres daselbst verweilte, um die Unterhandlungen mehr aus der Nähe betreiben zu können, so erreichte er doch seinen Zweck nicht. Er schloß sich zuletzt an den Gemahl der Herzogin an, in der Hoffnung, durch dessen Anhang durchzusetzen, was die Herzogin nicht gewähren konnte oder wollte; es erfolgte aber das Gegentheil, weil die Herzogin, welche mit ihrem Gemahle in argem Zwiste lebte, dadurch tödtlich beleidigt wurde. Als er endlich die Unmöglichkeit einsah, Johanna zur Aufopferung Ludwig's zu bewegen, schloß er einen Frieden auf zehn Jahre und kehrte nach Sicilien zurück.

Nicht lange nachher änderten sich die Umstände zu Gunsten des aragonischen Königs. Ludwig von Anjou ward nach Alphons Entfernung von Johanna nicht als Nachfolger behandelt und aufgenommen, weil die Königin ganz von ihrer Hofdienerschaft abhängig

war. Er blieb auf Calabrien beschränkt, und als im Jahre 1434 bei Gelegenheit seiner Vermählung mit Margaretha, der Tochter des Herzogs von Savoyen, Johanna ihm eine prächtige Hochzeit in Neapel veranstalten wollte, gab Johann Cicinello, welcher damals Caraccioli's Stelle vertrat, dies aus Staatsgründen nicht zu (disse, che era cosa da turbare lo stato suo); ja, Margaretha durfte auf ihrer Reise nach Calabrien nicht einmal von Sorrent, wo sie seekrank einige Tage verweilen mußte, nach Neapel kommen, und es wurden ihr nur armselige Geschenke geschickt. Ludwig ward bald nach seiner Vermählung von einem hitzigen Fieber plötzlich weggerafft (November 1434). Seine Wittwe heirathete später den Herzog Ludwig von Baiern, Pfalzgrafen bei Rhein. Er scheint ein sehr gutmüthiger Mann gewesen zu sein; denn kurz vor seinem Tode hatte er sich trotz der erlittenen Kränkungen von Urban Cimino und anderen Männern, welche im Namen der Königin regierten, gebrauchen lassen, um in Verbindung mit Jakob Caldora dem Fürsten von Tarent, Johann Anton Orsini, welcher allgemein geliebt ward und den auch er achtete und ehrte, sowie den Verwandten, Freunden und Vasallen desselben, Städte und Burgen zu entreißen. Die Königin Johanna starb bald nach Ludwig (Februar 1435) in ihrem fünfundsechzigsten Jahre. Sie war noch kurz vor ihrem Tode durch die Anhänger des Hauses Anjou oder vielmehr durch die Leute, welche in der letzten Zeit die Regierung an sich gerissen und Güter, Stellen, Ämter und Ehren sich und den Gliedern ihrer Familien zugetheilt hatten, bewogen worden, über das von ihr beherrschte Reich so zu verfügen, als wenn dasselbe ihr Privateigenthum wäre. Ludwig III. von Anjou hatte nämlich zwei Brüder hinterlassen, den Herzog Renatus oder Rainer von Lothringen und Karl von Provence, von dessen im Jahre 1481 gestorbenem Sohne Karl der König Ludwig XI. von Frankreich die Ansprüche an Neapel erbte, was für die Geschichte der ersten Jahre des sechzehnten Jahrhunderts zu bemerken ist. Von diesen beiden Sprößlingen des jüngeren Hauses Anjou war im Testamente der Königin Johanna der eine, Renatus von Lothringen, zum Erben des Reiches Neapel eingesetzt worden. Renatus besaß aber keine bedeutende Kriegsmacht und konnte sein Erbrecht nicht geltend machen, obgleich er sich König von Neapel nannte. Da nun das ganze

Reich in Parteien aufgelöst war und in Folge des körperlich und geistig geschwächten Zustandes, in welchem die Königin Johanna sich während der letzten fünf Jahre ihres Lebens befunden hatte, seit Caraccioli's Zeit eigentlich gar keine Regierung mehr gehabt hatte, so wandten sich der Herzog von Suessa und der Fürst von Tarent gleich nach Johanna's Tode an den König Alphons, damit doch wieder einige Ordnung hergestellt würde. Dieser hatte die Befugniß der Königin Johanna, das ihm ertheilte Recht der Nachfolge zu widerrufen, nie anerkannt, und suchte sich sogleich in den Besitz des neapolitanischen Reiches zu setzen. Er griff zunächst Gaëta an. Diese Stadt rief aber den Herzog Philipp Maria Visconti von Mailand, welcher über die genuesische Seemacht verfügen konnte, zu Hülfe, und es kam hierauf am 5. August 1435 bei der Insel Ponza zwischen der genuesischen und catalonischen Flotte zu einer der blutigsten Seeschlachten, welche im fünfzehnten Jahrhundert in dem mittelländischen Meere geliefert worden sind. Alphons hatte elftausend Mann und die angesehensten Herren und Ritter an Bord. Auch der Herzog von Mailand hatte auf der genuesischen Flotte ein Heer eingeschifft, weil bei der Beschaffenheit des Geschützes und der Seefahrtkunst jener Zeit an Seegefechte, wie sie heut' zu Tage geliefert werden, nicht zu denken war, sondern Alles vorzugsweise auf das Entern ankam. Die Schlacht dauerte vom Aufgange der Sonne bis zu ihrem Untergange, und endigte mit einer völligen Niederlage der Catalonier und einem glänzenden Triumph für Philipp Maria Visconti. Nur ein einziges catalonisches Schiff, auf welchem sich der Infant Don Pedro befand, entkam den Händen der Feinde. Die Genuesen verbrannten, was uns auffallend scheint, alle genommenen Schiffe. Die Zahl der in Gefangenschaft gerathenen Catalonier und Aragonier war sehr groß. Auch der König Alphons und sein Bruder Johann von Navarra befanden sich unter denselben. Außer diesen Beiden scheinen uns die vornehmsten Gefangenen gewesen zu sein: der Großmeister des Ordens von Sct. Jakob nebst seinen Brüdern, der Fürst Johann Anton Orsini von Tarent, der Herzog Jakob Marzano von Suessa, der Graf von Campobasso, Angelo Combatesa, und der Graf von Morcone, Honorato Cajetano. Der Herzog Philipp Maria ließ nicht nur alle Gefangenen nach Mailand statt nach

Genua bringen, sondern er erbitterte auch die Genuesen dadurch aufs Äußerste, daß er ihnen nicht erlaubte, den Sieg zu verfolgen. Seine Verhältnisse waren nämlich damals von der Art, daß es ihm sehr wichtig sein mußte, keinen Franzosen zur Herrschaft von Neapel gelangen zu lassen. Er behandelte daher den aragonischen König nicht als Besiegten und Gefangenen, sondern empfing ihn zu Mailand wie im Triumph und bewirthete ihn glänzend. Er entließ ihn sogar nebst den übrigen Gefangenen ohne Lösegeld, weil er einen edeln, großherzigen, der Treue und Dankbarkeit fähigen Mann sich durch Großmuth verbindlich machen wollte, um an ihm einen zuverlässigen Verbündeten zu erhalten. Um dieses Verfahren Philipp Maria's zu verstehen, müssen wir den Faden der Geschichte des oberen und mittleren Italiens da wieder aufnehmen, wo wir ihn früher hatten fallen lassen.

Philipp Maria Visconti von Mailand war, nachdem er Genua und die ganze Lombardei durch Carmagnola hatte unterwerfen lassen, im Jahre 1423 mit Florenz, sowie nachher auch mit Venedig in Krieg gerathen (s. S. 324.), also mit den einzigen Staaten, welche reich genug waren, um seinen Söldnern und deren kriegserfahrenen Hauptleuten andere eben so tüchtige und eben so käufliche entgegensetzen zu können. Die Florentiner schickten, als Philipp Maria den Frieden gebrochen hatte, Pandolf Malatesta mit seiner Bande gegen ihn; dieser ward aber am 6. Sept. 1423 von den Truppen des Herzogs geschlagen und die Stadt Forli, welche er hatte retten sollen, von den Mailändern besetzt. Dasselbe Schicksal hatte im Februar 1424 Imola. Hierauf huldigte einerseits der Gebieter von Faënza, Antonio di Manfredi, dem Herzog von Mailand, und andererseits schloß sich der Pabst demselben freundlich an oder entfernte doch wenigstens den Kardinal Condolmieri, der dem Herzoge feindlich gesinnt war, aus Bologna. Die Florentiner wollten jetzt Braccio di Montone in ihre Dienste nehmen; dieser ward aber, gerade als die florentinischen Abgeordneten, welche ihn und seine Schaaren werben sollten, mit achtzigtausend Dukaten bei ihm angekommen waren, in einer Schlacht tödtlich verwundet (s. S. 308.). Die päbstlichen und neapolitanischen Truppen, welche ihn besiegt hatten, raubten bei dieser Gelegenheit den Abgeordneten der Florentiner das mitgebrachte Geld.

Nun nahmen die acht Männer, welche in Florenz das Kriegswesen leiteten, den Karl Malatesta von Rimini in Dienst, welcher sechstausend Mann unter Pandolf Malatesta, Orso Orsini, Ludwig degli Obizzi und Nikolaus von Tolentino in seinem Solde hatte, aber stets unglücklich im Felde war. Er erlitt auch diesmal eine Niederlage, ward selbst gefangen und nach Mailand gebracht, wo ihn Philipp Maria, wie er manchmal gegen Gefangene that, entweder in einer Anwandlung von Großmuth oder aus Politik mit vieler Schonung behandelte. Übrigens hatten die Florentiner durch Malatesta's Niederlage nichts als ihr Geld verloren, da sie jetzt neue Miethlinge kaufen mußten. Sie nahmen Braccio's besten Schüler, Piccinino, und Braccio's Sohn, Oddo Braccio, mit dem Reste seiner Truppen in Dienst. Dieses Heer ließ sich am 1. Februar 1425 im Val di Lamone überfallen, Oddo Braccio wurde erschlagen und Piccinino gefangen genommen. Der Letztere kam in den Gewahrsam des Herrschers von Faënza, Antonio di Manfredi, welcher einen Theil der Söldlinge des Herzogs von Mailand commandirte, wurde aber schon im März wieder losgekauft. Er hatte in seiner Gefangenschaft Antonio di Manfredi zu überzeugen gewußt, daß es für ihn viel vortheilhafter sei, den Florentinern als dem Herzoge zu dienen, und Antonio ging hierauf mit seiner Söldnerbande zu den Ersteren über. Piccinino selbst aber entzweite sich mit den acht Männern, welche in Florenz das Kriegswesen leiteten, und trat in mailändische Dienste. Auch Franz Sforza, welcher damals noch keinen ausgezeichneten Rang unter den Hauptleuten der Miethvölker hatte, war vom Herzog Philipp Maria angeworben worden. Der Krieg nahm bald eine für die Florentiner sehr ungünstige Wendung: ihr Heer erlitt am 9. und am 17. Oktober zum fünften und sechsten Male seit dem Anfange des Krieges eine Niederlage auf offenem Felde. Sie wandten sich daher jetzt an Venedig, und schickten zu diesem Zwecke zwei Männer ab, welche ihren angesehensten, durch Bank- und Handelsgeschäfte mit den großen und fürstlichen Patriciern Venedig's verbundenen Häusern angehörten, Palla degli Strozzi und Johann von Medicis. Der Letztere war damals der bedeutendste Mann in Florenz, und zwar sowohl wegen seines unermeßlichen Reichthums und seiner schrankenlosen Großmuth, als auch

wegen der Art, wie er sein aristokratisches Ansehen gebrauchte, um die Gewerbe und Handwerke zu fördern und die von den eigentlichen Aristokraten, den Strozzi, Ridolfi und Anderen, angefeindete Demokratie zu schützen. Die Aristokratie hätte ihn daher auch gern ebenso vertrieben, wie sie später seinen Sohn Kosmus auf einige Jahre in die Verbannung trieb; Johann von Medicis war aber zu groß und zu edel, als daß sie dies hätte wagen können, man gebrauchte ihn vielmehr sogar, als es galt, die aristokratische Republik Venedig zu gewinnen.

Die Republik Venedig hatte seit dem Anfange des Krieges zwischen Florenz und Mailand die Schritte Philipp Maria's ängstlich überwacht, nahm sich aber, ihrer bekannten Klugheit gemäß, wohl in Acht, ihn anzugreifen, so lange Carmagnola, welcher unüberwindlich schien, des Herzogs Heere anführte. Gegen das Ende des Jahres 1424 zerfiel jedoch Carmagnola mit dem Herzoge, und nun suchten die Venetianer aus diesem Zwiste Vortheil zu ziehen. In Betreff der Entzweiung des Herzogs Philipp Maria mit einem Feldherrn, dem er seine Erhaltung, sowie die Begründung und Ausbreitung seiner Herrschaft ganz allein verdankte, den er mit Ehren und Gütern überhäuft, an Kindes Statt angenommen und mit dem Rechte, den Namen Visconti zu führen, beehrt hatte, sind von dem gleichzeitigen Geschichtschreiber Biglia allerlei Dinge als Ursachen angeführt worden; wir glauben jedoch, daß einerseits in des Herzogs Mistrauen und Feigheit, sowie in seiner Furcht vor einem Manne, den er zu mächtig gemacht hatte, und andererseits in Carmagnola's Brutalität, Grobheit und Trotz Gründe genug zu finden sind. Eine Anzahl Schmeichler und Hofleute, welche Biglia mit Namen nennt, erfüllten, während Carmagnola als Statthalter in Genua war, den feigen und argwöhnischen Herzog mit Angst, und bewirkten zunächst, daß Philipp Maria dem Carmagnola die Summen entziehen wollte, welche dieser gebrauchte, um, wie man jetzt sich ausdrückt, die Cadres seines Söldnerheeres zu unterhalten. Carmagnola fühlte, wohin das führen werde, und eilte deshalb mit geringer Begleitung nach Abbiate Grasso, wo damals der Herzog sich befand. Er ward aber nicht in die Stadt eingelassen, und als er dem Herzoge sagen ließ, daß er ihm etwas Wichtiges mitzutheilen habe und noch nie abge-

wiesen worden sei, erhielt er sogar die Antwort, er solle sich an einen der ihm verhaßten Hofleute wenden. Er gerieth hierüber in die größte Wuth und brach, als er den Herzog über dem Thore bemerkte, in laute Vorwürfe und Schmähungen aus; doch wagte man nicht sich seiner zu bemächtigen, als er hierauf mit seiner kleinen Begleitung sogleich querfeldein ritt, um eilig in das Gebiet des Herzogs von Savoyen zu kommen. Adrato, welcher ihn mit einigen Reisigen verfolgte, hatte keine Lust, den zornigen Haudegen anzugreifen oder auch nur an der Fortsetzung der Reise zu hindern. Philipp Maria ließ alle Güter Carmagnola's, sowie die sämmtlichen Einkünfte desselben im Betrage von vierzigtausend Dukaten einziehen. Carmagnola gelangte zuerst zum Herzoge von Savoyen, den er von Philipp Maria's Planen unterrichtete und gegen ihn aufbrachte; dann begab er sich durch die Schweiz in das Gebiet von Venedig. Diesen Weg machte er verkleidet, weil er den Eidgenossen die Niederlage bei Bellinzona bereitet hatte. Am 25. Februar 1425 kam er mit dreiundzwanzig Begleitern und großen Schätzen in Treviso an, und reiste von da weiter nach Venedig, wo man ihm eine ausgezeichnete Aufnahme gewährte. Der Herzog von Mailand ließ dort, wie Bigkia aus dem Munde eines Freundes berichtet, durch Spione jeden Schritt und Tritt Carmagnola's beobachten und jedes seiner Worte belauschen. Auch machte er den Versuch, ihn vergiften zu lassen.

Durch Carmagnola's Austritt aus dem Dienste Philipp Maria's erhielten die politischen Angelegenheiten von Oberitalien eine ganz andere Gestalt. Venedig und Florenz wurden nämlich von diesem Augenblick an die Hauptmächte; denn beide Republiken, die aristokratische wie die demokratische, waren allein von allen italiänischen Staaten im Stande, die ungeheueren Kosten für die Compagnieen und Hauptleute zu bestreiten, von welchen damals das Schicksal Italiens abhing. Übrigens hatte auch der Herzog von Mailand mit beiden Republiken das Eine gemein, daß er nicht als General oder durch die Streitbarkeit seiner Unterthanen, sondern durch den Reichthum und die Betriebsamkeit seines Landes und durch den darauf gegründeten blühenden Zustand seiner Finanzen mächtig war. Die Venetianer waren längst von den Florentinern bestürmt worden, mit ihnen ein Bündniß gegen Philipp Maria zu schließen, welcher

offenbar darnach strebe, sich zum Kaiser von Italien zu machen; allein die Republik Venedig, deren grausame, egoistische und treulose Politik Machiavelli als vollendete Staatsweisheit preist, zögerte so lange sich der bedrängten Florentiner anzunehmen, bis diese drohten, sich dem Herzoge anzuschließen. Die beiden florentinischen Gesandten, Palla degli Strozzi und Johann von Medicis, brachten daher im November 1425 die Venetianer wenigstens zu dem Versprechen, daß sie sich beim Herzoge für den Frieden ernstlich verwenden wollten. Dies geschah, und der schlaue und arglistige Tyrann stellte sich sogleich zu einem Waffenstillstand bereit, mit welchem jedoch den Florentinern wenig gedient war. Unterdessen kam Carmagnola nach Venedig. Dieser war mit der inneren Beschaffenheit der mailändischen Regierung, sowie mit den weitaussehenden Planen des Herzogs vertraut, und bestätigte den Venetianern das, was die Florentiner ihnen über die Absichten desselben gesagt hatten. Die Venetianer nahmen hierauf eine ganz andere Sprache gegen den Herzog an, und drohten ihm, ein Offensiv-Bündniß mit Florenz zu schließen, wenn er nicht den Besitz von Genua aufgebe und die Romagna räume. Venedig wurde von Florenz und von Mailand als diejenige Macht betrachtet und behandelt, deren Ausspruch das Schicksal Italiens entscheiden könne. Es traten daher auch die Gesandten beider Staaten als Redner im venetianischen Senat auf, wo Carmagnola ebenfalls eine lange Rede gegen den Herzog hielt. Die Geschichtschreiber jener Zeit stellen das Auftreten dieser Männer im venetianischen Senat, welcher in jeder Beziehung dem alten römischen glich, ausführlich dar, und legen den verschiedenen Gesandten, die allerdings sehr beredt waren, lange und gut ausgearbeitete Reden in den Mund; denn die klassische Bildung der Zeit forderte lange und zierliche Staatsreden, und alle damaligen Historiker waren Rhetoriker, welche den Cicero, Livius und andere römische Klassiker auswendig wußten. Wir halten uns dabei nicht auf, sondern führen nur die Facta selbst an. Die Florentiner beklagten sich, daß ihnen der Krieg mit Mailand schon zwei Millionen Dukaten gekostet habe, und daß sie, wenn Venedig sich nicht mit ihnen verbinde, den Herzog, wie er wünsche, als Kaiser anerkennen würden. Im Anfange des folgenden Jahres (1426) kam dann zwischen Venedig und Florenz ein Bündniß zu

Stande, nach welchem auf gemeinschaftliche Kosten ein Heer von achttausend Mann zu Fuß und sechzehntausend Mann zu Pferd aufgestellt werden sollte. An diesen Bund schlossen sich später auch die Städt Siena und Ferrara, sowie die Markgrafen von Mantua und Montferrat und der Herzog Amadäus von Savoyen an. Carmagnola, dem die Venetianer anfangs jährlich sechstausend Dukaten Wartegeld ausgesetzt hatten, wurde nach dem Abschluß des Bündnisses mit Venedig zum Obergeneral der Venetianer ernannt, und erhielt als solcher monatlich tausend Dukaten. Schon im Januar erklärte Venedig dem Herzog von Mailand den Krieg, und schon zwei Monate nachher benutzte Carmagnola die Einverständnisse, welche er mit Einwohnern von Brescia hatte, um den Venetianern diese Stadt, nach deren Besitz sie lange getrachtet hatten, zu verschaffen; doch blieben die alte und die neue Festung, sowie die Vorstädte und die festen Plätze des Stadtgebietes in der Gewalt der mailändischen Söldner, welche an Franz Sforza und an Nikolaus Piccinino Feldherren hatten, die es mit Carmagnola aufnehmen konnten. Die Besetzung eines Theils von Brescia durch die Venetianer nöthigte den Herzog von Mailand, seine Truppen aus der Romagna herauszuziehen. Er benutzte dies, um den Pabst zu gewinnen; denn er ließ die dortigen Städte Forli, Imola und Forlimpopoli dem Legaten desselben übergeben, der sie freilich nicht behaupten konnte, sondern bald nachher wieder ihren alten Herren überlassen mußte. Die aus der Romagna abziehenden Miethlinge Philipp Maria's führte Agnolo della Pergola glücklich bis nach Brescia, wohin auch die Florentiner ihren General Nikolaus von Tolentino mit einem Heere geschickt hatten, und nun ward von den sämmtlichen Miethvölkern des Herzogs, der Venetianer und Florentiner bis in den November um die Burgen und Vorstädte von Brescia gestritten. Die Venetianer sparten kein Geld, sie nahmen auch die Herren von Faënza und von Crema mit ihren Reisigen, sowie den Bandenführer Lorenz von Cotignola, welcher in der Kriegsgeschichte des fünfzehnten Jahrhunderts neben Alberich da Barbiano, Braccio di Montone, Carmagnola, Piccinino und den beiden Sforza's einen glänzenden Platz einnimmt, mit neunhundert Gepanzerten in ihren Sold. Die Vertheidigung der von den Mailändern

besetzt gehaltenen und bis zum 20. November behaupteten Burgen und Vorwerke von Brescia wird von dem mailändischen Geschichtschreiber Biglia mit ebenso großer Vorliebe und Ausführlichkeit dargestellt, als die zwei Jahre früher Statt gefundene hartnäckige Vertheidigung der Stadt Aquila von einem seiner Zeitgenossen (s. S. 308.). Auch ist Biglia's ganz ins Einzelne gehende und oft ermüdend ausführliche Darstellung der Anstalten und Gefechte in und um Brescia in Betreff des Kriegswesens jener Zeit ebenso belehrend, wie der Bericht des Lobredners der Bürger von Aquila. Die Venetianer und ihre Verbündeten nahmen einen befestigten Punkt des Brescianischen nach dem anderen ein, und am Ende November fiel auch der letzte desselben in ihre Gewalt. Nun zeigte sich der Herzog geneigt, den Frieden durch einige Opfer zu erkaufen, und nahm dazu sogar die Vermittelung des Pabstes an. Schon am 30. December 1426 ward der Frieden unterzeichnet. Philipp Maria verstand sich im Vertrauen darauf, daß die Florentiner und Venetianer ihren sehr kostspieligen Miethvölkern sogleich den Abschied geben würden, zu Bedingungen, welche zu erfüllen er nicht im mindesten willens war. Dies verrieth er jedoch zu früh. Als nämlich im Anfange des folgenden Jahres jene Bedingungen erfüllt werden sollten, machte er Schwierigkeiten, seine Truppen zurückzuziehen, und die Venetianer und Florentiner nahmen deshalb die Anführer der Banden sogleich wieder in Sold.

In dem Kriege, welcher nun im Jahre 1427 aufs neue geführt ward, lieferten sich zwar beide Theile bald an diesem, bald an jenem Orte ein Treffen; es kamen aber dabei nur wenige Leute ums Leben, weil sowohl das Heer des Herzogs von Mailand, als das der Verbündeten aus Miethvölkern bestand, deren Feldherrn, sobald einmal das Treffen eine ungünstige Wendung nahm, nicht gern das Leben ihrer Leute länger in Gefahr brachten. Ein ganz besonderes Interesse bieten die Nachrichten, welche in den zahlreichen Chroniken der Zeit über diesen Krieg gegeben werden, in der einen Beziehung dar, daß sie unsere Verwunderung über den Reichthum, die Macht, den Glanz, die Betriebsamkeit und die Wissenschaft des oberen und mittleren Italiens jener Zeit erwecken. Die Florentiner und Genuesen rüsten gegen einander ansehnliche

Flotten, die Venetianer und der Herzog von Mailand haben außer ihren See-Flotten noch eine sehr bedeutende Zahl Flußfahrzeuge, mit denen sie sich auf dem Po Schlachten liefern, und das Landheer der Verbündeten, welche weder alle Staaten des Landes in sich begreifen, noch das Äußerste aufbieten, ist erstaunlich, mag man nun blos die Zahl der Streiter oder ihre Beschaffenheit und Übung beachten. In Bezug auf das Letztere berichtet Biglia, es hätten damals unter Franz Sforza, Agnolo della Pergola und Piccinino, den Feldherrn des mailändischen Herzogs, und unter Carmagnola, dem Oberanführer der Verbündeten, siebenzigtausend Mann gegen einander im Felde gestanden, und unter diesen wären zwanzigtausend gepanzerte Reiter gewesen. Die Verbündeten hatten den Vorzug, daß die Hauptleute ihrer Miethlinge, ein Michael und Lorenz von Cotignola, die Herren von Varano und Faënza und sogar der Markgraf von Mantua, die überlegenen Talente und die Erfahrung Carmagnola's willig anerkannten und demselben gehorchten, während im Heere des Herzogs Agnolo della Pergola, Guido Torello, Nikolaus Piccinino und Franz Sforza sich ganz gleich standen und einander nicht gehorchten. Der Herzog, welcher selbst nichts vom Kriegswesen verstand, glaubte dem Übel dadurch abzuhelfen, daß er einen vornehmen Feldherrn, Karl Malatesta, den Sohn des Herrschers von Pesaro und Neffen des Fürsten von Rimini, über die Anderen setzte; das zog ihm eine Niederlage zu. Karl Malatesta war bei jeder Gelegenheit ein unglücklicher Feldherr, und benahm sich entweder nachlässig oder meinte es, wie uns fast scheinen möchte, nicht gut mit dem Herzoge, und trat insgeheim mit seinem Verwandten, dem Markgrafen von Mantua, in Verbindung, der ihn auch nachher, als er gefangen wurde, in Freiheit setzte; genug, er ward von Carmagnola überrascht und erlitt am 11. Oktober bei Macalo eine völlige Niederlage, so daß fünftausend Reiter und ebensoviele Fußgänger des mailändischen Heeres gefangen genommen wurden. Philipp Maria ward durch die Niederlage sehr erschreckt, und wandte sich anfangs mit flehentlicher Bitte um Vermittelung an den Pabst und an den Kaiser Siegmund; bald jedoch war er im Stande, sein Heer soweit wieder herzustellen, daß er den Feind wenigstens aufhalten konnte. Bei dieser Gelegenheit zeigen sich aufs neue die Hülfs-

quellen von Mailand, sowie die Blüthe der Handwerke und Gewerbe der Stadt im glänzendsten Lichte. Nach der Sitte jener Zeit hatte man nämlich diejenigen unter den kriegsgefangenen mailändischen Soldaten, von welchen kein großes Lösegeld zu erpressen war, die man aber doch in der Gefangenschaft hätte ernähren müssen, laufen lassen, nachdem man ihnen nur die Waffen und die Pferde abgenommen hatte. Diese kehrten insgesammt zu ihrem alten Herrn zurück, welcher also nur Pferde und Rüstungen herbeizuschaffen hatte, um sein altes Heer wieder herzustellen. Dies konnte er so schnell und leicht zu Stande bringen, daß, wie Biglia berichtet, schon in wenigen Tagen viertausend Reiter und zweitausend Mann zu Fuß nicht blos mit Harnischen, sondern auch mit allen anderen Stücken der Rüstung versehen waren. Man sieht hieraus, wie groß die Zahl der Waffenschmiede in Mailand gewesen sein muß, und wie viel leichter gewisse Handwerke damals zur bürgerlichen Wohlhabenheit gelangen konnten, als jetzt. Unterdessen hatte Carmagnola seinen Sieg benutzt und einen Ort nach dem anderen eingenommen. Im nächsten Jahre ward selbst Cremona von ihm bedroht, und Bergamo schien bereits unrettbar verloren zu sein, als zum Glück für Philipp Maria der Pabst und viele unter den Verbündeten, besonders der Markgraf Nikolaus von Ferrara, das Herzogthum Mailand als ein Gegengewicht gegen die Übermacht von Venedig, welches furchtbarer war, als der Herzog, zu erhalten wünschte. In Folge davon ward im April 1428 ein neuer Frieden geschlossen, welcher auch wirklich gehalten wurde. Der ganze Vortheil desselben war auf Seiten der Venetianer und ihres Generals Carmagnola; denn die Ersteren erhielten nicht blos Brescia mit seinem ganzen Gebiet, sondern auch Bergamo und viele Orte im Cremonesischen, so daß die Adda ihre Gränze ward, Carmagnola aber erlangte wieder den Besitz von allen seinen eingezogenen Gütern und außerdem noch andere Vortheile, welche die venetianische Chronik Stella's aufzählt. Dagegen hatten die Florentiner von dem Frieden keinen anderen Nutzen, als daß der Herzog von Mailand nichts weiter gegen sie vornehmen durfte und die in der Romagna besetzten Städte aufgeben mußte. Auch berichtet Machiavelli, die Florentiner hätten den Frieden nur deshalb angenommen, weil sie gefühlt hätten, wie thöricht es gewesen sei, daß sie im

Kriege drei Millionen fünfmalhunderttausend Dukaten ausgegeben hätten, um Venedig groß zu machen.

Ein Jahr nach dem Abschluß des Friedens starb Johann von Medicis, der Leiter der damals in Florenz bestehenden demokratischen Regierung. Machiavelli schildert die Wirksamkeit und Bedeutung desselben in Florenz dadurch, daß er ihm in der Anrede, welche Johann auf dem Todbette an seinen Sohn Kosmus gehalten haben soll, ächt demokratische, edle, menschenfreundliche Gesinnungen und Rathschläge in den Mund legt. Auch war Johann von Medicis, wie Machiavelli hinzufügt, in der That noch weit mehr durch seine Tugenden und Wohlthaten, als durch seinen königlichen Reichthum der Abgott seiner Mitbürger gewesen (Lascio nel universale della città di se un grandissimo desiderio, secondo che meritavano le sue ottime qualità). Sein älterer Sohn, Kosmus, trat nachher an seine Stelle, und zeigte sich als Mensch und als Bürger eben so vortrefflich, als Staatsmann aber weit vorzüglicher. Machiavelli sagt: Cosmus sei ein äußerst kluger, im Verkehr sehr freundlicher Mann (di grave e grata presenzia) gewesen, ganz freigebig, ganz herablassend; er habe nie etwas gegen eine der drei Klassen, welche sich um die Regierung stritten, nie etwas gegen den Staat versucht (nè mai tentò alcuna cosa contro alle parti, nè contro allo stato), er sei vielmehr darauf bedacht gewesen, jedermann Gutes zu thun und sich durch seine Freigebigkeit alle Klassen der Bürger verbindlich zu machen. Schon sein Vater war den Aristokraten als demokratisches Haupt der Florentiner verdächtig gewesen. Auch hatte er diese Partei in den Planen gestört, die sie während des Krieges mit Mailand entworfen hatten. Um nämlich die sehr bedeutenden Kriegskosten aufbringen zu können, war von den Führern der damals durch das Volk (la plebe) herrschenden Partei eine Vermögenssteuer (catasta) eingeführt worden, welche große Unzufriedenheit erregte, und dies hatten die Häupter der den Demokraten entgegenstehenden Partei benutzen wollen, um die Regierungsform zu ändern. Johann war jedoch so mächtig, daß ohne ihn die Sache nicht durchgesetzt werden konnte, und man hatte sich daher Mühe gegeben ihn zu gewinnen; alle Anträge waren aber an der unerschütterlichen Festigkeit gescheitert, mit der er seine Theilnahme an jenem Plane versagte. Kosmus ward den Aristo-

kraten noch mehr als sein Vater verdächtig. Sie ergriffen deshalb, wie wir später sehen werden, mit Begierde die Gelegenheit, als ihnen durch einen von seiner Partei begonnenen und unglücklich geführten Krieg die Hoffnung gewährt ward, ihn stürzen und aus Florenz vertreiben zu können.

Unmittelbar nach Johann's von Medicis Tode geriethen die Florentiner, obgleich der Frieden kaum erst geschlossen war, wieder mit dem Herzog von Mailand in Feindschaft. Den Anlaß dazu gab daher ein Krieg der Florentiner mit Paul Guinigi und seinem Sohn Ladislaus, welche in Lucca eine militärische Herrschaft gegründet hatten und dieselbe auf eine Bande von etwa tausend Mann Söldnern stützten. In diesem Kriege ergriffen die Florentiner auf den Rath des größten Baumeisters der neueren Zeit, Brunnelleschi, der zugleich ein großer Mechaniker war, ein Mittel, welches ihnen selbst verderblich ward. Sie wollten nämlich durch Abdämmung des Flusses Serchio die Mauern von Lucca zum Einsturz bringen, die Luccesen nahmen aber ihre Maßregeln so, daß die Wassermasse sich nach der anderen Seite hin wendete, die Ebene überschwemmte und die Florentiner nöthigte, sich schnell aus ihrem Lager zu entfernen. Lucca rief nachher die Hülfe des Herzogs von Mailand an, und dieser schickte zuerst Franz Sforza und dann Piccinino mit ihren Schaaren. Florenz beklagte sich darauf in Venedig, daß der Herzog den Frieden gebrochen habe, und der venetianische Senat hatte die Ehre, daß in seiner Mitte über die Verhältnisse des oberen und mittleren Italiens von florentinischen und mailändischen Staatsrednern gestritten und ihm das Urtheil überlassen ward. Auch Carmagnola trat als Redner auf, enthüllte die Plane des Herzogs und zeigte, daß Venedig in Gefahr sei, die ihm im letzten Frieden überlassenen Städte wieder zu verlieren. Die Venetianer beschlossen 1431 den Krieg gegen Philipp Maria, und schickten Carmagnola an der Spitze eines Heeres aus. Der Herzog von Mailand stellte dagegen unter Franz Sforza, Nikolaus Piccinino und Guido Torello Heere von Miethlingen auf, und knüpfte Sforza dadurch enger an sich, daß er ihn mit seiner natürlichen Tochter Blanca zu vermählen versprach, sobald diese herangewachsen sei. Carmagnola war gleich im April 1431 bei einem Angriff auf Soncino unglücklich, in den folgenden Monaten erlitten

die Venetianer auf dem Po, wo sie eine große Flotte hatten, eine sehr bedeutende Niederlage, und Carmagnola fand den ganzen übrigen Theil des Jahres nicht rathsam, die Feinde anzugreifen. Man legte ihm dies als Treulosigkeit aus und übte hierauf im April 1432 an ihm ein Beispiel jener Grausamkeit und Hinterlist, durch welche die in Venedig herrschenden zehn Männer ihren Staat glänzend und groß gemacht haben, und die nicht nur von Machiavelli, sondern von fast allen Schriftstellern als höchste Staatsweisheit gepriesen worden sind. Es ward nämlich vom Beginn des Jahres 1432 an die Herstellung eines allgemeinen Friedens betrieben, den die Chronik von Bologna mit einem tiefen Seufzer herbei wünscht (la pace trà la lega e il detto duca. A Dio piaccia, che pel bene d'Italia possa essa seguire), und in Ferrara fanden sich zu diesem Zwecke die Gesandten des Pabstes, des Kaisers Siegmund, des Markgrafen von Mantua ein, sowie von Seiten der Florentiner der Erste ihres Adels, Palla degli Strozzi, und der Erste ihrer bürgerlichen Handelsleute (so sagt die Chronik von Bologna ausdrücklich), Kosmus von Medicis. Dies benutzte die venetianische Regierung, um Carmagnola zu vernichten. Sie traute ihm nämlich schon lange nicht mehr, weil er im Kriege die errungenen Vortheile nur sehr langsam verfolgt hatte. Er war aber ebenso schlau gewesen, als der Rath der Zehner, welcher Venedig regierte (s. Th. VIII. S. 325), und hatte sich nicht dadurch täuschen lassen, daß man ihm Alles nachsah und ihn mit Geschenken und Gunstbezeugungen überhäufte, was von Seiten der Republik Venedig nur denen zu geschehen pflegte, die man verderben wollte, weil sie zu mächtig geworden waren. Jetzt endlich bot sich eine gute Gelegenheit dar, ihn zu verderben. Er ward unter dem Vorwande, daß man bei den Verhandlungen über den Frieden ihn zu Rathe ziehen wolle, in die Stadt gerufen, und ließ sich täuschen. Er reiste in glänzender Begleitung nach Venedig, und ward auf Befehl des Senats überall unterwegs mit ganz ungewöhnlichen Ehren empfangen. Der Geschichtschreiber Marino Sanuto kann sich nicht genug verwundern, daß die beiden aus Venedig abgeschickten Proveditoren, welche alle diese Ehrenbezeugungen anzuordnen und das Commando des Heeres zu übernehmen hatten, alles, was der Rath der Zehner beschlossen gehabt, gewußt hätten, und daß doch nichts kund gewor-

den sei (E sapevano la deliberazione fatta nel consiglio dei dieci contro di lui, tamen fu osservata in questa cosa grande taciturnità). In Venedig ward Carmagnola von einer Anzahl sehr vornehmer Männer, welche die Präsidenten des Raths der Zehn (capi dei dieci), Marcus Barbarigo (quondam Ser Lorenzo) und Lazarus Moncenigo, damit beauftragt hatten, gleich beim Aussteigen aus der Gondel empfangen und in den Marcus=Palast geführt. Sobald er hier eingetreten war, wurden die Thore des Palastes geschlossen, die Begleiter unten zurückgehalten, er selbst von dem Procurator des Collegiums der Zehn, Leonardo Moncenigo, und vielen Nobili's empfangen und unter dem Vorwande, daß er bei dem Dogen speisen solle, mehrere Stunden lang aufgehalten, seine Begleitung aber unter dem nämlichen Vorwande fortgeschickt. Am Abend begaben sich die Nobili's mit ihm auf den Weg; statt aber zum Dogen zu gehen, führten sie Carmagnola in den Kerker. Da erkannte der General sogleich das ihm bevorstehende Schicksal; denn beim Eintritt in das Gefängniß rief er mit einem tiefen Seufzer aus: „Ich sehe recht wohl, daß ich dem Tode verfallen bin." Er ward zwanzig Tage lang im Kerker grausam behandelt und dann ohne Erbarmen auf schreckliche Weise gefoltert, bis er alles das eingestanden hatte, was man von ihm ausgesagt haben wollte, um ihn unter dem Scheine des Rechts hinrichten und das Urtheil bekannt machen zu können. Schon am 5. Mai wurde er öffentlich als Verbrecher hingerichtet; er würde dabei gewiß seine Mörder durch eine Erklärung vor dem Volke beschämt haben, wenn man ihn nicht schmählich geknebelt hätte. Marino Sanuto erzählt, Carmagnola sei zwischen den beiden Säulen des Marcus=Platzes mit einem Knebel im Munde hingerichtet worden und sein Haupt erst beim dritten Streiche gefallen. An seine Stelle ward als Obergeneral der Beherrscher von Mantua, Johann Franz Gonzaga, ernannt, welchem Kaiser Siegmund gerade damals den Markgrafen=Titel verkaufte. Dieser neue Oberanführer, der übrigens den Venetianern ebenfalls sehr bald verdächtig wurde, hatte ein recht bedeutendes Herr unter sich (cavalli vivi 11600, pedoni 8000, cernide oder Schützen 1000).

In Florenz drohte ein Jahr später dem Kosmus von Medicis von Seiten seiner Gegner ein ähnliches Schicksal; die Florentiner verfuhren aber billiger mit ihrem großen Mitbürger, als die Venetianer

mit Carmagnola verfahren waren, obgleich auch Kosmus anfangs ein Opfer seiner Feinde zu werden fürchtete. Kosmus hatte nebst seinem Mitgesandten, Palla degli Strozzi, auf dem Kongreß zu Ferrara eine sehr bedeutende Rolle gespielt und dazu beigetragen, daß am 26. April 1433 ein Frieden mit Mailand geschlossen ward, und die Bedingungen und Folgen dieses Friedens gaben der Partei seiner Feinde einen Vorwand, um in Florenz durch eine Revolution den Einfluß der Medicis zu vernichten. Der Friede von Ferrara führte nämlich die Verhältnisse und das Gebiet der Staaten von Ober- und Mittel-Italien auf den Stand vor dem Kriege zurück, so daß die streitenden Theile das, was sie besetzt hatten, herausgaben, und der Herzog von Mailand allen seinen Bündnissen in Toscana und in der Romagna entsagte. Philipp Maria mischte sich nun freilich nicht mehr unmittelbar in die Streitigkeiten der kleinen Staaten dieser Länder, allein er that es durch die dritte Hand. Er entließ gleich nach dem Abschluß des Friedens die beiden Hauptleute Franz Sforza und Nikolaus Fortebraccio aus seinem Dienste, damit diese dort in ihrem eigenen Namen erobernd aufträten, blieb aber insgeheim in Verbindung mit ihnen. Fortebraccio nahm Perugia und andere Städte ein, und Sforza benutzte die Unzufriedenheit der Mark Ancona mit Pabst Eugen IV., um sich daselbst festzusetzen. Der Pabst half sich damit, daß er den einen dieser beiden Feinde gegen den anderen zu gebrauchen suchte; er verständigte sich mit Sforza, und erkaufte die Hülfe desselben durch die Abtretung der Mark Ancona. Allein Sforza konnte oder wollte den Pabst gegen seine vielen Feinde nicht schützen, und Eugen mußte sogar aus Rom fliehen. Er begab sich nach Florenz und kam dort zu derselben Zeit an, als die Feinde des Kosmus von Medicis, an deren Spitze die Albizzi's standen, eine Verschwörung gegen Kosmus gemacht hatten. Die Albizzi hatten in die wilde demokratische Verwaltung von Florenz, nach welcher alle zwei Monate ein neuer Gonfaloniere oder Präsident des Staats- und Kriegswesens gewählt wurde, Anstand und Würde gebracht und der aristokratischen Partei wieder einiges Gewicht verschafft. Als aber der Einfluß der Medicis aufs neue überwiegend ward, spann Rinaldo von Albizzi eine Kabale an, um sie zu verdrängen (1433). Er verhalf einem armen Manne, Bernardo Guadagni, welcher sein Werkzeug war, zur Würde eines

Gonfaloniere. Guadagni hätte gar nicht gewählt werden können, sowohl aus anderen Ursachen, als auch besonders deshalb, weil er mit seinen Abgaben im Rückstand war und niemand, der nicht die dem Staate schuldigen Steuern bezahlt hatte, ein öffentliches Amt, geschweige denn die Stelle eines Gonfaloniere bekleiden durfte; allein das Collegium, dessen Präsident der Gonfaloniere war, bestand damals blos aus Anhängern der Albizzi, und Rinaldo von Albizzi bezahlte das, was Bernardo Guadagni nicht hatte bezahlen können (pagò le sue gravezze, acciocche il debito publico non gli togliesse quel grado). Bernardo Guadagni war kaum für die Monate September und Oktober 1433 zum Gonfaloniere erwählt, als er sogleich Kosmus vorladen ließ. Dieser verschmähte im Bewußtsein seiner Unschuld die Warnungen und Aufforderungen seiner Freunde, und wollte sich ihrer bewaffneten Hülfe gegen sein Vaterland nicht bedienen. Er folgte der Vorladung des Gonfaloniere, und ward unter dem Vorwande, daß er im Kriege mit Lucca dem Franz Sforza die Plane der Florentiner verrathen habe, in das Gefängniß geworfen. Um den edelsten und geliebtesten Bürger von Florenz zu verderben, ward dann, wie dies gegenwärtig überall geschieht, das souveraine Volk als Maschine gebraucht. Das Volk nämlich, d. h. alle diejenigen Bürger, welche vorher ebenso gewonnen worden waren, wie man beim allgemeinen Stimmrecht die Urwähler zu gewinnen pflegt, wurden auf dem Markte versammelt und wählten eine Balia oder nach dem jetzigen Ausdruck eine souveraine constituirende Versammlung. Diese bestand aus zweihundert Mitgliedern, und sollte vorgeblich über die Reform des Staates, in Wirklichkeit aber über das Schicksal des Kosmus entscheiden. Kosmus fürchtete das Ärgste, und nahm, wie auch Carmagnola in Venedig gethan hatte, aus Furcht vor Gift vier Tage lang keine andere Nahrung als ein Stückchen Brod zu sich, ließ sich aber nachher durch seinen Wächter, Friedrich Malavolti, beruhigen. Die Worte, welche Machiavelli diesem Friedrich Malavolti in den Mund legt, zeigen uns den Gefängnißaufseher der Florentiner von einer ganz anderen Seite, als die ist, von welcher her wir den ganzen venetianischen Senat und besonders die schrecklichen Zehn überall kennen lernen, und enthält zugleich das schönste Lob des Edelsten der Italiäner im fünfzehnten

Jahrhundert. Machiavelli läßt den Malavolti Folgendes zu Kosmus sprechen: „Du bist in Unruhe, Kosmus, ob du nicht vielleicht vergiftet werden sollst, und willst dich deshalb zu Tode hungern. Du thust mir dadurch wenig Ehre an, daß du glaubst, ich würde mich zu einer solchen Schandthat (sceleratezza) gebrauchen lassen. Ich glaube nicht, daß man dich zum Tode verurtheilen werde, weil du zu viele Freunde in der Regierung und im Volke hast; aber wenn du auch dein Leben verlieren solltest, so sei versichert, daß sie dazu nicht mich gebrauchen, sondern andere Mittel anwenden werden. Ich werde meine Hände nie mit dem Blute irgend eines Menschen beflecken, am wenigsten mit dem Blute eines Mannes, der mich nie beleidigt hat. Sei darum gutes Muthes, genieße Speise und Trank, und erhalte dein für deine Freunde und für dein Vaterland theueres Leben! Damit du aber mit größerer Zuversicht essen mögest, so will ich selbst von dem, was dir vorgesetzt wird, genießen." Malavolti zog noch einen Dritten als Tischgenossen hinzu, und durch diesen ließ dann Kosmus elfhundert Dukaten aus seiner Bank holen, von welchen er selbst hundert nahm, die anderen tausend aber dem Gonfaloniere schickte. Das Geld stimmte den Gonfaloniere so weit um, daß er sogleich gelindere Saiten aufzog (donde Bernardo ne diventò più umano) und gegen denselben Mann, den er vorher des Hochverraths angeklagt hatte, nur auf Verbannung antrug. Kosmus ward auf zehn Jahre nach Padua, sein Sohn Lorenzo auf zwei Jahre nach Venedig und seine übrigen Verwandten und Freunde in andere Städte verbannt (Oktober 1433). Kosmus wurde in der Verbannung von den venetianischen Senatoren gleich einem Fürsten geehrt, und kehrte schon im Jahre 1434 in Folge einer förmlichen, zu seinen Gunsten entstandenen Revolution mit den Seinigen nach Florenz zurück. Im August 1434 ward nämlich einer von Kosmus Freunden, Nicolo di Cocco Donati, zum Gonfaloniere und acht Anhänger des Hauses Medicis zu Mitgliedern der von ihm präsidirten Regierung erwählt. Die Albizzi wollten zwar anfangs diese Männer mit Gewalt hindern, ihr Amt anzutreten; sie mußten aber davon abstehen, weil Palla degli Strozzi sich weigerte, seinen Anhang zum bewaffneten Angriff auf die Gesetze und die Verfassung seines Vaterlandes aufzubieten (Rinaldo degli Albizzi avendo veduto la

fredezza di Messer Palla e la leggerezza di Ridolfo Peruzzi etc.). Um Kosmus und seine Verwandten zurückrufen zu können, verfuhr man dann auf dieselbe Weise, wie vorher bei ihrer Verbannung, nur mit dem Unterschiede, daß Pabst Eugen IV., der sich damals in Florenz befand, durch seine Vermittelung die aristokratische oder ritterliche Partei hinderte, die Demokraten mit den Waffen anzugreifen, welche sie besser zu gebrauchen verstanden, als diese. Die Regierung (gli signori) ließ durch ihr souveraines, auf dem Markt versammeltes Volk eine neue souveraine constituirende und verordnende Versammlung (balìa) von zweihundert Männern erwählen, diese schaffte alles, was die vorige eingerichtet hatte, wieder ab und rief die Mediceer nach Florenz zurück. Kosmus Einzug in Florenz war ein aufrichtiger, nicht erheuchelter Triumph; alle Bürger begrüßten ihn mit lautem Zuruf als den Wohlthäter des Volkes, als den Vater des Vaterlandes, ohne daß es nöthig gewesen wäre, sie dazu aufzufordern. Die Macht des Kosmus ward vom Augenblick seiner Rückkehr an größer, als sie gewesen war, und der friedliche, wohlthätige und freundliche Einfluß der Mediceer und ihrer Freunde war seitdem eine förmliche Regierung.

Gleich nach der Rückkehr der Mediceer verband sich Franz Sforza mit Florenz gegen den Herzog von Mailand. Die Zurückberufung des Kosmus hing sogar damit zusammen; denn die Florentiner wünschten sich desselben Mannes, den sie kurz zuvor wegen seiner geheimen Verbindung mit Sforza hatten hinrichten wollen, zu bedienen, um diesen Feldhauptmann des mailändischen Herzogs in ihr Interesse zu ziehen. Sforza fand damals in einem Bunde mit Florenz gegen den Herzog seinen Vortheil, weil dieser den Piccinino mehr als ihn begünstigte und die von Sforza eroberte Mark Ancona dem Pabste wieder verschaffen wollte. Kaum waren daher die Mediceer nach Florenz zurückgekehrt, als Sforza in die Dienste der Republik trat. Auch die Venetianer nahmen, sobald das ihnen befreundete Haus Medicis sein Ansehen in Florenz wieder erlangt hatte, aufs neue Theil am Kriege. Ebenso vereinigte sich Pabst Eugen mit den Florentinern gegen den Herzog, weil dieser ihn durch Piccinino um den Besitz der Städte Bologna, Faënza, Imola und Forli zu bringen suchte. Doch ward der Krieg schon im August des folgenden Jahres (1435) durch einen Frieden

beendigt, den der Markgraf von Ferrara vermittelte. Der Pabst kam durch denselben wieder in den Besitz von Imola und Bologna, mußte aber in Betreff der letzteren Stadt zugeben, daß Antonio Bentivoglio, dessen Familie in Bologna früher das höchste Ansehen genossen, und welcher selbst nie dem Pabste entgegengewirkt, sondern vielmehr die Absichten desselben stets gefördert hatte, dahin zurückkehren dürfe. Antonio kam im Oktober in Bologna an, ward aber schon Ende December von dem Legaten des Pabstes verhaftet und nicht lange darauf hingerichtet.

In demselben Jahre (1435) ward, wie bereits oben (S. 354 f.) berichtet worden ist, der König Alphons von Aragonien in einer Seeschlacht besiegt, zum großen Verdruß der damals von Mailand abhängigen Genuesen nach Mailand gebracht und dort vom Herzog nicht nur sehr freundlich und glänzend empfangen, sondern auch ohne Lösegeld entlassen. Die Genuesen erhoben sich in Folge dieser Politik des Herzogs am 12. December unter dem Geschrei: Es lebe die Freiheit! gegen den Statthalter desselben, Obicino von Alciato, vertrieben die mailändische Besatzung und richteten ihre republikanische Verfassung neu ein. König Alphons ward von seinem Bruder, Don Pedro, mit einer in Sicilien gesammelten Flotte abgeholt. Dieser eroberte unterwegs im Vorbeifahren und ohne alle Mühe den Hafen und die Festung von Gaëta, so daß Alphons gleich bei seiner Rückkehr festen Fuß im neapolitanischen Reiche gefaßt hatte. Hier war Ludwig's III. Bruder, der Herzog Renatus von Lothringen, sein Mitbewerber um das Reich Neapel; dieser saß aber damals zu Dijon in der Gefangenschaft. Renatus hatte nämlich als Schwiegersohn des Herzogs Karl von Lothringen dessen Herzogthum geerbt und war auch von den lothringischen Ständen anerkannt worden, der Bruder des verstorbenen Herzogs aber, Anton, Graf von Vaudremont, hatte ihm die Nachfolge streitig gemacht, und es war darüber ein Krieg entstanden, in welchem der Herzog Philipp von Burgund für Anton von Vaudremont, König Karl VII. von Frankreich für Renatus Partei nahm. Der Marschall von Burgund war dem Grafen von Vaudremont zu Hülfe geschickt worden, und hatte sein Heer durch die zugleich kräftigsten und rohesten der sogenannten Banden verstärkt, welche nach der in Monstrelet's Chronik gegebenen Schilderung überall

nur auf Raub und Beute ausgingen, und deren Führung und Vermiethung nach derselben Chronik in Frankreich besonders von den unehelichen Söhnen des Adels als ein förmliches Geschäft getrieben ward. Monstrelet nennt z. B. als solche Führer den Bastard von Humières, den Bastard von Fosseusse, den Bastard von Brimen und den Bastard von Neuville, denen er dann noch einen Räuberhauptmann beifügt, dessen Namen (Robinet Hache-Chien) einige Ähnlichkeit mit Schinderhannes hat. Diese Leute, noch mehr aber der Umstand, daß der Marschall von Burgund im günstigsten Augenblick das Geschütz anwendete, hatten demselben den Sieg und in Folge davon seinem Herrn, dem Grafen von Vaudremont, das Herzogthum verschafft. Renatus selbst war gefangen genommen worden und ward erst 1437, also zwei Jahr nach dem Tode der Königin Johanna, wieder frei gelassen. Er mußte die Freiheit durch einen sehr harten Vertrag erkaufen, welchen König Karl VII. von Frankreich vermittelte. Sein Lösegeld betrug die Summe von zweimalmalhunderttausend Dublonen. Da er nun außerdem noch, um nach Italien gelangen zu können, dem Herzoge von Savoyen die Ausstattung seiner an Ludwig III. vermählten Tochter mit hunderttausend Dukaten ersetzen mußte, so gerieth er in große Geldverlegenheit, und sah sich genöthigt, seine Güter und Herrschaften zu verpfänden und dem Lehenrechte gemäß seine Vasallen in Anspruch zu nehmen. Erst im Mai 1438 kam er mit zwölf Galeeren und einigen anderen Schiffen nach Neapel.

Hier war bald nach dem Tode der Königin Johanna des Renatus Gemahlin, Isabella, erschienen, um während der Gefangenschaft desselben seine Sache zu führen. Der Heldenmuth und die reinen Sitten dieser Frau hatten ihr in Neapel, wo die Letzteren selten sind, großen Ruhm verschafft; allein da Isabella weder Geld noch Truppen mitgebracht hatte, so konnte sie nichts ausrichten. Auch dachten Jakob Caldora, welcher in den Abruzzen für des Renatus Sache zu kämpfen schien, und alle anderen Hauptleute der gedungenen Schaaren nur an ihren eigenen Vortheil. Freilich war auf der anderen Seite der Fürst Orsini von Tarent, welcher mit seinen Miethlingen Alphons unterstützte, nicht uneigennütziger, als Jakob Caldora oder Piccinino und Franz Sforza. Die Geschichte des um den Besitz von Neapel geführten Krieges und der mit demselben

verbundenen Unternehmungen, welche zur Bekämpfung der Eroberungsplane des mailändischen Herzogs gemacht wurden, ist verworren und wenig anziehend, weil die Hauptleute der Miethlinge sich bald dieser, bald jener Partei verkauften, und weil man, um zu wissen, für wen dieselben ihre Siege erfochten, sich immer erst genau erkundigen muß, wem sie in einem bestimmten Jahre dienten. Die Bündnisse, welche die Staaten unter einander schlossen, wechselten ebenso, wie die Führer der Heere ihren Dienstherrn vertauschten; der Herzog von Mailand unterstützte sogar zu gleicher Zeit den König Alphons und die Königin Isabella, welche mit demselben in Krieg war. Der Pabst begünstigte das Haus Anjou gegen Alphons, weshalb dieser sich des Baseler Conciliums gegen den Pabst annahm.

In dieser Zeit der Herrschaft von Soldaten, welche Räubern glichen, ist es erfreulich und für das Herz erquickend, drei der edelsten Charaktere an der Spitze der italiänischen Angelegenheiten glänzen zu sehen. Diese waren des Renatus Gemahlin, Isabella, der König Alphons von Aragonien und der Florentiner Kosmus von Medicis. Isabella behauptete bis zur Ankunft ihres Gemahles mit einem Heldenmuthe, der einem Manne Ehre gemacht haben würde, alles, was sich von der Herrschaft des Hauses Anjou nur irgend erhalten ließ, und gewann die Herzen der Menschen durch einen keuschen, tugendhaften Wandel. Alphons erwarb sich durch viele edle Thaten, durch Großmuth und durch weise Aussprüche den Beinamen des Weisen. Übrigens sind seine Aussprüche und seine christlichen philosophischen Handlungen von Aeneas Sylvius ebenso in einem Buche gesammelt worden, wie die Preußen die Anekdoten über ihren König Friedrich II. in sehr vielen Büchern zusammengetragen haben. Kosmus von Medicis endlich bereicherte durch seine bürgerliche Thätigkeit, seinen Credit und seinen unermeßlichen Reichthum die Bürger von Florenz, er setzte sie in den Stand, Gewerbe, Künste und Handel mit Vortheil zu betreiben, und hielt die demokratische Masse durch freundliche Milde ebenso sehr in Ruhe, als die Zehn in Venedig die ihrige durch eine argwöhnische Polizei, durch eine entsetzliche Gerechtigkeitspflege und durch die treulose Verfolgung aller derer, welche zu viel Anhang zu haben schienen. In Betreff der Venetianer werden wir später

auf die feste Einrichtung ihrer berüchtigten Staats-Inquisition zurückkommen, und dabei auch der den drei Staats-Inquisitoren (s. Th. VIII. S. 525 f.) gegebenen Instructionen gedenken, welche, soviel wir wissen, zuerst von Darü in seiner Geschichte von Venedig ans Licht gezogen worden sind. Der Herzog Philipp Maria von Mailand regierte in der Weise der Tyrannen des alten Griechenlands; er war bei einzelnen Gelegenheiten königlich freigebig und großmüthig, und schützte und förderte die Künste und Wissenschaften, während er seine Kriege durch Söldner führte. Die Mailänder waren stolz auf ihn, weil sein Ruhm der ihrige war, und weil ihre Stadt sammt der ganzen Lombardei durch ihn zu einem Wohlstande gelangte, dessen sie selbst zur Zeit der Römer nicht genossen hatte. Ebendasselbe war, trotz der ewigen Kriege, in Toscana und in den von Venedig eroberten Landschaften von Bergamo bis nach Ravenna der Fall.

In Neapel hatten Alphons und die Gemahlin seines Gegners Renatus, Isabella, den Streit um das Königthum auf eine wahrhaft königliche Weise geführt. Dies bewiesen Beide, als Alphons Bruder, Don Pedro, bald nach des Renatus Ankunft in Italien von einer Kugel getödtet wurde. Alphons weihte der Leiche desselben eine Thräne und segnete ihn, so daß Alle weinten (Dio ti perdoni, frate caro, io aspettava da te altro piacere, che vederti a questo modo morto. Dio sia laudato!) Auch Isabella beweinte den Prinzen, statt sich über seinen Tod zu freuen, als ein Calabrese ihr des Gefallenen Barett (di seta di gruna fatto ad aco) überbrachte, um eine Belohnung zu erhalten. Sie erbot sich gegen Alphons, die Gebeine seines Bruders in den königlichen Gräbern zu Neapel beisetzen zu lassen, und alles, was er zum Leichenbegängniß (la pompa delle essequie) gebrauche, zu schicken. Übrigens bekriegten sich Alphons und Renatus mit Miethvölkern. Des Letzteren Hauptstütze war Jakob Caldora und, nachdem dieser 1439 gestorben war, dessen Sohn Anton. Im Jahre 1440 fiel Aversa in die Gewalt des aragonischen Königs, und dieser bemächtigte sich hierauf nach und nach auch des größeren Theiles vom übrigen Reiche, weil Renatus den Anton Caldora, als derselbe von ihm abfallen wollte, ins Gefängniß warf, Alphons aber auf einen Wink des mailändischen Herzogs die Güter und Städte Franz Sforza's,

namentlich Benevent, Manfredonia und Bitonto, besetzte und in denselben viele Schätze fand. Über den Besitz des Königreichs Neapel entschied endlich das Jahr 1442, in welchem Renatus nach dem Verlust der Hauptstadt Neapel erkannte, daß er ein bloßes Werkzeug der Bandenführer sei, welche unter dem Vorwande, ihm auf den Thron zu helfen, Städte und Ortschaften besetzten und Land und Leute plünderten. Alphons hatte nämlich durch seinen natürlichen Sohn Ferdinand, dem er später das Königreich Neapel hinterließ, eine neue Belagerung der Stadt Neapel beginnen lassen und im Anfange des Jahres 1442 es dahin gebracht, daß den Einwohnern die Lebensmittel fast ganz ausgegangen waren und jeder, welcher Wache hielt, nur noch sechs Loth Brod täglich bekam. Da machten einige Maurermeister die Aragonier auf die unterirdische Wasserleitung aufmerksam, durch welche einst Belisar in die Stadt eingedrungen war (s. Th. IV. S. 546). Renatus leitete zwar, wie die von uns oft benutzten neapolitanischen Jahrbücher ausführlich erzählen, mit großer Thätigkeit, Anstrengung und Geschicklichkeit die Vertheidigung der Stadt bei Tag und bei Nacht, und hatte namentlich auch nicht versäumt, jenen Kanal mit Gittern sperren und den Ausgang bewachen zu lassen; die Aragonier drangen aber nichts desto weniger endlich durch denselben in die Stadt ein. Die so eben erwähnte Chronik erzählt mit großer Ausführlichkeit und auf sehr anziehende, ja fast romanhafte Weise, wie ihnen dies aller Sorge und Mühe des Renatus ungeachtet am 2. Juni 1442 gelungen sei. Nachdem die Aragonier die Stadt eingenommen hatten, besaß Renatus zwar noch einige Castelle, er hatte sich aber wegen der Bezahlung seiner Miethlinge so sehr mit Schulden überladen und ward von den Hauptleuten derselben so sehr um Sold geplagt, daß er seinen eigenen Leuten zu entgehen suchen mußte, und sich deshalb auf einem genuesischen Schiff nach Frankreich einschiffte. Unterwegs traf er in Florenz mit dem Pabst Eugen IV. zusammen, welcher ihm seine Hülfe gewährte; wie viel diese aber werth war, kann man am besten aus den naiven und ironischen Bemerkungen ersehen, welche die neapolitanischen Jahrbücher darüber machen. „In Florenz, sagt diese Chronik, ward Renatus vom Pabst Eugen ganz so empfangen, wie man Könige zu empfangen pflegt. Zur unrechten Zeit (fuor del tempo)

gewährte dort der Pabst dem Könige die Bullen, durch welche ihm als dem Könige von Neapel auch Sicilien verliehen ward. Der Pabst hätte viel besser gethan, wenn er ihm viel Geld gegeben hätte; denn wenige Tage nach dem Empfange der Bullen reiste Renatus nach Frankreich zurück." Übrigens fügt die Chronik zu des Renatus Ehren einen Lobspruch hinzu, dem wir völlig beistimmen: er habe, heißt es, das Königreich Neapel mehr aus Mangel an Geld, als an Fähigkeiten verloren (avendo perduto il regno più per mancamentò di danari, che per poco virtù). Alphons sicherte sich noch in demselben Monate, in welchem er Neapel erobert hatte, den Besitz des Reiches durch einen Sieg über Anton Caldora und dessen Bande. Dieser seinem Vater an Treulosigkeit, wie an Tapferkeit und Feldherrntalent ganz gleiche Condottieren-Führer war aus des Renatus Haft entkommen und zu Alphons übergegangen, hatte diesen aber bald nachher wieder verlassen, und war zu Renatus zurückgekehrt; er stritt jedoch damals ebenso wenig als vorher für den, dessen Namen er gebrauchte, sondern suchte nur seine eigenen Besitzungen zu erweitern. Ebenso verhielt es sich mit Johann Sforza, der sich mit Anton Caldora vereinigt hatte, um das, was man seinem Bruder Franz entrissen hatte, wieder zu erobern. Beide wurden von Alphons völlig geschlagen und Anton Caldora gefangen genommen. Bei dieser Gelegenheit bewies Renatus einen ächt königlichen Edelsinn. Er ließ nämlich bei der Nachricht vom Siege seines Gegners alle in seinem Namen noch besetzten Plätze an Alphons übergeben und trat demselben das Reich ab, indem er erklärte, daß er lieber einem würdigen Nebenbuhler weichen, als raubsüchtigen Hauptleuten von Miethlingen Anlaß geben wolle, seinen Namen für ihre Zwecke zu gebrauchen (che non voleva, che il conte Francesco nè altro capitani Italiani di ventura facessero mercanzia di lui).

Nicht so gewissenhaft und ängstlich, wie Renatus, waren der Herzog von Mailand und die wegen ihrer klugen Regierung berühmte Republik Venedig. Der Erstere führte seit einigen Jahren schon wieder Krieg mit den Venetianern, dem Pabste und den Florentinern, und gebrauchte in demselben, da er bei seinem argwöhnischen, wankelmüthigen Wesen mit Franz Sforza uneinig geworden war, Piccinino als Feldherrn, während dagegen der

Pabst schon dadurch allein, daß er dem Franz Sforza die von ihm besetzte Mark Ancona nicht streitig machte, diesen Führer für die gegen den Herzog verbündeten Staaten gewonnen hatte. Franz Sforza bekriegte im Laufe des Jahres 1439 den Herzog von Mailand in der Lombardei, dieser schickte aber seinen Piccinino nach Toscana, um den Albizzi und anderen Feinden der Medicis wieder zur Herrschaft in Florenz zu verhelfen. Im folgenden Jahre ernannte der Pabst seinen Leibarzt Ludwig zum Patriarchen von Aquileja und zum Oberfeldherrn, und die Florentiner mietheten neun= bis zehntausend Gepanzerte zu Pferde, die sich dann unter der Führung des Johann Paul Orsini mit den Truppen des Pabstes vereinigten. Die Florentiner hatten ihrem Feldherrn verboten, Piccinino anzugreifen, weil dieser bereits von seinem Herzog, welchen Sforza sehr bedrängte, in die Lombardei gerufen worden war und also von selbst aus Toscana abziehen mußte; allein Piccinino wünschte ein Treffen, um vor seiner Rückkehr den Feinden seines Herrn eine Niederlage beizubringen, und überraschte (Ende Juni 1440) das päbstlich=florentinische Heer bei Anghiari. Seine Gegner gewannen jedoch die nöthige Zeit, um sich zur Schlacht zu ordnen, und das Treffen fiel ganz zum Nachtheil der unter Piccinino dienenden mailändischen Söldlinge aus. Obgleich nur wenige derselben auf dem Platze blieben, so ward doch Piccinino's ganzes Heer aufgelöst. Aus den uns über die Schlacht bei Anghiari überlieferten Angaben kann man klar und deutlich erkennen, wie unblutig diese Turniere der Condottieren waren, und wie leicht man mit einer bedeutenden Summe Geldes ein geschlagenes Heer wieder herstellen konnte. Es wurden allein vierhundert Offiziere des mailändischen Heeres, unter ihnen zweiundzwanzig von den sechsundzwanzig Anführern desselben, gefangen genommen und dreitausend Pferde erbeutet, und die Hauptleute der florentinischen Söldner ließen die Gefangenen, von welchen fünfzehnhundert im Stande waren, ein bedeutendes Lösegeld zu zahlen, gleich am folgenden Tage für Geld frei. Auch weigerten sich dieselben, den feindlichen Oberanführer, welcher nur noch fünfzehnhundert Mann bei sich hatte, schnell zu verfolgen, weil sie auf das Gleiche rechneten, im Fall auch sie einmal geschlagen würden. In der That sehen wir noch in demselben Jahre Piccinino an der Spitze eines neuen

Heeres mit Franz Sforza in strategetischen Künsten, in Hin- und Hermärschen, in Überfällen und kühnen Unternehmungen wetteifern. Der Letztere erreichte seinen Zweck, die Mailänder von den an Venedig abgetretenen Städten abzuhalten, vollständig: er vertrieb im Mai und Juni 1440 die Mailänder aus den Gebieten von Bergamo und von Brescia, und entriß dem Markgrafen von Mantua, welcher mit Philipp Maria von Mailand verbündet war, die Festung Peschiera, wodurch das italiänische Reich der Venetianer abgerundet und der Zusammenhang zwischen Brescia und Verona gesichert ward. Hierauf suchte Philipp Maria durch den Markgrafen von Ferrara, Nikolaus von Este, welcher mit dem Markgrafen von Mantua in freundlichem Verkehr stand, Sforza zu gewinnen und die Venetianer zu einem Frieden zu bewegen. Nikolaus reiste sowohl nach Venedig, als in Sforza's Lager, und erneuerte bei dem Letzteren den Antrag einer Vermählung mit des Herzogs natürlicher Tochter Blanca; alle seine Anstrengungen waren aber fruchtlos. Noch ehe der Herzog durch Nikolaus von Este den Frieden herzustellen suchte, hatten die Venetianer ihr Gebiet durch jene Treulosigkeit und jene schreiende Verletzung des Gastrechts vergrößert, welche bei den Italiänern als vollendete Staatsweisheit, als römische Senatorenklugheit gepriesen werden. Ostasio von Polenta nämlich, dessen Familie schon zu Dante's Zeit über Ravenna herrschte, hatte viele Feinde, diese setzten sich, um ihn aus der Stadt locken zu lassen und in seiner Abwesenheit einen Aufstand zu erregen, mit den Venetianern in Einverständniß, und der Senat von Venedig ließ Ostasio nebst seinem Sohne zu einer festlichen Bewirthung einladen. Vergebens ward Ostasio, welcher die Einladung sogleich annahm, unterwegs vom Markgrafen Nikolaus gewarnt, er setzte seine Reise fort und wurde bei seiner Ankunft in Venedig mit seinem Sohne verhaftet, während zu gleicher Zeit die dem venetianischen Senate verkauften Verräther in Ravenna diese Stadt den Venetianern übergaben. Die beiden Polenta's erlitten zwar nicht den grausamen Tod, welchen die Republik Venedig über alle Herren der von ihr besetzten Städte verhängte; sie wurden aber gefangen nach der Insel Kandia geschickt, und dort erlosch mit ihnen ihr altes, von Dante hochgepriesenes Geschlecht. In dem nämlichen Jahre, in welchem die Venetianer Ravenna

und Peschiera in Besitz nahmen, kam endlich wieder ein Frieden zwischen ihnen und dem Herzog von Mailand zu Stande. Die Veranlassung dazu war der Umstand, daß Philipp Maria sich wegen der Zudringlichkeit seiner Condottieren-Führer, besonders Piccinino's, genöthigt sah, bei Franz Sforza Schutz zu suchen. Die Feldherren des Herzogs wollten nämlich, da er alt und kränklich geworden war und keine ehelichen Kinder hatte, seine Besitzungen schon bei seinen Lebzeiten unter sich theilen, und verlangten jeder eine bestimmte Stadt und Gegend von ihm. Er hielt deshalb für rathsam, ebenso, wie einst Jupiter bei einer Verschwörung der Götter diese durch den schrecklichen Centimanen Briareus einschüchterte, in der Person des Franz Sforza einen Briareus neben sich auf den Thron zu setzen, um die Anderen zu schrecken. Er trat mit Franz Sforza in Unterhandlung und bot ihm an, daß er endlich das Versprechen, welches er mehrere Male gethan und wieder zurückgenommen hatte, erfüllen und seine Tochter Blanca mit ihm vermählen wolle. Franz Sforza ging auf die Sache ein, und damit er bei der Aussöhnung mit einem Feinde, den er bis dahin für die Venetianer bekriegt hatte, nicht ganz treulos erscheine, so sorgte er, als im August 1441 ein Waffenstillstand zu Stande kam, zugleich dafür, daß den Venetianern und ihren Verbündeten vortheilhafte Bedingungen vorbehalten wurden, wenn sie ebenfalls einen Frieden schließen wollten. Dieser ward zu Capriana im Mantuanischen unterhandelt und am 20. November abgeschlossen. Schon einen Monat früher aber (am 25. Oktober) wurde Sforza's Vermählung mit Blanca feierlich begangen und ihm die als Mitgift versprochenen Städte Ponte Molle und Cremona eingeräumt. Durch den Friedensvertrag von Capriana erhielt sowohl Sforza als Venedig große Vortheile, der Markgraf von Mantua dagegen mußte, damit Venedig entschädigt werden könne, dem Besitze von Porto, Legnago, Nogarola, Valeggio, Asolato und Peschiera entsagen. Übrigens hatten die Venetianer, sobald Franz Sforza mit dem Herzog von Mailand in Unterhandlung getreten war, einen nahen Anverwandten desselben, Michael Attendolo di Cotignola in ihre Dienste genommen; dieser führte fortan ihr Heer an und verdiente sich einen Platz neben Piccinino und Braccio di Montone.

Der Frieden war kaum geschlossen, als er durch die Verbindung des Pabstes mit dem König Alphons, welcher 1442 und 1443 endlich zum Besitze von Neapel gelangte, wieder gestört wurde. Alphons fürchtete, Franz Sforza möchte seine und seines Vaters Besitzungen im Neapolitanischen wieder in Anspruch nehmen, der Pabst aber wünschte dem Letzteren die Mark Ancona zu entreißen. Sogar der wankelmüthige Herzog von Mailand ward, wie es nach der venetianischen Chronik scheint, schon 1442 wieder von seinem Schwiegersohn abgezogen, und verband sich mit dem Pabste und mit Alphons gegen Venedig und Florenz; wir finden wenigstens, daß Piccinino dem Sforza im Kirchenstaate soviel zu thun machte, daß Alphons 1442 im Stande war, die von den Sforza's während der letzten zehn Jahre von der Krone abgerissenen Städte und Herrschaften wieder an dieselbe zurückzubringen. Die Politik, welche sowohl Alphons als der Pabst Eugen IV. damals befolgten, wird von den gleichzeitigen Geschichtschreibern und sogar vom Kardinal Raynaldus in seiner Kirchengeschichte sehr gepriesen; sie mag auch vielleicht zeitgemäß und passend gewesen sein, rechtlich war sie aber durchaus nicht. Dies geht aus der nackten Aufzählung der Thatsachen deutlich hervor. Alphons unterhandelte zu gleicher Zeit mit Sforza und mit dessen Gegner Piccinino, und verbündete sich endlich mit dem Letzteren, weil dieser ihm größere Vortheile zugestand. Der Pabst befolgte dasselbe System. Er schloß nicht nur, um die Mark Ancona wieder an sich zu bringen, einen Bund mit Alphons gegen Franz Sforza, dem er doch die Vortheile des letzten Friedens verdankte, sondern er verfuhr auch mit gleicher Treulosigkeit gegen das Haus Anjou. Er hatte demselben den Besitz von Neapel zugesichert und noch zuletzt dem scheidenden Renatus lächerlicher Weise auch Sicilien verliehen; als sich aber Alphons deshalb mit dem Pabst des Baseler Concils, Felix, eingelassen hatte und in den wirklichen Besitz des Königreichs Neapel gekommen war, schloß Eugen IV. am 14. Juni 1443 mit Alphons ein Bündniß, dessen Herstellung auch der Herzog von Mailand durch seinen Piccinino hatte betreiben lassen, obgleich dasselbe gegen seinen eigenen Schwiegersohn gerichtet war. Alphons gab den Gegenpabst Felix auf, erkannte Eugen als einziges Oberhaupt der Kirche an, und versprach, die von den Neapolitanern besetzten Städte des

päbstlichen Gebiets herauszugeben, dem Pabste mit viertausend Reitern und tausend Mann Fußvolk wider Franz Sforza beizustehen, und sechs mit allem Nöthigen versehene Schiffe zu der gegen die Türken bestimmten Flotte des Pabstes stoßen zu lassen. Dagegen erkannte Eugen den König Alphons, mit Vorbehalt der Lehnsverbindlichkeiten und Leistungen, welche das ältere Haus Anjou übernommen hatte, als rechtmäßigen Beherrscher von Neapel und Sicilien an, und versprach außerdem insgeheim, auch Alphons natürlichen Sohn, Ferdinand, den sein Vater zum Herzog von Calabrien oder mit anderen Worten zum Thronerben gemacht hatte, als solchen anzuerkennen. Piccinino stieß nachher mit seiner Schaar zum Heere des Königs. Aus der bei dieser Gelegenheit uns überlieferten Angabe der beiderseitigen Heeresmacht kann man beurtheilen, wie groß die Anzahl der Menschen gewesen sein muß, welche damals in Italien vom Kriegshandwerk lebten. Piccinino und Alphons führten nämlich damals dreißigtausend Mann gegen Franz Sforza, welcher achttausend hatte, so daß allein für die Unternehmung in den Marken gegen vierzigtausend Mann gedienter Soldaten verwendet wurden. Der größte Theil der Marken ward von den Gegnern Franz Sforza's erobert, und der Pabst gelangte wieder zum Besitze des Seinigen. Als jedoch Franz Sforza am Ende des Jahres (1443) gar zu sehr bedrängt wurde, hielt der Herzog von Mailand für gut, seinen Schwiegersohn nicht ganz fallen zu lassen. Er war immer gewohnt, einen der kühnen Söldnerführer gegen den anderen zu gebrauchen, hatte aber, außer dieser Politik des Gleichgewichts zwischen den abenteuernden Führern der Miethlinge, noch zwei andere Gründe, sich seinem Schwiegersohne wieder zuzuwenden. Seine Tochter hatte nämlich, während ihr Gemahl in Fano ganz abgeschnitten war, einen Sohn geboren, welcher von seinem Großvater den Namen Galeazzo Maria erhielt, was auf dessen Absicht deutete, ihm einst sein Erbe zu hinterlassen. Der zweite Grund von der Sinnesänderung des Herzogs war der Umstand, daß durch Piccinino's Schuld die von ihm eroberte Stadt Bologna nicht allein wieder vom Herzog abfiel, sondern auch einen Bund mit Florenz und Venedig schloß. Piccinino hatte nämlich die Herstellung der freien inneren Verwaltung der Stadt zugegeben und die Rückkehr der vertriebenen Glieder des

Hauses Bentivoglio (s. S. 372) erlaubt. Sein Sohn Franz Piccinino aber, welcher nachher die Besatzung von Bologna commandirte, fand, daß Hannibal Bentivoglio und die anderen Sprößlinge der alten Herren von Bologna mehr Gewalt hätten als er; er ließ daher einige derselben, Hannibal Bentivoglio, Johann von Fantuzzi (dei Fantuzzi), Romeo von Pepoli, Kaspar von Malvezzi und dessen Sohn Achilles, welche er als Freunde mit sich aus der Stadt genommen und bewirthet hatte, treulos verhaften und drei derselben auf die Burg (rocca) Pellegrina im Gebiet von Piacenza bringen. Die Regierung (gli anziani) von Bologna nahm sich hierauf dieser Männer an, und schickte zu ihren Gunsten eine Deputation an den Herzog von Mailand und an dessen General Nikolaus Piccinino; Beide gaben die besten Versprechungen, es vergingen aber Monate, ohne daß man etwas von der Erfüllung derselben erfuhr. Endlich schien Franz Piccinino die Freiheit von Bologna ganz vernichten zu wollen: er legte der Stadt eine Contribution auf und foderte der Regierung die Schlüssel verschiedener Thore ab. Da befreiten einige junge Leute aus Bologna, wie die in Muratori's Sammlung befindliche Chronik der Stadt ausführlich erzählt, Hannibal Bentivoglio aus dem einzeln stehenden Thurm, in welchem er festgehalten wurde, kehrten mit ihm nach Bologna zurück, erstürmten dort, indem sie das bekannte Losungswort der Freiheit (popolo! popolo!) ausriefen, den Regierungspalast und nahmen Franz Piccinino nebst seinen Soldaten gefangen (Juni 1443). Ein anderer mailändischer Hauptmann, Ludwig da Verme, entkam zwar mit seinen Truppen, und bedrohte sogleich von außen her die Stadt; er ward aber von den Bolognesen unter Hannibal Bentivoglio's Führung bei Ponte Polledrano besiegt, und verlor zweitausend Mann und alle seine Wagen. Bald nachher wurde Franz Piccinino gegen die beiden zugleich mit Bentivoglio verhafteten Malvezzi ausgetauscht. Sobald Bologna wieder Republik geworden war, schloß Hannibal Bentivoglio, der an der Spitze der neuen Regierung stand, einen Bund mit den Städten Florenz und Venedig, und diese gaben dann so viele Subsidien, daß die beiden Piccinino unterlagen. Sie wurden geschlagen, ein General derselben mußte dem Sforza weichen, und Franz Piccinino gerieth aufs neue in Gefangenschaft. Nikolaus Piccinino überlebte sein Unglück

nicht lange; er starb im Oktober 1444 zu Mailand, wohin ihn der Herzog gerufen hatte.

Nachdem der Herzog von Mailand sich seinem Schwiegersohne wieder zugewendet hatte, verzweifelte der Pabst an der Möglichkeit, in Verbindung mit dem neapolitanischen Könige Franz Sforza zu besiegen, zumal da Alphons damals erkrankt war. Er nahm deshalb die Vermittelung der Venetianer und Florentiner an, und schloß 1444 einen Frieden, in welchem er dem Franz Sforza den Besitz der ganzen Mark außer Osimo, Recanati, Fabriano und Ancona nebst dem Titel eines Markgrafen zugestand. Dieser Frieden war jedoch von keiner langen Dauer; denn Franz Sforza und sein Schwiegervater beobachteten einander sehr ängstlich, und als der Letztere einen der Generale seines Schwiegersohnes an sich ziehen wollte, dieser aber darin einen Anschlag auf sein Leben erkennen zu müssen glaubte, schloß Philipp Maria ein Bündniß mit allen geheimen und öffentlichen Feinden desselben (1445). Franz Sforza sah sich hierauf zugleich vom Pabste, vom König Alphons und von den Beherrschern der durch ihn bedrohten Städte, welche das Vermiethen ihrer Truppen als Handwerk betrieben, heftig bedrängt, verlor die ganze Mark aufs neue, und ward am Anfang des Jahres 1446 vom Pabste mit dem Bannfluch belegt. Als jedoch sein Schwiegervater durch Franz Piccinino und Ludwig da Verme auch die dem Franz Sforza einst als Heirathsgut überlassene Stadt Cremona wieder an sich zu reißen suchte, und so die Bedingungen des mit Mailand und Venedig geschlossenen Friedens offen verletzte, traten die Florentiner, d. h. Kosmus von Medicis und die damals in Florenz herrschende Partei desselben gegen ihn auf. Sie und die Venetianer warben von vielen der italiänischen Herren, welche Truppen zum Vermiethen hielten, eine große Anzahl Söldner, und die Venetianer schickten ihr ganzes, von Michael Attendolo von Cotignola angeführtes Miethheer der belagerten Stadt Cremona zu Hülfe. Schon im Juli 1446 ward Karl Gonzaga, einer der Generale des Herzogs, bei Castel Giovanni geschlagen, und zwei Monate nachher Franz Piccinino durch Cotignola genöthigt, die Belagerung von Cremona aufzuheben. Am 29. September endlich erlitt Franz Piccinino bei Casalmaggiore eine vollständige Niederlage; doch wurde sein Heer, wie dies in den Schlachten zwischen gemie-

theten Soldaten und Generalen stets geschah, blos ausgeplündert, zerstreut und der Pferde beraubt, und nur wenige Soldaten verloren das Leben. Bei der Vertheilung der viertausend Pferde, welche den Gefangenen abgenommen worden waren, erhielt der Obergeneral Michael von Cotignola achthundert Stück; die übrigen wurden den anderen Hauptleuten nach Verhältniß der unter ihnen dienenden Söldlinge zugetheilt. Sechs dieser Hauptleute waren nach der venetianischen Chronik Herren einzelner Städte oder Grafschaften, und unter ihnen befanden sich zwei angesehene Markgrafen. Nach dem Siege bei Casalmaggiore glaubten die Venetianer ebenso das ganze Mailändische besetzen zu können, wie sie längst Bergamo, Brescia, Verona, Vicenza und Padua besetzt hatten; sie begingen aber den Fehler, ihren Cotignola gegen Lecco zu schicken, wo er vierzig Tage lang nichts ausrichtete. Der Herzog von Mailand suchte in seiner Bedrängniß überall Hülfe: er wandte sich an den Pabst und an Alphons, welche ihm aber erst im December viertausend Pferde schickten, ja sogar an Karl VII. von Frankreich, dem er versprach, daß für die ihm zu leistende Hülfe der Herzog von Orleans, welcher auf das Erbe der Visconti Anspruch machte, die Stadt Asti erhalten solle; vor allen Andern aber rief Philipp Maria seinen Schwiegersohn Franz Sforza um Hülfe an. Diesem schickte er Geld, um mehr Truppen werben zu können, und erneute das Versprechen, ihm das Herzogthum Mailand als Erbe zu hinterlassen. Durch die Unterhandlungen zwischen Franz Sforza und seinem Schwiegervater wurden die Florentiner und Venetianer gegen den Ersteren mistrauisch; Franz Sforza suchte sich daher mit dem Pabste und mit Alphons zu vereinigen. Er ward in diesem Bemühen durch den Umstand begünstigt, daß im Februar 1447 Pabst Eugen IV. starb, und der seitherige Bischof von Bologna, ein geachteter Mann ohne aristokratische Neffen und Creaturen, unter dem Namen Nikolaus V. an dessen Stelle trat. Die Bemühungen des neuen Pabstes, Frieden zu stiften, wurden jedoch durch den Herzog von Mailand selbst vereitelt. Dieser ward nämlich aufs neue mistrauisch gegen seinen Schwiegersohn, stellte die Geldsendungen an ihn ein, und ließ das von Sforza geworbene Heer nicht nach Mailand kommen, sondern befahl ihm, in das Brescianische und Venetianische einzurücken. Dadurch erhielten die

Venetianer wieder Muth, das Heirathsgut von Sforza's Gemahlin, Cremona, Pontremoli und Crema, anzugreifen, während dieser in der Mark zurückgehalten wurde. Am 4. März 1447 erschien Cotignola vor Cremona; er mußte zwar von hier bald wieder abziehen, weil die Einnahme der Stadt nicht so leicht war, als er geglaubt hatte, lagerte sich aber in der Nähe von Mailand, worauf Franz Sforza wieder vom Herzog herbeigerufen wurde. Die Fortschritte der Venetianer erregten endlich auch bei den Florentinern Besorgnisse, und die Partei der Mediceer unterstützte Franz Sforza. Dieser machte jetzt neue Rüstungen, und erhielt Geld von seinem Schwiegervater, welcher auch den König Alphons und den Pabst ersuchte, Sforza mit Geld zu unterstützen. Das Letztere geschah jedoch nicht, und Sforza gerieth in solche Verlegenheit, daß er seine letzte Besitzung in der Mark, die Stadt Jesio, an den Pabst verkaufen mußte. Er brach hierauf von Pesaro auf, um nach Mailand zu ziehen; hier war aber Philipp Maria schon am 13. August 1447, noch ehe Sforza mit seinem Heer eintraf, gestorben.

Einen gegründeten Anspruch an das durch seinen Tod erledigte Herzogthum Mailand, welches ein Lehen des deutschen Reiches war, hatte niemand; dessen ungeachtet traten drei Prätendenten auf. Der Eine war Franz Sforza als Gemahl der Blanca; er hätte aber, auch wenn diese von ehelicher Abkunft gewesen wäre, kein Recht auf die Nachfolge in einem Mannslehen von ihr herleiten können. Der Zweite war Herzog Karl von Orleans, des nachherigen französischen Königs Ludwig XII. Vater, welcher alsbald mit dreitausend Reitern die Stadt Asti besetzte, und seinen Anspruch an das Herzogthum Mailand darauf gründete, daß sein Vater mit der Tochter Johann Galeazzo Visconti's vermählt gewesen war (s. Th. VIII. S. 506). Der Dritte endlich war König Alphons von Neapel, der sich im Regierungsrath Philipp Maria's einen Anhang zu machen verstanden hatte. Die Anhänger des dritten Prätendenten beriefen sich auf ein vorgebliches Testament, welches der verstorbene Herzog zu Gunsten des Königs Alphons gemacht habe; Philipp Maria hatte aber jedenfalls kein Recht, über das Herzogthum Mailand so zu verfügen, als wenn es ein Landgut gewesen wäre. Einige Söldner-Hauptleute aus Braccio's Schule, welche das Übergewicht der Sforzeschi fürchteten, suchten

den König Alphons in den Besitz von Mailand zu setzen, ehe noch der Tod des Herzogs allgemein bekannt geworden sei. Sie benutzten dazu die zufällige Anwesenheit des Raimund Boile, welcher dem Herzoge einige neapolitanische Heerschaaren aus Apulien zu Hülfe geführt hatte; dieser bemächtigte sich des befestigten Palastes und der Citadelle, und pflanzte auf jenem die aragonischen Fahnen auf, ließ sich aber bald von vier mailändischen Patriciern, welche die Republik ausriefen, durch Geld wieder zum Abzug bewegen. In Mailand hatten nämlich ebenso, wie in allen anderen größeren Städten Italiens, die patricischen Familien auch unter der militärischen Herrschaft der Tyrannen ihr Ansehen nicht verloren, und vier Herren aus denselben waren daher nach Philipp Maria's Tode auf den Gedanken gekommen, eine demokratische Republik herzustellen. Diese erkauften von den Befehlshabern des Königs Alphons die Räumung der von ihnen besetzten festen Punkte in und bei der Stadt, ließen dieselben dann sogleich schleifen, und schickten eine Gesandtschaft an die Venetianer, um mit ihnen ein Bündniß zu schließen. Von den Städten des mailändischen Gebiets schlossen sich Novara, Alessandria und Como an die neue Republik an; dagegen errichtete Pavia eine eigne Regierung, und auch Tortona riß sich von Mailand los, Parma aber unterhandelte mit Franz Sforza, um sich allenfalls unter seinem Schutze zu constituiren. Die Venetianer benutzten die im Herzogthum Mailand herrschende Verwirrung, um sich auf Kosten desselben auszubreiten: sie nahmen Lodi ein, und gewährten in der Voraussetzung, daß sie nach ihrer gewohnten Art nicht Wort zu halten brauchten, der Stadt Piacenza so vortheilhafte Bedingungen, daß sich auch diese in ihren Schutz begab. Doch machte die weise Signorie der Venetianer damals einen großen politischen Fehler; weil sie nämlich glaubte, daß die mailändischen Patricier, welche eine demokratische Republik errichtet hatten, sich nicht würden behaupten können, so lehnte sie den Antrag derselben ab, zögerte aber gleichwohl einen Angriff zu wagen. Von Venedig zurückgewiesen, wandten sich die Mailänder an den in Cremona weilenden Franz Sforza, nicht um ihn als Erben und Nachfolger seines Schwiegervaters anzuerkennen, sondern um ihn zur Übernahme des Oberbefehls ihrer Truppen einzuladen. Sforza war schlauer, als die Venetianer, welche durch den ihnen ange-

tragenen Bund ebenso zur Herrschaft über Mailand hätten gelangen können, als Sforza durch die von ihm angenommene Stelle eines Oberanführers. Sforza ging auf den Antrag der Mailänder ein, wußte sogleich die Erbfeinde und Neider seiner Familie, den Franz Piccinino und dessen Bruder Jakob, nebst den unter ihnen dienenden Söldnern an sich zu ziehen, und machte sich dann vor allen Dingen zum Herrn von Pavia. Hier hatte nämlich ein Bolognese das Commando in der Burg, welche die Stadt beherrschte, dieser verkaufte sich und die Stadt an Sforza, und die Pavesen unterwarfen sich hierauf, um nicht von der Stadt Mailand abzuhängen, unmittelbar dem Herrn von Cremona, welcher dagegen den Titel eines Grafen von Pavia annehmen mußte. Die Mailänder waren zwar mit der Usurpation des von ihnen berufenen Generals höchst unzufrieden; da aber auch eine zweite an die Venetianer gesendete Botschaft zurückgewiesen worden war, so mußten sie Sforza's Entschuldigungen annehmen, wenn sie nicht den Venetianen preisgegeben sein wollten, deren Heer unter Cotignola's Führung noch immer im Herzogthum Mailand stand. Durch einen Angriff auf dieses Heer hätte Franz Sforza eine schnelle Entscheidung herbeiführen können; darum war es ihm aber nicht zu thun. Anstatt das venetianische Heer aufzusuchen, wandte er sich mit den mailändischen Söldnern gegen Piacenza, welches wie Pavia eine besondere Herrschaft und Grafschaft für ihn werden konnte. Bei Gelegenheit der Belagerung von Piacenza zeigt sich wieder, daß ganz Italien damals, wie in den Zeiten der römischen Kaiser, von gedungenen Abenteurern und Räuberhauptleuten abhing, da sogar Venedig und Florenz, sowie König Alphons und der Pabst keine Heere von Eingeborenen ihrer Staaten hatten. In Diensten Franz Sforza's nahmen die beiden Brüder Piccinino, der Beherrscher von Faënza, Guidazzo, ferner Gonzaga von Mantua, Alexander Sforza, der Graf Ludwig da Verme, der Graf Dolce von Anguillara und mehrere andere Generale, die dem Sforza ihre Truppen vermiethet hatten, an der Belagerung von Piacenza Theil. Von welcher Art aber diese Soldtruppen waren und welchen Grundsätzen ihre Hauptleute, Franz Sforza nicht ausgenommen, huldigten, das zeigte sich recht klar und deutlich, als die wilden Schaaren, welche Piacenza seit dem Anfang des

Oktober belagert hatten, die Stadt am 15. oder 16. November mit Sturm einnahmen. Sie verübten in der eroberten Stadt mit Franz Sforza's Bewilligung vierzig Tage lang so arge Gräuelthaten, daß selbst Sforza's Lobredner Simonetta dieselben zugestehen muß und nur die Behauptung hinzufügt, Sforza habe doch den Nonnen Beistand geschickt und einige Räuber hängen lassen. Kirchen, Klöster und Privathäuser wurden ganz ausgeplündert, Weiber und Mädchen mishandelt, und alle Einwohner, welche Lösegeld bezahlen konnten, furchtbar gepeinigt, um das Äußerste von ihnen zu erpressen. Die Stadt erlangte ihren früheren Glanz nie wieder. Wenn übrigens Ripalta, der Verfasser der Chronik von Piacenza, berichtet, daß elfhundert seiner Landsleute und unter ihnen er selbst als Sklaven verkauft worden seien, so ist dies nicht, wie Sismondi gethan hat, wörtlich zu nehmen, sondern dahin zu deuten, daß die Elfhundert durch harte Dienstleistungen zum Aufbringen des für ihre Befreiung geforderten Geldes gezwungen wurden.

Franz Sforza hatte eine Partei in Mailand, die ihn zum Herrn wünschte; eine andere, mächtigere Partei aber beobachtete ängstlich jeden seiner Schritte und entzog ihm am Anfange des folgenden Jahres sogar den unbedingten Oberbefehl über das Heer, den ihm die Regierung vorher überlassen hatte. Er zögerte seitdem absichtlich, verfolgte die im Jahre 1447 erfochtenen Vortheile nicht so, wie er hätte thun sollen, begab sich endlich im Winter nach Cremona, und erschien erst im Mai 1448 wieder im Felde. Die Mailänder waren schon am Ende des Jahres 1447 besorgter vor ihrem eigenen Feldherrn, als vor dem Feinde, und ließen den Venetianern die vortheilhaftesten Friedensanträge machen; auch kam man wirklich über einen Tractat überein, der Abschluß desselben wurde aber durch eine Kabale gehindert. Während Sforza von Cremona entfernt war, griffen die Venetianer diese Stadt an; dieselbe ward jedoch von seiner Gemahlin Blanca, welche in Person an der Spitze der Besatzung erschien und den Widerstand wie eine Heldin leitete, glorreich vertheidigt. Franz rächte sich nachher bei Casalmaggiore an den Venetianern. Er griff die von ihnen auf dem Po ausgerüstete große Flotte an, und plünderte und zerstreute dieselbe im Angesichte des venetianischen Heeres, welches Cotignola

anführte. Nach der Vernichtung der venetianischen Po-Flotte belagerte Sforza im August Caravaggio. Die Venetianer beschlossen, zur Rettung dieses Platzes das Äußerste zu wagen, und obgleich Cotignola und mit ihm alle anderen erfahrenen Generale ihres sehr vermischten Heeres einen Kampf auf offenem Felde widerriethen, so ward dieser doch durch die Senatoren und Patricier, welche als Regierungsbevollmächtigte beim Heere waren, befohlen und am 15. September 1448 bei Caravaggio eine entscheidende Schlacht geliefert. Diese Schlacht ist die merkwürdigste von allen, welche im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts in Italien geschlagen worden sind. Sforza erfocht mit seinen abgehärteten Söldnern einen glänzenden Sieg über das venetianische Heer, dessen Zahl zwar auf vierundzwanzigtausend Mann angegeben wird, in welchem sich aber viele Landmiliz befand. Das ganze Heer der Venetianer ward zerstreut, obgleich wir der Versicherung der Chronik von Brescia, daß von zwölftausend venetianischen Reitern nur etwa fünfzehnhundert davon gekommen seien, keinen Glauben schenken können. Erschlagen wurden auch in diesem Treffen nur wenige, weil die Sieger nach der Gewohnheit der damaligen Miethtruppen sich begnügten, Gefangene zu machen, welche dann ihrer Pferde und Waffen beraubt und zur Bezahlung eines Lösegeldes gezwungen wurden. Nach der Niederlage bei Caravaggio ward von den Venetianern der zweite große General, welcher ihre Heere glücklich geführt hatte, ebenso behandelt, wie der erste, nur mit der Ausnahme, daß man ihn nicht enthaupten ließ. Cotignola wurde auf Befehl des venetianischen Senats in Untersuchung gezogen, nach seinen Gütern verbannt und dort auf eine elende Pension beschränkt. Statt seiner erhielt Pasqual Malipieri den Auftrag, die vom Feinde ihrer Waffen und Pferde beraubten Söldner wieder zu vereinigen und auszurüsten. Auch Franz Sforza gerieth nach der Schlacht mit den seinem Heere beigegebenen Bevollmächtigten der mailändischen Regierung in Zwist. Er wollte, nachdem er über den Oglio gegangen und in alle Burgen der Gegend eingelassen worden war, gegen die Stadt Brescia ziehen, deren Besitz ihm die Mailänder gleich anfangs versprochen hatten; die Regierungsbevollmächtigten forderten aber, wie sie beim Beginne des Feldzugs schon einmal gethan hatten, daß er vorher Lodi nehmen

solle. Doch schickten sie nachher, weil sie sich auf Sforza nicht verlassen zu können glaubten, den einen der Piccinino's gegen Lodi. Sforza trat gleich darauf mit den Venetianern über einen Frieden in Unterhandlung. Beide hatten einerlei Grundsatz, weil sie gar keinen hatten, sie wechselten die Partei, je nachdem es ihr Vortheil forderte, und versprachen viel, weil sie nicht sehr gewissenhaft waren, ihre Versprechungen zu halten. Sforza schickte alle Miethlinge aus der Schule Braccio's und die Söhne des Piccinino, welchen die Bracceschi als Erben der Talente des alten Braccio erkannt hatten, gegen Lodi, und knüpfte durch seinen Geheimschreiber Simonetta, den Oheim des gleichnamigen Geschichtschreibers, der uns eine lobpreisende Erzählung der Thaten Franz Sforza's hinterlassen hat, eine Correspondenz mit dem neuen Oberanführer der Venetianer an. Beide Theile verständigten sich bald über einen Frieden; dieser wurde schon dreiunddreißig Tage nach der Schlacht bei Caravaggio (18. Oktober 1448) unterzeichnet, und das Opfer desselben ward die Republik Mailand. Sforza versprach, alle Gefangenen in Freiheit zu setzen, alles, was er im Gebiete von Bergamo und Brescia erobert hatte, herauszugeben, allen Ansprüchen, welche die Visconti's und die Republik Mailand an das Gebiet von Crema und an die Ghiara d' Adda gemacht hatten, zu entsagen und diese Landstriche an die Venetianer zu überlassen. Dagegen verpflichtete sich Venedig, ihm zum Besitze des ganzen von Philipp Maria beherrschten Landes behülflich zu sein und ihm zu diesem Zwecke nicht nur viertausend Reiter und zweitausend Mann zu Fuß zu schicken, sondern auch dreizehntausend Dukaten monatlich zu zahlen, bis er Herr der Stadt Mailand sei.

Nachdem Sforza seinen Vertrag mit den Venetianern abgeschlossen hatte, hielt er eine Rede an seine Soldaten, stellte ihnen, wie das zu geschehen pflegt, das Betragen der Mailänder im gehässigsten Lichte dar, und setzte ihnen auseinander, welche reiche Beute sie in der Stadt und im Gebiete von Mailand machen könnten. Die Söldner nahmen seine Worte mit Jubel auf. Dagegen erfuhr er bald zu seinem Schmerze, daß gerade an dem Tage, an welchem er den Frieden mit den Venetianern geschlossen hatte, Lodi sich den Mailändern ergeben, und daß Karl von Gonzaga mit zwölfhundert Reitern und fünfhundert Mann zu Fuß in

der Nacht sein Lager verlassen habe, um den Mailändern treu zu bleiben. Die meisten übrigen Hauptleute der im Dienste der Mailänder stehenden Compagnieen und viele Städte, die sich der republikanischen Regierung von Mailand unterworfen hatten, fielen von derselben ab, und erkannten Franz Sforza als Nachfolger seines Schwiegervaters an. Dieser forderte jetzt von derselben Republik, bei der er bisher als General und Unterthan im Solde gestanden hatte, mit drohenden Worten, daß sie sich ihm als rechtmäßigem Herrscher unterwerfe. Die monarchisch-aristokratische Partei in Mailand oder die sogenannten Ghibellinen waren nicht abgeneigt, ihn in die Stadt aufzunehmen, und ihre Führer correspondirten insgeheim mit ihm; die Guelfen aber und Karl von Gonzaga, der sich des Freiheitsschwindels der großen Menge zu seinem Zwecke bediente, waren ihm entgegen. Die letztere Partei verfolgte die Ghibellinen als Verräther, fanatisirte das Volk, und schuf 1449 aus demselben ein Heer, um es den Söldnern, die sich von allen Seiten her mit Sforza vereinigten, entgegen zu stellen. Ein Heer von Bürgern war in Italien eine Seltenheit geworden und galt wenig, obgleich die Mailänder rühmen, daß die von ihnen damals aufgestellte Volksmacht sechzigtausend Mann stark gewesen sei, und daß zwanzigtausend derselben Flinten (Feuerröhre) gehabt hätten. Schon am Ende des Jahres 1448 war Sforza in der Nähe von Mailand erschienen; auch schickten ihm die Venetianer die im Frieden versprochenen Hülfstruppen, und zogen für ihre eigene Rechnung gegen Crema und Ghiara d' Adda. Im März 1449 lagerte er sich dem mailändischen Bürgerheer im Felde gegenüber; es kam aber zu keinem entscheidenden Treffen, da sowohl Sforza als die Mailänder demselben auswichen, und der Krieg blieb während der größeren Hälfte des Jahres auf die Belagerung verschiedener Städte beschränkt. Da gaben plötzlich die Venetianer, als sie in den Besitz von Lodi gelangt waren, einen neuen Beweis ihrer treulosen Politik. Sie gingen nämlich aus Furcht, daß Sforza die ganze Lombardei sich unterwerfen möchte, auf die Friedens-Anerbietungen ein, welche ihnen durch drei angesehene Mailänder gemacht wurden, zumal da Sforza ihnen zwar Lodi abgetreten, Crema aber für sich selbst behalten hatte, und am 27. September 1449 ward zu Brescia ein Vertrag zwischen den

beiden Republiken Venedig und Mailand unterzeichnet. Die Venetianer sorgten in diesem Friedensvertrage scheinbar auch für Franz Sforza, und machten schlauer Weise Bedingungen für ihn aus, deren Annahme die Vereinigung des ganzen Herzogthums Mailand unter einem kriegerischen Fürsten würde gehindert haben. Franz Sforza sollte nämlich von dem Erbe der Visconti's Novara, Tortona, Alessandria, Pavia, Parma und Cremona beherrschen, dagegen sollten Mailand, Como, Bellinzona und das eine Ufer der Adda republikanisch bleiben. Da Sforza diese Bedingungen ausschlug und den Besitz der Stadt Mailand verlangte, so entstand am Ende des November 1449 ein Krieg zwischen ihm und Venedig, und im December schlug er im Gebirge bei Brianza die beiden Malatesta, welche die Heere der Venetianer anführten. Auch König Alphons ward in den Krieg mit Venedig verwickelt. Er war schon im Todesjahre des Herzogs Philipp Maria unter dem Vorwande, daß die Bundesgenossin der Florentiner, die Republik Venedig, das Herzogthum Mailand, dessen Beherrscher mit ihm im Bunde gewesen sei, angegriffen habe, in Toscana eingerückt, hatte aber dort nichts ausrichten können, während in demselben Jahre Pabst Nikolaus V. von der Stadt Bologna, deren Bischof er früher gewesen war, freiwillig als Oberherr anerkannt wurde. Auch in Beziehung auf Alphons und auf die Florentiner befolgten die Venetianer ein sonderbares System. Alphons bekriegte nämlich 1448 die Florentiner wegen ihrer Verbindung mit Venedig, und trieb alle Venetianer aus seinem Lande, nichts desto weniger war er gleich nachher mit Venedig verbunden, um Franz Sforza von der Nachfolge in Mailand auszuschließen. Ebenso mußte die Republik Mailand die treulose Politik der Venetianer erfahren. Die Signorie von Venedig hinderte einerseits eine Übereinkunft zwischen den Mailändern und Sforza, und unterstützte andererseits die Ersteren nur schwach, damit dieselben genöthigt wären, sich aus Furcht vor Sforza's militärischer Herrschaft den Venetianern zu ergeben. Die Stadt Mailand blieb daher den ganzen Winter 1449 hindurch enge eingeschlossen. Sforza hätte schon beim Beginne des Winters stürmen lassen können, er wollte aber nicht offenbar Gewalt brauchen, sondern durch die Wirkung des Hungers eine freiwillige Ergebung erzwingen. Schon im Januar und Februar 1450 mangelte

es in der Stadt an Vorräthen, und Tausende kamen vor Hunger um; nichts desto weniger lehnten die Regierung und der größere Theil der Bürgerschaft von Mailand in ihrem republikanischen Eifer jeden Vorschlag Sforza's ab. Als endlich die Regierung die Unmöglichkeit erkannte, die Republik aufrecht zu erhalten, beschloß sie dennoch nicht, den despotischen Condottieren-Hauptmann zum Herrscher anzunehmen, sondern sie überlegte nur, ob sie, um ihn abzuwehren, sich der Republik Venedig oder dem König Alphons oder dem Pabste unterwerfen sollte. So stark war der Widerwillen gegen Sforza. Am 25. Februar erstürmten endlich einige hundert Bürger, um einen schnellen Entschluß zu erzwingen, das Rathhaus der Stadt, jagten die Regierungsmitglieder aus einander, und zerrissen den venetianischen Gesandten, als derselbe sie, wie er schon oft gethan hatte, wieder zur Ruhe ermahnen wollte. Doch unternahmen sie in der Hauptsache nichts weiter, als daß sie die bisherige Regierung absetzten und eine Versammlung des Volkes auf den nächsten Tag in die Kirche Santa Maria della Scala beriefen. Auch in dieser Versammlung wagte anfangs niemand den Vorschlag zu machen, daß man sich mit Sforza in Unterhandlungen einlassen solle: es war die Rede von Venedig, vom Pabste, von Alphons, vom Herzoge von Savoyen, nur von Sforza nicht. Zuletzt trat jedoch Kaspar von Vimercato auf, und stellte der versammelten hungernden Menge vor, daß nur Sforza ihren Mangel augenblicklich in Überfluß verwandeln könne. Das Volk ließ sich überzeugen, und beschloß auf Vimercato's Vorschlag, in das feindliche Lager eine Gesandtschaft zu schicken, welche im Namen der Mailänder Sforza als Nachfolger seines Schwiegervaters anerkennen und ihn einladen solle, in die Stadt zu kommen, ohne daß dabei Bedingungen zu Gunsten der bürgerlichen Freiheit gemacht wurden. Sforza ward hierauf sogleich unter dem größten Jubel der Mailänder in die Stadt geführt; seinen glänzenden Einzug aber hielt er erst später in Begleitung seiner Gemahlin. Auch Monza, Como und Bellinzona öffneten ihm ihre Thore und erkannten ihn als Herrscher an. Er nahm den Titel eines Herzogs von Mailand an, ohne den Kaiser Friedrich III. um seine Einwilligung zu fragen, weshalb dieser auch nachher, als er 1452 zur Krönung nach Rom reiste, die Stadt Mailand nicht berührte. Die

Mailänder erlangten durch die Fürsorge ihres neuen Herzog sogleich zwei wichtige Dinge, nämlich die Abhülfe ihres Mangels und den Frieden mit den Florentinern, welche vorher in Verbindung mit Venedig die republikanische Regierung von Mailand bekriegt hatten. Sforza ließ nämlich augenblicklich aus der ganzen Lombardei Lebensmittel in die Stadt bringen, und Florenz begrüßte zuerst unter allen Staaten den neuen Herzog, von welchem weder der Kaiser Friedrich, noch der König von Frankreich etwas wissen wollten, den der Letztere vielmehr als den Usurpator eines dem Herzog von Orleans als einzigem rechtmäßigem Nachfolger der Visconti's gebührenden Fürstenthums ansah. Die Florentiner schickten die reichsten und angesehensten Bürger ihrer Stadt als Gesandte nach Mailand, nämlich des Kosmus von Medicis Sohn, Peter, ferner Neri Capponi, Luca Pitti und Diotisalvi Negri. Diese wurden ehrenvoll und prächtig empfangen, und schlossen im Auftrag ihrer Republik eine innige Freundschaft mit dem neuen Herzog, statt daß vorher dieselbe Republik in Verbindung mit den Venetianern die Republik Mailand bekriegt hatte. Von diesem Augenblick an war auf eine kurze Zeit Ruhe in Italien. Wir glauben hier die Geschichte Italiens abbrechen zu müssen, weil dieses Land damals trotz der ewigen Kriege den glänzendsten Gipfel des Wohlstandes, der Künste, der Wissenschaften, des Handels und der Gewerbe erreicht hatte, und gleich darauf aus seiner nationalen Bewegung in den Drang und Strudel der französischen und spanischen Verwirrungen gerissen wurde. Wir wollen jedoch nur noch mit einigen Worten andeuten, wo wir im Folgenden den Faden der italiänischen Geschichte wieder aufzunehmen gedenken.

Die Waffenruhe, welche 1450 im oberen und mittleren Italien eintrat, war weder verabredet, noch beruhte sie auf einem Frieden, sie erfolgte von selbst, weil Franz Sforza die Reichthümer Venedig's und die Venetianer Sforza's Waffen fürchteten. Im folgenden Jahre begann der Krieg wieder, und es schien anfangs, als wenn er furchtbarer werden würde, als er vorher gewesen war; denn Venedig schloß mit dem König Alphons, mit Ludwig von Savoyen, mit dem Markgrafen von Montferrat und mit der Stadt Siena einen Bund gegen den neuen Herzog von Mailand, welcher diesem Bunde einen anderen mit den Genuesen, den Florentinern

und dem Markgrafen von Mantua entgegensetzte. Die Venetianer waren so erbittert über Florenz, daß sie alle Florentiner, welche nicht ein specielles Privilegium hatten, aus ihrer Stadt verjagten. Sie bemühten sich auch, durch Zurückführung der Familie Canedolo und ihrer zahlreichen verbannten oder geflüchteten Anhänger in Bologna eine Revolution zu veranlassen; dieser Versuch scheiterte aber. Die Geschichte des kleinen Krieges, den die erwähnten Staaten von 1451 bis 1453 in der Lombardei und in Toscana führten oder vielmehr durch ihre Söldner führen ließen, verdient keine Erwähnung. Der gute Pabst Nikolaus V. gab sich die größte Mühe, einen allgemeinen Frieden in Italien zu stiften, und die Gefahr, welche in Folge der Eroberung Constantinopel's den Venetianern und dem nördlichen Italien von den Türken her drohte, verschaffte seinen Bemühungen zuletzt mehr Wirkung, als dieselben anfangs zu haben schienen. Nikolaus erließ an alle christlichen Könige und Fürsten bereits im Jahre 1453 dringende Aufforderungen zum Frieden untereinander und zu einem Kriege gegen die Türken, und forderte ganz besonders den Herzog von Mailand, die Venetianer, die Florentiner und die Genuesen auf, Gesandte nach Rom zu schicken, damit das Haupt der Christenheit einen allgemeinen italiänischen Frieden stiften könne. Dieser kam jedoch damals noch nicht zu Stande, der Krieg wüthete vielmehr gerade im Jahre 1453 im Nordwesten der Lombardei ärger als je, weil Franz Sforza die Franzosen und den Herzog Renatus von Lothringen herbeirief, um zugleich im Osten die Venetianer und im Westen Ludwig von Savoyen, Wilhelm von Montferrat und die Herren von Correggio bekriegen zu können. Im folgenden Jahre (1454) dagegen ließen sich die Venetianer durch den Augustiner-Mönch Simonetta von Camerino, welcher nicht blos bei ihnen, sondern auch beim Herzoge von Mailand in großem Ansehen stand, bewegen, unter dem Vorwande des drohenden türkischen Krieges einen Frieden zu schließen. Dieser wurde am 9. April 1454 zu Lodi unterschrieben, und man lud alle Verbündeten des Herzogs und der Venetianer ein, demselben beizutreten. Sforza behielt vermöge dieses Friedens Ghiara d'Adda, und gab dafür den Venetianern alles das zurück, was er im Gebiete von Brescia und Bergamo erobert hatte; Karl von Gonzaga wurde wieder in den Besitz seiner Burgen gesetzt;

dagegen überließen die Venetianer, wie sie zu thun pflegten, durch einen geheimen Artikel Ludwig von Savoyen, Wilhelm von Montferrat, seinen Bruder Johann und die Herren von Correggio ihrem Schicksale, und diese sahen sich dadurch noch in demselben Jahre genöthigt, die Bedingungen anzunehmen, welche der Herzog von Mailand ihnen vorschrieb. König Alphons wollte auf den von seinen Bundesgenossen geschlossenen Frieden schon aus dem Grunde nicht eingehen, weil Franz Sforza seines Vortheiles wegen zwei Sprößlinge des Hauses Anjou nach Italien gerufen hatte, welche ihren Anspruch an Neapel geltend machen wollten. Zuerst war nämlich, wie schon bemerkt, im Jahre 1453 der alte Renatus mit einer Schaar abenteuernder Franzosen in der Lombardei erschienen; diese hatten aber auf so unerhörte Weise gehaust und solche Gräuel begangen, daß sie den Namen der Franzosen allgemein verhaßt machten, und daß der gute Renatus selbst nicht mit und unter ihnen bleiben wollte, sondern bald wieder nach Hause zurückkehrte. Statt seiner war im Frühjahr 1454 sein Sohn Johann, der den Titel Herzog von Calabrien d. h. Erbe von Neapel angenommen hatte, in Italien erschienen und von den Florentinern nicht nur in ihre Stadt aufgenommen, sondern auch unterstützt worden. Allein schon am 30. August desselben Jahres kam zwischen Venedig, Florenz und Mailand ein auf den Frieden von Lodi gegründetes Bündniß zu Stande, und da nicht nur die Stadt Bologna und Borso von Este, der Beherrscher von Modena, Reggio und Ferrara, in dasselbe aufgenommen, sondern auch König Alphons von den Verbündeten dringend angegangen wurde, dem Frieden von Lodi beizutreten, so schickten die Florentiner den Prätendenten des Königreichs Neapel bald wieder über die Alpen zurück. Alphons war lange Zeit nicht zur Unterschreibung des erwähnten Friedens-Vertrages zu bewegen; allein sein Lehensherr, Pabst Nikolaus V., bestürmte ihn wiederholt mit seinen Bitten, und so ward Alphons endlich am 22. Januar 1455 dazu gebracht, daß er dem Frieden von Lodi beitrat. Er schloß sich bald nachher sogar auch dem Bündnisse des Herzogs von Mailand, der Venetianer und der Florentiner an. Auch Pabst Nikolaus wollte diesem Bunde beitreten, um die Türken von Italien abzuwehren, er starb aber schon am 24. März. Völligen Frieden erlangte Italien auch im Jahre 1455 noch nicht.

Dies hinderten nicht blos Jakob Piccinino und seine von den Venetianern entlassenen Banden, sowie die unbeschäftigten Söldner überhaupt, sondern auch Alphons hatte bei der Annahme des Friedens von Lodi ausdrücklich erklärt, daß er mit Genua, mit Siegmund Malatesta und mit Astorre di Manfredi in Krieg bleibe. Auch peinigte Alphons die Republik Siena beständig durch Streifzüge. Selbst als im Jahre 1456 im übrigen Italien Ruhe ward, setzte König Alphons seinen Seekrieg gegen Genua fort. Er hinterließ bei seinem 1458 erfolgten Tode das Reich Neapel seinem natürlichen Sohne Ferdinand, Sicilien und Aragonien aber seinem Bruder Johann. Diese Theilung führte Veränderungen herbei, welche Italien zum Tummelplatze der Franzosen und Spanier machten.

IV. Bildung und Literatur der letzten Hälfte des vierzehnten und der ersten des fünfzehnten Jahrhunderts.

A. Griechen in Beziehung auf die Blüthe der Wissenschaft und Kunst in Italien.

1. Personen.

Obgleich wir in Betreff der Literatur und Bildung ebenso, wie in der politischen Geschichte der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts, zuerst von den Byzantinern und Türken, dann von der deutschen Nation und zuletzt von Italien handeln wollen, so muß doch in diesem nicht für Schulgelehrte bestimmten Werke die türkische Literatur ganz übergangen und die byzantinische oder griechische nur mit Beschränkung erwähnt werden. Die Letztere gehörte nämlich eigentlich einer ganz anderen Zeit und sogar zum Theil einem ganz anderen Volke, den alten, reinen Griechen, nicht dem Mischvolke der Byzantiner, an, und erstarb unter diesem, während sie im Abendlande ein neues und verändertes Leben erhielt. Wir beschränken uns deshalb darauf, diejenigen Byzantiner zu nennen, welche theils vor, theils nach der Eroberung von Constantinopel die Wissenschaft und Lebensbildung der alten Griechen, ihre theoretische und praktische Weisheit, ihre Poesie, Philosophie und Grammatik zu uns brachten; und auch dies nur in so fern, als die Schulen und das Leben von der Zeit an, wo jene Männer in lateinischer Sprache, der allgemeinen Sprache von Europa bis zum achtzehnten Jahrhundert, zu lehren begannen, zuerst in Italien und dann im ganzen übrigen Europa eine durchaus veränderte Gestalt erhielten.

Über die Griechen, welche im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert nach Italien kamen und diejenige Art des Unterrichts, die jetzt der allgemeinen Bildung von ganz Europa zu Grunde liegt, einführten, gibt es eigene ausführliche Schriften, unter denen das 1742 in London erschienene Werk Hody's eine der genauesten ist. Außerdem haben Heeren und andere deutsche Gelehrte die, durch die Bekanntschaft mit der griechischen Literatur bewirkte, Umwandlung der Bildung des Mittelalters in die Bildung der neuern Zeit in besonderen Werken dargestellt. Wir können uns daher hier sehr kurz fassen. Eine allgemeine Erwähnung und eine Andeutung einzelner Punkte sowohl in Betreff der Männer, welche im fünfzehnten Jahrhundert aus Griechenland nach Italien kamen, als auch in Betreff der Werke, welche damals einer ganz neuen Bildung zu Grunde gelegt wurden, erscheint theils als eine Pflicht der Dankbarkeit, theils ist sie deshalb wichtig, damit jeder Gebildete lerne, aus welchen Quellen und durch welche Männer das Wissen zu uns kam, das jetzt ein Gemeingut geworden ist und nicht mehr in gelehrten Schulen gelernt zu werden braucht. Jedoch ist es zu diesem Zwecke hinreichend, aus der großen Zahl jener Männer und Werke nur einige wenige anzuführen, die uns vor Anderen bedeutend scheinen. Ganz Neues zu berichten ist nicht unser Zweck, wohl aber werden wir durchweg nur der eigenen Ansicht und dem eigenen Urtheile folgen.

Als Dante und Petrarcha ihre Landsleute mit Begeisterung für die alte griechische Sprache, Wissenschaft und Literatur erfüllten und die Poesie des Mittelalters, sowie die Philosophie und Kunst des Christenthums mit dem Alterthum in eine ganz eigenthümliche Verbindung brachten, als sie germanische, celtische, nordische, orientalische und griechische Cultur in einander verschmolzen, waren die Mittel, die griechische Literatur kennen zu lernen, sehr unvollkommen, weil es an tüchtigen Lehrern fehlte. Zwar erwarben sich Barlaam, Leontius Pilatus und Demetrius von Thessalonich dadurch unsterblichen Ruhm, daß sie die großen italiänischen Schriftsteller, deren wir später gedenken werden, mit den dem Abendlande damals fast unbekannten Schätzen der griechischen Literatur bekannt machten; allein diese Männer waren ent-

weder, wie der Mönch Barlaam, selbst nur unvollkommen gebildet, oder sie verstanden nicht Latein genug, um einen großen Einfluß auszuüben. Erst Emanuel Chrysoloras, welcher zwischen den Jahren 1393 und 1396 nach Italien kam, konnte durch Rede und Beispiel begeisternd wirken. Er verband die griechische Gelehrsamkeit, die man an ihm bewunderte, mit der Feinheit des gebildeten Lebens und mit den Künsten der guten Gesellschaft, während dagegen Barlaam und andere gelehrte Griechen seiner Zeit bei Dante und Petrarcha als Pedanten und Klostergeistliche erscheinen. Chrysoloras kam wahrscheinlich zuerst als Gesandter des griechischen Kaisers nach Italien, um die Hülfe der Venetianer gegen die Türken zu erbitten. In seiner Gesellschaft befand sich Demetrius Cydonius, und Beide reisten in Begleitung der ersten Florentiner, welche aus griechischer Quelle schöpfend in Florenz das Alterthum der Griechen priesen, des Robert Rosi und des Jakob d'Angiolo, nach Constantinopel zurück. Diese Florentiner empfahlen nach ihrer Rückkehr ihren Mitbürgern, von welchen damals die Künste und die Weisheit des Lebens in Italien ausgingen, den Zustand des Unterrichts in Griechenland und insbesondere die Geschicklichkeit und Lehrfähigkeit des Chrysoloras so nachdrücklich, daß die florentinische Staatsregierung den Letzteren nicht nur officiell ersuchte, als Lehrer der griechischen Sprache und Wissenschaft nach Florenz zu kommen, sondern auch Jakob d'Angiolo aufforderte, sich zu bemühen, daß Chrysoloras den Antrag annehme. Chrysoloras folgte dem an ihn ergangenen Rufe, und es ward 1397 mit ihm ein Contract abgeschlossen, durch welchen er sich für einen von der Regierung zu zahlenden jährlichen Gehalt verpflichtete, in Florenz öffentlich zu lehren. Bei dieser Errichtung eines griechischen Lehrstuhles in Florenz war Nicolo Nicoli, ein angesehener Florentiner, von dessen Bemühungen um die klassische Literatur der neueren Zeit weiter unten noch mehrmals die Rede sein wird, besonders thätig gewesen. Er war mit Chrysoloras, welcher seine Vorträge im Jahre 1397 begann, anfangs sehr befreundet, zerfiel aber schon nach drei Jahren mit ihm, und Chrysoloras begab sich hierauf von Florenz nach Mailand. Ob Chrysoloras dies that, um dem Nicolo Nicoli, dessen Einfluß in Florenz überwiegend war, auszuweichen, oder weil sein Kaiser auf

der Reise nach Paris nach Mailand kam (s. S. 46 f.), wissen wir nicht; denn die Unruhe, Unstetigkeit und Streitsucht der Griechen, denen wir unsere Kenntniß des Alterthums verdanken, sowie aller der großen Gelehrten, welche aus ihrer Schule hervorgingen und Apostel der neueren Schulwissenschaft wurden, war unbegrenzt. Auch in Mailand, sowie nachher in Pavia predigte Chrysoloras die Lehre von der griechischen Bildung. Jedoch that er dies an beiden Orten nur kurze Zeit, weil er zugleich beauftragt war, die Geschäfte des byzantinischen Hofes in Venedig zu besorgen. Dies führte ihn 1404 nach Venedig, wo er zugleich als Agent des griechischen Kaisers und als vielbesuchter öffentlicher Lehrer der griechischen Sprache und Literatur thätig war. Nachdem er dort mehrere Jahre gewirkt hatte, erhielt er Aufträge nach Rom, und nun war er hier mehrere Jahre hindurch in seiner doppelten Eigenschaft beschäftigt. In Rom endigte er auch sein Leben. Wie groß seine Bedeutung für die in Italien neu auflebende Bildung war, mögen einige Andeutungen zeigen. Schüler des Chrysoloras waren fast alle jene großen Italiäner, welche sich schon vor der Zerstörung Constantinopel's dadurch, daß sie den Stil und die Manieren der alten römischen Aristokratie zurückführten, berühmt machten, und nicht nur statt der Bücher der späteren römischen und der christlichen Zeit die republikanischen Werke der früheren heidnischen, aber freien Jahrhunderte wieder hervorsuchten, sondern auch den wesentlichen Inhalt der altgriechischen Werke in klassischem Latein bekannt machten. Jeder gebildete Staatsmann, jeder Minister oder Kanzler und jeder Verfasser von Staatsschriften in Italien mußte damals die Griechen kennen und mit dem klassischen römischen Stil vertraut sein. Alles drängte sich daher an Emanuel Chrysoloras und seine Schüler, um sich eine Bildung zu erwerben, welche mehr in dem Umgange mit diesen Männern, als durch einen schulmäßigen Unterricht derselben erlangt wurde. Schon in Constantinopel hatte der edle Guarino aus dem Umgange mit Chrysoloras den Eifer für die der Bildung des ganzen Mittelalters entgegengesetzte Civilisation und Literatur der alten Griechen geschöpft, welche jetzt längst die der neueren Zeit geworden ist. In Italien selbst bildeten sich Leonardo Bruni, Poggio, Peter Paul Vergerio und Giannozzo Manetti durch des

Chrysoloras Unterhaltung. Auch Palla degli Strozzi, der Hauptgegner der Mediceer (s. S. 356), welche ihren Ruhm ebenfalls der Beschützung und Förderung der wieder erwachenden altgriechischen und altrömischen Civilisation verdankten, ward von Chrysoloras geweckt und nachher von einem anderen Griechen, welcher die in seinem Vaterlande untergegangene Freiheit und Civilisation den Italiänern verkündigte, im eigentlichen Sinne des Wortes unterrichtet. Er wurde nämlich aus Florenz verbannt und ließ sich in der Gegend von Pavia nieder, wo er die von Chrysoloras erhaltenen Rathschläge benutzte, die Alterthumswissenschaften, besonders aber die Philosophie der Alten, gründlich studirte und den Griechen Johann Argyropulus zu sich einlud; denn dieser kam nicht, wie Hody, Fabricius und Brucker irrthümlich angeben, erst nach der Eroberung von Constantinopel nach Italien. In Verbindung mit Argyropulus übersetzte Strozzi viele griechische Schriften, besonders philosophische, ins Latein; denn die Kenntniß der griechischen Sprache blieb, weil sie ohne Wörterbücher schwer zu erwerben war, noch lange Zeit das Eigenthum einiger wenigen Männer, welche den Umgang oder den Unterricht der vornehmen Lehrer benutzen konnten, und ward deshalb auch als ein aristokratisches Vorzugsrecht besonders von kleinen Dynasten, von den patricischen Familien und von allen denen, welche diesen gefällig zu werden oder sich emporzubringen suchten, eifrig erstrebt. Ein anderer Schüler des Chrysoloras oder vielmehr ein zweiter angesehener Italiäner, welcher durch den Umgang desselben zu einem glühenden, bis zum Ende seines Lebens fortdauernden Eifer für die neuere Bildung geweckt wurde, war der General des Camaldulenser-Ordens, Ambrosius Traversari oder, wie er gewöhnlich genannt wird, Ambrosius Camaldulensis.

Nächst Emanuel Chrysoloras sind der zuvor erwähnte Johann Argyropulus und Theodorus Gaza für die altklassische Umgestaltung des Unterrichts, sowie für die Form, welche Sprache und Literatur der neueren Zeit von Italien aus erhielten, vor allen Anderen merkwürdig. Argyropulus kehrte noch einmal in sein unglückliches Vaterland zurück, begab sich dann wieder nach Italien, und erfüllte von Florenz aus, wo er fünfzehn Jahre lang lehrte, die Italiäner, besonders aber die Florentiner, mit regem Eifer für

die Platonische Philosophie, welche sich seitdem neben der herrschenden Aristotelisch-scholastischen Philosophie selbst in den Schulen geltend machte. Theodorus Gaza war in der Stadt Thessalonich geboren, welche im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts einer der Hauptsitze altgriechischer Bildung war und sehr ansehnliche Schulen und Gelehrte besaß, denen wir sehr bedeutende Werke über die klassischen Schriften und Schriftsteller der alten Griechen verdanken. Als Thessalonich von den Türken genommen worden war (s. S. 80), begab sich Theodorus Gaza nach Italien, wo er fast zu gleicher Zeit mit Johann Argyropulus eintraf. Hier wirkte und lehrte er dann an verschiedenen Orten als Verkündiger einer neuen, der finsteren Mönchslehre entgegengesetzten Bildung. Da er jedoch bald einsah, daß er, ohne des klassischen Stils der alten Römer mächtig zu sein, das Griechenthum im Abendlande nicht werde zu Ansehen bringen können, so ging er nach Mantua, um den Unterricht des Victorinus von Feltre zu genießen, welcher weit weniger nach großem schriftstellerischem Ruhme, als nach dem Verdienst eines ausgezeichneten Lehrers strebte. Theodorus Gaza blieb drei Jahre bei ihm, und erlangte eine solche Fertigkeit in der lateinischen Sprache, daß man ihn zu einer Zeit, wo eine gute Latinität über Alles geschätzt wurde, den besten Latinisten beigezählt hat. Von Mantua verlegte er seinen Wohnsitz zuerst nach Ferrara und später nach Rom. Er wirkte zugleich durch Lehren und durch Übersetzen für das Griechenthum, und da es an griechischen Grammatiken in lateinischer Sprache gänzlich mangelte, so schrieb er ein Buch über seine Muttersprache, welches den Titel Institutiones führte und überall, wo kein Grieche als Lehrer auftrat, gebraucht wurde. Dieses Buch ward auch am Ende des Jahrhunderts (1495) von den berühmtesten und gelehrtesten Buchdruckern jener Zeit, den Aldus, die sich überhaupt um das erneuerte Studium der Alten unsterbliche Verdienste erworben haben, zum Druck befördert.

Einen zu seiner Zeit in Italien sehr berühmten und wie fast alle seine gelehrten Zeitgenossen durch heftige literarische Streitigkeiten bekannten Griechen, Georgius Gemistus Pletho, erwähnen wir nur im Vorbeigehen, weil wir ihn nicht zu den Verkündigern einer neuen Civilisation rechnen mögen. Desto mehr

verdient der Kardinal Bessarion erwähnt zu werden. Dieser war in Trapezunt geboren, machte seit dem Jahre 1395 seine Studien in Constantinopel, und zeichnete sich durch den Umfang seiner Kenntnisse und durch seine Begeisterung für das Alterthum aus. Er begab sich von Constantinopel in den Peloponnes, wo Gemistus Pletho damals lebte, und dieser erfüllte ihn mit der schwärmerischen Begeisterung für Plato und die Platonische Philosophie, welche beide Männer auszeichnete. Bessarion war Geistlicher, ward später Erzbischof von Nicäa, und schloß sich an die Partei des griechischen Kaisers an, als dieser durch die Vereinigung der griechischen und lateinischen Kirche Constantinopel zu retten versuchte. Er arbeitete auf dem Concilium von Florenz so eifrig für die Kirchenvereinigung, daß er, als diese nicht zu Stande kam und seine Landsleute über Alle, welche für dieselbe gearbeitet hatten, heftig erbittert waren, sich ganz von ihnen trennte und in Italien zurückblieb, wo er 1439 Kardinal der römischen Kirche wurde. Unter Nikolaus V. war Bessarion als Staatsmann, Beamter, Schriftsteller und päbstlicher Legat an der ersten und glänzendsten Universität (Bologna) für die Schöpfung einer neuen Literatur und Civilisation unablässig thätig. Besonders machte er sich dadurch verdient, daß er die ganz gesunkene Universität Bologna wieder emporhob und das Dunkel derselben durch ein neues Licht erhellte, indem er über die dialektische Weisheitslehre des Mittelalters Platonische Poesie verbreitete. Er hat sehr viele Schriften geschrieben. Diese würden hier nur dann einzeln angeführt werden dürfen, wenn wir uns auf Schulgelehrsamkeit einlassen wollten. — Ein anderer der aus ihrer Heimath ausgewanderten oder von den Türken verjagten Griechen, Georg von Trapezunt, war in Kandia geboren, stammte aber aus der Stadt Trapezunt. Er kam 1420 nach Italien, um sich dort durch die Erklärung der alten Griechen Ruhm und Geld zu erwerben, weil Adelige und Reiche dahin gingen, wo ein Grieche als Lehrer auftrat. Er begab sich zuerst nach Padua, wo er von Guarino die lateinische Sprache erlernte, und ward nachher in Vicenza ebenso, wie Theodorus Gaza, von dem bescheidenen und als Lehrer unermüdeten Victorinus von Feltre zum lateinischen Stilisten gebildet. Als er 1428 Vicenza verlassen mußte, errichtete er seinen Lehrstuhl in Venedig; wenigstens

finden wir, daß er 1433 sich dort aufhielt. Sein Ruf und seine Wirksamkeit für die aus dem griechischen Reiche zu den Lateinern flüchtende Civilisation und Bildung der alten Griechen waren so bedeutend, daß ihn seine Freunde später nach der Stadt Florenz, dem Mittelpunkte des neu erwachten geistigen Lebens, ziehen wollten; dies gelang jedoch nicht. Dagegen ward er durch Pabst Nikolaus V., dessen große Verdienste um die Erweckung einer neuen freien Wissenschaft und Kunst weiter unten dargestellt werden sollen, nach Rom gerufen. Hier befand sich Georg von Trapezunt schon im Jahre 1442, und machte durch Übersetzungen die griechische Literatur denen zugänglich, welche kein Wörterbuch besaßen. Pabst Nikolaus fand an diesen Arbeiten Georg's so viel Vergnügen, daß er selbst ihm noch mehrere Übersetzungen auftrug, und ihn für dieselben nicht nur reichlich belohnte, sondern auch zu seinem Geheimschreiber machte. Georg war aber ein unruhiger Kopf und ein furchtbarer gelehrter Zänker und Rechthaber, und gerieth mit Guarino, sowie mit Poggio, welcher ebenfalls Humanist und päbstlicher Geheimschreiber war, später aber Kardinal und florentinischer Staatssecretär wurde, in einen so heftigen Streit, daß es zuletzt zwischen ihnen sogar zum Handgemenge kam. Die gelehrten Lateiner, die den Pabst umgaben und sich nicht nur auf das Latein besser verstanden, als Georg, sondern auch im Griechischen Manches besser zu erklären wußten, machten den Pabst auf Fehler in Georg's Übersetzungen und auf seine Keckheit, auch das, was er nicht verstand, übersetzen zu wollen, aufmerksam, und dieser ließ ihm endlich bei Gelegenheit einer Übersetzung des Ptolemäus andeuten, daß er Rom verlassen solle. Georg trieb sich nachher unter vielen Abenteuern in Neapel, in Venedig und in seinem Geburtslande herum, und kam später wieder nach Rom zurück. Wir schweigen jedoch von seinen Schicksalen, weil seine Lebensbeschreibung nicht hierher gehört, sondern nur angedeutet werden sollte, was er als der letzte der Griechen, welche vor der Eroberung von Constantinopel das Abendland belehrten, geleistet hat.

Als die Hauptstadt des griechischen Reiches gefallen war, strömten viele gelehrte Griechen nach Italien, und suchten in diesem Lande, welches damals, wie jetzt England, das reichste Land von Europa war, den neu erwachten Enthusiasmus für die altgriechische

Civilisation zu ihrem Fortkommen und zu ihrer Existenz in der Fremde zu benutzen. Unter diesen Griechen ist zunächst Andronikus Kallinikus anzuführen, welcher 1464 nach Bologna kam, hier aber, wie es scheint, seine Rechnung nicht fand und deshalb nach Rom ging, wo er sich an den Kardinal Bessarion wandte. Man hielt ihn, wie Theodorus Gaza, allgemein für denjenigen, der am besten fähig sei, den Lateinern den Sinn für die alten Griechen zu öffnen und diese richtig zu erklären; ihn drückte aber immer die Armuth. Er lebte auch eine Zeitlang in Florenz, wo er der Lehrer des Angelus Politianus war, ging später nach Frankreich, und kehrte zuletzt wahrscheinlich nach Griechenland zurück; denn wir finden, daß 1476 Franz della-Torre sechs Kisten Handschriften kaufte, welche dem Andronikus gehört hatten und in jener Zeit, wo die Werke der griechischen Schriftsteller noch nicht durch den Druck verbreitet waren, eine bedeutende Bibliothek bildeten. Außer Andronikus traten in Rom Sofianus, Georg Alexander und Demetrius von Kreta als Lehrer und als Verkündiger der griechischen Bildung auf. In Florenz aber erhielt Demetrius Chalkondylas, welcher dort 1471 an des Johann Argyropulus Stelle trat, große Bedeutung. Dieser Gelehrte war schon vor der Eroberung von Constantinopel nach Italien gekommen, hatte seit 1450 in Perugia gelebt und war dann als Professor nach Padua berufen worden. Er entfernte sich bald wieder aus Padua, weil es ihm misfiel, daß sich die dortigen Professoren alle Jahre neu wählen lassen mußten. Er begab sich damals nach Florenz, blieb aber nicht dort, weil er sich durch Politianus verdunkelt sah, welcher von Theodorus Gaza griechisch gebildet worden war, eine bessere Latinität besaß und in Florenz Verwandte und großes Ansehen hatte. Chalkondylas ging von Florenz nach Mailand, wo unter Philipp Maria Visconti und Franz Sforza die neue Bildung sehr blühte. Hier ward sein Unterricht ebenso, wie bereits vorher in Florenz, von unseren beiden Landsleuten Johann Reuchlin und Erasmus von Rotterdam benutzt, denen Deutschland die Verbesserung der Schulen, des Schulunterrichts und der Manier für Gelehrte zu schreiben vorzugsweise verdankt, und welche für Melanchthon und Luther dasselbe leisteten, was Johannes der Täufer für Christus geleistet hat. Demetrius Chalkondylas ist

daher für das deutsche Publikum wichtiger, als irgend ein anderer seiner geflüchteten Landsleute. Er starb 1511. Bedeutende gedruckte Werke kennen wir von ihm nicht. Die beiden Laskaris, Johann und Constantin, welche ebenfalls in Italien als Lehrer auftraten, gehören nicht hierher. Auch glauben wir abbrechen zu dürfen, um noch kurz anzugeben, auf welche Weise alle diese Männer wirkten.

2. Methode und Frucht des griechischen Unterrichts.

Das Hauptverdienst der aus Griechenland nach Italien geflüchteten und hier durch Lehre und Schrift wirkenden Gelehrten war unstreitig ein doppeltes. Sie halfen eine Lebensphilosophie statt einer Schulphilosophie einführen, und mäßigten durch griechische Einfachheit die Flachheit und Declamation der Römer, die man bei Petrarcha und seinen Zeitgenossen in ihren lateinischen Schriften antrifft, sowie den Schwulst, welcher in Dante's Briefen und anderen lateinisch geschriebenen rhetorischen Kunststücken nicht zu verkennen ist. Johann Argyropulus lehrte daher auch nicht blos Rhetorik, sondern neben derselben eine kräftige Philosophie. Diese Philosophie war die des Aristoteles, wie er in Wahrheit ist und war, nicht wie ihn die Scholastiker entstellt hatten. Um statt des Aristoteles der Araber und der barbarischen Lateiner, die man Scholastiker nennt (s. Th. VI. S. 329 und Th. VII. S. 354 ff.), den ächten und wahren Aristoteles ins Leben der Neueren einzuführen, übersetzte Argyropulus selbst einige Werke des Stagyriten, und legte diese Übersetzungen seinen Erklärungen zu Grunde. Argyropulus war es auch, der in Florenz die Schule für griechische Philosophie bildete, aus welcher nachher statt einer Aristotelischen Schule eine Platonische ward, als Lorenzo von Medicis, Politianus und andere durch lateinische und italiänische Beredsamkeit und Poesie, sowie durch Begeisterung für die Griechen und ihre Literatur ausgezeichnete Männer, von Gemistus Pletho und dem Kardinal Bessarion angeregt, von Aristoteles und seiner scharfen Dialektik zu Plato und seiner philosophischen Schwärmerei übergingen.

Zwischen den nach Italien ausgewanderten Griechen entstand bald ein furchtbarer Federkrieg über Plato und Aristoteles, welcher für die Literatur und das Leben der neueren Zeit von großer Bedeutung ist. Er erregte in Italien bei dem herrschend gewordenen

Interesse für die Philosophie und für die an sie geknüpfte neue Bildung ebenso großes Aufsehen, als später in Deutschland der Kampf, welchen die Obscuranten und Ketzerrichter zu Köln mit Reuchlin über das Studium der hebräischen Sprache und der rabbinischen Literatur begannen. Dieser Streit der griechischen Gelehrten in Italien wurde hauptsächlich zwischen Theodorus Gaza und Georg von Trapezunt einerseits und Gemistus Pletho und Bessarion andererseits geführt. Die Anhänger der Aristotelischen Schule in Italien nahmen dabei für die Ersteren Partei, die begeisterte Jugend des florentinischen Adels dagegen schloß sich an die beiden Anderen an. Der Streit begann damit, daß zwischen Theodorus Gaza und dem Kardinal Bessarion einige Schriften gewechselt wurden, welche in anständigem Tone geschrieben waren. Nachher kam es aber zwischen Georg von Trapezunt und dem Kardinal Bessarion zu einem recht ärgerlichen und groben Schimpfen. Georg von Trapezunt gab nämlich 1456 seine später (1523) in Venedig gedruckte „Vergleichung der Philosophen Aristoteles und Plato" heraus, in welcher dem Plato alle möglichen Verbrechen schuldgegeben und von seiner Lehre alle möglichen öffentlichen Calamitäten hergeleitet werden. Gegen dieses Buch richtete der Kardinal Bessarion eine nicht minder heftige Schrift, welche den Titel „Gegen den Verläumder des Plato" führte und, was wir gelegentlich bemerken, eines der ersten in Italien gedruckten Bücher war (sie erschien im Jahre 1469). Die griechischen Gelehrten setzten nachher den Streit unter sich fort. Die Darstellung seines weiteren Verlaufes würde sich mit dem Zwecke des vorliegenden Werkes nicht vereinigen lassen; wohl aber muß hier der Wirkung gedacht werden, welche dieser Kampf auf die Richtung der italiänischen und also mittelbar auch der deutschen Literatur und Bildung hatte.

Mit Freuden wird jeder Historiker bei Gelegenheit dieses Streites die Gelehrsamkeit und das Streben der Philosophen von Handwerk betrachten; denn es zeigt sich hier einmal eine höchst erfreuliche Seite der Gelehrsamkeit und eine sehr wohlthätige Einwirkung der Philosophie auf das Leben und den Verkehr, so groß auch die Gehässigkeit, Eitelkeit, Ruhmsucht und Kampflust der ausgewanderten Griechen war, von welchen das neue Wissen ausging. Von diesen Gelehrten angeregt vereinigten sich nämlich

die angesehensten Männer des damals ganz republikanischen Italiens zu einem schwärmerischen Bunde, demjenigen ähnlich, welchen einst die Pythagoreer in Großgriechenland geschlossen haben sollen (s. Th. II. S. 249). Der Mittelpunkt dieses Bundes war Florenz. Die Mitglieder waren von der Begeisterung für eine Platonische Republik erfüllt, welche von den Besten, die zugleich die Reichsten und Vornehmsten wären, regiert werde, und fast alle machten eine rühmliche Ausnahme von der allgemeinen Sittenverderbniß und der kecken und genialen Verachtung jedes Grundsatzes, die wir in jener Zeit bei der Aristokratie und bei den zahlreichen Dynasten, ja sogar beim höheren Klerus Italiens finden. Sie bewiesen, was bekanntlich zu jeder Zeit sehr selten ist, fast alle in ihrem Leben denselben Eifer für Wahrheit, Freiheit und Recht, den sie in ihren Schriften poetisch und schwärmend aussprachen. Schon seit dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts hatte in Florenz eine Vereinigung für philosophische Unterhaltung bestanden, deren Mitglieder angesehene Männer waren und sich regelmäßig im Locale der Augustiner-Mönche versammelten. Durch Kosmus von Medicis, welcher zuerst durch Gemistus Pletho ganz für Plato gewonnen und begeistert worden war, ward diese Gesellschaft in eine Platonische umgewandelt und, wie einst in Athen Plato's Schule (s. Th. II. S. 248), Akademie genannt. Des Kosmus Enkel, Lorenzo, erweiterte dieselbe später. Sie hatte den Hauptzweck, zu bewirken, daß in den Schulen nicht ferner die Philosophie des Aristoteles, sondern die Platonische vorgetragen werde. Über die Geschichte dieser Akademie besitzen wir ausführliche Werke; hierher scheint sie uns aber nur soweit zu gehören, als sie mit der Einwirkung der ausgewanderten Griechen zusammenhängt, und als durch Kosmus und Lorenzo die Platonische Philosophie ganz in die lateinische Form und Bildung überging. In der letzteren Beziehung ist unter den Mitgliedern der Akademie vorzugsweise ein Mann wichtig, der sein ganzes Leben und jeden Augenblick seiner Zeit dem Studium, der Erklärung und der Verbreitung des Platonismus aufopfernd widmete, weil er den Plato gewissermaßen als eine Erscheinung der Gottheit oder als einen philosophischen Heiland betrachtete. Dieser Mann, dessen Geburt Kosmus von Medicis selbst für eine besondere Gunst der göttlichen Vor-

setzung erklärte, war Marsilius Ficinus, der Sohn von Kosmus Arzte. Er war 1433 geboren und von seinem Vater zum Arzte bestimmt worden. Zu diesem Zwecke ward er nach Bologna geschickt; anstatt aber dort Medicin zu studiren, beschäftigte er sich ausschließlich mit dem Studium des Cicero und des Plato. Da er aus Unkenntniß der griechischen Gelehrsamkeit nur die wenigen Schriften Plato's, welche damals übersetzt waren, lesen und benutzen konnte, so machte er, um den ganzen Plato übersetzen und erklären zu können, das Studium der griechischen Sprache zur Hauptaufgabe seines Lebens. Als er einst von Bologna aus Florenz besuchte, stellte ihn sein Vater dem Kosmus vor, dieser erkannte, wie des Ficinus Biograph in seiner poetischen Erzählung berichtet, sogleich die philosophischen Anlagen des jungen Mannes und rief dem Vater desselben zu: „Dieser, dein Sohn, ist nicht bestimmt, die Körper zu heilen, sondern Arzt der Seelen zu werden." In der That schrieb Marsilius Ficinus schon in seinem dreiundzwanzigsten Jahre seine vier Bücher Platonischer Lehre (Institutionum Platonicarum); weil er aber damals noch nicht Griechisch verstand, so riethen ihm seine Freunde, das Buch nicht herauszugeben. Nachher ward er durch Kosmus Unterstützung des Griechischen ganz mächtig, und die Freigebigkeit der Medicis setzte ihn in den Stand, Handschriften und Commentare zu benutzen, welche jetzt zum Theil nicht mehr vorhanden sind, und auf deren griechischen Text wir aus des Ficinus Übersetzung schließen müssen, wenn wir den Text des Plato von Fehlern der Abschreiber reinigen oder vieles ganz Dunkle erklären wollen.

B. Deutsche Literatur im fünfzehnten Jahrhundert.

1. Ursprünglich deutsches Element derselben, welches mit dem Wiederaufleben der alten klassischen Literatur nicht zusammenhängt.

Die Ritterschaft und ihre Bildung sanken im fünfzehnten Jahrhundert, nachdem sie in den beiden vorhergehenden ihre höchste Blüthe gehabt hatten; dagegen erhob sich der Bürgerstand und genoß einer Wohlhabenheit, die eine ganz eigenthümliche, mehr materielle als ideelle Bildung herbeiführte. Der Minnegesang

oder das Lied der Begeisterung ward zum Meistergesang, das heißt zum Handwerk, zum Spiel, zur Künstelei. Über diese neu entstandene Art von Poesie haben Gelehrte, welche in den zum Theil nur handschriftlich aufbewahrten Gedichten und prosaischen Arbeiten des fünfzehnten Jahrhunderts belesen sind, so ausführliche Kritiken und Analysen gegeben, daß wir, auch wenn es unser Zweck erlaubte, nicht wagen würden, eine ganz erschöpfte Materie noch einmal zu behandeln. Es genügt für dieses Werk, über die Meistersängerei, die Romane oder Sagen und die moralische Literatur des fünfzehnten Jahrhunderts die nöthigen Notizen mitzutheilen. Dann werden wir (im folgenden Paragraphen) zu der gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts aus Italien nach Deutschland gebrachten griechischen und lateinischen Bildung übergehen, welche für die Geschichte des sechzehnten Jahrhunderts von der größten Bedeutung ist, und die Reformation der Kirche zur Folge hatte.

Schon früher (Th. VII. S. 375 f.) ist berichtet worden, daß und wie die Poesie der Ritterschaft, welche aus burgundischen und schwäbischen Landen die Begeisterung des Südens von Europa in den Norden brachte, bereits seit Walther von der Vogelweide gewissermaßen zu einem Handwerke ward. Deutschlands Bürgerschaften, welche mit den vielen freien Städten Italiens in innigem Zusammenhange standen, fühlten sich im fünfzehnten Jahrhundert stark, frei und reich; die Ritterschaft dagegen verarmte nach und nach und verwilderte zugleich, der Minnegesang bei Festen und Mahlen und auf den Burgen fand keine Ermunterung mehr, er flüchtete sich daher in die Städte und ward Meistergesang. Die Bürger jener Zeit waren tüchtig, bieder, fleißig, wohlhabend, sparsam, sittlich und fromm, und es lebte unter ihnen ein Frohsinn und ein gemüthlicher Witz, dessen Verlust auch in England oft vermißt wird (man klagt, old marry England sei nicht mehr); dabei mußte aber das Ideale dem Reellen nachstehen, und obgleich die aus diesen Kreisen hervorgegangenen Dichter lustig waren und manchen guten Einfall hatten, so waren sie doch nicht eigentlich witzig. Die poetischen Erzeugnisse jener Zeit sind daher unbedeutend und matt. Dagegen ist die geistliche Beredsamkeit und alles das, was mit dem Stillleben und der

moralischen Contemplation zusammenhängt, trefflich und originell. Wohlmeinende Gelehrte des neunzehnten Jahrhunderts haben deshalb auch manche Werke der letzteren Art, wie die Schriften eines Tauler und anderer christlichen Denker des fünfzehnten Jahrhunderts, neu drucken lassen. Sie glaubten dadurch den frommen Sinn der wohlhabenden, häuslichen und demüthigen Bürger des fünfzehnten Jahrhunderts in unserer Zeit, welche hinter der Kraft und tiefen Gemüthlichkeit dieser Bürger weit zurücksteht, wieder erwecken zu können; sie übersahen aber, daß Inhalt und Manier jener Schriften mit allen bürgerlichen Verhältnissen des fünfzehnten Jahrhunderts enge zusammenhängen, und daß deshalb zwar ein Gelehrter oder eine ganz besondere Natur sich in dieselben hineindenken, die große Menge aber durch Schriften, welche zu ihrem Leben nicht passen, nicht mehr erbaut werden kann. Dagegen ist die Wirkung dieser Schriften auf die kirchliche Reformation des sechzehnten Jahrhunderts sehr groß gewesen; hierüber können wir aber in dem vorliegenden Buche nicht handeln. Übrigens wird zu den Meistersängern oder zunftmäßigen Dichtern schon Konrad von Würzburg, der Dichter des Kampfes zwischen Mars und Venus, der güldenen Schmiede und des unvollendet gebliebenen Gedichtes vom trojanischen Kriege (s. Th. VII. S. 372), gerechnet, weil er, wie mehrere seiner dichtenden Zeitgenossen, von niederer Herkunft war und ein Gewerbe trieb; doch möchten wir ebenso wenig ihm, als dem Walther von der Vogelweide, die Eigenschaften der Dichter des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts absprechen.

Wir begnügen uns, einige wenige Notizen über den Mechanismus des Meistergesanges, über die dabei angewandte Kunst und Künstlichkeit und über die Art, wie man, um in die Dichterzunft aufgenommen zu werden, ein sogenanntes Meisterstück liefern mußte, mitzutheilen und dann die Namen einiger Meistersänger zu nennen. Die erwähnten Notizen, die man übrigens sowohl in vielen anderen Büchern, als auch in den Schriften der kurfürstlichen deutschen Gesellschaft zu Mannheim ausführlicher finden kann, entlehnen wir dem im Jahre 1697 erschienenen Buche „Von der holdseeligen Kunst der Meistersänger, ihrem Anfang, Fortübung, Nutzbarkeit und Lehrsätzen". Der Verfasser war ein Bürger von Nürnberg,

welche Stadt lange Jahre hindurch der Hauptsitz und die Universität des Meistergesanges war. Man wird schon aus den wenigen Angaben, welche wir diesem Werke entnehmen, ersehen, daß ein genialer Mann unmöglich die Probe der Meisterschaft bestehen, und daß bei solchen Regeln kein Fortschritt im Dichten gemacht werden konnte, sondern vielmehr das Gegentheil erfolgen mußte. Die Lyrik ward durch die für den Meistergesang bestehenden Vorschriften in Formen eingeschnürt. Bestimmte Regeln setzten fest, welches Maß von Reimen und Sylben das Bar eines jeden Meistergesangs haben mußte. Ein solches Bar ist aus mehreren Stücken und Absätzen zusammengesetzt, sowie der sogenannte Abgesang aus drei Sätzen. Das Bar besteht aber auch aus dem, was in der Kunstsprache Gesäz, Abgesang und Stollen genannt wird. Diese Stücke müssen jedes eine eigene Melodie haben. Ein Stollen muß aus etlichen Versen bestehen, der Abgesang aber immer eine andere Melodie haben und das Ganze am Ende mit einem Stollen geschlossen sein, welcher dem vorhergehenden gleich ist. Was die Reime betrifft, so heißt bei den Meistersängern das, was wir einen männlichen Reim nennen, ein stumpfer, der weibliche aber ein klingender Reim. Verse, denen kein anderer reimend entspricht, werden Waise genannt. Pausen heißen die einsylbigen Wörter, welche am Ende, im Anfang oder in der Mitte abgesondert erscheinen. In einem Reime dürfen nicht mehr als dreizehn Sylben vorkommen, und zwar aus dem sonderbar lautenden Grunde, weil man es nicht wohl am Athem haben könne, mehr auf einmal auszusingen. Außerdem gab es noch eine Menge kleinlicher Vorschriften über die Sprache, den Stil und das Absingen (denn auch dieses lag dem Dichter ob), sowie gewisse Kunstgriffe des Handwerksſängers, welche gleich den Kunstgriffen der Handwerksarbeiter geheim gehalten wurden. Verstöße gegen die Regeln des Meistergesanges brachten beim Wettsingen den, der sie beging, um den Preis, und wurden sonst auch mit dem Verluste des Meistergrades bestraft. Das Wettsingen ward bei gewissen Festlichkeiten angestellt, und bei dieser Gelegenheit, sowie beim Singen und Dichten um den Meistergrad hatten die sogenannten Merker auf die Fehler zu achten und sie zu bestrafen; sie waren also dasselbe, was bei der Verfertigung des Handwerk-Meisterstückes die Schaumeister

waren und hie und da noch sind. Unter den Preisen war der höchste eine Kette mit dem Bilde des Königs David, des Dichters der Psalmen. Für die Unkosten der Feierlichkeiten und der fröhlichen Feste gab es gemeinschaftliche Kassen. Die Meistersänger bildeten, wie jede Verbindung in jenen Zeiten, eine Corporation oder geschlossene Gesellschaft. Doch kannte diese Dichterzunft, was sonst im Mittelalter unerhört ist, ebenso wie die aus der Bau- und Schnitzkünstler-Verbindung entstandene Freimaurerei, den Unterschied der Stände nicht; denn wir finden neben den damals sehr ehrbaren, auf Sittlichkeit und eheliche Geburt streng haltenden Handwerkern jeder Art Fürsten, Doctoren der Theologie und Herren vom Reichsadel als Mitglieder. Der Hauptmittelpunkt des Meistergesanges war und blieb Nürnberg. Hier pflegten die Meistersänger auch ihre Versammlungen in einer Kirche zu halten, während sie an anderen Orten in Privatwohnungen oder in Gasthäusern zusammenkamen.

In Nürnberg und Augsburg, welche beiden Städte durch ihre Verbindung mit den italiänischen Handelsplätzen den Verkehr zwischen dem Norden, Süden und Osten von Europa vermittelten und Geld-, Wechsel- und Waaren-Handel im Großen betrieben, ward von den Handwerkern auch die Schauspielkunst geübt, die sonst den Schulen und den geistlichen Orden überlassen blieb. Es waren besonders die Tüncher, Bürstenbinder und Dachdecker, welche sich damit abgaben. Sie thaten dies in der Fastenzeit. Jeder Einzelne hatte eine bestimmte Rolle, die sein Eigenthum blieb, wie z. B. die des Bürgerkapitäns, des Fähndrichs u. s. w. Außer der Zeit, in welcher diese Schauspieler ihre Mitbürger durch dramatische Vorstellungen erheiterten, trieben sie ihr Gewerbe gleich anderen Handwerkern. Die von ihnen aufgeführten Stücke hatten einen Chor, welcher oft satyrisch war. Auch wurden nicht selten, wie in den alten griechischen Dramen, wirkliche Personen, wiewohl unter anderen Namen, auf die Bühne gebracht, und es finden sich in den Stücken dieser Handwerker politische Anspielungen; doch bemerkt man in Hinsicht auf das Letztere Vorsicht uud Behutsamkeit, weil Dichter und Schauspieler auf den regierenden Theil der Bürgerschaft große Rücksichten nehmen mußten. Der Ton der aufgeführten Dramen war gleich ihren Verfassern und Darstellern

derb, und man darf Feinheit und Geschmack ebensowenig in diesen Arbeiten der Handwerker suchen, als in den theatralischen Vorstellungen der Geistlichen und ihrer Schüler. Von den dramatischen Arbeiten der Handwerker haben sich einige erhalten, man kann aber in unseren Tagen nur sehr schwer über diese Werke urtheilen, weil es bei der Aufführung derselben ebenso, wie beim Spiele des Polischinello und beim Marionetten-Theater, hauptsächlich auf den Witz der Spieler selbst ankam; denn die Rollen wurden mehrentheils nicht niedergeschrieben oder wörtlich auswendig gelernt, sondern aus dem Stegreife gesprochen. Übrigens werden unter den dramatischen Dichtern vor allen Anderen Hans Rosenplüt und Hans Folz genannt; denn Hans Sachs, der bekannteste unter den Meistersängern, gehört dem sechzehnten Jahrhundert an, da er erst 1494 geboren ward. Hans Rosenplüt war auch als Liederdichter und als Satyrist berühmt. Er führte den Beinamen des Schnepperers oder Schwätzers, auf welchen er selbst stolz war, und der ihm wahrscheinlich seines leichten Improvisirens wegen ertheilt worden ist. Er war ein Wappenmaler, und machte sich seinen Zeitgenossen auch durch ein historisches Gedicht voll Biederkeit, Rechtlichkeit, Laune und ächten Patriotismus bekannt. Für unsere Zeit ist er freilich ebensowenig geeignet, als uns der satyrische Einfall, um welchen sein im Ganzen launiges historisches Gedicht sich dreht, genial oder witzig scheint. Dieses Gedicht besingt nämlich den Sieg, welchen die Nürnberger mit Hülfe einiger tausend Schweizer im Jahre 1450 über die gegen die freien Bürger der Städte verbündeten Fürsten und Burgherren bei Hempach erfochten hatten, und da wird denn Nürnberg als ein Stall voll Schafen vorgestellt, um welchen die Fürsten und Herren gleich Wölfen stets lauerten, und in den sie auch von Zeit zu Zeit einbrechen möchten, der aber, wie sich durch den Sieg bei Hempach gezeigt habe, von guten Hunden bewacht sei.

Die zahlreichen Romane des fünfzehnten Jahrhunderts kennt der Verfasser aus eigener Ansicht nicht; er übergeht sie daher und verweist den Leser auf die neueren kritischen Schriften. Dagegen müssen zwei historische Werke jenes Jahrhunderts erwähnt werden, weil sie nicht blos als die ersten originellen deutschen Historien und Denkwürdigkeiten, sondern auch als Denkmale zweier Dialekte

unserer Sprache, in welchen damals geschrieben wurde, eine besondere Bedeutung haben. Es sind: die Elsässische Chronik Twinger's von Königshofen und das von Eberhard von Windeck verfaßte Leben des Kaisers Siegmund (s. Th. VIII S. 216). Die Chronik des Jakob Twinger von Königshofen gehört eigentlich noch dem vierzehnten Jahrhunderte an, da der Verfasser derselben schon 1386 gestorben ist. Es liegt ihr die Absicht unter, den trockenen chronologischen Aufzählungen der Thatsachen eine unterhaltende Erzählung für das Volk, sowie den lateinischen Mönchsarbeiten ein verständiges deutsches Buch entgegen zu setzen. Dies hat der Verfasser theils durch sein von ihm oft wiederholtes lateinisches Motto (omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci), theils durch die Worte, in denen er den Plan seines Werkes darlegt, ausgesprochen. Nachdem er nämlich gesagt hat, es seien viele lateinisch geschriebene Geschichten vorhanden, fährt er so fort: „Aber zu tütsche ist lützel solcher Bücher, wie doch das die klugen leyen also gerne lesent von semelichen Dingen, also gelerte Pfaffen. Ouch hant die Menschen ein lustes zu lesen von nuwen Dingen denne von alten, und ist doch von stryten, reisen und andern neuhaftigen Dingen, die bey nuwen Ziten geschehen, allerminnest geschriben. Herumb will ich Jakob Königeshofen ein priester zu Strasburg durch (um) der leyen willen us den Cronikeu, die Eusebius, Martinus (nämlich Polonus) und Vincentius (nämlich Bellovacensis, der Verfasser der Spiegel) gemacht hant, und us andern Büchern zu tütsche schriben etliche Ding, die mich allerfürnehmst und lustlich dunkent, und sunderlich von etlichen nenneheftigen Dingen, die zu Strasburg und zu Eilsaß oder in den Landen nahe do bi geschehen sint, und will öch zu jedem Dinge setzen die Zale der jore von Gottes Geburte, das man gerechnen müge, wie lange es si, das es geschah, oder aber bi welles keisers oder königes ziten es geschehen si.“ Königshofen folgt im Ganzen nicht etwa steif der Chronologie, sondern er hebt irgend eine merkwürdige Sache, That oder Begebenheit heraus, und erzählt diese, bald länger bald kürzer, ganz vollständig. Am längsten verweilt er bei der inneren Geschichte von Straßburg, und wir erhalten in seiner Chronik einen anschaulichen Begriff von den Verhältnissen der verschiedenen Bürgerklassen in Oberdeutschland. Straßburg war nämlich, wie Augs-

burg, eine der ansehnlichsten Städte von Oberdeutschland, und die Geschichte derselben dreht sich bei Königshofen um den Streit, welchen die adeligen Patricier mit den größeren Handelsleuten oder, wie Königshofen sie nennt, den Burgeren, sowie diese mit den Handwerkern um den Hauptantheil an der Regierung führten. Auch über den Krieg der Schweizer mit dem Herzoge von Burgund und über den Krieg der Fürsten und Herren mit den freien Städten gibt die ganz eigentlich auf ernste Unterhaltung berechnete Chronik Königshofen's gute Auskunft. Übrigens war diese Chronik lange Zeit nur in einzelnen Stücken gedruckt worden, bis Johann Schilter im Jahre 1698 das Ganze herausgab. Aus den von ihm beigefügten Anmerkungen kann man gelegentlich lernen, wie weit das Deutsche des siebenzehnten Jahrhunderts hinter dem des fünfzehnten zurücksteht. — Das zweite angeführte Werk, das von dem Ritter Eberhard von Windeck verfaßte Leben des Kaisers Siegmund, ist im härtesten und steifsten Deutsch geschrieben, und wenn man dasselbe mit irgend einem im besten klassischen Latein geschriebenen Werke über deutsche Sitten und Geschichten vergleicht, so zeigt sich erst recht deutlich, wie schlimm es war, daß unter den Deutschen die vaterländische Geschichte bis in das achtzehnte Jahrhundert hinein in ein fremdes elegantes Gewand gehüllt und so ganz unerkennbar gemacht wurde. Man könnte geneigt sein, diese historische Denkschrift den Dictaten Villehardouin's über seinen Feldzug nach Constantinopel (s. Th. VII. S. 346 f.) an die Seite zu setzen; sie steht aber, so wichtig, brauchbar und nützlich sie auch ist, in Form, Ton, Sprache und Manier so weit hinter Villehardouin's Werk zurück, daß man an eine Vergleichung mit demselben durchaus nicht denken darf. Wir halten nämlich dafür, daß des Ritters Eberhard Biographie des Kaisers Siegmund eigentlich Denkwürdigkeiten des Ritters selbst sind. Dieser sagt freilich in der Vorrede, er sei nicht der Verfasser des Buches, sondern habe es durch seinen Diener Heinrich von Nürnberg schreiben lassen; das ist aber doch wohl nur so zu verstehen, daß Eberhard es demselben dictirt habe. Das Buch hat zweihundertdreiundzwanzig Kapitel und ist sehr trocken, erhält aber dadurch einigermaßen Leben und Bewegung, daß der Ritter nur dasjenige beschreibt, was er selbst gethan und gesehen hat. Man findet in demselben sehr schätzbare Nachrichten

über die häuslichen und financiellen Zustände jener Zeit, über die deutschen Rechtsgebräuche und über das, was vom kaiserlichen Ansehen damals noch übrig war, besonders über das Recht der Gerichtsbarkeit, welches dem Kaiser noch über die Fürsten zustand. Vor jedem Kapitel steht in der Handschrift ein Bild mit einer Unterschrift, welche die Inhaltsanzeige des Kapitels enthält. So ist z. B. das sechzigste Kapitel überschrieben: „Hie sitzet König Siegmund zu Gerichte und wer klagen will, dem will man richten über Herzog Ludwig zu Ingolstadt." Für die Sittengeschichte der Zeit ist besonders das zweiundfünfzigste Kapitel von den zu Brügge versetzten und nachher wieder eingelösten Kleinodien Siegmund's (s. S. 173) anziehend, weil Eberhard die Commissionen des Kaisers zu besorgen hatte und dies als ein nicht sehr ernster und gewissenhafter Mann gern that. Die Naivität des Buches gehört nicht dem Verfasser, sondern der Zeit desselben an; seine Erzählung und Auffassung der hussitischen Geschichten zeigt ihn aber als Historiker von einer sehr unvortheilhaften Seite. — Neben den Schriften Twinger's von Königshofen und Eberhard's von Windeck ist auch die mit Zeichnungen geschmückte (picturatum) Braunschweiger Chronik von Konrad Botho zu nennen. Sie ist in plattdeutscher Sprache geschrieben und weniger historisch wichtig, als wegen der originellen Art des naiven Vortrags in einem Dialekte, welcher später wenig cultivirt ward.

Die beste Seite der deutschen Literatur des fünfzehnten Jahrhunderts war die moralisch religiöse; wir können sie aber nur kurz berühren, weil wir auch noch berichten müssen, auf welche Weise die Studien des klassischen Alterthums damals aus Italien nach Deutschland gebracht wurden und noch in jenem Jahrhundert einen Einfluß auf die deutsche Bildung ausübten. Eine Anzahl Männer, welche durch Beredsamkeit oder großes Talent wirkten, suchten im fünfzehnten Jahrhundert die freien Bürgerschaften der Städte in der Muttersprache zu belehren und von der Kanzel herab oder in Büchern, sei es nun durch eigentliche Reden oder durch fromme Geschichten oder durch mystische Betrachtungen, zur Häuslichkeit und Sittlichkeit zu ermuntern. Unter diesen ist keiner ausgezeichneter, als Tauler, ein Dominikaner-Mönch, welcher in Straßburg lebte, aber auch in Köln und anderen Städten predigte, und deshalb, wie wir vermuthen,

des niederdeutschen Dialekts sich ebenso gut zu bedienen verstand, als des oberdeutschen. Der beste Zeuge für Tauler's Bedeutung in Betreff der Benutzung deutscher Gemüthlichkeit zur religiösen und sittlichen Bildung ist der große Repräsentant deutscher Eigenthümlichkeit, Doctor Martin Luther. Dieser sagt von Tauler, den er einen Gott-erleuchteten Theologen nennt: „Ich habe weder in deutscher, noch in lateinischer Sprache eine heilsamere Gottesgelahrtheit, die mehr mit dem Evangelio übereinkäme, gefunden.“ Wie sehr Tauler eine ächt deutsche Natur war, und wie schwer ein Nicht-Deutscher, möge er nun Franzose oder Engländer sein, das geistige Bedürfniß derjenigen Klasse von Deutschen, welche nur deutsche Bildung erhalten hat und von französischer Rhetorik wie von dem Leben in der großen Welt fern geblieben ist, zu beurtheilen vermag, wird man am besten daraus sehen, daß, sobald vor dreißig Jahren ebenso das Deutschsein, wie jetzt das Kaiserthum, unter uns Mode geworden war, auch Tauler wieder zu Ehren kam, obgleich seine Mystik und seine Sprache ebensowenig, als Friedrich Barbarossa's Regierungssystem, in das neunzehnte Jahrhundert passen. Auch wenn man Luther's Lobrede auf Tauler mit dem vergleicht, was Calvin's Gehülfe und Nachfolger, Beza, von demselben Gott-erleuchteten Mann sagt, sieht man klar und deutlich, wie schwer ein Fremder diese deutsche Gemüthlichkeit, Mystik und edle, oft aber irre geleitete und misbrauchte Schwärmerei begreift. Wir wollen Beza's Worte nicht anführen, weil derselbe aus vielen Ursachen den deutschen Prediger nicht beurtheilen konnte; es mag die Bemerkung genügen, daß Beza, welcher französische Declamation und Rhetorik, sowie eine klare, verständige Belehrung, nicht aber Gemüthlichkeit und Tiefe zu schätzen weiß, ganz verachtend und wegwerfend von Tauler redet. Wer die Beredsamkeit und Philosophie der Tauler'schen Predigten anders beurtheilen will, als Beza gethan hat oder ein Massillon und Bossuet hätten thun können, der muß ein dem inneren Leben zugeneigtes Gemüth haben, und sich außerdem einigermaßen in Tauler hinein gelesen haben; nur unter dieser Voraussetzung kann er erkennen, auf welche Weise bei Tauler Tiefe und Innigkeit des Gefühls mit Kraft und Würde der Sprache verbunden sind. Wie national dieser Prediger zwei Jahrhunderte lang gewesen ist, würde sich durch eine Aufzählung der vielen Ausgaben, welche von

seinen Werken im Laufe des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts gemacht worden sind, und durch Hinweisung auf die Erneuerung derselben im neunzehnten leicht ganz populär beweisen lassen. Tauler's Schriften wurden nämlich gleich nach der Erfindung der Buchdruckerkunst durch unzählige Ausgaben unter alle Klassen des Volkes in Ober- und Niederdeutschland, sowie durch die von Lorenz Sure gemachte lateinische Übersetzung in ganz Europa verbreitet, und im neunzehnten Jahrhundert hat man die nämlichen Schriften mit kritischer Sorgfalt wieder neu drucken lassen, nachdem im siebenzehnten Jahrhundert die frommen Männer Arnd und Spener die Sprache und Form derselben, welche schon vorher geändert worden war, noch weiter verändert hatten. Übrigens geben nur die Ausgaben in plattdeutscher, hochdeutscher und niederländischer Sprache zu erkennen, auf welche Weise Tauler in seiner ganz eigenen Manier das deutsche Gemüth einer einfachen Zeit von dem Cultus des Mittelalters zu einer Religion des Herzens und des Wandels herüber führte; aus der lateinischen Übersetzung dagegen oder aus den nach ihr verbesserten deutschen Ausgaben lernt man nur den frommen Karthäuser-Mönch Lorenz Sure kennen. Dieser Mann, welcher als Verfasser oder Sammler von Biographieen der Heiligen bekannt ist, hat gerade viele der charakteristischen Stellen Tauler's verändert, weil seine Kirche jede Art von Schwärmerei und von blos innerlicher Religiosität als Anfang der Ketzerei betrachtet. Diese kirchliche Sorge des Karthäusers ist in der wichtigsten Schrift Tauler's, welche anfangs allein in Sure's lateinischer Umarbeitung bekannt war, nämlich in Tauler's Selbstbekenntnissen, am meisten zu spüren, da gerade aus dem Original derselben jeder denkende Mann sehen wird, daß der sogenannte Pietismus oder Mysticismus, welcher bis auf den heutigen Tag in der deutschen Geschichte schon so oft eine Bedeutung erhalten hat, dem deutschen Gemüthe eigen ist. Tauler's Selbstbekenntnisse (confessions) führen in den 1521 und 1522 erschienenen Baseler Ausgaben seiner Predigten den Titel: „Historia und das Leben des ehrwürdigen Doctoris Joh. Tauleri, die auch in ihr begreiffet gar viel guter Lehren und Predigten, wie und was Ursachen er kommen sey zu solchem hochgeistlichen und erleuchteten Stand, durch den und in dem er so viel Nutzens und Frucht des göttlichen

Worts mit der Hülf Gottes zu Wege gebracht, daß er nit unbillichen etlichen der fürnehmsten Lehrern und Predigern der christlichen Kirchen kann vergleicht werden." Tauler berichtet in diesen Bekenntnissen: er habe sich, nachdem er in geistlichen Schulen nach hergebrachter Weise gebildet worden sei, für einen starken Theologen und Prediger gehalten, durch einen einfältigen Laien sei er aber belehrt worden, daß seinen Predigten die innere Wärme fehle; dadurch sei er aufmerksam auf sich selbst gemacht worden, und er habe sich hierauf zwei Jahre in seine Zelle eingeschlossen und darüber nachgedacht, wie die Seele sich über die Welt der Erscheinungen erheben könne, bis er endlich gefunden habe, daß die Seele durch die Erdrückung der Leidenschaften und verkehrten Neigungen, durch die Ausübung der Tugenden, durch die Losmachung vom Irdischen, durch Selbstverläugnung und durch die Aufopferung ihrer Wünsche, ihrer Eigenliebe u. s. w. zu ihrem Urwesen zurückkehren könne und dann in sich den dem Erdenkloß Adam eingehauchten Athem Gottes finde. Dabei warnt er nachdrücklich vor den blinden Ascetikern, welche die christliche Contemplation und Selbstpeinigung bis zur Tollheit der Hindu's und zur Thorheit der Fakir's oder der Mönche von la Trappe treiben. Er protestirt nämlich nicht nur gleich seinem Zeitgenossen und Geistesverwandten Ruysbroek gegen den Satz, daß diejenigen, welche wahrhaftig arm am Geiste seien, in Gott versänken, oder mit anderen Worten, daß das Menschliche im Göttlichen aufgelöst werden könne, sondern er schreibt auch den Gedanken der Selbstpeinigung oder der gänzlichen Vernichtung des Sinnlichen im Leben geradezu dem Teufel zu. In Bezug auf das Letztere theilt er seine inneren Erfahrungen darüber in einer sehr schönen Stelle mit, welche mit den Worten beginnt: „Der Teufel reisset oft den Menschen zu gestrenger Übung, und er meinet, der Mensch solle krank oder gebrechlich davon werden oder thöricht an seinem Haupte, oder sunsten andere Gebrechen davon erkriegen. Ich will euch sagen von mir selber, wie mir geschah im Anfange." — Von den Schriften Tauler's ist ein Büchlein über die Nachfolgung des armen Lebens Christi außer dem Inhalte noch dadurch merkwürdig, daß die Sprache desselben mehr, als die irgend eines anderen seiner Werke, von Veränderungen und Einschiebseln frei geblieben ist. Lange Zeit hat man ihm auch die berühmte, sowohl

von Luther, als von Arnd und Spener mit Recht gepriesene deutsche Theologie zugeschrieben; es ist aber jetzt ganz außer Zweifel gesetzt, daß diese Schrift, obgleich einzelne Stellen derselben aus Tauler's Werken entlehnt sind, nicht von ihm verfaßt worden ist.

Die übrigen Schriftsteller, welche die Lehre des Stilllebens und der Selbstbeschauung in ihren Schriften predigten und theils in niederländischer, theils in plattdeutscher, theils auch in hochdeutscher Sprache schrieben, können hier übergangen werden, weil ihre Schriftstellerei sich gar nicht auf das äußere Leben bezog; doch müssen ihre Namen genannt werden, damit man aus der Anführung der Männer, deren Arbeiten bis auf unsere Zeit vielmals aufgelegt wurden und allgemein geschätzt sind, ersehe, wie in Niederdeutschland die unter den Böhmen entstandene Lehre der Taboriten und Jakobellen im kirchlichen Gewande vorgetragen, besonders aber wie Luther's Unternehmen vorbereitet ward. Der dunkelste unter diesen Schriftstellern ist Ruysbroek, welcher schon 1831 starb und also noch dem vierzehnten Jahrhundert angehörte. Ruysbroek war Prior des nahe bei Brüssel gelegenen Klosters Groendal, und hier hat man nach seinem Tode die Papiere gefunden, welche nachher von anderen Männern benutzt worden sind. Er schrieb in einer Art Begeisterung oder in einem Paroxysmus an einsamen Stellen des Walds abgerissene Sätze oder sibyllinische Sprüche, welche er nachher ordnete. Diese waren in niederländischer Sprache geschrieben, und man kann ihn daher den Jakob Böhme der Niederländer nennen. Weil seine Schriften dunkel wie ein Orakel sind, so haben Gerhard Grote, Wilhelm Jordan und Lorenz Sure dieselben überarbeitet, und in dieser lateinischen Bearbeitung sind sie am bekanntesten. Im Anfange des siebenzehnten und im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, als man der steifen Dogmatik und starren Polemik den sogenannten Pietismus entgegen setzte, sind drei kleinere Schriften Ruysbroek's vor andern gelesen und gedruckt worden, nämlich der Spiegel der ewigen Seligkeit, die sieben Grade der Liebe und die geistliche Hochzeit. Was übrigens Ruysbroek wollte und wie er vermied, bei seiner Art von Frömmigkeit an der Klippe der Pietisterei zu scheitern, kann man am besten aus der von Gottfried Arnold 1704 herausgegebenen Übersetzung oder Überarbeitung seiner Werke sehen.

Ruysbroek ward nur in sehr engen Kreisen gelesen, weil ihm das Sanfte und Milde fehlte, wodurch sich das Buch des Thomas a Kempis den frommen Gemüthern aller Nationen empfohlen hat. Ebendasselbe war bei den anderen Religionsphilosophen seiner Zeit der Fall. Wir brauchen daher auch von diesen nur einige wenige dem Namen nach anzuführen. Heinrich Suso, welcher deutsch schrieb, dessen Schriften wir aber blos aus der lateinischen Übersetzung kennen, verfaßte „die Uhr der Weisheit", welches Büchlein in alle Sprachen übersetzt ist, und vom Verfasser selbst zuerst deutsch und dann lateinisch geschrieben worden sein soll. Seine anderen Schriften hat Lorenz Sure gleich denen der übrigen Theosophen ins Lateinische übersetzt. Übrigens ist Suso schon 1385 gestorben. Seine Schwester, Elisabeth Staglin, hat eine Biographie von ihm verfaßt, welche von Lorenz Sure ebenfalls ins Lateinische übersetzt worden ist. Berühmter, als Tauler, Ruysbroek und Suso, ist Thomas Hammerken oder, nach der damals herrschenden Sitte die Namen zu latinisiren, Malleolus, der aber gewöhnlich nach seinem Geburtsorte Thomas a Kempis genannt wird, und von 1380 bis 1471 lebte. Er war Prior in Zwoll, und man hat ihm das lateinische, in alle Sprachen der Welt, selbst in die arabische, übersetzte und fast eben so oft als die Bibel gedruckte Buch von der Verachtung der Welt (de contemtu mundi) oder, wie es nach der Überschrift des ersten Buches gewöhnlich betitelt wird, von der Nachahmung Christi (de imitatione Christi) zugeschrieben. Ob er wirklich der Verfasser dieses Buches sei, oder ob dasselbe einem anderen Gliede der in den Niederlanden und in Norddeutschland so zahlreichen Prediger des betrachtenden Lebens angehöre, darüber ist viel gestritten worden; denn allen diesen Männern waren dieselben Ideen, dieselbe Sinnes- und Denkart so sehr gemeinschaftlich, daß auch ihre Ausdrucksweise gleichförmig ist. Aus demselben Grunde findet sich auch des Gerhard von Zütphen Schrift über die Mittel zur Genesung der Seele (de reformatione animae) unter Thomas a Kempis Schriften. Zu der nämlichen Schule gehörten Gerhard Grote aus Deventer nebst seinem Schüler Florenz, Pfarrer von Deventer, sowie die Schüler des Letzteren und Freunde des Thomas a Kempis, Johann Gronde, Johann Brickerink, Lübbers Berner, Heinrich Brune, Ammel Bürens, Jakob von Viana, Led-

wine, Johann Ketel und Arnold Schoonhove. Auch Heinrich und Hugo von Balma, von welchen wir weniger wissen, gehören einer ähnlichen Schule an.

Von ganz anderer Art, als der Stil, die Beredsamkeit und sogar die Sprache der genannten Männer, ist das Werk eines anderen im fünfzehnten Jahrhundert lebenden geistlichen Redners und Volksschriftstellers, dessen wir hier zuletzt erwähnen, weil er den besten Übergang zu derjenigen Klasse von Schriftstellern bildet, welche, mit dem Studium der Alten und mit den Italiänern bekannt, den Reformatoren der Kirche, der Schule und der ganzen Art, Staat und Menschen zu beurtheilen, den Weg bahnten. Wir meinen Gayler von Kaisersberg. Da jedoch dieser Mann ebenso wie Luther sich nicht scheute, zur Posse seine Zuflucht zu nehmen und sogar seine Predigt-Texte aus einem lustigen Volksbuche statt aus der Bibel zu nehmen, um dem Volke, welches launig und lustig war, seine Lehre handgreiflicher zu machen: so müssen wir vorher dreier größeren satyrischen Gedichte gedenken, welche im fünfzehnten Jahrhundert von den Bürgern der Städte eben so fleißig gelesen wurden, als die Bibel im sechzehnten. Diese Bücher waren Reineke der Fuchs, der Renner und das Narrenschiff. Das Erstere, welches dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert angehört, hat in Betreff seines Gegenstandes, der auch von anderen Nationen behandelt worden ist, zu unzähligen kritischen Untersuchungen Veranlassung gegeben. Entweder liegt nämlich der deutschen Bearbeitung des Reineke Fuchs, welche im fünfzehnten Jahrhundert zuerst in plattdeutscher Sprache gedruckt ward und nur in einem Exemplar vorhanden ist, das Französische zum Grunde, oder die französische und die deutsche Bearbeitung sind aus einer und derselben Quelle, dem Niederländischen, geflossen. Die ersten gedruckten Ausgaben sind holländisch und plattdeutsch; vielleicht ist das Buch aber sogar in England zum ersten Male gedruckt worden. Es ist unter diesen Umständen auch sehr schwer auszumachen, ob die ersten französischen, holländischen und plattdeutschen Ausgaben Originale oder Übersetzungen sind. Auch nennt man bald den Holländer Heinrich von Alkmaer, bald den Verfasser desjenigen Reineke Fuchs, welcher von Baumann 1522 herausgegeben worden, jetzt aber nicht mehr aufzufinden ist, als den ersten

deutschen Bearbeiter der alten Sage vom Fuchse. Das zweite der angeführten drei Volksbücher, der Renner, ward am Ende des dreizehnten Jahrhunderts verfaßt, und zwar von Hugo von Trymberg, von welchem wir weiter nichts wissen, als daß er selbst in seinen Knittelreimen sagt, er habe vor dem Renner schon Bücher in deutscher und in lateinischer Sprache geschrieben:

> Vor hatte ich sieben Büchelein
> Zu Teutsche gemacht und in Latein
> Fünftehalb, das ist war.

Außerdem sagt der Verfasser, er sei vierzig Jahre lang Schulmeister gewesen; dieser Ausdruck scheint sich aber nur auf sein Verhältniß zu den Meistersängern zu beziehen, weil auch Hans Sachs, welcher bekanntlich Schuster war, sich einen Schulmeister nennt. Der Renner war übrigens im fünfzehnten Jahrhundert nur handschriftlich vorhanden, und erst in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts ließ Cyriakus Jakobus zum Bock eine ihm von Philipp dem Aufrichtigen von der Pfalz anvertraute Handschrift zu Frankfurt am Main drucken. Dieser erste Herausgeber des Renners sagt: der Zweck des Dichters sei gewesen, zu zeigen, wie die Geistlichen böse Beispiele geben und dadurch die Anderen auf Irrwege leiten; nebenbei habe der Dichter aber auch den anderen Ständen ihre besondere Lection geben wollen. Das Gedicht hat ganz den Charakter des Meistergesanges für Handwerker und Krämer, frohes Behagen und lustige Laune, sowie mitunter zwar gute, aber auch derbe Späße; der Ton artet oft in arge Ungezogenheiten aus. Wir wagen aus dieser Ursache auch nicht, dasjenige mitzutheilen, was Hugo über Ritterschaft und Adel und über die damals zu Stellen und Ämtern privilegirten Klassen sagt. Zur Probe führen wir nur Einiges aus dem Anfange an. Dort heißt es zuerst:

> Selig ist, dem des Geschlechts nit wird,
> Das sein Kind so bald geberth.
> Dieser Gauch zeuget ein Gäuchelein,
> Von dem kommt Meister Schenchelein,
> Hackteufel und Reuchelein.

Dann folgt eine ganze Reihe von derben Natürlichkeiten, welche zwar witzig, aber auch ebenso nackt als die des Aristophanes sind; wir setzen deshalb nur den Schluß her, der dem ganzen Adel gilt:

Das ist das Volk, das zierent sind
Von armen Leuten empfangen,
Es kommt geritten oder gegangen.
Dem Teufel von Erste — darnach Gott,
Das Erst ist Ernst, das Andere Spott.

Der Renner ist jedenfalls eines der merkwürdigsten Produkte der Meistersänger, obgleich wir nicht zu behaupten wagen, daß er gleich dem Reineke Fuchs und dem Narrenschiff Volksbuch geworden und in Aller Hände gewesen sei. Das zuletzt genannte Buch oder das Narrenschiff ist über sechzig Jahre früher gedruckt worden, als der Renner; denn schon 1488 kommt eine lateinische Übersetzung desselben vor, so daß also die Baseler Ausgabe von 1494, die man gewöhnlich für die erste hält, dies schwerlich sein kann. Nach dem Jahre 1494 ist bis tief in das sechzehnte Jahrhundert hinein fast kein Jahr vergangen, in welchem nicht eine oder mehrere Ausgaben des Narrenschiffes erschienen wären. Der leitende Gedanke des Buches ist der, daß der Verfasser die Welt seiner Zeit als ein Schiff voll Narren darstellt und dabei auch sich selbst nicht ausnimmt. Er gibt also, ohne ein Genie oder ein bedeutender Dichter zu sein, ein dem ganzen Volke zugängliches und folglich mitunter etwas plattes Bild der letzten Zeit des fünfzehnten Jahrhunderts, welches aber getreu und dadurch am anziehendsten ist, daß es alle Stände und Geschäfte, sowie alle Thorheiten des Lebens berührt. Deshalb hat denn auch Gayler von Kaisersberg in einer Zeit, wo Luther's deutsche Bibel noch nicht vorhanden und Volksbuch geworden war, die Texte zu seinen 1498 in Straßburg gehaltenen Predigten aus dem Narrenschiff genommen.

Johann Gayler von Kaisersberg war einunddreißig Jahre lang (bis 1510) Prediger in Straßburg, und machte als Kanzelredner einen Dialekt der deutschen Sprache geltend, welcher später wieder ganz vernachlässigt ward, bis in unseren Tagen Hebel ihn aufs neue in Ansehen brachte. Ebendasselbe that damals Albrecht von Eyb, Domherr zu Bamberg, in Betreff des fränkischen Dialekts. Luther folgte nachher den Spuren beider Männer, und verschaffte dem obersächsischen Dialekt den vollständigen Sieg. Gayler von Kaisersberg hat mit Luther, außer der zuvor bezeichneten Eigenthümlichkeit, auch das gemein, daß er in seinen Pre-

digten herzlich, bieder und kräftig, verständlich und zugänglich bleibt und nicht in die Tiefe orakelnder Weisheit versinkt. Zwar gebraucht auch er, gleich den früher genannten contemplativen Rednern und Asceten, Allegorie und Mystik; er geht aber in die Letztere nie so tief ein, daß er aufhört ein Volksredner und allgemein verständlich zu sein. Übrigens sind die in deutscher Sprache gehaltenen Predigten Gayler's von seinem sie nachschreibenden Schüler Other ins Lateinische übersetzt worden, und der vorhandene deutsche Text ist eine Übertragung aus diesem. Es sind im Ganzen hundertundzehn Predigten, welche nach der Ordnung der Abtheilungen des Narrenschiffes fortlaufen, ohne daß jedoch desselben dabei ausdrücklich gedacht würde. Über jeder Predigt steht in lateinischer Sprache der Satz: „Der Narren Zahl ist unzählbar (Stultorum est infinitus numerus)". Wie Gayler verfährt, kann man am besten aus der siebenundzwanzigsten Predigt sehen, welche Studir-Narr überschrieben ist, in der aber auch von den Gelehrten überhaupt gesprochen wird. Es handle sich in derselben, meint der Übersetzer der von Other lateinisch nachgeschriebenen Predigten, von dem Geschwarm der Gelehrten oder gehaubten Narren, Häublein-Narren, Barettlein-Narren; das Kennzeichen ihrer Narrheit sei, daß die meisten der Herrn Doctores in ihren hohen sammetnen Baretten einherträten und doch nicht drei Worte Latein verständen. Der Übersetzer theilt den Gegenstand oder die Predigt in sieben Schellen. Die erste Schelle ist, wenn einer viel köstlicher Bücher zusammen stellt, um in denselben ebenso, wie in anderem Hausgeräthe, seinen Ruhm zu suchen. Die zweite ist, wenn er glaubt, er könne durch eine Menge Bücher klug werden. Die dritte, wenn man von Allem etwas lernt und vom Ganzen nichts. Die vierte, wenn man seine Augenlust an Gemälden, an Büchern, an goldenen und silbernen Buchstaben hat. Die fünfte, wenn man sich des prächtigen sammetnen oder seidenen Einbandes freut. Die sechste, wenn einer Bücher schreibt oder drucken läßt ohne Verstand. Die siebente endlich, wenn man Bücher und die in ihnen enthaltene Weisheit ganz verachtet.

2. Erste Schritte der Deutschen auf dem von den Italiänern betretenen Wege zu einer neuen nationalen Literatur und Bildung.

a) Neue Lehranstalten.

Da wir bei der gelehrten Bildung nur in so fern verweilen dürfen, als sie zur Volksbildung führte, so müssen wir uns darauf beschränken, summarisch zu berichten, auf welche Weise in Deutschland während des fünfzehnten Jahrhunderts statt der bisherigen blos theologisch-philosophischen Lehranstalten Universitäten nach italiänischer Art gegründet wurden. Schon im vorhergehenden Jahrhundert war durch Kaiser Karl IV. die Universität zu Prag gestiftet worden, sowie durch die Herzöge Rudolf IV, Albrecht III. und Leopold III. von Östreich die zu Wien, welche freilich lange kränkelte. Unter den Nachkommen der genannten Herzöge kümmerte sich Kaiser Friedrich III. weniger um das Reich, als um Pflanzenkunde, Scheidekunst und Astronomie, deren Studium er in Linz trieb. Noch in demselben Jahrhundert, in welchem die Prager und Wiener Universitäten entstanden waren, wurden Heidelberg, Köln und Erfurt gegründet. Würzburg hätte schon 1410 eine Universität erhalten, wenn nicht die Geistlichkeit und die Bürgerschaft darüber mit einander in Streit gerathen wären; erst 1589 kam dort alles das, was zu einer solchen Anstalt erfordert wird, zu Stande. Im Jahre 1409 ward, wie bereits oben (S. 143) berichtet worden ist, der schon früher gefaßte Plan, in Leipzig eine Universität zu gründen, ausgeführt, indem sich damals bei der Vertreibung der Deutschen aus Prag Friedrich der Streitbare und Wilhelm II. von Meißen zu diesem Zwecke vereinigten. Ebenso wurde zehn Jahre später (1419) durch die Verbindung der Herzöge Johann und Albrecht von Mecklenburg mit der Stadt Rostock die Errichtung der Universität Rostock zu Stande gebracht. Im Jahre 1456 ward in dem benachbarten Greifswalde ebenfalls eine Universität gestiftet, obgleich die Rostocker sich die größte Mühe gegeben hatten, den pommerischen Herzog Wratislaw von der Errichtung derselben abzuhalten. Zwei Jahre vorher war durch den Kurfürsten Jakob zu Trier und schon 1426 durch den Herzog von Brabant zu Löwen eine Universität gegründet worden. Die

Universitäten Basel und Freiburg im Breisgau wurden wahrscheinlich in einem und demselben Jahre (1460) eröffnet. Eberhard von Württemberg stiftete 1477 die Universität in Tübingen und gleich darauf Kurfürst Diether die zu Mainz. Auf diese Weise entstanden also in einem Zeitraum von einhundertunddreißig Jahren fünfzehn höhere Lehranstalten, welche zwar immer noch keine eigentlichen Bildungsschulen für das Volk genannt werden konnten, aber doch eine Wirkung des in Italien erwachten Bedürfnisses einer neuen Civilisation waren.

b) Herolde der bei den Italiänern herrschenden Bildung in Deutschland.

Von den Männern, welche im fünfzehnten Jahrhundert die Aufklärung aus klassischen Quellen von Italien nach Deutschland brachten, führen wir den bei Gelegenheit des Baseler Conciliums mehrmals genannten Nikolaus Cusanus (s. S. 250 u. 254) um so mehr zuerst an, als derselbe gerade im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts (1401) geboren ward. Er hieß eigentlich Nikolaus Krebs und hat den Namen Cusanus von dem Dorfe im Trierischen, wo er von armen Eltern geboren war, erhalten. Er war in Italien mit dem ächten Aristoteles bekannt geworden, während man in Deutschland noch blos den arabisch-lateinischen kannte. Dort hatte er auch Petrarcha's Schriften vorzugsweise studirt und sich eine richtige Ansicht der kirchlichen Verhältnisse seiner Zeit verschafft. Er war außerdem ein guter Kenner des römischen Rechts und als kritischer Forscher einer der ersten Deutschen, welche historisch-kritisch die Erdichtungen prüften, die man dem leichtgläubigen Mittelalter mit unverschämter Lügenhaftigkeit als Geschichte, als urkundliches Recht und als reine Überlieferung aufgedrungen hatte. Auch das Studium der Mathematik und Geographie ward von Cusanus zuerst auf eine ganz andere Weise getrieben, als man es in den Klöstern hatte treiben können. Wegen seiner historischen und theologischen kritischen Gelehrsamkeit ward er auf dem Baseler Concilium höher geehrt, als die großen Pariser Theologen, die doch gegen die päbstlichen Usurpationen mit solchem Glücke kämpften, daß sie der weltlichen Obrigkeit ihres Vaterlandes und der gallikanischen Kirche vermöge der pragmatischen Sanction Rechte verschafften und sicherten, welche der deutsche

Kaiser und die deutsche Kirche nie erlangt haben (s. S. 252 f.). Cusanus griff auf dem Baseler Concilium mit seinen kritischen Waffen nicht blos die Fabel an, daß Constantin der Große dem römischen Bischof fürstliche Rechte über Land und Leute und über Gott weiß welche Besitzungen geschenkt habe, sondern er entlarvte auch zuerst den Verfasser der Pseudoisidorischen Decretalen, oder mit anderen Worten er bewies, daß die dem Isidorus von Sevilla zugeschriebene Sammlung päbstlicher Verordnungen, die man schon seit dem zehnten Jahrhundert als kirchliches Gesetzbuch gelten ließ (s. Th. V. S. 437), ein absichtlich erdichtetes Machwerk sei. Leider müssen wir jedoch hinzufügen, daß Cusanus gleich dem ebenfalls gelehrten, kritischen und aufgeklärten Aeneas Sylvius, welcher anfangs ebenfalls ein Orakel der zur Kirchen=Reform versammelten Väter war, seinen vorigen Überzeugungen untreu ward, seitdem der Pabst ihn zum Bischof von Brixen und nachher (1448) zum Kardinal gemacht hatte. Von seinen Werken, welche 1565 in drei starken Folianten herausgegeben worden sind, möchten wohl seine sieben Briefe über die Zeitgeschichte, die Concilien, die Streitigkeiten mit der böhmischen Nation und die Ketzereien derselben das historisch wichtigste sein. Von seinen übrigen Schriften, welche größtentheils theologischen oder juristischen Inhalts sind, wollen wir nur einige wenige anführen, die sich auf sein Verhältniß zu seiner Zeit beziehen und den Beweis liefern, daß Nikolaus zu den Vorboten der Aufklärung des sechzehnten Jahrhunderts gehörte. Die erste dieser Schriften ist seine genaue Prüfung der Lehre Mohammed's (Cribratio Alcorani), weil sie eine der verständigsten Schriften ist, welche, bei dem damaligen Vordringen der osmanischen Türken und ihrer fanatischen Proselytenmacherei vermittelst des Säbels, gegen die Lehre des Koran's geschrieben wurden. Die zweite führt den Titel Conjectura de novissimis temporibus, und ist auf eine ganz verschiedene Weise von den Pietisten des achtzehnten Jahrhunderts, von den Jesuiten und vom Skeptiker Bayle für ihre Zwecke als Orakel benutzt worden. In diesem Büchlein prophezeit Cusanus, betroffen von dem Zustande der Kirche, die in ihrem Inneren so sehr zerrüttet war und von außen die sich immer weiter verbreitende Ketzerei der Hussiten gegen sich hatte, den völligen Untergang der Kirche und ihre Erneuerung durch heilige

Männer. Seine mathematischen und geographischen Schriften, in welchen keine theologische oder kirchliche Bedenklichkeit seinem denkenden Geiste Schranken setzte, waren ganz im Sinne der neueren, auf ein gründliches Studium der Alten gebauten, dem praktischen Leben und dessen Bedürfnissen vortheilhaften Wissenschaft abgefaßt. Was seine mathematischen Arbeiten betrifft, so hat erstens der große Mathematiker Wallisius auf des Cusanus Schrift von der Quadratur des Kreises die größte Bedeutung gelegt. Ferner hat Cusanus die nothwendige Verbesserung des Kalenders, welche erst Pabst Gregor XIII. lange Jahre nach ihm durchführen konnte (s. Th. IV. S. 93), schon in einem eigenen Büchlein (Reparatio calendarii) gelehrt und die Einführung derselben vorgeschlagen. Endlich hat er in Betreff der Alphonsinischen Tafeln (s. Th. VIII. S. 217) den Verbesserungen eines Kepler und Tycho de Brahe den Weg gebahnt, und die zwanzig Folioseiten seiner Werke, welche die von ihm verbesserten Tafeln enthalten, haben der Astronomie wesentlich genützt. In Hinsicht auf die Geographie hat er nicht nur eine geographische Skizze des späteren Alterthums, welche Vossius erst im siebenzehnten Jahrhundert drucken ließ (das Itinerarium Antonini), sehr wesentlich verbessert, sondern auch die Beschreibung von Deutschland und von allen anderen Ländern bis nach Constantinopel hin, welche Schardius unter Sebastian Münster's Namen in seine Sammlung deutscher Geschichtschreiber aufgenommen hat, ist des Cusanus Arbeit, der sie Tabula oder Länderregister genannt hatte.

Das Studium der mathematischen und astronomischen Wissenschaften, welches Nikolaus Cusanus als Nebengeschäft getrieben hatte, war nachher des Georg Purbach oder Peurbach Hauptgeschäft. Dieser war 1423 geboren und starb schon 1461. Er lehrte zu Wien, und weckte, während er als Schriftsteller weniger leistete, durch seinen Eifer, sein Talent und seinen Fleiß unter der Begünstigung des Kaisers Friedrich III. in Deutschland jenen Eifer für die exacten oder realen Wissenschaften, dessen Früchte die Arbeiten eines Kepler und Copernikus waren. Wäre Peurbach nicht schon so früh gestorben, so würde er der Erste unter den Verkündigern der ganz neuen Lehre und Wissenschaft geworden sein; denn der Kardinal Bessarion, welcher während seines Aufenthalts

in Deutschland die großen Anlagen des jungen Mannes erkannte, hatte ihn mit nach Italien nehmen wollen, um ihn in der griechischen Sprache und Literatur gründlich zu unterrichten. Statt Peurbach's ging einer seiner Schüler, Johann Müller oder, wie er nach seiner Vaterstadt Königsberg gewöhnlich genannt wird, Regiomontanus mit Bessarion nach Italien, und war nachher einer der Ersten, welche in Deutschland das Studium der alten Sprachen und ihrer Literatur zugleich mit dem der realen und praktischen Wissenschaften verbreiteten, und den Ptolemäus nebst anderen alten Astronomen von dem Schutte des Mittelalters und von den Grillen der Araber frei machten. Regiomontanus glich den griechischen und italiänischen Aposteln der neuen Civilisation auch darin, daß er, bald hier, bald dort auftretend, Jung und Alt für die in Italien betriebenen und damals sogar von der Kirche begünstigten Studien gewann und zu wissenschaftlichem Eifer ermunterte. Als die Universität Wien, an welcher er lehrte, durch Friedrich's III. Schuld gar zu sehr herunter kam und dagegen in Ungarn durch Matthias Corvinus die neue Wissenschaft begünstigt wurde, begab sich Regiomontanus zu diesem; später trat er in Nürnberg, dem Sitze der mechanischen Künste, der praktischen Wissenschaften und der Meistersängerei, auf; zuletzt kehrte er aber nach Rom zurück, wo er 1476 starb. Gassendi und alle späteren Astronomen und Mathematiker sind darüber einig, daß dem Regiomontanus sowohl unter den beobachtenden als unter den rechnenden Astronomen einer der ersten Plätze gebühre. Er hat, sagen sie, nicht blos richtig observirt und die vorhandenen astronomischen Tafeln verbessert, sondern auch selbst Instrumente gemacht und die gerade in Nürnberg damals sehr zahlreichen Künstler gelehrt, wie sie brauchbare Instrumente verfertigen müßten. Er hat außerdem Sinus-Tafeln berechnet, die von Peurbach begonnene Berechnung der Planeten-Bahnen vollendet und herausgegeben, die Grillen der Araber in der Astronomie gründlich widerlegt und des Euklides sowie des Archimedes Schriften erläutert.

Von ganz anderer Art war die Wirksamkeit der Männer, welche durch die Predigt einer Religion des Herzens unser gemüthliches und häusliches Volk mit seinem beschränkten und jedes

äußeren Glanzes entbehrenden bürgerlichen Leben zufrieden machten, und es lehrten, in stiller geistiger Beschäftigung den Frieden zu suchen, den das unruhige Streben nach außen, das Wühlen und Treiben im politischen Leben nicht verleihen können. Wir nennen von diesen Männern zuerst den 1419 zu Gröningen geborenen und 1489 ebendaselbst gestorbenen Johann Wessel, sowie Wimpfelius und Hegius, und würden über sie ausführlich reden, wenn nicht Ullmann die Geschichte Wessel's und der zu seinem Kreise gehörenden Männer so ausführlich und populär behandelt hätte, daß wir, um ihn nicht auszuschreiben und ganz auf unserem eigenen Wege zu bleiben, nur die dürftigen Notizen geben dürfen, die wir auf diesem Wege gesammelt haben. Wir suchen Wessel's Verdienst besonders darin, daß er als ein angesehener Mann an vielen ganz verschiedenen Orten den Eifer der Deutschen für die neue religiös-moralische und für die klassische Bildung anregte. Er lehrte in Paris, in Köln, in Heidelberg, in Rom, in Basel und zuletzt in seiner Vaterstadt. Seine Freunde waren auch die Freunde Johann's von Dalberg, welcher gleich den florentinischen Patriciern die neuen Studien förderte und besonders die Universität Heidelberg zu heben suchte. Johann von Dalberg, welcher 1445 geboren war, hatte seine Bildung in Erfurt erhalten, und erwarb sich als Kanzler des Kurfürsten von der Pfalz, sowie nachher (seit 1482) als Bischof von Worms sehr bedeutende Verdienste um Deutschland. Er zog Johann Wessel und andere ausgezeichnete Männer nach Heidelberg, und stiftete nach dem Muster der freien italiänischen Akademieen von Worms aus die sogenannte rheinische Gesellschaft; denn da die fortdauernden Streitigkeiten der Wormser mit ihren Bischöfen ihn nöthigten, sich mit seinem Dom-Kapitel meistens in der pfälzischen Stadt Ladenburg aufzuhalten (besonders seit 1499), so konnte er zugleich dort und in Heidelberg seine Freunde um sich vereinigen. Die rheinische Gesellschaft war ein wissenschaftlicher Verein für deutsche und für klassische Literatur, und man braucht nur die Namen einiger Mitglieder derselben anzuführen, um zu erkennen, daß Dalberg mit vollem Recht der Mäcenas unseres Vaterlandes genannt wird, welches leider! nie einen Augustus hatte. Diesem Vereine gehörten unter Andern der vertraute Rath des Kurfürsten

von der Pfalz, Dietrich von Pleuningen, der Abt Tritheim, Johann Reuchlin, Wilibald Pirkhaimer, Ethelwolf von Stein, Martin Pollich an.

Unter den Männern, die sich an Johann von Dalberg anschlossen, muß namentlich Rudolf Agricola erwähnt werden. Er war in seiner Vaterstadt Gröningen angesehen und vermögend, und glich den italiänischen Patriciern auch darin, daß er die klassischen Studien nicht zu irgend einem äußeren Zwecke, sondern um ihrer selbst willen trieb. Er suchte sein ganzes Leben hindurch der neuen Bildung theilhaftig zu werden und sie unter seine Zeitgenossen zu verbreiten. Er hatte in Löwen studirt, reiste nachher nach Frankreich, und begab sich dann nach Italien, wo er den Unterricht des Hermolaus Barbarus, des Theodorus Gaza und Anderer genoß und mit Johann von Dalberg und Dietrich von Pleuningen, welche damals ebenfalls dort verweilten, befreundet ward. In Ferrara, wo er sich einige Zeit aufhielt, um zu lehren und zu lernen, sammelte er kostbare Handschriften, welche später der Heidelberger Bibliothek einverleibt und von den Gelehrten aller Nationen benutzt wurden. Er hatte besonders Methode und Erziehungskunst studirt, und galt im sechzehnten Jahrhundert für den Mann, welcher neben einem Erasmus von Rotterdam und einem Philipp Melanchthon für die Reformation der Schulen und des nach Luther's Zeit durch die Protestanten verbreiteten Studiums der Humanitäts-Wissenschaften das Meiste geleistet habe. Agricola legte sein Stadt-Syndicat in Gröningen nieder, als sein Freund Dalberg Bischof von Worms geworden war und ihn einlud nach Heidelberg zu kommen, starb aber leider! schon 1488. Seine Handschriften-Sammlung bildete den Grund und den kostbarsten Kern der bis zur Eroberung von Heidelberg durch Tilly weltberühmten Bibliothek dieser Stadt.

Von den Männern, welche Johann von Dalberg begünstigte, verdienen neben Agricola noch zwei Andere vorzugsweise einer Erwähnung. Der Eine, Konrad Celtes, ist wegen seiner Beweglichkeit und wegen der Mannichfaltigkeit der von ihm in den verschiedensten Gegenden von Deutschland angeregten neuen geistigen Bestrebungen, der Andere, Johann Reuchlin, als Reformator des Unterrichtswesens merkwürdig. Die Verdienste, die sich der

Letztere um seine Zeit und um die Nachwelt erwarb, waren dauerhafter, als die des Ersteren; sie gehören aber mehr dem sechzehnten als dem fünfzehnten Jahrhundert an, und wir werden ihrer deshalb erst dann ausführlich gedenken, wenn von der Literatur der nächsten Periode die Rede sein wird. Konrad Celtes, der nach seinem deutschen Familiennamen entweder Pickel oder Meißel hieß, war 1459 in der Gegend von Schweinfurt geboren. Er fand zuerst in Köln Unterstützung und Unterricht, empfahl sich dann in Heidelberg durch seine Leichtigkeit im Versemachen dem Johann von Dalberg, dem Rudolf Agricola und Anderen, und erhielt durch diese Männer die Mittel, nach Italien zu reisen, von welchem Lande damals Bildung, Wissenschaft und Kunst über die Alpen herbeigebracht wurden. Er hielt sich zwei Jahre in Italien auf, und schöpfte die Kenntnisse, die er nachher als Mitglied der rheinischen Gesellschaft in Deutschland verbreitete, aus dem Umgang und Unterricht des Marsilius Ficinus, Johann Calphurnius, Guarino, Beroaldus, Sabellikus, Pomponius Lätus und anderer Begründer des erneuerten Studiums der Alten. In Italien verweilte er von 1487 bis 1489. Dann lehrte er zuerst bis 1490 in Krakau, wo er zugleich von Albert Brutlew die Astronomie erlernte, und nachher wirkte er auf jeder der fünfzehn Universitäten, welche damals in Deutschland bestanden, kürzere oder längere Zeit. Wir brauchen dies nur anzuführen und die Art seiner Wirksamkeit ganz kurz anzudeuten, um die Behauptung zu begründen, daß die Thätigkeit dieses unruhigen Mannes mit der Wirksamkeit der Griechen in Italien verglichen werden kann. Seine erste 1486 erschienene Schrift lehrte das Versemachen, worüber wir nichts zu sagen haben. Hierauf gab er einige Schriften Seneca's heraus, und lehrte zu Leipzig ebenso, wie nachher auf allen deutschen Universitäten, in einer der bisherigen scholastischen entgegengesetzten Manier. Im Jahre 1491 schrieb er sein Gedicht über das deutsche Land und seine Sitten (Situs et mores Germaniae), welches als eine Art Reisebeschreibung für den Forscher der deutschen Zustände im fünfzehnten Jahrhundert sehr wichtig ist. Im folgendem Jahre hielt er in Ingolstadt, wo er seine öffentlichen Anschläge in Verse einkleidete, Vorlesungen über den Horaz, und trieb allerlei Genialität. Im Jahre 1493 war er in Wien

und gleich nachher in Mainz, 1494 aber wieder in Ingolstadt. Der Pest wegen floh er 1496 nach Heidelberg, wo er sich für die Zwecke der rheinischen Gesellschaft sehr thätig bewies. Vom Jahre 1501 an bis zu seinem Tode (1508) war er Bibliothekar in Wien. Celtes' Werke verdienen, so groß auch ihre Wirkung auf die Deutschen des fünfzehnten Jahrhunderts gewesen ist, für unsere Zeit keine Erwähnung. Von den beiden, ihrem Inhalte nach ganz verschiedenen Ausgaben seiner Gedichte enthält die 1613 zu Straßburg erschienene nur anständige Oden und Epigramme; in der anderen dagegen, welche 1502 in Nürnberg gedruckt ward, finden sich namentlich vier Bücher schmutziger Elegieen oder mit anderen Worten ein in die Form einer poetischen Reisebeschreibung gefaßtes nacktes Sittengemälde, wie es ein Peter Aretin und der unter uns so sehr gepriesene Ulrich von Hutten zu geben die Dreistigkeit gehabt haben. Es werden nämlich in den ungezogensten und schamlosesten Ausdrücken die frechen Sitten und grenzenlosen italiänischen Ausschweifungen geschildert, denen Celtes ebenso wie auch Hutten unterlag. Die Manier ist dieselbe, wie in Lord Byron's Werken und in allem dem, was Göthe in Rom und Venedig meisterhaft gedichtet hat, und jenes Werk von Celtes liefert daher den Beweis, daß die aus Italien zu unserem Volke gebrachte Aufklärung und kühne Genialität des Denkens und Dichtens damals ebenso, wie heut' zu Tage, die alte deutsche Sittsamkeit und Häuslichkeit vernichteten.

C. Bildung und Literatur Italiens von Dante's Tod an bis zur Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts.

1. Übergang vom vierzehnten zum fünfzehnten Jahrhundert.

Neben Dante nennt man gewöhnlich und mit allem Recht Boccaccio und Petrarcha als Schöpfer der neueren italiänischen Poesie, als Urheber des Studiums der alten Klassiker und als die Männer, welche die Anwendung dieses Studiums auf Bildung und Schriftstellerei lehrten. Ihre Poesie in der Nationalsprache glauben wir hier, wo blos von allgemeiner Bildung die Rede ist,

übergehen zu können, weil Petrarcha's Lyrik ganz ideal und überschwenglich, Boccaccio's unterhaltende und das Ohr des Italiäners durch den Rythmus der prosaischen Rede bezaubernde Erzählung zu materiell ist, als daß wir uns auf ihre Empfehlung oder Würdigung einlassen möchten. In anderer Beziehung wirkten dagegen Beide mehr, als Dante.

Petrarcha war zwar wie Dante ein Florentiner, aber nicht in Florenz, sondern in Avignon geboren, wo der päbstliche Hof sich aufhielt; es ist daher auch ein Irrthum, wenn man glaubt, Petrarcha habe die griechische Sprache von dem barbarischen Mönch Barlaam, welcher Dante's Lehrer war, erlernt, er studirte und lernte das Griechische zu Avignon. Von hier ward er, um römisches Recht zu studiren, nach Bologna geschickt, er kehrte aber, ohne dieses Studium gemacht zu haben, 1326 nach Avignon zurück. Im folgenden Jahre soll er die Laura, welche der Gegenstand seiner lyrischen Dichtungen (der sonnetti, canzone, rime und triomfi) ist, gesehen haben. Wir wollen zwar die Existenz dieser Laura und auch Petrarcha's Liebe zu ihr nicht bestreiten; allein die hochfliegende, oft mystische, oft contemplative lyrische Poesie des Dichters ist durchaus ideal und ohne Materialität, und ihr Gegenstand scheint daher eher ganz ideal, sowie die Liebe zu ihm eine Platonische Fiction zu sein, als daß sie einen körperlichen Gegenstand gehabt oder der vielen historischen Erklärungen bedurft hätte, mit denen man Petrarcha's Gedichte versehen hat, und um derentwillen Vauclüse so oft topographisch beleuchtet worden ist. Die Bewunderung, welche ganz Europa dem Dichter zu seiner Zeit geschenkt hat, verdankte er nicht den lyrischen Gedichten, die jetzt überall als sein Hauptverdienst betrachtet werden und dagegen damals nur in Italien und im südlichen Frankreich bekannt waren, sondern ganz allein seinen lateinisch geschriebenen Büchern. Er verfaßte in lateinischer Sprache sowohl Gedichte, welche zu seiner Zeit den Werken Virgil's, seines Vorbildes, zur Seite gesetzt wurden, als auch prosaische Bücher von ganz verschiedener Art, und der Abt Tritheim, ein Mitglied von Dalberg's rheinischer Gesellschaft, sagt von Petrarcha, dessen lateinischer Styl übrigens noch mehrentheils sehr schwülstig und poetisirend, oft auch incorrect ist: er habe das bildende Wissen des Alterthums (humanioras literas), welches lange ganz verschwunden

und todt gewesen sei (post longa silentia mortuas), wieder vom Tode in das Leben zurückgerufen (ab inferis revocavit ad superos). Petrarcha selbst scheint gefühlt zu haben, daß er zum epischen Dichter nicht geboren sei; dennoch ward er wegen seines erzählenden Gedichtes Africa und wegen seiner Idyllen (Bucolica) zu einer und derselben Zeit von Paris und von Rom aus eingeladen, sich unter vielen Feierlichkeiten, Aufzügen und Reden als Dichter krönen zu lassen. Er wählte die Krönung zu Rom, ließ sich aber vorher in Neapel öffentlich und feierlich prüfen. Nachdem er hier in Gegenwart des Königs Robert und seines Hofes Beweise der Dichterfähigkeit und des Wissens gegeben hatte und mit jeder Art von Ehrenbezeugungen überhäuft worden war, begab er sich nach Rom, wo er dann auf dem Capitol gekrönt und im Triumph verherrlicht ward (1341). Beide Feste, das zu Neapel und das zu Rom, waren große Nationalfeste zur Feier des wiedererweckten alten Lebens im Staat und in der Literatur, bei welchen Petrarcha die Hauptperson gewesen war. Seit dieser Zeit suchten daher auch alle Gelehrten die Bekanntschaft und Gunst Petrarcha's. Städte, Fürsten, Kardinäle, ja selbst der Pabst und der Kaiser nahmen ihn zum Rathgeber. Die italiänischen Staaten thaten auf sein Betreiben sehr viel für die alte Literatur, er ward von Kaiser Karl IV. bei der Stiftung der Prager Universität zu Rathe gezogen, und es lag nicht an Petrarcha, daß Karl nicht den alten Glanz des römischen Kaiserthums und die Einheit der italiänischen Nationalität wieder hergestellt hat. Petrarcha war auch bei Karl's zweitem Römerzuge (1368) in Italien, kam 1370 noch einmal dahin und starb dort im Jahre 1374.

Von den neunundzwanzig Büchern, die er dem Fabricius zufolge geschrieben hat, wollen wir nur einige wenige anführen, welche Beziehung darauf haben, daß seit Petrarcha's Zeit auch den Gelehrten ganz andere Bücher in die Hände gegeben wurden, als die im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts gebrauchten. Wir nennen billig zuerst seinen Trostspiegel in Glück und Unglück (Remedium utriusque fortunae), welches Buch eine so große Verbreitung erhalten und so viele Auflagen erlangt hat, daß es in dieser Beziehung (als allgemein gelesenes Buch) nur mit des Boëthius Schrift über den Trost der Philosophie (s. Th. IV. S. 600 ff.) verglichen wer-

den kann. Dieses Buch besteht aus zweihundertvierundfünfzig Dialogen und hat zwei Hauptabschnitte; im ersten unterreden sich die Freude und die Hoffnung, im zweiten der Schmerz und die Furcht als allegorische Personen. Eine andere Schrift Petrarcha's, die er sein geheimes Tagebuch nennt (De contemptu mundi colloquiorum liber, quem secretum suum inscripsit), steht ganz im Einklang mit seiner überschwenglichen Lyrik, mit der Contemplation und dem Neuplatonismus seiner Gedichte. In dieser Schrift unterhält er sich mit Augustinus über Welt und Weltlichkeit im Geiste des Jahrhunderts, für welches er und Dante dichteten. Für unsere Zeit ist es sehr anziehend, mit dem Buche selbst dasjenige zu vergleichen, was Guingenée in der Literargeschichte von Italien über dasselbe sagt, weil man sich alsdann ein vollständiges Urtheil über den Gehalt der französischen Bildung des achtzehnten Jahrhunderts im Vergleich mit der italiänischen des vierzehnten bilden kann. Unter den vielen, mehrentheils declamatorischen Briefen Petrarcha's sind die hundertachtundzwanzig, welche den Titel Senilia führen und in denen Petrarcha als Rathgeber, Lenker und Prophet seiner Zeit erscheint, für die Geschichte der letzten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts und ihrer Cultur besonders merkwürdig. Sie sind zugleich mit einem, achtundfünfzig Briefe an Andreas Dandolo enthaltenden Buche und mit den Episteln, welche Petrarcha sonderbarer Weise an die von ihm bewunderten Männer des Alterthums, einen Cicero, Livius, Varro und Seneca richtete, als eigenes Werk abgedruckt. Durch die genannten Schriften wirkte Petrarcha auf seine Landsleute von der einen Seite ihres Nationalcharakters her, und weckte in ihnen theils das Wohlgefallen am Pomp der Rede und an wohlklingenden, aber oft ganz leeren Perioden und Phrasen, theils die Liebe zu der neuen Bildung und der klassischen Literatur; denn sie nährten die Neigung zum Schwärmen und zur Contemplation. Andere Schriften Petrarcha's gewannen das italiänische Volk, vermöge der Neigung desselben zur unterhaltenden Erzählung, durch Histörchen und verschönerte Geschichte. Man muß nämlich diejenige Art von Geschichte, welche Petrarcha der ernsten Geschichte vorgezogen hat, als Mittel seine Nation anzuregen betrachten. Er schrieb in seinem gefälligen Stil eine Sammlung von historischen Erzählungen (Rerum memorabilium libri IV), um das In-

teresse an einer aufs Leben angewandten Geschichte zu wecken. Wie er in diesem Buche die Geschichte nach Art des Valerius Maximus (s. Th. IV. S. 343 f.) mit der Moral zu verbinden und durch Anwendung nützlich und anziehend zu machen versucht hat, läßt sich aus der Angabe des Inhalts leicht beurtheilen. Das erste Buch enthält Geschichten über Muße und Beschäftigung gelehrter Männer, das zweite über Tugenden, über Klugheit, Gedächtniß, Verstand, Witz, Spott, Scherz und Beredsamkeit, das dritte über Betriebsamkeit, Schlauheit und Einsicht in Wort und That, das vierte endlich über Vermuthungen, d. h. über Träume, Ahnungen und Wahrsagungen. Eine andere Schrift, die vierzehn Lebensbeschreibungen römischer Staatsmänner und Heerführer von Romulus an bis auf Curius Dentatus und Fabricius, ist aus jenem begeisterten römischen Patriotismus hervorgegangen, welcher Petrarcha auch mit Cola Rienzi in enge Verbindung brachte (s. Th. VIII. S. 193). Alles, was in diesem Büchlein berichtet wird, ist auch bei Livius in den Nebel der Sage und Mythe eingehüllt, und hat bei ihm in der nämlichen rhetorischen Form schon die alten Römer begeistert und zu großen Thaten angespornt; Lorbard de Sircho hat daher Petrarcha's Zweck völlig verkannt, indem er in derselben Manier noch einundzwanzig andere Lebensbeschreibungen hinzufügte, durch welche die heroische Geschichte aus dem mythischen Zeitalter heraus in das historische bis auf Trajan geführt ward.

In ganz anderer Manier und nicht breit, wie Petrarcha, sondern mit Dante's Griffel kurz, gedrängt, ernst und streng schrieb der Florentiner Dino Compagni in italiänischer Sprache die Geschichte seiner Vaterstadt von 1280 bis 1312. Er erzählt, wie die großen Alten, denen wir ohne Bedenken ihn zugesellen, das, was er selbst gesehen und woran er als Gonfaloniere der Stadt großen Antheil gehabt hatte. Er baut nicht Perioden wie Machiavelli, und strebt nicht, wie ein anderer seiner Landsleute, Villani, nach liebenswürdiger Breite und unterhaltenden Anekdoten; er ist wahr, ernst und tief wie Thucydides, und seine Geschichte ist strenge wie das Weltgericht. Dies haben ihm die versüßten und erschlafften Italiäner lange bitter vorgeworfen, sie haben ihn sogar lange Zeit fast ganz vergessen liegen lassen, bis ihm Muratori durch den Abdruck im neunten Theile seiner Sammlung italiänischer Geschichts-

quellen zu der gebührenden Ehre geholfen hat. Obgleich wir durch das Studium Dante's gelernt haben, wie weit die geglättete Sprache der neueren Italiäner (cinquecentisti) hinter der natürlichen Kraft und originellen Eleganz eines Dante und Dino Compagni zurückbleibt, so würden wir doch, weil dazu ein italiänisches Ohr erfordert wird, über Dino's Stil und Sprache nicht urtheilen, wenn nicht alle Italiäner von Geschmack in ihrem Urtheile übereinstimmten. Alle können die Eleganz des naiven Ausdrucks, die Kraft der Sprache, die Feinheit des ungeschmückten, einfachen, dem Inhalte durchaus angemessenen Stils nicht genug bewundern. Was aber den Vorwurf übertriebener Schärfe des Tadels, welchen man dem Dino Compagni zu machen pflegt, betrifft, so ist derselbe höchst ungerecht, wenn nämlich auch nur ein ganz geringer Theil von dem wahr ist, was Dante seinen florentinischen Landsleuten vorgeworfen hat. Dino zeigt sich vielmehr gerade durch diesen Tadel seiner Zeit als einen über dieselbe erhabenen, gleich dem Dante festen und strengen Mann und als einen ächten Republikaner, der in dem Abweichen von Gesetz, Religion und Sitte den Untergang jeder Freiheit sieht.

Der nächste florentinische Geschichtschreiber, Johann Villani, den man, weil Dino Campagni lange vernachlässigt war, gewöhnlich den frühesten klassischen Geschichtschreiber in italiänischer Sprache nennt, verhält sich zu Petrarcha gerade so, wie Dino Compagni zu Dante. Die beiden zuletzt genannten Männer sind der Ausdruck einer kräftigen, religiösen, gebildeten und bewegten Zeit, sie repräsentiren den Geist einer ächten und gesonderten Nationalität, sie suchen nichts, sondern Rede und Gedanke strömen bei ihnen aus einer vollen Seele; Villani und Petrarcha dagegen wollen und suchen die Klassicität und Erneuerung des Geistes der alten Römerzeit. Dies sagt Villani ausdrücklich. Er berichtet uns nämlich: als er 1300 in Rom gewesen sei, habe ihn der Anblick der kolossalen Reste des Alterthums auf den Gedanken gebracht, daß der alte Glanz Italiens mit der Geschichte der Thaten des altrömischen Volkes innig zusammen hänge, und daß derselbe verschwunden sei, seitdem Mönchs-Chroniken und dürre Register des Geschehenen an die Stelle des nationalen epischen Gesanges und der mit Beredsamkeit vorgetragenen Geschichte getreten wären; er habe damals

an Virgilius, Sallustius, Lucanus, Titus Livius, Valerius Maximus und Paulus Orosius gedacht und sich vorgenommen, die Geschichte seiner Vaterstadt in einer großartigen Manier zu behandeln, um die Italiäner zu Thaten anzuspornen, die ihrer Altvorderen würdig seien. Villani war durch seine Stellung geeignet, der aus Büchern gezogenen Geschichte diejenige beizufügen, die er erlebt hatte, und für welche er also Quelle und Geschichtschreiber zugleich war. Er ward nämlich in den wichtigsten Geschäften seiner Vaterstadt gebraucht, und leitete die auswärtigen Angelegenheiten derselben allein. Er konnte folglich seinen Zweck, das allmälige Wachsthum eines kleinen, gleich dem alten Rom rasch emporsteigenden Staates darzustellen, vollkommen erreichen. Villani wollte für das Volk ein Nationalwerk in der Sprache der Nation liefern, und das hat er so vollständig gethan, daß Macchiavelli in seiner Geschichte von Florenz die Bekanntschaft mit ihm voraussetzt und nur das, was Villani als Volksschriftsteller nicht berührt hat, ergänzt. Da Villani für das Volk schrieb, so beginnt er wie Livius mit gut vorgetragenen Sagen, Legenden oder Mährchen, und macht dem Florentiner, wie Livius dem Römer, jedes Dorf, jede Ortschaft und jede Gegend in der Nähe seiner Vaterstadt durch eine Anekdote, einen Umstand, eine Schlacht, ein Geschichtchen oder Mährchen wichtig. In unserer Zeit würde man ihm freilich einen Vorwurf daraus machen, daß er Stellen seines Vorgängers Ricordano Malaspini wörtlich in sein Buch einrückt, ohne denselben zu nennen; dies ist aber bekanntlich in allen Chroniken des Mittelalters geschehen. Für die Geschichte von Villani's Zeit (bis 1337) ist er Hauptquelle, und zwar auf dieselbe Weise, wie Livius Quelle ist, das heißt, er ist ausgezeichnet durch Manier Darstellung, Lebendigkeit und originellen Stil. Die Einfalt, Kraft und Lebendigkeit waren der Zeit Villani's eigen, aber die Kunst, in das Einfache Mannichfaltigkeit zu bringen, gehört ihm allein an. Die besten und gründlichsten unter den oft sehr flachen und breiten neueren Italiänern gestehen, daß sie ihn in Rücksicht der bloßen Form als Muster und Quelle des ächten alten Stils studiren. Wie bei jedem wahren Geschichtschreiber, der nicht aufhören will, Mensch im edeln Sinne des Wortes zu sein, um berühmter Redekünstler zu heißen, so darf man auch bei Villani die Partei im Staate,

der er angehörte, nicht vergessen. Er war eifriger Guelfe und Demokrat, und man muß daher, wenn bei ihm vom Kampfe der Parteien die Rede ist, nicht außer Acht lassen, auf welcher Seite er stand.

Villani's Brüder, Matthäus und Philipp Villani, von welchen jener die Geschichte bis 1363, dieser noch ein Jahr weiter fortsetzte, dürfen wir nicht erwähnen, weil wir nicht eine Literatur der Geschichte schreiben. Ebenso verhält es sich mit des Andreas Dandolo lateinisch geschriebener Chronik von Venedig, so wichtig dieselbe auch dem eigentlichen Historiker sein mag, mit Mussatus und mit anderen Geschichtschreibern. Dagegen dürfen wir den bereits genannten Florentiner Boccacio schon aus dem einzigen Grunde nicht übergehen, weil er mit Recht neben Dante und Petrarcha als einer der Gründer der bis auf unsere Tage in ganz Europa eifrig betriebenen altklassischen Studien angesehen wird. Die in italiänischer Sprache geschriebenen Werke Boccaccio's, welche noch immer gelesen werden und seinen Namen unsterblich gemacht haben, dürfen wir hier weder würdigen noch auch ihrem Inhalte nach genau angeben, weil sie einer Gattung von Literatur angehören, die wir von unserem Werke ausschließen; wir werden daher nur der Arbeiten gedenken, welche am Ende des fünfzehnten, sowie im sechzehnten Jahrhunderte dem gebildeten Europa den Weg zur Kenntniß der antiken Civilisation bahnten und ein neues Feld der Bildung und der Literatur eröffneten. Unter Boccaccio's italiänischen Werken hat die den Titel Decamerone führende Sammlung von zum Theil unerhört obscönen Geschichten in Prosa zugleich mit der Fiametta und dem Labirinto d'amore oder dem Corbaccio den ersten Rang, der Filicopo, der Amelo oder die Comedie delle Ninfe Fiorentine den zweiten. Die zwölf Bücher der Thebaide in ottave rime, einem Versmaße, dessen Erfindung häufig dem Boccaccio zugeschrieben wird, die Amorosa visione in 5 triomfi, den Filostrato und den Ninfalo Fiesolano soll er selbst ins Feuer geworfen haben, als er Petrarcha's Gedichte gelesen hatte; wir bezweifeln dies aber, weil sich die genannten Stücke nicht blos in den Handschriften seiner Werke, sondern auch in vielen gedruckten Ausgaben derselben finden. Von der Seite, von welcher her wir den Boccaccio hier zu betrachten haben, ist er bedeutend als der erste

Gelehrte im Abendlande, der den griechischen Homer im Original las; denn Petrarcha besaß zwar Homer's Gedichte, konnte sie aber nicht lesen. Der griechische Calabrese Leontius Pilatus, welcher 1360 nach Florenz kam und drei Jahre daselbst verweilte, unterrichtete den Boccaccio in seiner Muttersprache, und erleichterte ihm, da es an Wörterbüchern fehlte, das Verständniß des Homer durch wörtliche Übertragung. Er übersetzte die ganze Iliade und den größten Theil der Odyssee, sowie sechzehn Dialogen Plato's. Boccaccio schrieb vielleicht nicht so gut Latein, als Petrarcha, er suchte aber auf mancherlei Weise seine Zeitgenossen mit dem Inneren des Alterthums und mit den im Leben brauchbarsten Theilen der Literatur desselben bekannt zu machen. Eine Bedeutung an und für sich möchten wir zwar den Compilationen, die ihm einen Ruf und ein großes Publikum verschafften, nicht zuschreiben; sie hatten aber für die ersten Zeiten der Wiederherstellung des Studiums der Alten eine sehr große Wichtigkeit, weil sie dem Geschmack der Zeit angepaßt und unterhaltend waren. Zwei dieser Bücher, die Mythologie der Alten und die Schrift über die Namen der Wälder, Berge, Flüsse, Quellen, Seeen u. s. w., gehören eigentlich dem Boccaccio nicht an, sondern sind nur von ihm accommodirt und stilisirt worden. Das Erstere (Genealogiae deorum libri X) war von Paul Perusinus verfaßt, Boccaccio fügte aber mit Hülfe des Mönchs Barlaam dasjenige bei, was er in griechischen und lateinischen Schriften sammeln konnte. In diesem Buche führt Boccaccio, wie das auch neuerdings unter uns oft geschehen ist und zuweilen großen Lärm gemacht hat, alle mythischen Dichtungen und Überlieferungen der Alten deutend und ableitend auf ein System, einen Typus zurück, und wer ein Freund von dergleichen Deutungen und Systemen ist, wird bei ihm ebenso gut seine Rechnung finden, als bei Natalis Comes, bei Kanne oder bei Creuzer. Das zweite angeführte Werk (über die Benennungen der Wälder, Berge, Flüsse u. s. w.) ist eine von Vibius Sequester im fünften oder sechsten Jahrhundert gemachte Sammlung, in welcher Boccaccio theils das Material vermehrte und besser ordnete, theils den Stil verbesserte. Ein drittes Werk Boccaccio's, welches zur Verbreitung der Kenntniß des Alterthums geschrieben wurde, ist das Buch über berühmte Weiber (de claris mulieribus). Diese Schrift beweist, daß Boc-

caccio ebenso in lateinischer wie in italiänischer Sprache ein unterhaltender Erzähler war; denn er machte in derselben von allen möglichen wahren oder erdichteten Geschichten einen vortrefflichen Gebrauch. Um zu sehen, wie er mit den Geschichten umgeht und was er im Auge hat, darf man nur die bekannte Geschichte von der Päbstin Johanna lesen. Dieses Buch erhielt daher auch gleich nach seiner Erscheinung denselben Ruf in ganz Europa, dessen der Decamerone in Italien genoß, und ward alsbald ins Spanische, Französische, Italiänische und Deutsche übersetzt. Dasselbe war mit den zehn Büchern von den Schicksalen berühmter Männer und Weiber (de casibus virorum et feminarum illustrium) der Fall; denn auch dieses Buch ward in alle Sprachen übersetzt, und es findet sich auf der Bodlejanischen Bibliothek zu Oxford sogar eine alte Übersetzung in englischen Versen.

2. Mediceische Periode oder Blüthezeit der Künste und der Literatur im fünfzehnten Jahrhundert.

a) Verhältniß der italiänischen Regierungen zu der literarischen Bildung und ihren Fortschritten.

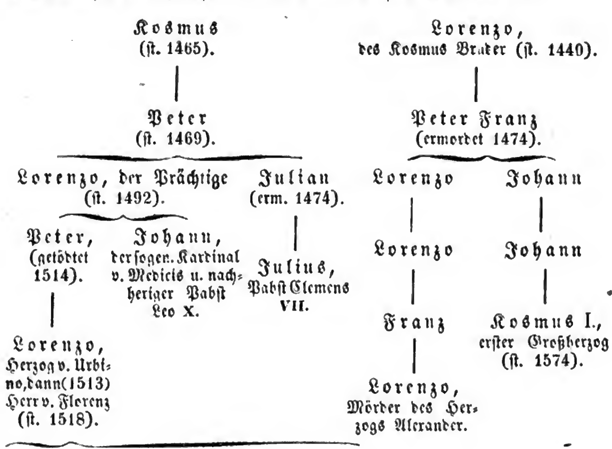
Sowohl die furchtbaren Tyrannen, welche in den verschiedenen Städten und Staaten Italiens das Andenken der grausamen Unterdrücker der Freiheit im alten Griechenland erneuten, als die gesetzmäßigen und besseren Regierungen nahmen an dem raschen Fortschritte der Bildung und Wissenschaft Italiens im fünfzehnten Jahrhundert einen thätigen Antheil. Wir beginnen, um dies anschaulich zu machen, mit Mailand und Florenz. In Mailand scheinen die ersten Visconti's, welche diese Stadt und ihr Gebiet tyrannisirten, sich des neuen geistigen Lebens von Italien viel weniger angenommen zu haben, als andere Dynasten ihrer Zeit; nichts destoweniger wurde auch in Mailand schon frühe das Studium der Alten lebhaft getrieben. Der aus demselben hervorgegangene Enthusiasmus für die Freiheit ward dem vorletzten Herrscher aus dem Hause Visconti, Johann Maria, verderblich; denn dieser wurde 1412 von Jünglingen aus den ersten Familien nicht etwa seiner Grausamkeit wegen gemordet, sondern weil der Lehrer jener jungen Leute in den Reden, die er jedes Mal, wenn er seine Erklärung der Alten begann, an sie zu halten pflegte, sie für die

Wiederherstellung der Republik zu begeistern verstand (s. oben S. 317 f.). Da kein Plan der That zu Grunde lag und die Condottieren für Geld, nicht für Ideen oder Systeme zu kämpfen gewohnt waren, so stürzten sich freilich die Begeisterten ins Verderben, und der schwache, unzuverlässige Philipp Maria herrschte gleich nachher eben so willkürlich, als vorher sein Bruder; aber die Geschichte der Erziehung dieses Mannes und seiner Beschäftigungen beweist, daß man dafür hielt, ein italiänischer Regent könne der nationalen und humanistischen Bildung nicht entbehren. Einer der berühmten Humanisten und Latinisten des fünfzehnten Jahrhunderts, Candidus December, hat ein Leben Philipp Maria's geschrieben, in welchem er die Bildung und die Studien seines Helden darstellt, und aus diesem Berichte sehen wir, wie sehr man bemüht war, das Studium der Alten für das Leben und dessen Geschäfte nützlich zu machen. Man las mit dem jungen Visconti zuerst den Petrarcha, und ließ sich von ihm die Stellen bezeichnen, die ihm besonders wohl gefielen. Dann erklärte ihm Martianus von Tortona den Dante. Daneben ward der Livius mit ihm gelesen, und man benutzte die Erklärung desselben, um ihm die Grundsätze der Staatsklugheit durch die Historie einzuprägen. Hierauf las man mit ihm das Leben berühmter Männer in französischer Sprache, womit doch wohl nur Ritterromane oder die bekannten fabelhaften Geschichten der Troubadours gemeint sein können. — Als die Familie Sforza den Visconti's in der Herrschaft folgte, zeigte sich erst recht, wie innig und nothwendig das literarische Leben mit dem politischen und bürgerlichen verbunden war. Franz Sforza, der Erste aus diesem Hause, war zwar freilich zu sehr mit Staats- und Kriegsangelegenheiten beschäftigt, als daß er sich um die wieder auflebenden Studien des Alterthums hätte bekümmern können; allein unter ihm und seinem Sohne leitete der schlaue Francesco Simonetta, gewöhnlich Cicco genannt, alle Angelegenheiten des mailändischen Kabinets, und dieser wird allgemein unter die vorzüglichsten Schützer und Förderer der neuen Civilisation gerechnet. Cicco nahm gleich den damaligen Fürsten Italiens die flüchtigen gelehrten Griechen gastlich auf, er suchte dieselben an Stellen im Staat zu bringen, er verschaffte auch vielen Italiänern, die sich mit den Wissenschaften beschäftigten, eine

Versorgung, und Filelfus, einer der thätigsten Reformatoren mittelalterlicher Studien, war von dem Alles vermögenden Minister ganz unzertrennlich. Franz Sforza's Nachkommen waren weder von Seiten ihrer moralischen und kriegerischen Eigenschaften, noch auch in Betreff ihrer Regentenfähigkeiten zu rühmen; aber alle ohne Ausnahme zeigten großen Enthusiasmus für die neue Literatur. Selbst der weibliche Theil der Familie Sforza war mit der römischen und griechischen Literatur innig vertraut; so hatte unter Andern Franz Sforza's Tochter, Hippolyta, den berühmten Laskaris, dessen griechische Grammatik lange Zeit dem Jugendunterrichte zu Grunde gelegt ward, zum Lehrer. Franz Sforza's jüngerer Sohn, Ludwig il Moro, den wir als Usurpator und Tyrannen, sowie als Kerkermeister und Meuchelmörder seines Neffen kennen lernen werden, war einer der Hauptbeförderer der griechischen Studien neuerer Zeit. Er berief nicht allein den Demetrius Chalkondylas, den Georg Merula und den Alexander Minutianus, um die klassischen Alten zu erklären, sondern Philipp Beroaldus erzählt uns auch, daß Ludwig keinen Tag vorbeigehen ließ, ohne sich aus irgend einem alten Schriftsteller etwas vorlesen zu lassen. Leider müssen wir hinzufügen, daß die Gelehrten damals eben so eitel und habgierig waren, als in unserer Zeit; wir würden nämlich den schändlichen Tyrannen für den edelsten und gebildetsten Schützer alles Großen und Guten halten müssen, wenn wir ihn blos aus den Vorreden und Zueignungen der berühmtesten Gelehrten seiner Zeit kennten.

In Florenz war es das Haus Medicis, welchem Wissenschaft und Kunst ihre höchste Blüthe verdankten. Diese Familie war schon im fünzehnten Jahrhundert zu königlichem Reichthum und Ansehen gelangt; denn wenn auch Sismondi durch Zahlen nachweist, daß die Summe ihrer Gesammteinnahme, verglichen mit den vielen Millionen einzelner reichen Familien unserer Zeit, ganz unbedeutend war, so sagen doch Zahlen in solchen Dingen gar nichts, weil dabei noch manches Andere, was sich nicht in Anschlag bringen läßt, berücksichtigt werden muß. Übrigens fällt die größte, mehr als königliche oder kaiserliche Verschwendung der Mediceer für die Kunst erst in das folgende Jahrhundert, in welchem dieses Haus großherzoglich wurde und zwei Päbste, Leo X. und Clemens VII.,

aus demselben hervorgingen. Wenn man sich von dem, was in Italien für Kunst und Wissenschaft geschah, einen Begriff machen will, so muß man vorzugsweise die großartigen Bemühungen der Mediceer für Beide betrachten. Der Engländer Roscoe hat daher auch, um nachzuweisen, daß die Zeit der Mediceer für das neuere Europa dasselbe war, was die Zeit des Perikles für das ganze Alterthum gewesen ist, das Leben Lorenzo's des Prächtigen und des Pabstes Leo X. ausführlich beschrieben. Wir reden hier nur von den ersten Sprößlingen des ältesten Zweiges der Familie, dem die nachherigen Großherzoge nicht angehörten; diese stammten von einem Bruder des von uns bereits ausführlicher erwähnten Kosmus Medicis (s. S. 364 ff.). Zur besseren Übersicht geben wir eine Stammtafel des Hauses Medicis von diesem Kosmus an:



Was des Kosmus Bemühungen für die Künste betrifft, so ist besonders hervorzuheben, daß er die größten Baumeister der neueren Zeit, Brunelleschi und Micheleschi, in den Stand setzte, die Denkmale zu errichten, welche ganz Europa in Florenz bewundert. Namentlich baute damals Brunelleschi die prächtige Kuppel von

Santa Maria del Fiore. Kosmus gab ferner große Summen her, damit Lorenzo Ghiberti von 1402 bis 1423 die berühmten bronzenen Thore der Johannis-Kirche vollenden könne, von welchen Michel Angelo sagte, daß sie würdig wären die Thore des Paradieses zu sein. Auch glänzten unter Kosmus Donatello als Bildhauer und Masaccio, Giotto und Lippi als Maler. In Bezug auf die Literatur stand dem Kosmus, dessen Verdienste um die neue Bildung zum Theil schon erwähnt sind (s. S. 410 f.), Nicolo Nicoli zur Seite. Kosmus lieh demselben seinen Einfluß und sein Vermögen. Er unterstützte die von Nicoli oder auf dessen Rath berufenen Gelehrten aus seinem Vermögen, und auf Nicoli's Betrieb wurden damals Emanuel Chrysoloras, Guarino von Verona, Johann Aurispa und Franz Filelfus als öffentliche Lehrer nach Florenz gezogen. Selbst während seiner Verbannung that Kosmus in Venedig, wo er sich damals aufhielt, viel für die Wissenschaften. Er gab bedeutende Summen zum Ankaufe und zur Vervielfältigung von Handschriften, und schenkte den Mönchen von St. Georg eine nicht unbedeutende Bibliothek. Als er nach Florenz zurückgekehrt war, stiftete er zuerst zwei ansehnliche, damals sogar sehr kostbare Büchersammlungen nahe bei der Stadt in San Francesco del Bosco und in San Bartolomeo bei Fiesole; dann baute er mit einem Aufwande von sechsunddreißigtausend Dukaten das Kloster der Predigermönche von St. Marcus auf eine solche Weise aus, daß in demselben eine große öffentliche Bibliothek eingerichtet werden könne, und endlich bezahlte er nach Nicolo Nicoli's Tode dessen Schulden, damit Nicoli's letzter Wille, daß seine mit großen Kosten gesammelte Bibliothek dem Publikum zur Benutzung offen stehe, erfüllt werden könne. Den Grund dieser Sammlung bildeten vierhundert besonders kostbare Handschriften römischer und griechischer Autoren, deren Geldwerth man am besten wird beurtheilen können, wenn man erfährt, daß Kosmus, als er nachher die Sammlung vermehren wollte und in Siena und Lucca, sowie auch in Griechenland Bücher einkaufen ließ, einzelne Handschriften mit zweihundertundfünfzig, ja sogar mit vierhundert Dukaten bezahlte. Über des Kosmus Enkel, Lorenzo den Prächtigen, und seine Verdienste um die Bildung gibt sein Biograph Roscoe vollständige Auskunft; wir bemerken nur das Einzige, daß er Laskaris aus-

drücklich darum mit Aufträgen an Sultan Bajesid II. schickte, damit derselbe bei dieser Gelegenheit in Griechenland umherreise und Bücher einkaufe. Laskaris ward nachher von ihm noch einmal dahin geschickt, und brachte von dieser zweiten Reise achtzig bisher unbekannte Handschriften nach Italien.

Das Haus Este in Ferrara erwähnen wir nicht, weil die Fürsten aus demselben im fünfzehnten Jahrhundert weniger für Bildung thaten, als vorher im vierzehnten und nachher im sechszehnten; doch waren zwei Este's jener Zeit, Leonello und Borso, wenigstens eifrige Büchersammler. Auch Neapel wollen wir übergehen, obgleich Alphons der Weise die letzten Jahre seiner Regierung ganz den Wissenschaften widmete, und auch sein natürlicher Sohn Ferdinand und dessen Nachfolger, welche niemand ihrer Moralität wegen rühmen wird, sich um Wissenschaft und Bildung Verdienste erwarben. Übrigens ward das, was in dieser Hinsicht in Neapel geschah, durch Laurentius Valla und Campanus geleitet.

Die Verdienste der Päbste um die Fortschritte der neuen Bildung und um die Reformation des gesammten Unterrichts und der Studien müssen wir um so eher erwähnen, als die Päbste schon in der Mitte des folgenden Jahrhunderts das, was in dieser Hinsicht früher von Rom aus geschehen war, bereuten und zurücknahmen. Wir rechnen zu ihren Verdiensten nicht, daß Martin V. 1417 die päbstliche Bibliothek wieder von Avignon nach Rom zurückbringen ließ, weil der bereits oben (S. 403) erwähnte General der Camaldulenser und Kardinal Ambrosius Traversari noch im Jahre 1432 behauptet, daß in keiner der beiden päbstlichen Bibliotheken irgend etwas für die neuen Studien zu finden sei. Erst Pabst Nikolaus V. gründete die klassische vatikanische Bibliothek. Er schaffte fünftausend Handschriften einer ganz anderen Art von Büchern an, als die von seinen Vorgängern gesammelten gewesen waren, und vermehrte nachher diese Sammlung noch dadurch, daß er Leute nach Deutschland, nach Frankreich, ja sogar nach England und Griechenland schickte, um verlorene Bücher aufzutreiben. Sixtus IV., welcher 1471 Pabst wurde, vermehrte die vatikanische Bibliothek ebenfalls in bedeutendem Grade, wies für dieselbe ein schönes Local an und öffnete sie dem Publikum. Wie durch das Sammeln von Büchern, so wetteiferten die Päbste auch durch die Aufnahme und Unterstützung

der Männer, welche das Licht des klassischen Alterthums brachten, mit den italiänischen Fürsten, Dynasten und Tyrannen ihrer Zeit. Einer von ihnen gab dem Griechen Bessarion besonders wegen seiner reformatorischen Wirksamkeit den Kardinals-Hut. Nikolaus V. führte als Privatmann wie nachher als Pabst eine ununterbrochene Correspondenz mit allen berühmten Reformatoren seiner Zeit. Unter den Männern, welche er unterstützte und ermunterte, nennt man Poggio, Georg von Trapezunt, Blondus Flavius, Leonardo Bruni, Antonio Leschi, Bartolomeo de Monte Pulciano, Cencio, Johann Tortelli, Giannozzo Manetti, Nicolo Perotti, Franz Filelfus, Laurentius Valla, Candidus December, Theodorus Gaza und Johann Aurispa. Auch sorgte Nikolaus für Übersetzungen aus dem Griechischen ins Lateinische, d. h. er gab, weil kein Honorar von Buchhändlern zu erwarten war, Geldbelohnungen an die Männer, welche im Stande waren, die Schriften der Griechen zu übertragen; denn es kam darauf an, nicht blos das Studium der alten Sprachen, die Kritik des Textes und das, was die Gelehrten Philologie und Alterthumskunde nennen, zu fördern, sondern den Geist der Alten, den Inhalt ihrer Schriften in das Publikum zu bringen und dadurch eine neue Civilisation zu gründen. Auf diese Weise ward das Abendland durch die Fürsorge des Pabstes Nikolaus mit Xenophon's Cyropädie, mit Polybius, Thucydides, Herodot, Appian, Ptolemäus, Plato und Theophrast, sowie mit der Iliade, mit Strabo's Geographie und mit dem ächten, weder durch Araber noch durch Mönche verfälschten Original des Aristoteles bekannt. Daß Nikolaus auch die Übersetzung vieler griechischen Kirchenväter belohnte, war ein Verdienst anderer Art, und gehört nicht in unseren Bericht vom Fortschreiten der neuen Bildung. Wie freigebig dieser Pabst sich gegen die Übersetzer bewies, kann man aus folgenden Notizen ersehen. Poggio ward, wie er selbst sich ausdrückt, durch die Belohnung, welche Nikolaus ihm für die Übersetzung des Diodor gab, mit dem Schicksal gewissermaßen wieder ausgesöhnt; Laurentius Valla erhielt fünfhundert Gold-Scudi für die Übersetzung des Thucydides, Guarino fünfzehnhundert Gold-Scudi für den Strabo, Perotti zweimal fünfhundert Dukaten für den Polybius; Filelfus, ein schmutziger und gemeiner Gelehrter, der jedoch für die klassischen Studien am meisten thätig war, hatte die Unver-

schämtheit, sich von Nikolaus für eine Übersetzung der Iliade und der Odyssee in lateinischen Versen zehntausend Gold-Scudi versprechen zu lassen, lieferte aber, als Nikolaus bald nachher starb, dieselbe nicht. Von des Nikolaus zweitem Nachfolger, Pius II. (dem gelehrten Aeneas Sylvius Piccolomini), hatte der gierige Filelfus viel erwartet; Pius wollte aber das Geld der Christenheit lieber auf den Türkenkrieg wenden, als eiteln und gierigen Gelehrten schenken, und Filelfus ist deshalb sehr übel auf ihn zu sprechen. Sixtus IV. (1471—1484) war in jeder anderen Rücksicht ein schlechter Pabst, für den Fortschritt der Bildung war er aber thätig; denn er unterstützte die Gelehrten freigebig, und öffnete die vatikanische Bibliothek dem Publikum.

In Mantua unterstützte die Familie Gonzaga den von reinem Eifer beseelten Victorinus von Feltre auf eine solche Weise, daß derselbe ebenso dort, wie Johann von Dalberg in der Pfalz, eine gelehrte Gesellschaft (Akademie) stiften konnte. Dieselbe Dynasten-Familie gewährte auch fremden Gelehrten Unterstützung, wie wir von Filelfus, welcher überall anklopfte, wo etwas zu haben war, bestimmt wissen. — In Venedig hatte schon Petrarcha der Republik seine Büchersammlung zu einer öffentlichen Bibliothek geschenkt, von welcher indessen den Venetianern nur ein kleiner Theil blieb. Da aber die Republik sehr viel für die flüchtigen Griechen that, so schenkte ihr der Kardinal Bessarion seine kostbare Bibliothek, auf deren Anschaffung er dreißigtausend Gold-Scudi verwendet hatte. Die Marcus-Bibliothek ward übrigens erst im folgenden Jahrhundert eingerichtet. Auch einzelne Glieder der regierenden Familien Venedig's förderten durch Geldunterstützung und durch eigene Thätigkeit die Bewegung der wieder erwachten alten Civilisation. Der als Gesandter an vielen Höfen, als Statthalter und als Geschäftsmann ausgezeichnete Franciscus Barbarus war der vertraute Freund der berühmtesten Restauratoren des alten Geschmacks; auch sind sogar seine Geschäftsarbeiten im klassischen Stile der Alten verfaßt. Er selbst übersetzte Vieles, und verwendete seinen Einfluß und sein Vermögen auf die Sammlung und Erhaltung der Reste des Alterthums. Ein ganz vorzügliches Verdienst erwarb er sich dadurch, daß er die streitsüchtigen, gemeinen, schimpfenden und schmähenden Gelehrten auf Anstand und Schick-

lichkeit aufmerksam machte und sie zum Frieden ermahnte. Auch die Patricier Karl und Jakob Zeno machten sich durch das reine und zierliche Latein ihrer Reden und Aufsätze bis nach Frankreich und England hin berühmt. — Von den übrigen Herren und Städten dürfen wir nicht reden, weil wir nicht für Gelehrte vom Fach schreiben. An Notizen und Quellen würde es uns dabei nicht fehlen. Wir bemerken blos, daß auch die Markgrafen von Montferrat und die Herzöge von Savoyen von der allgemeinen Bewegung Italiens zu Gunsten einer Reformation der Studien ergriffen wurden und viel für dieselbe thaten. —

Unter den Männern, welche im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts griechische Handschriften in das Abendland brachten, oder auch lateinische aus Moder und Staub hervorsuchten, sind Filelfus und Aurispa wegen ihrer Reisen nach Constantinopel, Poggio wegen seiner Auffindung verlorener lateinischer Schriften unsterblich verdient geworden. Der Letztere entdeckte z. B. auf einer zu diesem Zwecke unternommenen Reise in Deutschland und Frankreich fünfzehn ganze Werke oder einzelne Stücke von lateinischen Schriftstellern, welche, wenn man sie nicht damals in Italien durch Abschriften vervielfältigt hätte, ganz untergegangen wären. Auch die Vervielfältigung durch den Druck ward in Italien besonders eifrig betrieben, weil die Deutschen, welche die von ihrer Nation erfundene Buchdruckerkunst dort verbreiteten und ausübten, vorzugsweise die alten Schriftsteller abdruckten. Die beiden Deutschen Schweinheim und Pannarz, die sich in Rom niederließen, konnten schon 1475 von sich rühmen, daß sie 12,475 Abdrücke verschiedener Schriften geliefert hätten. Neben ihnen hatte auch Hahn eine Druckerei in Rom. In Mailand und Venedig, wie in fast allen übrigen Städten Italiens wurden von Deutschen oder von Italiänern Druckereien errichtet. Unter allen Buchdruckern jener Zeit steht der ältere Aldus Manutius oben an. Keiner hat sich durch den gelehrten Fleiß, welchen er den Werken der Schriftsteller widmete, durch die großen Kosten, die er zum Druck derselben verwendete, durch die Ausstattung der Ausgaben vermittelst der Lettern, des Pergaments und des Papiers, durch die ängstliche und gelehrte Sorgfalt für die Richtigkeit des Textes, welche seinen Ausgaben den Werth kostbarer Handschriften verliehen hat, größeres Verdienst

erworben und seinen Ausgaben größeren Werth verschafft, als dieser Mann. Er verlor darüber sogar sein ganzes Vermögen, obgleich die fürstliche Familie Pico oder Picus, welche damals noch in Besitz von Mirandola war, ihn mit großen Summen unterstützte.

b) Einzelne Italiäner, welche den Kern der antiken Bildung für die neuere Zeit zugänglich gemacht und nicht blos für die Bibliotheken, sondern für das Leben in eine neue Form gebracht haben.

Wenn wir hier der Philologen erwähnen, so geschieht dies nur beiläufig und zufällig; unsere Absicht ist nicht, Dinge zu behandeln, die der Schule vorbehalten sind, sondern nur anzudeuten, auf welche Weise im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert aus dem Studium der Alten eine ganz neue Schulwissenschaft, eine neue christliche Poesie, Philosophie und Theologie hervorging, die von dem Abschreckenden des Mittelalters nichts an sich hatte. Wir müssen daher anschaulich zu machen suchen, wie Florenz nicht blos für Italien, sondern für ganz Europa das wurde, was Athen für die alte Welt gewesen ist, und dies nöthigt uns, zunächst auf die Männer zurückzukommen, welche durch Kosmus von Medicis und seinen Enkel, Lorenzo den Prächtigen, zu der sogenannten Platonischen Akademie vereinigt wurden, oder mit anderen Worten, welche zu einem Streben und einer Thätigkeit für Weltweisheit im engeren Sinne einen heiligen Bund schlossen, der dem der Pythagoreer des alten Großgriechenlands glich (s. Th. I. S. 242 ff. und Th. II. S. 249 ff.). Mitglieder dieses Bundes waren, außer Kosmus und Lorenzo, Pico von Mirandola, der durch seinen philosophischen Commentar über Dante's Gedicht und über Virgil bekannte Christoph Landino, ferner ein Johann Cavalcanti, ein Philipp Valori, ein Bandini u. A. Schon oben (S. 410) ist berichtet worden, daß man den strengen Aristoteles durch den milden Plato aus dem Leben zu verdrängen suchte, und daß Marsilius Ficinus erwählt ward, um jenem edeln Kreise, dessen Glieder nicht alle auf gleiche Weise griechisch gelehrt waren, den Plato durch lateinische Übersetzung und durch Erklärung zugänglich zu machen. Ficinus las den versammelten philosophischen Freunden seine Übersetzung stückweise vor. Eine Tradition oder besser eine Fabel sagte, daß Plato am dreizehnten November geboren und

gestorben sei; dies war nach der Mystik jenes schönen Kreises von einer großen Bedeutung, deren Erklärung uns zu weit führen würde, und jener Tag ward deshalb auf Lorenzo's Kosten und nach seiner Angabe jährlich mit einer ganz besonderen Festlichkeit gefeiert. Übrigens wurden auch an anderen Tagen Platonische Feste der verbrüderten Edlen Italiens auf eigenthümliche Weise begangen. Eine Feier des dreizehnten November hat Ficinus in seinem Prologium zum Gastmahl des Plato, eine andere, die auf dem Landhause Careggi gehalten wurde, in einer Zuschrift an Bracciolini beschrieben, in welcher er auch über ein von Franz Bandini auf ähnliche Weise wie von den Mediceern veranstaltetes Fest in Florenz spricht. An einer solchen Feier nahmen nicht blos die gewöhnlichen Mitglieder der Platonischen Gesellschaft Theil, sondern es wurden auch aus den entferntesten Gegenden alle diejenigen eingeladen, die man als Geistesverwandte kannte. Man vertheilte unter die Versammelten gewisse Schriften Plato's durchs Loos, um sie philosophisch und rhetorisch zu erklären und zu behandeln. Auch als Lorenzo starb, erlitt der Verein dadurch keinen Stoß; denn Bernardo Rucellai, das Haupt einer anderen reichen und angesehenen Familie zu Florenz, öffnete sein Haus zu den Versammlungen, und seine schönen Gärten wurden, was einst Plato's akademische Schattengänge gewesen waren.

Wir wollen von den Mitgliedern der Platonischen Gesellschaft zu Florenz nur einige der bekanntesten etwas näher bezeichnen, ohne jedoch auf Vollständigkeit Anspruch zu machen oder in den Inhalt der Schriften weiter einzugehen, als nöthig ist, um den Charakter einer Klasse von schwärmenden, aber moralischen Reformatoren darzustellen, welche einer anderen Klasse frivoler und himmelstürmender Gebildeten entgegen stand. Die Seele der Platonischen Akademie war Ficinus. Dieser Mann widmete fünf ganze Jahre der Übersetzung des Plato, hielt Vorlesungen über Plato und Platonische Philosophie, und war mit Lorenzo, der den florentinischen Staat lenkte, so innig verbunden, daß er Alles hätte werden, sein und besitzen können, wenn er nicht ausschließlich der von Plato hergeleiteten Philosophie hätte leben wollen. Fast alle seine Schriften betreffen den Plato und die Verbindung der Philosophie desselben mit dem Christenthum. Diese Philosophie ist sogar in den zwölf

Büchern seiner vertrauten Briefe der Gegenstand, welcher ihn und seine Freunde ganz allein beschäftigt. Sie war der aristokratischen Zeit des Ficinus ebenso angemessen, wie einst die pythagoreische den Verfassungen, welche der sogenannte pythagoreische Bund in Großgriechenland einzuführen oder zu erhalten wünschte. Man wird es daher auch natürlich finden, daß die demokratisch Gesinnten unserer Zeit sich gegen den neuerdings wieder erwachenden Neu-Platonismus, gegen Mystik, Contemplation und philosophische und christliche Schwärmerei mit derselben Wuth erhoben haben, mit welcher die Demokraten von Großgriechenland die Pythagoreer und den Pythagoreismus vertilgten. Ficinus überläßt sich allerdings oft ganz seiner Phantasie und verliert sich in astrologische und mystische Träume; wir betrachten ihn aber als einen philosophischen Dichter in Prosa, der den Flug einer überschwenglichen Poesie und das Feuer einer reinen Liebe des Ewigen, das im sterblichen Herzen wohnt, in das Formeln- und Ceremonien-Wesen der Kirche seiner Zeit und in die dürre Dialektik der Schulen brachte. — Die zweite Größe der florentinischen Akademie, Pico von Mirandola, war 1463 geboren und starb schon in einem Alter von zweiunddreißig Jahren. Pico erscheint während seiner frühen Jugend weniger rein, edel und wahr in seinem Schwärmen, als Ficinus; man wird jedoch einem Manne, der sich schon in jungen Jahren eine ungeheuere Gelehrsamkeit erworben hatte, wohl etwas Charlatanerie verzeihen. Seine Familie war seit langer Zeit im Besitze der Fürstenthümer Mirandola, Concordia und Julia Bojarda; er war aber der dritte seiner Brüder, und verschmähte jede weltliche Größe, um in einer wissenschaftlichen Zeit durch Wissenschaft königlich zu glänzen. Baptista Guarino, welcher damals zu Ferrara lehrte, begab sich in der ausdrücklichen Absicht, ihn zu unterrichten, nach Mirandola, und der junge Mann lernte noch vor seinem zwanzigsten Jahre nicht blos, wie damals jeder gebildete Italiäner von Stande thun mußte, Griechisch und Lateinisch, sondern auch Hebräisch, Chaldäisch und Arabisch; ja, er studirte sogar einige Zeit hindurch mit großem Eifer die Kabbala. Nachher reiste Pico auf alle Universitäten von Italien und Frankreich, in seinem dreiundzwanzigsten Jahre aber begab er sich nach Rom. Hier trat er auf eine sehr anstößige, prahlend marktschreierische Weise auf. Er

ließ nämlich neunhundert Disputirsätze (propositiones), welche er aus den schwersten, sehr wenig bekannten lateinischen, griechischen, hebräischen, chaldäischen und arabischen Schriftstellern gezogen hatte, anschlagen, und forderte jedermann auf, über dieselben öffentlich mit ihm zu disputiren. Dürften wir hier die Namen aller dieser Schriftsteller anführen, so würde man auf den ersten Blick erkennen, daß die Philosophen der neuesten deutschen Schule, die sich der Allwissenheit und der ausschließlichen Fähigkeit, jede Wissenschaft, ja alle Dinge überhaupt zu beurtheilen, rühmen, noch viel von Pico lernen könnten. Dieser ward indessen in Rom nicht so gläubig anerkannt, als Seinesgleichen in Deutschland, besonders in München und Berlin. Er hatte nämlich sehr ehrwürdige Männer bewogen, jene Sätze zu unterschreiben und ihre Rechtgläubigkeit zu bescheinigen; nichts desto weniger wurden dieselben als ketzerisch verdammt, und Pico mußte sich der weiteren Verfolgung durch die Flucht entziehen. Er begab sich nach Florenz, wo man ihn mit offenen Armen aufnahm, und hier ward Pico durch den vertrauten Umgang mit den reinsten und edelsten Schwärmern der neueren Zeit, mit einem Ficinus, Lorenzo von Medicis und Angelus Politianus, welche die von ihnen gepredigten Ideen himmlischer Weisheit im Leben und im Handeln zu verwirklichen suchten, aus einem hochmüthigen, eiteln und prahlenden Gelehrten ein edler Schwärmer. Er machte der Platonischen Gesellschaft zu Florenz große Ehre, und empfahl durch sein eigenes Beispiel die Grundsätze philosophischer Ruhe und eines Lebens, welches ganz der Wissenschaft, der Entfernung vom Getümmel und der Betrachtung unserer selbst und der in uns wohnenden Gottheit gewidmet ist. Wäre nicht unsere Zeit wegen der Fratze, welche viele der Mitlebenden aus einem solchen Streben gemacht haben, sowie durch die Heuchelei, Anmaßung und Aufgeblasenheit der Neu-Frommen allzu heftig gegen den Neu-Platonismus des Pico und seiner Freunde eingenommen, so würden wir auf eine Prüfung seiner von 1498 an (in Venedig) bis 1621 (in Basel) oft wieder aufgelegten Werke näher eingehen; wir begnügen uns daher, durch eine Andeutung über einige von Pico's Schriften den Geist der Gesellschaft zu bezeichnen, zu welcher Pico gehörte. Eine seiner Hauptarbeiten ist die Schrift über die die Schöpfung (Heptaplus). Er hat in derselben zwar scheinbar

Mosis Erzählung zu Grunde gelegt, knüpft aber den schönen Traum eines wahren Weisen, welcher vortreffliche Kenntnisse beweist, an die Mosaische Erzählung, und wer den Sinn dafür hat, wird in dieser Schrift ebenso, wie in des großen Kepler Traum eines Sternsehers, ein Gedicht eigener Art finden. Eine zweite Arbeit Pico's, die an seinen Freund Lorenzo gerichtete Schrift gegen die Leute, welche ihn verketzerten (Adversus eos, qui aliquot ejus propositiones theologicas carpebant), ist besonders wichtig in Beziehung auf die Reformation des folgenden Jahrhunders, sowie in Betreff der Verschiedenheit, welche in Rücksicht des steifen Kirchenglaubens zwischen den Romantikern und Schwätzern unserer Zeit und den edeln Mystikern und Schwärmern des fünfzehnten Jahrhunderts besteht. Man sieht aus der in dieser Schrift enthaltenen Vertheidigung des Kirchenvaters Origenes, daß Pico den Geist desselben in Bezug auf den Wortglauben sehr gut gefaßt hatte. Er sagt nämlich: „Es ist höchst einfältig, wenn geistliche Schriftsteller das Ansehen des Origines dadurch zu schwächen glauben, daß sie sagen, die Kirche habe erklärt, daß des Origines Seele verdammt sei. Die Kirche mag immerhin gewisse Leute für heilig erklären und ebenso Andere verdammen oder durch einen richterlichen Spruch verkündigen, daß dieselben in der Hölle seien; das kann und darf sie nimmermehr." Aus dem, was Pico nach diesen Worten noch weiter über Kirche und Religion sagt, könnten wir eine ganze Reihe treffender und frei ausgesprochener Sätze über viele Hauptlehren des Christenthums anführen, denen auch der aufgeklärteste Protestant unserer Zeit seine Zustimmung nicht versagen würde, wenn wir nicht fürchteten, zu viel Theologie in die Geschichte zu bringen. In einer dritten Schrift, dem Buche vom Wesen und von der Einheit (de Ente et Uno), versucht Pico seinen vergötterten Plato mit Moses und Aristoteles in Übereinstimmung zu bringen; wir können aber auf diese Schrift nicht näher eingehen, weil wir zu sehr in die Tiefe hinabdringen müßten. Einzig in ihrer Art ist Pico's Correspondenz mit den ihm befreundeten Gelehrten; denn sie erquickt das Herz des Lesers, der sonst bei den Schriften der Gelehrten, wenn er sie auch noch so sehr bewundern muß, doch in der Regel durch ihre Persönlichkeit, ihre Eitelkeit, ihr Prahlen und ihren Hochmuth tief gekränkt wird. Pico's Briefe

sind dem, der im Gelehrten den Menschen gesucht und sehr selten gefunden hat, ein wahres Labsal. Man hat sie daher auch 1682 in Jena neu und besonders abgedruckt. Der Ton und die Sprache der Briefsteller sind ganz der Ausdruck der wahren und ächten Schwärmerei von Männern, welche die Seligkeit des inneren Lebens und des reinen Strebens nach göttlicher Erkenntniß, das sie lehrten, selbst empfanden. Zu den Männern, von welchen jene Briefe geschrieben wurden, gehörten Ficinus, Guarino, Landino und Angelus Politianus.

Wir sollten jetzt eigentlich noch die Namen der vielen Gelehrten anführen, die sich um Sprache, Grammatik und Kritik der alten Schriftsteller, sowie um alles das, was mit dem Leben und der Kunst der Alten zusammen hängt, unsterbliche Verdienste erworben haben; wir überlassen dies aber den Philologen, und nennen, indem wir selbst den Filelfus übergehen, nur noch einige Männer, welche zum Theil sogar den Ruhm, den sie durch Schriften bei der Nachwelt hätten erlangen können, aufgeopfert haben, um sich gleich den christlichen Heidenbekehrern ganz dem Lehren und der Verkündigung einer neuen Civilisation zu widmen. Unter diesen Männern ist billig Guarino zuerst zu nennen. Er ward 1370 geboren, und machte den gewöhnlichen Angaben nach in seinem zwanzigsten bis dreiundzwanzigsten Jahre eine Reise nach Constantinopel, um das Griechische zu lernen und es nachher lehren zu können. Das Letztere that er später lange Zeit hindurch, da er neunzig Jahre alt geworden ist. Apostolo Zeno und Maffei haben geleugnet, daß Guarino jene Reise gemacht habe; Guingenée dagegen hat in unseren Tagen die Gründe Beider bestritten. Für unseren Zweck ist die Sache gleichgültig, da niemand bezweifeln kann, daß Guarino in den bedeutendsten Städten Italiens als Apostel des neuen Evangeliums auftrat. Er lehrte z. B. in Venedig, Padua, Verona, Trient, Florenz, Bologna und Ferrara, ward an allen Orten wegen seines Eifers, seiner Kenntnisse und seines Charakters geehrt und geachtet, und galt überall als ein Muster reiner Sitten und einer edlen Natur. Von seinen dreizehn Schriften hat keine für die Leser dieser Weltgeschichte eine besondere Bedeutung. Neben ihm wirkte fast ebenso lange und ebenso eifrig der Sicilianer Aurispa, dessen Reise nach Constantinopel nicht wie die des Guarino bezweifelt werden

kann. Er lebte von 1369 bis 1460, reiste nach Constantinopel, um dort Handschriften einzukaufen und das griechische Alterthum zu studiren, und lehrte abwechselnd in Ferrara, Bologna und Venedig. Auch in Florenz suchte er angestellt zu werden; dies konnte er aber nicht erlangen, weil er nur durch seinen Vortrag und seinen Eifer, nicht durch Schriften ausgezeichnet war. Bedeutender, als die beiden angeführten Lehrer und Vermitteler der griechischen und römischen Literatur, war unstreitig der edle und würdige Victorinus von Feltre, dessen von Franz Prendilacqua ausführlich beschriebenes Leben ganz neulich Natale del Caste neu herausgegeben und Morelli mit Anmerkungen versehen hat. Dieser Apostel des neues Lichtes ist fast der Einzige, welchem keiner seiner zanksüchtigen gelehrten Zeitgenossen einen Vorwurf gemacht oder auch nur einen Flecken anzuspritzen gewagt hat, vielmehr ward seine Bescheidenheit und Demuth bei unsterblichem Verdienste von Allen bewundert. Er war ebenso frei von dem Wandertriebe seiner abenteuernden Mitbrüder im humanistischen Studium, als von ihrer Habgier und Ruhmsucht, blieb stets in Mantua, und beschränkte sich auf das eigentliche Lehren und auf den mündlichen Vortrag, weshalb viele von denen, welche den Geist der Alten und die ächte Weisheit, nicht blos Genialität und geistreiche Rhetorik suchten, zu ihm nach Mantua kamen. Das, was die Dankbarkeit seiner Schüler oder die Großmuth der Fürsten ihm schenkte, verwandte er auf die Unterstützung der Armen. Er hat kein Buch geschrieben; denn ihm war der Ruhm ganz gleichgültig, weil er, wie er selbst sagt, durch die Dankbarkeit seiner Schüler und durch die göttliche Gnade zu dem inneren Frieden gelangt sei, den die wahre Wissenschaft verbunden mit einem guten Bewußtsein unfehlbar einem jeden giebt, welcher aufrichtig danach strebt. Er suche, sagte er, eine ganz andere Unsterblichkeit als diejenige sei, die das unsichere Urtheil der Menge verheiße. Wenn hier der Ort wäre, die Thätigkeit und die Bestrebungen der anderen großen Gelehrten, eines Filelfus, Leonardus Aretinus (Leonardo Bruni), Laurentius Valla, Poggio und Anderer mit der Thätigkeit und dem Lebenszwecke des Victorinus zu vergleichen, so würde man leicht erkennen, wie leer und unfruchtbar der Gelehrten Lob ist.

c) Erneuerung der antiken Beredsamkeit und Geschichtschreibung im klassischen oder Ciceronischen Latein.

Die Erneuerung der alten Literatur der Römer konnte in Italien allein eine Wiederherstellung des ganzen Römerthums werden; denn die Denkmale, die Kunstwerke, die großen Anstalten, Straßen, Kanäle und Bauwerke der Römer waren auch in ihren Resten noch großartig, und wenn die lateinische Sprache nicht mehr Volkssprache war, so diente sie doch als Bücher- und Kirchensprache, und jeder verstand sie. Als daher im fünfzehnten Jahrhundert die deutsche und französische Herrschaft vom äußersten Calabrien an bis nach Savoyen und Istrien hin verschwand, als überall nur Italiäner herrschten, als wie zur Lateiner-Zeit die mannichfaltigsten Verfassungen, Republiken und Tyrannen bestanden, als wieder überall Demokratie und Aristokratie, Freiheit und Knechtschaft, dreiste Gottesleugnung und finsterer Aberglaube kämpften, da war es natürlich, daß man daran dachte, das ganze Alterthum in neuer Form zurückzurufen. Dies war bei der Literatur im Fache der politischen und geistlichen Beredsamkeit und in dem der Geschichtschreibung am ersten ausführbar, wenn man nur die Staatsreden und Staatsschriften, welche fortwährend lateinisch verfaßt wurden, in gutem klassischen Latein statt in dem barbarischen Latein des Mittelalters abfaßte, und ebenso die Geschichte nicht länger im Vulgar-Latein schrieb. Da hier nur von Thatsachen gehandelt oder blos das, was in der erwähnten Beziehung geleistet ward, angeführt werden soll, so dürfen wir nicht nachzuweisen versuchen, daß es unmöglich war, Formen zurückzurufen, deren Wesen schon vor Jahrhunderten untergegangen war. Die Beredsamkeit der eleganten Lateiner hatte keinen Gegenstand, weil Miethlinge, Geld und Arglist, nicht Vernunftgründe in politischen Dingen die Entscheidung gaben. Ebenso war es in der Geschichte vergebliche Mühe, die Thatsachen in die Sprache der Bücher einkleiden zu wollen, weil die Sprache des Lebens die höchste Vollkommenheit erreicht hatte, und die großen Geschichtschreiber des folgenden Jahrhunderts traten daher auch lieber in die Spuren eines Dino Compagni und Villani, als in die der guten Latinisten. Mit der Wiederherstellung des Römerthums war es, wie Machia-

velli als Staatsmann mit vollem Rechte sagt, durchaus nichts, so lange sich die Italiäner von gedungenen Schaaren bewachen ließen, und nicht nach alter Sitte jeder Bürger des Staats ein Wehrmann und an Ertragung von Beschwerden gewohnt war.

In Betreff der italiänischen Beredsamkeit des fünfzehnten Jahrhunderts haben wir schon im Vorhergehenden angegeben, warum wir uns bei den Staatsrednern und bei den Verfassern stilistisch gekünstelter Staatsschriften nicht aufhalten wollen. Über die geistliche Beredsamkeit jener Zeit mag eine kurze Bemerkung hinreichen. Die Kanzelpredigt war eine doppelte, nämlich die aus dem vierzehnten Jahrhundert überlieferte und diejenige, welche aus der im fünfzehnten Jahrhundert herrschenden Nacheiferung der alten Römer hervorging. Die Erstere war unter den Italiänern noch vor wenigen Jahren bei den Predigten der Mönche, besonders bei den Fastenpredigten der Kapuziner und Franziskaner in Gebrauch. Diese machten, um das Volk herbeizulocken, die anstößigsten Possenreißereien, und mischten allerlei Geschichten und tolle Einfälle in ihre Predigten. Auch unter uns ist diese Manier, welche von Dante heftig getadelt wird (er nennt es predicar ciance), von einem Abraham a Santa Clara, der jedoch etwas weniger anstößig ist, als die Italiäner, nachgeahmt worden. Wir haben über dieselbe nichts zu sagen. Dagegen wollen wir über die Männer, welche in der zweiten Art von Kanzelberedsamkeit glänzten, einige Bemerkungen machen, weil wenigstens einer von ihnen, Savonarola, eine sehr merkwürdige historische Erscheinung war. Die Prediger der ersten Art waren wenigstens national und natürlich; denn was für uns höchst anstößig und ärgerlich ist, findet der Italiöner lustig und witzig. Die der zweiten Art dagegen halten keine Vergleichung mit den deutschen Kanzelrednern des fünfzehnten Jahrhunderts aus; ihre Mystik ist erkünstelt, ihr Stil und ihre Sprache Bombast, und sie kramen eine lästige Gelehrsamkeit aus. Zwei berühmte Kanzelredner jener Zeit, welche Guarino's Freunde waren, Caraccioli und Bernardino von Siena, gehören der Eine zu den in Abraham's a Santa Clara Manier predigenden Geistlichen, der Andere dagegen, welcher 1450 starb und später unter die Heiligen versetzt wurde (s. S. 222), zu den gelehrt declamirenden. Der Letztere (Bern-

nardino) suchte die Eleganz der Latinität dadurch zu erreichen, daß er alle im kirchlichen Gebrauch geheiligten oder aus der Bibel hergenommenen christlichen Ausdrücke durch ächte römische, aber heidnische ersetzte. Dieses unpassende Streben hat schon dem boshaften Filelfus Gelegenheit gegeben, sich in seinen öffentlichen Vorträgen über das fromme Haschen nach dem Beifall der gelehrten Welt auf bittere Weise lustig zu machen. Filelfus hatte, was sonst bei ihm selten der Fall war, diesmal unstreitig Recht; er wäre aber dafür vom Volke fast gesteinigt worden. Proben von Bernardino's Manier zu geben halten wir nicht für nöthig.

Der bedeutendste und einflußreichste von allen Kanzelrednern jener Zeit war der Dominikaner-Mönch Hieronymus Savonarola, welcher als Prophet, als Redner, als Märtyrer und als Revolutionär berühmt geworden ist. Auf die große politische Rolle, die er zu seinem Unglücke nach Lorenzo's Tod in Florenz spielte, werden wir in der politischen Geschichte der letzten Jahrzehnte des fünfzehnten Jahrhunderts zurückkommen; jetzt kann nur von der Manier und Tendenz seiner geistlichen Reden und von ihrer wunderbaren Wirkung auf das Volk die Rede sein. Pico von Mirandola, Marsilius Ficinus und Neri, die ausgezeichnetsten Männer und Denker ihrer Zeit, waren dem Savonarola mit Freundschaft und Achtung ergeben, und er bewirkte durch seine feurigen Predigten mehr, als alle Fastenprediger und jesuitischen Missionäre jemals haben bewirken können; denn die Florentiner besserten während der zehn Jahre seiner Hauptwirksamkeit ihren Wandel, das freche Laster verschwand, und das Leben ward einfacher. Dies hat selten ein Prediger bewirkt. Savonarola selbst beobachtete, so mächtig er auch in Florenz ward, stets die Ordensregel in seinem Kloster. Er hatte die Bibel studirt, und predigte die biblische Lehre eines thätigen Glaubens und einer aus dem Lebenswandel zu erkennenden Frömmigkeit. Der Eindruck, den seine Lehren machten, war so groß, daß er viele Jahre lang das Orakel des ganzen florentinischen Volkes war, und daß er zuletzt auch für einen Propheten im eigentlichen Sinne des Wortes oder für einen Mann, welcher zufällige Dinge und folglich auch politische Ereignisse mit Sicherheit voraussagen könne, gehalten wurde. Er selbst glaubte, weil er eine lebhafte Phantasie hatte und die Offen-

barung Johannis ebenso fleißig studirte, als die Evangelien, von der Gottheit bevollmächtigt zu sein, Florenz und Italien zu leiten, und er war in der That von seinem Kloster aus der theologische Rathgeber und Regent des florentinischen Volkes, das ihn als einen Heiligen verehrte. Diese Selbsttäuschung führte ihn ebenso irre, wie in unseren Tagen die Bewunderung der Zeitungsschreiber, der Weiber, der Studirenden und aller der Leute, welche die Welt nur aus Büchern kennen oder blos nach Systemen und Büchern beurtheilen, die meisten Professoren und Doctrinäre irre geleitet hat, die sich für Staatsmänner hielten, ohne es zu sein. Savonarola glänzte von 1482 bis 1495 durch seine Predigten und durch seinen Einfluß, sank aber schon 1497, und ward 1498 gehängt und verbrannt, hauptsächlich aus dem Grunde, weil er den Medicis und dem schändlichsten aller Päbste, Alexander VI. aus dem Hause Borgia, trotzig entgegenwirkte und es mit den Franzosen hielt, als diese unter Karl VIII. nach Italien kamen und auf einige Zeit Neapel besetzten. Die Protestanten haben Savonarola für einen Vorläufer Luther's und Calvin's gehalten, und es scheint fast, als wenn Luther selbst sich in ihm geirrt hätte. Savonarola war jedoch im Grunde nur ein apokalyptischer und politischer Schwärmer, welcher zwar gegen das Pabstthum und gegen die römische Kirchenverfassung predigte, aber als Volksredner den unverständigen Dogmen und sogar dem an Götzendienst grenzenden Aberglauben niemals entgegentrat; er erbot sich ja sogar, die Wahrheit seiner Predigt und seiner Weissagungen durch die Feuerprobe entweder in eigener Person oder vermittelst eines seiner fanatisch ergebenen Anhänger zu beweisen, und diese Probe unterblieb nur deshalb, weil die florentinische Obrigkeit blos ein Kreuz und nicht auch das Sacrament mit in das Feuer nehmen lassen wollte. Savonarola war außerdem ein religiöser und moralischer Ochlokrat oder Socialist; er kann also auch schon darum kein Vorläufer von Luther gewesen sein, weil dieser den Gehorsam gegen jede bestehende Obrigkeit predigte. Auch redet Pabst Alexander VI. in seinen Briefen an Savonarola nur von den Prophezeiungen, durch welche seine Plane vereitelt wurden, und sagt durchaus nichts von anderen gefährlichen Irrthümern Savonarola's. Er sei, schreibt Alexander, anfangs ganz überzeugt

gewesen, daß Savonarola ein sehr frommer, gewissenhafter Mann sei und nur in guter Absicht und, um in Gottes Weinberg ein guter Arbeiter zu sein, gepredigt habe (te non praedicasse malo animo, sed potius simplicitate quadam et zelo proficiendi in vinea domini). Savonarola ward daher auch, wie die meisten der unberufenen politischen Propheten und Evangelisten unserer Zeit, erst dann verwünscht, als er den Regierungen im Wege war. Er hatte durch Enthusiasmus und begeisterte Rede die Mönche seines Klosters so sehr für sich eingenommen, daß sie insgesammt sich erboten, für die Wahrheit der sieben ihm zum Vorwurf gemachten Sätze die Feuerprobe zu bestehen. Diese Sätze waren folgende: Die Kirche Gottes bedarf einer Reformation; sie wird schwer gezüchtigt werden; sie wird gereinigt werden; auch Florenz wird, nachdem es hart gezüchtigt worden, ein frommer und wohlgeordneter Staat werden; dann wird die Hoffnung aller Menschen Herzen erfüllen, und die Ungläubigen werden sich zu Christus bekehren; alle diese Dinge werden sich in der allernächsten Zeit ereignen; der Bannfluch, den man in Rom gegen Savonarola ausgesprochen hat, ist nichtig, und Alle, welche ihm nicht nachkommen, sündigen nicht.

Savonarola hat viele erbauliche Bücher geschrieben; wir können uns aber ebensowenig auf eine Prüfung derselben, als auf eine genaue Angabe ihres Inhalts einlassen, sondern wir werden statt dessen, um die beiden Seiten der Beredsamkeit dieses Lamennais des fünfzehnten Jahrhunderts zu bezeichnen, zwei Stellen mittheilen, von welchen die eine nicht einmal aus seinen Schriften gezogen ist, die andere aber seine eigenen Worte enthält. Philipp von Comines, welcher überhaupt sehr günstig von Savonarola urtheilt und sogar seine politischen Prophezeiungen, die Savonarola selbst später für eine Frucht seiner politischen Verbindungen und der freundlichen Mittheilungen von handelnden Personen erklärte, in Schutz nimmt, legt dem Savonarola, als derselbe 1494 im Namen der florentinischen Demokratie den König Karl VIII. von Frankreich bei dessen Einzuge in Florenz begrüßte, folgende Worte in den Mund: „Ziehe ein, ziehe ein mit Vertrauen, komme freudig und triumphirend; denn derjenige, der dich sendet, ist derselbe, der für unsere Erlösung am Holze des Kreuzes triumphirt hat. Doch

höre meine warnenden Worte, o allerchristlichster König! und grabe sie tief in dein Herz. Der Diener Gottes, dem diese Dinge von Gott offenbart sind (hier rühmt Savonarola sich offenbar einer besonderen Beziehung zu Gott und gibt sich für einen Propheten aus, obgleich er später behauptete, er habe dies nie gethan), er warnt dich, der du von seiner göttlichen Majestät gesendet bist, damit du nach Christi Beispiel aller Orten Barmherzigkeit übest, besonders aber in der Stadt Florenz, wo er, wenn auch viele Sünden in derselben sind, doch immer noch viele treue Diener hat sowohl im geistlichen, als im weltlichen Stande. Um ihretwillen mußt du der Stadt schonen, damit sie für dich beten und dir in deinem Kriegsunternehmen beistehe. Der unwürdige Diener Gottes, der in diesem Augenblicke zu dir redet, warnt dich im Namen Gottes und ermahnt dich, mit deiner ganzen Macht zu schützen die Unschuld, die Wittwen, die Waisen, die Armen und vor Allem die Bräute Christi, die in den Klöstern sind, damit du nicht Ursache seist, daß die Zahl der Sünden größer werde; denn dadurch würde die große Macht, welche Gott dir gegeben hat, vermindert werden. Endlich und zum dritten Male ermahnt dich der Diener Gottes, die Beleidigungen, die du erfahren hast, zu vergeben. Glaubst du dich vom florentinischen Volke oder von irgend einem anderen Volke beleidigt, so verzeih' ihnen; denn sie haben aus Unwissenheit gesündigt, weil sie ja nicht wußten, daß du von Gott gesendet bist. Gedenke deines Erlösers, der ans Kreuz geschlagen seinen Mördern vergab! Wenn du dies Alles thust, o König, dann wird Gott dein weltliches Reich groß machen, er wird dir aller Orten den Sieg geben und dich am Ende in sein ewiges, himmlisches Reich aufnehmen.“ Diese Anrede scheint uns freilich trivial und im ganz gewöhnlichen Kanzelton gehalten, auch haben wir Ursache zu glauben, daß König Karl sie ebenso beurtheilte; man muß aber dabei bedenken, daß die Begeisterung des Vortrags und das prophetische Feuer des Redners den gesprochenen Worten ein ganz anderes Gewicht gaben, als die geschriebenen haben können. Sowie die mitgetheilte Stelle uns die christlich politische Beredsamkeit Savonarola's zu erkennen gibt, so wollen wir vermittelst einer anderen Stelle, welche der von ihm selbst herausgegebenen Predigt-Sammlung (Prediche, 1496) entnommen

ist, ein Beispiel seiner den Rednern des Alterthums nachgeahmten Kanzelmanier geben. Er schließt eine seiner Predigten mit folgenden Worten: „Ich kann nicht mehr, mir mangeln die Kräfte, drum schlummere nicht länger, o Herr, an jenem Kreuze dort! Erhöre, o Herr, diese Gebete, schau in das Antlitz deines Gesalbten! O hochherrliche Jungfrau! o Heilige! o Selige des Paradieses! Ihr Engel, ihr Erzengel und du ganzer Hof des Himmels, bittet für uns zum Herrn, daß er nicht zögere, uns zu erhören! Siehst du nicht, Herr (man muß dabei an ein theatralisches Hindeuten auf ein großes Crucifix denken), wie jene bösen Menschen ihre Freude daran haben, unserer zu spotten? Siehst du nicht, wie sie deinen Dienern nicht erlauben, Gutes zu thun? Jeder hat uns zum Hohn, wir sind ein Spott der Welt geworden. Wir haben gebetet; wie viele Thränen haben wir vergossen? Wie viel haben wir geseufzet? Wo ist deine Vorsehung? Wo deine Güte und deine Treu? Ja, wahrlich, zögere nicht, o Herr, damit das ungläubige und traurige Volk nicht sage: Wo ist denn ihr Gott? Wo ist der Gott derjenigen, die so oft sich Büßungen auferlegt, so oft gefastet haben? Du siehst ja, daß die Bösen alle Tage schlimmer werden, daß sie unverbesserlich geworden zu sein scheinen! Strecke aus, reiche her deine Hand, deine Macht! Ich kann nicht mehr. Zu sagen weiß ich nichts, es bleibt mir nichts übrig als zu weinen. Zerfließen möchte ich in Thränen auf dieser Kanzel. Ich bitte nicht, o Herr, daß du mich erhörest um unserer Verdienste willen, nein, um deiner Güte willen, um der Liebe deines Sohnes willen. Hab' Erbarmen mit deiner Heerde, du siehst sie ja hier ganz niedergeschlagen, siehst jeden Einzelnen verfolgt! Liebst du sie nicht, mein Gott? Kamst du nicht für sie in die Welt? Wurdest du nicht für sie ans Kreuz geschlagen und getödtet? Bin ich unwerth, daß du meine Bitte gewährest? Tauge ich nicht zu deinem Werke? Nimm meine Seele, nimm mich aus diesem Leben; was hat aber deine Heerde verbrochen? Nichts, Herr, ich bin der Sünder; aber schaue nicht auf meine Sünden, schaue einmal auf deine Milde, auf deine ewige Güte und erweise uns deine Barmherzigkeit, ja, deine Barmherzigkeit, o Herr!" —

Indem wir einige Gattungen der Volksliteratur, besonders die romantische und satyrische Poesie in italiänischer Sprache, auf die

Darstellung des folgenden Jahrhunderts versparen, fügen wir unserer Übersicht der bewunderungswürdigen im fünfzehnten Jahrhundert unter den Italiänern erwachten literarischen Thätigkeit noch eine kurze Aufzählung der gelehrten Männer bei, welche die Geschichte in der alten klassischen Sprache ihres Landes behandelten. Zum Schlusse werden wir dann noch anschaulich zu machen suchen, wie durch das neu erwachte politische Leben Italiens, durch die Unabhängigkeit aller Staaten von Fremdherrschaft, durch die bestehende Freiheit und durch die von der Freiheit unzertrennlichen Umwälzungen und inneren und äußeren Kriege die ganze Thätigkeit der Wiederhersteller des Studiums und der Bildung des Alterthums auf die Darstellung des Lebens und des Staates ihrer Zeit gelenkt wurde, und wie geistliche und weltliche Schriftsteller sich bemühten, auf die höheren Klassen, welche lieber lateinisch als italiänisch lasen, historisch einzuwirken. Wir verweilen um so lieber dabei, als fast alle zu erwähnenden historischen Schriftsteller zu den Männern gehören, die sich um die Alten unsterblich verdient gemacht haben, deren philologische Verdienste und Arbeiten wir aber dem großen Publikum genau zu beschreiben und zu rühmen nicht wagen dürfen.

Der Zeitordnung nach ist zunächst ein Mann anzuführen, welcher mit einem weit berühmteren italiänischen Gelehrten des sechzehnten Jahrhunderts, der oft zu den Reformatoren gezählt wird, einerlei Namen hatte. Dieser Gelehrte war Peter Paul Vergerio. Er gehörte noch dem vierzehnten Jahrhundert an, weil er schon 1404 gestorben ist. Sein Hauptverdienst betrifft die eigentliche Gelehrsamkeit; wir erwähnen seiner aber nur wegen der von ihm in einem reinen, fließenden Stile verfaßten Geschichte der Herren von Carrara, welche Padua beherrschten. Muratori, welcher diese wichtige Schrift Vergerio's 1730 herausgab, glaubte sie zuerst bekannt gemacht zu haben; sie war aber schon früher (im Thesaurus antiquitatum Italiae vol. VI.) abgedruckt worden. Außer dieser Geschichte gibt es noch viele andere gedruckte und ungedruckte Schriften Vergerio's. — Wichtiger ist in historischer Beziehung der von uns schon öfters genannte edele, für Alles Gute und Wahre begeisterte Kardinal Ambrosius Traversari oder Ambrosius Camaldulensis. Er ward 1386 geboren, und starb, nachdem

er einunddreißig Jahre lang ohne irgend ein Geschäft blos der Wissenschaft gelebt hatte, 1439 eines plötzlichen Todes. Wahrscheinlich kostete der Eifer, mit welchem er die ihm übertragene Reformation der Klöster betrieb, ihm das Leben; wenigstens glaubte das Publikum, daß er durch Mönche vergiftet worden sei, und auch der gute Pabst Nikolaus V. muß nach einem Ausruf, den man ihm in den Mund legt (Ambrosi fili, quis te mihi eripuit? quis ecclesiae lumen adeo intempestive exstinxit?), diese Meinung gehabt haben. Wir erwähnen des Ambrosius, der sich um das Alterthum und namentlich um die Entdeckung der im Mittelalter verlorenen Reste desselben unsterblich verdient gemacht hat, hier besonders wegen zweier Werke. Das eine ist die für die Literargeschichte ganz unschätzbare Beschreibung der von Ambrosius zur Auffindung literarischer Schätze unternommenen Reise (das Hodoporicum), das andere die reiche Sammlung seiner für die innere Geschichte der wiedererwachten Studien höchst wichtigen Briefe. Jene Reisebeschreibung ist erst 1678 gedruckt worden, und nur sehr wenige von den Gelehrten, welche von derselben reden, haben sie auch nur gesehen; die Briefe aber sind sogar erst 1759 erschienen.

Ein Zeitgenosse des Ambrosius war Leonardo Bruni oder, wie er nach seiner Vaterstadt Arezzo gewöhnlich genannt wird, Leonardus Aretinus. Er war gleich jenem ein Schüler des Emanuel Chrysoloras und ein enthusiastischer Bewunderer Petrarcha's. Er stand als Geheimschreiber ebenso bei dem berüchtigten Pabst Johann XXIII., wie früher bei Innocenz VII. in Dienst, begleitete den Ersteren nach Constanz, war nachher Kanzler der Republik Florenz, und starb als solcher 1444 im fünfundsiebenzigsten Lebensjahre. Aretinus schrieb eine Geschichte dessen, was zu seiner Zeit (von 1378 bis 1440) in Italien vorgefallen war, und zwar in einem zierlichen Latein, an welchem jedoch die eigentlichen Latinisten mancherlei auszusetzen haben. Sein berühmtestes Werk aber ist seine florentinische Geschichte. Obgleich wir dasselbe nicht gerade für das wichtigste halten, so ist es doch sehr bedeutend und für den Forscher unentbehrlich, weil Aretinus Kanzler der Republik Florenz war. Diese florentinische Geschichte, welche mit dem Jahre 1402 beginnt und ursprünglich lateinisch geschrieben

war, ist lange Zeit ungedruckt geblieben, und bis zum Jahre 1610, wo sie zuerst in Straßburg erschien, galt die von Acciajuoli verfertigte italiänische Übersetzung derselben als Original. Es ist in diesem Werke Aretin's, was auch die Latinisten sagen mögen, unstreitig ein reiner, durchdachter und klarer Vortrag. Eine andere Arbeit Aretin's, seine Übersetzung von Prokop's gothischem Kriege, beweist leider, wie wenig die Moralität aller der großen Männer, welche sich damals in Italien einen unsterblichen Namen und ein Recht auf unser Aller und der späten Nachwelt Dankbarkeit erwarben, ihren Kenntnissen und ihrem Ruhme entsprach. Diese Übersetzung ward nämlich von Aretinus, also von einem Kabinetssecretär des Pabstes und Kanzler der Republik Florenz, für eine Originalarbeit ausgegeben, so daß er, als mehrere Jahre nachher die griechische Urschrift im Abendlande bekannt wurde, als ein schändlicher Betrüger dastand. Gleichwohl sind die Verdienste dieses Mannes unleugbar. In Betreff seiner übrigen Schriften dürfen wir nicht unerwähnt lassen, daß er sich durch die in seiner Muttersprache geschriebenen Lebensbeschreibungen des Dante und des Petrarcha ein großes Verdienst um die italiänische Literatur erworben hat. Wenn übrigens Aeneas Sylvius behauptet, daß seit des Lactantius Zeit niemand dem Style Cicero's so nahe gekommen sei, als Aretinus, so wird freilich jeder, der den Lactantius gelesen hat und seine Art den Cicero nachzuäffen kennt, keine große Bedeutung auf dieses Lob legen; allein wir können versichern, daß doch in Aretin's Sprache mehr Mark, Nerv und Kraft ist, als in der des Lactantius.

Die Verdienste eines anderen Schülers von Emanuel Chrysoloras, des Bracciolini Poggio, welcher 1380 geboren war, haben wir schon früher (S. 454) berührt, als von seinen Bemühungen um die Aufsuchung verlorner Schriften des Alterthums die Rede war. Hier gedenken wir seiner nur in Betreff einer von ihm verfaßten historischen Schrift. Dies ist seine florentinische Geschichte, welche mit den ältesten Zeiten beginnt, von der er jedoch selbst bemerklich macht, daß er auf die in ihr behandelte Geschichte seiner Zeit den größten Werth lege (Historiae Florentinae a primis initiis urbis, sed speciatim ab anno 1350 usque ad annum 1455). Das Buch würde viel

besser und brauchbarer geworden sein, wenn sich Poggio nicht von einer übertriebenen Sorge für gutes Latein und für die Zierlichkeit des Stils hätte beherrschen lassen. Unsere Aufmerksamkeit wird in Folge davon immer von den Sachen, in welchen Aretinus noch dazu sehr parteiisch ist, auf den redekünstelnden Verfasser gelenkt. Obgleich die Latinität ein Hauptvorzug von Poggio's Werk war, so wurde doch nicht das lateinische Original, sondern nur die italiänische Übersetzung zuerst bekannt. Diese haben Viele und unter ihnen sogar der gelehrte Fabricius dem Poggio selbst zugeschrieben; es ist aber jetzt allgemein bekannt, daß sie von seinem Sohne Jakob verfaßt worden ist. Sie ward im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert oft gedruckt; das Original selbst dagegen ist erst im achtzehnten (1715 zu Florenz) erschienen. Wir dürfen schließlich nicht übergehen, daß Poggio ebenso, wie Leonardus Aretinus, den Feinden der Aufklärung Anlaß zu der Behauptung gegeben hat, die Ruhmbegierde und sogar die ausgezeichneten Talente und Kenntnisse der Gelehrten wären eine Pest für die Sittenzucht: eine Behauptung, zu deren Begründung man unter den Deutschen des folgenden Jahrhunderts auch Ulrich von Hutten angeführt hat. Poggio hatte nämlich so viele gelehrte Streitigkeiten, daß man besondere Bücher über dieselben schreiben könnte. Er war fast mit allen den Männern, welche gleich ihm die Bildung und den Stil der Alten wieder ins Leben riefen, im heftigsten Kriege. Gegen Filelfus, Nicolo Nicoli, Laurentius Valla und Nicolo Perotti, die ihm freilich ebenfalls nichts schuldig blieben, schrieb er vier geharnischte Reden (Invectivas), in welchen alles erschöpft ist, was ein Gelehrter dem anderen zur Last legen und andichten kann, um seinem Gegner alle Ehre und jedes Verdienst abzuschneiden. Mit derselben Bosheit hat Poggio noch wenigstens zwanzig andere Gelehrte bekriegt und herabgesetzt. Es ist daher auch kein Wunder, daß er als siebenzigjähriger Mann in einem literarhistorisch sehr merkwürdigen Buche (Facetiae de infelicitate principum, de miseria conditionis humanae) über das Unglück und Elend der Gelehrten klagt, anstatt zu sagen, daß in den Stürmen des Lebens und beim Erlöschen der Leidenschaften im hohen Alter der Hafen der Wissenschaft die schönste Ruhe gewähre.

Weil zu jener Zeit für uralte Geschichte, bei der man nach Belieben faseln und dichten kann, in ganz Italien ein ebenso großer Enthusiasmus und für die aus Bruchstücken, Fabeln und Mythen Geschichte schaffenden Gelehrten ebenso viel Interesse und Bewunderung erwacht war, als vor zwanzig bis dreißig Jahren unter uns, so benutzte dies ein Gelehrter, welcher in Rom eine angesehene Stelle bekleidete, mit gleicher Unverschämtheit, wie neulich unter uns der Herausgeber eines vorgeblichen Sanchuniathon dasselbe gethan hat. Dieser Betrüger oder Betrogene — darüber wollen wir nicht entscheiden — war Johann Nanni oder, wie er mit seinem latinisirten Namen heißt, Annius von Viterbo. Er machte zum Staunen aller Welt plötzlich eine ganze Reihe vorgeblicher Fragmente von Berosus, Fabius Pictor, Mirsilius Lesbius, Sempronius, Archilochus, Cato, Megasthenes u. A. als Beiträge zur Urgeschichte bekannt (Antiquitatum variarum volumina XVII cum commentariis Fr Joannis Annii Viterbiensis, Romae 1498). Diese im Alterthum selbst ganz unbekannten historischen Documente erregten ein so großes Aufsehen und täuschten so viele Leichtgläubige, daß endlich die gelehrtesten Männer jener Zeit, namentlich Marcus Antonius Sabellicus, Peter Crinitus und der grundgelehrte Raphael Volaterranus, eine kritische Prüfung derselben anstellten. Die Sache wurde durch die genannten Männer so gründlich geprüft und der Betrug so klar im Einzelnen nachgewiesen, daß man kaum begreifen kann, wie mehrere achtbare Gelehrten unserer Zeit und unter ihnen der dänische Bischof Münter aufs neue die Frage haben aufwerfen können, ob nicht doch vielleicht jenes Buch Nanni's ächte Reste enthalte. Nanni selbst hat sich nie über die Sache geäußert. Übrigens ist in die früheren Geschichtsbücher, deren Verfasser von jenen Kritiken nichts wußten, Vieles aus Nanni's Werk aufgenommen worden.

Neben diesen Mann, der sich durch schriftstellerischen Trug einen literarischen Ruhm erwarb, stellen wir einen anderen Gelehrten, der sich durch Trug im Kabinet das Pabstthum verschaffte. Dies ist Aeneas Sylvius Piccolomini oder, wie er später als Pabst hieß, Pius II. Er war unstreitig der bedeutendste unter den Historikern des fünfzehnten Jahrhunderts, welche in dem Stil, der Manier und der Sprache der alten Römer zu schreiben versuchten.

Aeneas Sylvius war 1405 im Sienesischen geboren, hatte zuerst in Siena studiert, und war nachher in Mailand von Filelfus unterrichtet worden. Dieser hatte ihn besonders zum Stilisten, zugleich aber auch zum Gelehrten und Geschäftsmann gebildet, weil man damals überall klassisch gebildete Gelehrte zu diplomatischen und anderen Staats-Geschäften gebrauchte. Aeneas Sylvius arbeitete später eifrig für die Zwecke des Baseler Conciliums, bis er in die Dienste eines ganz päbstlichen Kardinals (Albergati) trat. Dieser gebrauchte ihn zu mancherlei Geschäften an verschiedenen Höfen, und Aeneas Sylvius erwarb sich damals auf seinen vielen Reisen jene genaue Kenntniß aller europäischen Länder und Verhältnisse, die seinen historischen Arbeiten einen so ausgezeichneten Werth gibt. Seine weiteren Schicksale und Geschäfte und die Wirkung, welche seine Schlauheit zu Gunsten des Pabstes und zum Nachtheil der deutschen Kirche hatte, sind bereits oben angegeben worden. Wir gehen daher sogleich zur Aufzählung seiner historischen Arbeiten über, bemerken aber vorher noch, daß Aeneas Sylvius, der in jeder Rücksicht ein guter Hofmann war, auch für den Zeitvertreib und für Damen, welche damals noch Latein verstanden, Bücher geschrieben hat. Zu diesen Büchern rechnen wir seine zarte, theils in Herametern, theils in elegischen Versen abgefaßte Geschichte des Pyramus und der Thisbe, sowie seinen weit mehr bekannten, von uns bereits (S. 222 f.) erwähnten Roman von den Liebschaften des alten Kaisers Siegmund und seines Kanzlers Kaspar Schlick (Historia amorum Euryali et Lucretiae), welchen Hahn 1724 in einer Sammlung lateinischer urkundlichen Nachrichten sonderbarer Weise nicht im eleganten Original, sondern in einer holperigen deutschen Übersetzung drucken ließ. Was des Aeneas Sylvius historische Werke betrifft, so wollte er anfangs eine allgemeine Geschichte von Europa in lateinischer Sprache schreiben, und er wäre dazu unstreitig mehr befähigt und berechtigt gewesen, als der Franzose de Thou, welcher dies im sechzehnten Jahrhundert that und ebenfalls ein gutes Latein schrieb; denn Aeneas Sylvius hatte alle Länder Europa's, selbst Schottland und Ungarn, durchreist, einige sogar mehrmals besucht und Alles mit eigenen Augen gesehen. Er gab jedoch später diesen umfassenden Plan wieder auf, und schrieb nur die Geschichte Italiens, soweit er selbst sie erlebt hatte.

Dieses Werk ist weder jemals unter seinem Namen erschienen, noch seinen Werken einverleibt worden. Es ward erst hundertzwanzig Jahre nach seinem Tode unter dem Namen seines Geheimschreibers Johann Gobelinus herausgegeben (Gobelini commentarii rerum memorabilium, quae Pii II. temporibus contigerunt, Romae 1584), wobei Franz Bandini die Revision hatte; später (1614) erschien es zu Frankfurt mit einer Fortsetzung von Jakob Piccolomini und mit dessen Briefen. Dieses Buch ist klassisch geschrieben, würdig gehalten, unparteiisch und ächt pragmatisch, ohne daß Aeneas Sylvius gleich den Franzosen den Pragmatismus zu weit ausdehnt. Ebendasselbe gilt von seiner Geschichte der hussitischen Unruhen (Historia Bohemica). Wenn Aeneas Sylvius, welcher selbst ein Hauptgegner der Hussiten war, in diesem Werke auch weiter keinen Beweis von Unparteilichkeit und reinem historischen Sinne gegeben hätte, als daß er den oben (S. 158) angeführten Brief Poggio's über das Märtyrerthum von Huß und Hieronymus aufgenommen hat, so würde dies allein hinreichen, um zu zeigen, wie hoch er über seiner Zeit stand. Es ist nur zu beklagen, daß Aeneas Sylvius so vieles von dem, was er als freier Mann geschrieben hatte, später als Geschäftsmann, besonders aber nachdem er Bischof und unter dem Namen Pius II. Pabst geworden war, nicht blos zurücknahm und verdammte, sondern verstümmelte und unterdrückte. Dies gilt besonders von seinen Briefen, welche als Geschäftsbriefe eines Mannes, der vom Kaiser und vom Pabst als ein Orakel angesehen wurde, für die innere Geschichte der Zeit von der größten Bedeutung sind. Übrigens fehlen in den besonderen Ausgaben seiner Briefe aus leicht begreiflichen Gründen oft gerade die wichtigsten; doch sind die meisten gedruckt vorhanden. Wo die einzelnen, besonders diejenigen, welche das deutsche Concordat betreffen, zu finden sind, gehört nicht hieher; ein Theil liegt z. B. noch ungedruckt auf der Laurenzischen Bibliothek in Florenz.

Des Aeneas Sylvius Arbeit über das Baseler Concilium (Libri tres de concilio Basileensi) war ihm selbst sein ganzes Leben hindurch ebenso sehr ein Ärgerniß, als heut' zu Tage den meisten der vom Republikanismus zum Absolutismus übergetretenen Schriftsteller ihre früheren Schriften oder dem Herrn Odillon-Barrot seine vor dem Jahre 1849 gehaltenen Reden sind, deren Auszüge

er alle Tage in der Zeitung la Presse lesen muß. Auch hat Aeneas Sylvius alles, worüber sich die Gegner des römischen Stuhls freuen oder die Mönche und Pfaffen ärgern konnten, später mehrfach widerrufen und für anstößig und ärgerlich erklärt, sowie seine Schuld in dieser Hinsicht anerkannt und beklagt. Die Protestanten haben sich aber an seine Reue nicht gekehrt, sondern jene Schrift wiederholt abdrucken lassen und sich gegen den befangenen Pabst auf den unbefangenen und gelehrten Aeneas Sylvius gestützt, welcher die Vertheidigung des Baseler Conciliums meisterhaft geführt hatte. Eine andere Schrift, die von Böcler und Kulpis 1685 herausgegebene Beschreibung der Thaten des Kaisers Friedrich III. (Historia rerum gestarum Friderici III.), ist von geringem Werthe, woran theils die ganz unbedeutenden Thaten und der armselige Charakter Friedrich's, theils der Umstand schuld ist, daß der Verfasser als Kardinal rathsam fand, vieles von dem, was er als Geheimschreiber des Kaisers geschrieben hatte, wieder auszustreichen. Um recht deutlich zu sehen, wie es sich hiermit verhält, muß man diejenige Ausgabe des Buches vergleichen, welche Kollar (im zweiten Bande seiner Analecta omnis aevi ex manuscriptis bibliothecae Vindobonensis vol. II. unter dem Titel Historia Austriae) hat drucken lassen. Ebenso ist auch eine andere Schrift, das Fünfgespräch über Angelegenheiten des Reiches und der Kirche (Pentalogus de rebus ecclesiae et imperii), dem Verfasser später sehr ärgerlich gewesen. Aeneas Sylvius führt nämlich in dieser Schrift seinen Kaiser Friedrich, den Grafen von Bassano (Kaspar Schlick), sich selbst und zwei erdichtete Personen redend ein, und legt sich unter Andern folgende merkwürdige Worte in den Mund, in welchen er als Rathgeber des Kaisers diesem und seinem Kanzler den vortrefflichsten Rath gegen die italiänische, ihm selbst als einem Italiäner am besten bekannte Politik der Päbste ertheilt. „Man muß, sagt er, immer mit einem Concilium drohen und das eine nicht eher auseinander gehen lassen, als bis dasselbe ein anderes anberaumt hat, welches sich nach fünf oder nach zehn Jahren versammeln soll. Die Päbste werden sich dann aus Furcht vor solchen Concilien mehr in Acht nehmen, besonders wenn man diese in Deutschland halten läßt.“ Die Schrift des Aeneas Sylvius über die Lage Europa's zur Zeit Friedrich's III. (De statu Europae sub Fride-

rico III.), die sich zugleich mit einigen von ihrem Verfasser im Dienste Friedrich's gehaltenen Reden in Struve's Sammlung der Schriftsteller über deutsche Geschichte findet, ist besonders für die Geschichte der deutschen Sitten des fünfzehnten Jahrhunderts von Bedeutung. Sie gibt eine unterhaltende Übersicht der Lage, der Sitten und des Zustandes der verschiedenen europäischen Staaten, welche Aeneas Sylvius größtentheils selbst besucht hatte. In Bezug auf Deutschland insbesondere gibt sie uns Nachricht von manchen ganz sonderbaren, jetzt schon längst spurlos verschwundenen Einrichtungen in einzelnen Städten und Ländchen unseres Vaterlandes. Man vergleiche z. B. nur das Kapitel über Thüringen. Auch eine Beschreibung von Europa und Kleinasien, welche durch die überall in die bloße Chorographie eingewebte Geschichte anziehend gemacht ist, hat Aeneas Sylvius unter dem Namen Kosmographie verfaßt. Was er über Alphons den Weisen geschrieben hat (s. S. 374 und 480), ist wenigstens unterhaltend und geistreich.

Nach Aeneas Sylvius ist zunächst Peter Candidus December zu nennen. Er hatte anfangs bei den Visconti's in Mailand Unterhalt und Schutz gefunden, und nach Philipp Maria Visconti's Tode (1447) that er alles, was er konnte, um die damals in Mailand wieder errichtete Republik (s. S. 386 ff.) zu erhalten. Als die Stadt gleichwohl zuletzt Franz Sforza als ihren Herrn anerkennen mußte, lehnte December den ihm ertheilten Auftrag, die Schlüssel derselben dem neuen Herrscher zu überreichen, ab und entfernte sich aus Mailand. Pabst Nikolaus V. nahm ihn freundlich auf und gab ihm ein Ämtchen (die Stelle eines Secretarius apostolicus). Doch kehrte Candidus December später wieder nach Mailand zurück, wo er 1477 starb. Er gehörte zu den Gelehrten, welche die Geschichte ihrer Zeit in römischer Sprache niederschrieben, weil sie hofften, sie würden mit der Wiederherstellung der alten Sprache auch römische Gesinnung und Freiheit nach Italien zurückführen können. Er schrieb ein Leben des Philipp Maria Visconti, das früh gedruckt wurde, und ein Leben des Franz Sforza, welches Muratori erst im achtzehnten Jahrhundert herausgegeben hat. Candidus December wählte sich ein nach unserer Meinung unglückliches Muster aus der späteren römischen Zeit, den Suetonius, dessen Ruf unstreitig größer war

als sein Verdienst (s. Th. IV. S. 343); dieses Muster hat er aber an vielen Stellen glücklich erreicht. Gleich dem Suetonius schildert auch Candidus December oft das Leben historisch bedeutender Personen von einer Seite her, die mit dem öffentlichen Leben derselben nur in geringer Beziehung steht. Er hat daher, wie Suetonius, eine Anzahl von Anekdoten aufbewahrt, welche, weil sie leicht zu erfinden und schwer zu prüfen sind, wahr sein können oder auch nicht, die aber der Bosheit und dem Neide der Menschen willkommen sind, und deshalb geglaubt und eifrig fortgepflanzt werden. Freilich hat er dadurch auch, wie unter den Römern Suetonius, unter den Franzosen der Düc de St. Simon und unter den Deutschen die Tochter Friedrich Wilhelm's I., eine Seite des Lebens seiner Zeit ans Licht gebracht, welche wir ohne ihn nicht kennen würden. — Des Candidus December Zeitgenosse, Merula, war ebenfalls ein guter Latinist und Philolog aus der Schule des Filelfus. Mit diesem war er lange sehr befreundet, nachher geriethen aber Beide mit einander in einen heftigen Federkrieg und schimpften sich sehr arg. Ein Hauptpunkt ihres Streites war die Frage, ob die Osmanen im Lateinischen Turci oder Turcae genannt werden müßten. Man könnte schon aus diesem Umstande schließen, daß Merula ein sehr gelehrter Philolog und Grammatiker gewesen sein muß. Seine Hauptverdienste betreffen die Philologie, seine Hauptarbeiten bestanden in grammatischer Erklärung oder Übersetzung alter Schriftsteller, und das höchste Ziel seines Strebens war ein guter lateinischer Stil. Man wird es daher auch natürlich finden, daß er die ältere Geschichte der Visconti's (Libri decem antiquitatis vicecomitum Mediolanensium bis zum Jahre 1323) schrieb, und daß man dieses Buch nicht lesen darf, ohne dabei die Quelle zu vergleichen. Merula vernachlässigte nämlich nicht allein über dem Stil die Sache, sondern er war auch unverschämt genug, das, was urkundliche Nachrichten über den Ursprung der Visconti's nicht berichteten, willkürlich hinzuzusetzen. Lesen läßt er sich jedoch viel besser, als sein Landsmann Cori, welcher denselben Gegenstand italiänisch behandelt hat und matt und kraftlos schreibt, nichtsdestoweniger aber dem Forscher unentbehrlich ist. Merula's Werk ist nachher von Tristan Calchi umgearbeitet worden; über diese Arbeit können

wir jedoch hier nicht reden, weil wir keine Literatur der Geschichte schreiben. Glücklicher, als in der älteren Geschichte der Visconti's, war Merula in einem anderen Werke, weil dasselbe nicht vor allem Anderen Forschung, sondern blos Stil forderte. Dies ist seine lateinische Geschichte der tapferen Vertheidigung von Scodra durch die Venetianer gegen die Türken im Jahre 1474 (Bellum Scodrense): ein Werk der Beredsamkeit, welches zu Merula's Zeit eine außerordentliche Wirkung hatte und ganz Italien zu einer wetteifernden Anstrengung im Kampfe für christliche Civilisation gegen unchristliche Barbaren anfeuerte, wie sie durch eine treue historische Erzählung niemals würde hervorgebracht worden sein. Merula's Geschichte des Kampfes um Scodra wirkte ebenso auf seine Zeitgenossen, wie die historischen Traditionen und Lieder, aus welchen Livius schöpfte, auf die alten römischen Helden und Bonaparte's Bülletins auf seine Garden gewirkt haben. —

Von der erzählenden Dichtung in der Nationalsprache der Italiäner werden wir erst bei der Darstellung des sechzehnten Jahrhunderts handeln; dagegen wollen wir hier zum Schlusse noch eines Mannes gedenken, welcher als Dichter und als Redner gepriesen ward, als Kenner des geistlichen Rechtes ausgezeichnet war und von seiner Kenntniß desselben einen vortrefflichen Gebrauch gemacht hat. Dieser Mann ist Antonius Panormita. Er war in der sicilianischen Stadt Panormus oder Palermo geboren, lehrte aber an verschiedenen Orten des nördlichen Italiens, z. B. in Parma, Piacenza, Bologna und Padua, und kam zuletzt zu den Visconti's nach Mailand. Hier machte er die Bekanntschaft des Königs Alphons V., als derselbe in Philipp Maria Visconti's Gefangenschaft gerathen war (s. S. 354 f.). Er trat in die Dienste dieses Königs, ward dessen vertrauter Freund, und übernahm als ausgezeichneter Redner, Kenner des Rechts und Meister des Stils für ihn viele Gesandtschaften an die Genuesen, die Venetianer, den Kaiser Friedrich III. und andere Fürsten und Regierungen. Er war ein sehr geistreicher und witziger Mann, und nahm theils unmittelbar, theils mittelbar durch seine Bekanntschaften an allen wichtigen Angelegenheiten Theil, welche zu seiner Zeit verhandelt wurden. Auch auf dem Baseler Concilium übte er als Vertheidiger der Kirche gegen den Pabst großen Einfluß.

Seine Briefe sind für die innere Geschichte der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts von der größten Bedeutung; nur sind sie schwer zu benutzen, weil sowohl diejenige Ausgabe, welche zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts ohne Angabe der Jahres und Druckorts erschienen ist, als die 1553 in Venedig gedruckte sehr selten ist. Desto mehr ist seine vortrefflich ausgewählte und durch guten Vortrag ausgezeichnete Sammlung von Anekdoten des Königs Alphons V. (De dictis et factis Alphonsi) verbreitet. In diesem Buche hat Antonius Panormita witzige Äußerungen, edle Handlungen und schöne Charakterzüge des ihm befreundeten Königs zusammengetragen. Aeneas Sylvius hat noch eine Anzahl anderer Anekdoten von Alphons, sowie ähnliche Erzählungen von anderen edlen Männern beigefügt. Diese Zusätze (Aeneae Sylvii commentarius in Antonium Panormitanum de rebus gestis Alphonsi Sapientis) wurden nachher stets dem Buche des Antonius Panormita beigedruckt, und beide Schriften zusammen sind seit 1538, wo sie zum ersten Male mit einander verbunden erschienen, als unterhaltendes Lesebuch oft wieder aufgelegt worden.

Inhalt.

Geschichte der neueren Zeit.

Seite

Druckfehler.

Band I.

S. 45. Z. 8. v. u. l. „Familien" st. „Familie".
„ 274. „ 7. streiche das „I." bei dem Worte „Agis".
„ 460. „ 10. l. „Tragödien" st. „Komödien".

Band II.

S. 382. Z. 1. l. „Acesines" st. „Acesimes".
„ 422. „ 1. v. u. l. „einem gewissen Neleus von Skepsis" st. „einem gewissen Skepsis".

Band III.

S. 14. Z. 5. v. u. l. „Mithridates VI." st. „Mithridates IV."
„ 272. „ 14. v. u. l. „bürgerlichen" st. „gebürrlichen".
„ 278. „ 19. l. „sein College" st. „seine Collegen".
„ 305. „ 1. v. u. l. „Theron" st. „Hiero I."

Band IV.

S. 206. Z. 13. v. u. l. „welche an der campanischen Küste von Puteoli nach Bajä führte" st. „welche von der campanischen Küste nach der Insel Bajä führte".
„ 383. „ 11. l. „Julianus" st. „Julius".
„ 513. „ 18. l. „Jovinus" st. „Jovius".

Band V.

S. 249. Z. 6. l. „Boëthius" st. „Böethius".

Band VII.

S. 490. Z. 8. l. „Pabst" st. „Past".

Band VIII.

S. 272. Z. 18. streiche das Semikolon.

Band IX.

S. 14. Z. 14. l. „Fulko“ st. „Falko“.
„ 32. „ 12. v. u. l. „Akindschi“ st. „Akiudschi“.
„ 36. „ 15. l. „streifenden“ st. „streichenden“.
„ 99. „ 15. v. u. setze vor und nach dem Worte „Demetrius“ ein Komma.
„ 125. „ 1. l. „Deutsche Geschichte bis zur Mitte des Jahrhunderts“ st. „Deutsche und italiänische Geschichten“.
„ 128. „ 9. v. u. l. „die beiden Burggrafen Friedrich und Johann von Nürnberg“ st. „den Burggrafen Johann“.
„ 133. „ 13. l. „dann“ st. „denn“.
„ 139. „ 17. v. u. l. „Pelzel“ st. „Petzel“.
„ 168. „ 11. l. „Johanna“ st. Johanns“.
„ 188. „ 7. v. u. setze „sollten“ nach „werden“.
„ 191. „ 10. v. u. l. „1420“ st. „1419“.
„ 370. „ 14. v. u. l. „Bruder“ st. „Sohn“.


3 9015 06398 0273
UNIVERSITY OF MICHIGAN

